UNIVERSITY
OF
TORONTO

P476S

Pestalozzi's sämtliche Werke.

Herausgegeben

von

Dr. L. W. Seyffarth,

Pastor prim. an der Liebfrauenkirche zu Liegnitz.

Siebenter Band.

985-15
23/9/09

Liegnitz.

Druck und Verlag von Carl Seyffarth.

1901.

Inhaltsverzeichnis des siebenten Bandes.

Lienhard und Gertrud.

Ausgabe 1790—92.

Erster Teil. Seite

Einleitung 3
1. Eine Frau im Elend, und ein Herr, der helfen will 5
2 Ein Unmensch erscheint 8
3. Er will Meister bleiben 15
4. Ein geretteter Mann 23
5. Selbstsucht mit Weibergalle 24
6. Der Vogt hat Arbeit 26
7. Ein Sterbebett 26
8. Eine Reihe geschilderter Menschen 32
9. Sein heiliger Abend 43
10. Auch hier ist heiliger Abend 47
11. Aus einer Predigt 52
12. Die Wirkung der Wahrheit auf Menschen, die ohne Liebe sind . 54
13. Es fällt eine Larve herunter 57
14. Der Einfluß der Gutmütigkeit auf das Menschenglück 60
15. Er versucht's zum letztenmal, Meister zu werden 65
16. Es nahen sich für den Unmensch verdiente Plagen 71
17. Die Hauptgesichtspunkte des Buchs nähern sich und die Sachen nehmen eine andre Wendung 81
18. Die Fülle der Bosheit und Teufelsfurcht bei einander 88
19. Seine Kraft besteht in seiner Menschlichkeit 95
20. Der Mensch wird leicht hart und im Elend führt Schwäche zur Sinnlosigkeit 98
21. Der Verfasser lenkt gegen die Fundamente der Volksgesetzgebung 102
22. Näherung zum Hauptgrundsatz des Buchs 113
23. Die Schwierigkeiten der Volksverbesserung fangen an sich darzustellen 113
24. Sie suchen beim Teufel Hilfe und dann beim neuen Untervogt . 118
25. Arners Vaterherz 120
26. Gutmütigkeit ist dem Schurken wie eine Lockspeise zur Frechheit . 121
27. Ein Schelm, aber für den Gesetzgeber ein wichtiger Mann . . . 122
28. Es thut gar schwachen Leuten nicht wohl, wenn man sie zu obrigkeitlichen Personen macht 123

Zweiter Teil 129
1. Wie viel der Lump und der Schelm thut, um nicht so zu heißen 131
2. Wieder der schwache Vogt 133

Seite

3. Die Form der öffentlichen Gerechtigkeit ist vielen großen Schelmen im Land ihr höchster und bester Trost im Leben bis zum Sterben 134
4. Auch die Weiber bestreiten Arnern sein Polizeirecht und die Männer thun noch etwas schlimmeres dagegen 136
5. Er macht die Blinden sehen 139
6. Sie sehen jetzt, daß er Meister worden 143
7. Ein Bild von tiefem Menschenelend 145
8. Vieler Menschen Sorgen 146
9. Vorfragen zur Errichtung einer guten Bauernschule 148
10. Ein Bergbauer, der das Kind mit dem Bade ausschüttet 149
11. Ein Mann, den man nicht in diesem Dorf suchte 151
12. Was ein einziger Mensch mit Arbeitskenntnis, Ordnung und guten Sitten zum Glück seiner Nebenmenschen beitragen kann . . . 155
13. Auch den Alten bringt sie in Ordnung 159
14. Ein Heiratsantrag, — nicht von einem Mann 160
15. Ein Volkserzieher neben einer Bauernfrau 161
16. Ein Versuch, einen größern Stein des Anstoßes in vielen Dingen aus dem Wege zu räumen 164
17. Der Gesetzgeber steigt von seinen Höhen zu Ziegenbubenordnungen und zu kleinen Kreuzerersparnissen herunter 167
18. Hindernisse, die dem Endzwecke, dem Volk zu helfen, immer im Wege stehen 168
19. Fortsetzung. Hindernisse von Müttern selbst 169
20. Fortsetzung. Noch einmal Hindernisse, — von den Reichen . . . 170
21. Ein Gesetzgeber muß Hilfsmittel von dieser Art nicht übersehen . 170
22. Eine Dorffrau, die nicht standesgemäß handelt 172
23. Drei Pfarrer, ein Vikari, und viele Irrtümer 172
24. Der Unterschied zwischen Salz und Arsenik ist nicht größer . . . 174
25. Herzklopfen, Sinnesänderungen, Wortverdrehungen, Unverschämtheiten und andre Heiratsbewegungen 175
26. Einlenkung zur bürgerlichen Freiheit, mit Festhaltung des stehenden Fußes der Dinge und der positiven Rechte aller Klassen der Menschen 179
27. Viele arme Leute und eine von der Gesetzgebung notorisch verderbte Frau 181
28. Drei gute Frauen und die Tochter eines Mannes, der sich selbst entleibt hat 185
29. Vaterempfindungen, und eine Milchsuppe 188
30. Hoher Sinn des wahren Adels und die Feier des Vaternamens 190
31. Eine Weiberarbeit, die ganz eigentlich ins Fach der Gesetzgebung gehört 191
32. Eines guten Mannes Tochter auf seinem Grab 194
33. Ein nichtswürdiger Minister neben einem edeln Fürsten 196
34. Vorzügliche Gesichtspunkte bei der Erziehung des Landvolks . . 198
35. Vollendung auch des Schlechtesten ist Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit führt unendlich weit 202
36. Bauernerfahrungen in aller Einfalt benutzt 206
37. Von der Weitläufigkeit im Religionsunterricht und vom Prädikantenübel 209
38. Eines guten Mannes Art, Bauernmeinungen zu bestreiten . . . 210
39. Einfluß des Schulmeisterhandwerks auf die innerste Stimmung schwacher und schlechter Menschen 212
40. Die Kraft des Wirtshauses auf den Volksgeist 214
41. Ein Stein des Anstoßes und ein Versuch, ihn zu heben 215
42. Sorgfalt wirkt im ganzen vielleicht mehr Gutes, als Kraft . . . 219
43. Undelikatesse und Standesirrtümer adliger Leute 223

Seite

44. Auch dieses noch 229
45. Der gute Pfarrer versucht das Unmögliche 231
46. Zyklopengrundsätze in allen Ständen 235
47. Hauptsachen 239
48. Der höchste Zweck der Menschenreligion ist harmonisches Gleichgewicht seiner Kräfte 242
49. Von der wahren Erkenntnis Gottes 244

Dritter Teil 249

1. Neue Hindernisse 251
2. Tyrannei und Menschlichkeit 254
3. Ein Brief mit seinen Folgen 256
4. Die Sache nimmt eine andre Wendung 257
5. Ein gewagtes Spiel, das verloren geht 258
6. Die traurigste Folge ihrer Bosheit 260
7. Ein Bild aus der Vorzeit 261
8. Viele Menschen wünschen Arners Tod 263
9. Ein böses Weib macht einen guten Menschen glücklich 264
10. Eine gestrandete Hoffnung 266
11. Es zeigt sich, daß sein Werk Wurzeln hat 267
12. Es ist bei solchen Leuten, wo ein Herrschaftsherr wahre Hilfe zur Volksbildung findet 269
13. Verzweiflung und Menschennatur 270
14. Regierungswahrheiten und Täuschungen 271
15. Ein Charlatan beim Krankenbett und ein Staatsminister in einer Schule 273
16. Es wird jetzt wieder viel anders 275
17. Der Edelmann wieder im reinsten Verhältnis gegen seine Unterthanen 276
18. Ein Rittersaal mit Spiegeln, wie es wenige gibt 278
19. Er erlöst eine oberkeitliche Person 281
20. Eine neue Vogtswahl 282
21. Anfangsgründe der Volksgesetzgebung und der Volksbildung . . 285
22. Der Bauern Urteil über diese Anfangsgründe 288
23. Volksphilosophie über Verbrechen. 1. Diebstahl. 2. Unzucht. 3. Wucher. 4. Mord. 5. Aufruhr 290
24. Die Philosophie des Buchs 294
25. Arners Fest 295
26. Eine Hochzeit 297
27. Arners Gesetzgebung 298
28. Der Mittelpunkt seiner gesetzgeberischen Vorkehrungen 301
29. Seine Gerechtigkeitspflege 302
30. Fortsetzung seiner Rechtspflege und Prozeßform 304
31. Seine Gesetzgebung über den Diebstahl 306
32. Seine Gesetzgebung wider die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes 308
33 Seine Gesetzgebung wider den Wucher, den Mord und den Aufruhr 310
34. Seine Gesetzgebung in Absicht auf die Religion 311
35. Ein Blick auf das Wesen der Sache 312
36. Die Unterordnung der Religionslehre unter eine höhere Polizei . 314
37. Der letzte Feind, der nicht abgethan wird 318
38. Ein Bauer, der weiter geht, als Arner 323
39. Ein Amtmann in puris naturalibus 329
40. Die Amtmännin ebenso in puris 332
41. Hier ist doch wirklich eine kleine Bande bei einander 332
42. Ein Amtleutenbericht über Arners Einrichtungen 334
43. Ein Gegenbericht über die nämliche Sache 334

Seite

44. Ein Blick in das Innere vieler Verfassungen 336
45. Ein aufgelöstes Problem und große eröffnete Aussichten 338
46. Der Freiheitshut und das Recht der Krone auf einer Edelmannswage 340
47. Ein Fürstenherz, das auch noch in seiner tiefsten Schwäche verehrenswürdig 341
48. Aechter Geist der Volksfeinde 344
49. Von der Aufklärung für Volksfeinde 345
50. Selbstbetrug und Härte der Volksfeinde und aller Menschengröße, die eine Zigeunerrichtung genommen 348
51. Der Fürst nähert dem ersten Glück seines Standes 349
52. Gründe für die Mäßigung einiger Volksklagen wider den Adel . 351
53. Letzte Aeußerung der Menschengröße, die eine Zigeunerrichtung genommen 354
54. Lebensgeschichte eines Volksfeindes 356
55. Uebersicht der Fundamente der Volksbildung und Einlenkung zum Ziel meines Lebens und zum Ende des Buchs 361

Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts 371

Einleitung 373
Zuschrift an einen edlen Mann 385
Die Grundlage meiner Nachforschungen 387
Die Kenntnisse, das Wissen des Menschen 388
Erwerb 389
Eigentum. Besitzstand 390
Gesellschaftlicher Zustand 392
Macht 393
Ehre 396
Unterwerfung 397
Beherrschung 398
Gesellschaftliches Recht 400
Adel 400
Kronrecht 403
Freiheit 403
Tyrannei 404
Aufruhr 405
Staatsrecht 407
Wohlwollen 410
Liebe 412
Religion 413
Bild des Menschen, wie es sich meiner Individualität vor Augen stellt 417
Uebergang zu dem Wesentlichen meines Buchs 428
Die innere Gleichheit der menschlichen Verirrungen 433
Erste Darlegung meines wesentlichen Gesichtspunkts 436
Nähere Bestimmung dieses wesentlichen Gesichtspunkts . . . 436
1. Was bin ich im Naturstand? 437
2. Was bin ich im gesellschaftlichen Zustand? 443
Zusatz zu diesem Abschnitt 462
3. Was bin ich im sittlichen Zustand? 467
Das Wesen meines Buchs 480
1. Was bin ich als Werk der Natur? 481

Seite

2. Als Werk meines Geschlechts, als Werk der Welt? 481
3. Als Werk meiner selbst? 481
Einige Resultate meines wesentlichsten Gesichtspunkts 484
Fortsetzung dieser Resultate 485
Uebereinstimmung meiner wesentlichsten Grundsätze mit den einfachen Gesichtspunkten, die mir beim ersten Insaugefassen meines Gegenstands auffielen 487
Kenntnis und Wissen 490
Erwerb 491
Eigentum und Besitzstand 492
Recht 492
Gesellschaftlicher Zustand 493
Macht 494
Ehre 494
Unterwerfung 495
Beherrschung 496
Adel 497
Handlung 497
Kronrecht 497
Gesetzliches Recht 498
Freiheit 498
Aufruhr 499
Der Aufruhr ist nie recht 500
Staatsrecht 504
Tierisches Wohlwollen 504
Liebe 505
Religion 505
Wahrheit und Recht 511
Das endliche Resultat meines Buchs 514
Was bin ich als Werk der Natur? 516
Was bin ich als Werk meines Geschlechts? 517
Was bin ich als Werk meiner selbst? 518
(Schluß) 518

Lienhard und Gertrud.

Ein Versuch,

die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen.

Ganz umgearbeitet.

Erster Teil.

Ausgabe von 1790 bis 1792.

Einleitung.

Diese Ausgabe erschien in drei Teilen in Zürich und Leipzig bei Ziegler und Söhne, die beiden ersten Teile im Jahre 1790, der dritte 1792. Druck, Papier und Ausstattung sind besser, als in der ersten Ausgabe. Der erste und zweite Teil sind mit einigen Kupfern ausgestattet, außerdem enthält der erste Teil eine Abbildung der Denkmünze, welche die ökonomische Gesellschaft in Bern Pestalozzi verehrt hatte. Die Inschrift, welche von einem Eichenkranze eingeschlossen ist, lautet: Civi optimo: die Umschrift am Rande: Soc. Bernens. agricult. et bonar. artium. Auf der Rückseite ist eine sitzende Frauengestalt gezeichnet, die eine Lanze mit einer Jakobinermütze hält, auf dem Boden ein Pflug, eine Kanone, ein Merkuriusstab und ein Füllhorn mit Blumen und Früchten.

Diese Ausgabe enthält keinerlei Vorwort und da Pestalozzi sich auch sonst in seinen Schriften nicht über dieselbe ausgesprochen hat, so sind wir über die Gründe der Umarbeitung nur auf Vermutungen angewiesen. Pestalozzi beklagt sich mehrfach, daß Lienhard und Gertrud bei seinem ersten Erscheinen nicht den Eindruck gemacht und die Auslegung gefunden, die er beabsichtigt habe, namentlich seien die letzten Teile fast gar nicht beachtet worden — (ein zu trübes Urteil) —, während der erste meist nur als Roman aufgefaßt sei. Es ist deshalb wohl erklärlich, daß er eine zweite Ausgabe veranstaltete, in der die romanhaften Partien mehr zurückgestellt und die pädagogischen und sozialpolitischen Ideen mehr hervorgehoben wurden. Darum bezeichnet er auch diese Ausgabe nicht mehr als „ein Buch fürs Volk", sondern spezieller als einen „Versuch, die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen". Unter Volksbildung versteht er aber nicht blos die Schulbildung, sondern die Bildung in der Familie, der die Schule nachgebildet wird, und die Bildung durch die Gesellschaft in ihren sozialen Einrichtungen und ihren gesetzgeberischen Akten. Er zeigt, daß Gesetzgebung und Verwaltung in Staat, Kommune und Kirche von größtem Einflusse auf die Allgemeinbildung des Volkes sind, er will zeigen, wie Veranstaltungen getroffen werden müssen, „die Unterthanen besser versorgen und wirtschaftlicher bilden zu können", er verlangt eine vollständige Aenderung der sozialen Gesetzgebung. Dieser Zweck tritt in dieser „gänzlich umgearbeiteten" Ausgabe noch kräftiger hervor, als in der ersten Ausgabe, er bezweckt damit eine „Rücklenkung der Völker zur erleuchteten Selbstsorge". Er offenbart darin eine Höhe, die ihn weit über seine Zeit stellt und die Kulturentwicklung der Völker hat dem Seher Recht gegeben, insofern viele seiner Vorschläge im Laufe der Zeit realisiert worden sind; die Gesetzgebung ist menschlicher geworden, der Mensch hat mehr Raum erhalten zur sittlichen Selbstbestimmung, Handel und Wandel haben eine freiere Bewegung erlangt, die Landwirtschaft ist mehr auf sich selbst gestellt durch Ablösung der Gefälle und hat eine intensivere Richtung erhalten u. a. m.

Daß er auch hier durch Rousseau angeregt ist, läßt sich leicht erkennen, aber wie ganz anders gestaltet er das Leben, als Rousseau! Sein Menschenbegriff und sein Gesellschaftsbegriff ist den Begriffen Rousseaus diametral ent-

gegengesetzt und seine Volksbildung folgt nicht eingebildeten Naturwegen, sondern denjenigen Pfaden, die Gott in der Menschennatur selbst vorgezeichnet hat. Er läßt erkennen, wie die Rousseausche Naturerziehung, die die Grundsätze, die bisher Geltung hatten und die notwendig Verbrechen zufolge hatten, wie sich das im „Aufruhr" zeigte, umgestalten wollte, dies keineswegs zustande bringen könnte, sondern daß dazu ganz andere Maßnahmen getroffen werden müßten, für welche er Grundzüge entwirft und Wege andeutet. Der Schwerpunkt dieser Ausgabe liegt demnach im dritten Teile, wo er die Resultate und das vorhergehende festlegt. Er will „ein heiliges Feuer anzünden, dessen der Weltteil so sehr bedarf, um das vom Egoismus angezündete Zeitfeuer der großen wirtschaftlichen Verwirrung zu ersticken und den so allgemein in ihren Fundamenten erschütterten Menschengesellschaften die Mittel zeigen, durch die ihre Rettung allein möglich;" und zu diesem Ziel will er die Geistlichkeit, den Adel, den Bürgerstand und das Volk vereinigen. Dies gemeinsame Bestreben aller Stände noch zu sehen, das ist es, was er sich zum einzigen Lohn seines Lebens — wünscht.

Damit schließt diese Ausgabe; hier deutet er den Zweck seiner Umarbeitung an, zu der ihn vielleicht die Ausschreitungen der französischen Revolution und die Besorgnis, es könnten solche auch in seinem Vaterlande hervortreten, wenn dem Uebel nicht beizeiten vorgebeugt würde, mit veranlaßten; er will auf die Heilmittel der Menschheit hinweisen, damit geordnete und befriedigende Zustände in den Völkern Platz greifen und die Kräfte der europäischen Völker einst nicht nach Amerika gehen. In einem Briefe an Nicolovius anfangs Januar 1792 *), mit dem er die letzten Bogen dieses Buchs sendet und in dem er den Wunsch äußert, mit ihm ein paar Stunden über das Ganze seines Systems und seiner Endzwecke reden zu können, berichtet er, daß er in Basel bei Felix Battier gewesen ist und daß dieser mit der Umarbeitung des Buchs sehr zufrieden war; „die letzten zwei Bogen enthalten den eigentlichen persönlichen Zweck, den ich mir ins Auge gefaßt" Aber „man hat schon jetzt fast allgemein kein Ohr mehr für irgend eine bürgerliche Wahrheit, die an die Anmaßungen unsrer Großen anstößt und diese Verhärtung des innern Seins für diese Art von Wahrheiten, auf denen die Fundamente aller unsrer Vorzüge ruhen, kann nicht anders, als uns nach und nach alles nehmen, was wir vorzügliches haben . . Ich halte es für die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes, Wahrheiten, die er seinem Vaterlande wichtig glaubt, ihm nicht zu verhehlen. Auch suche ich von allen Seiten meine Begriffe über diesen Gegenstand zu berichtigen, ehe ich die Schweiz verlasse," wo man es nicht achtet, „diese Grundsätze zu untergraben." Ob er mit diesem Buche sich wo anders ein Feld zu einer praktischen Ausführung seiner Ideen eröffnen wollte? — Wir wissen, daß er früher die Absicht hatte, nach Preußen zu gehen, später richtete er seine Aufmerksamkeit auf Toskana und dann auf Wien. Unterm 28. August 1790 schreibt er an Zinzendorf **), dem er ein Memorial über die Verbindung der Berufsbildung mit den Volksschulen übersandte; er behandle diesen Gegenstand ausführlich in der neuen Ausgabe von Lienhard und Gertrud, von der er ihm bald die beiden ersten Bände zusenden werde, und er verhehlt ihm seinen Herzenswunsch nicht, „Seiner Majestät seine geringen und schwachen, aber ehrfurchtsvollen und getreuen Dienste anerbieten zu dürfen." Er unterwirft seine Vorschläge als die „Angelegenheit der Menschheit" der Prüfung Seiner Exzellenz mit der Sehnsucht, „in diesem Gegenstand praktische Dienste leisten zu können" Diese Sehnsucht wurde ihm freilich nicht gestillt. Er verfolgte nun seinen Zweck nicht praktisch, sondern schriftstellerisch weiter, indem er die theoretische Begründung desselben in den „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" niederlegte. Die Umarbeitung von „Lienhard und Gertrud" ist eine Vorarbeit zu dieser tiefsinnigen Schrift, die zugleich Licht über dieselbe verbreitet.

*) P. Bl. 1896 S. 10 ff.
**) Bd. I. S. 281 ff.

1. Eine Frau im Elend, und ein Herr, der helfen will.

Es wohnt in Bonal eine Frau, die ihre sieben Kinder besser als alle andere erzieht. Sie arbeiten ihr vom Morgen bis am Abend und sind gehorsam, frohmütig, herzlich gut mit einander und in allem, was sie reden und angreifen, bedächtlich und sorgfältig. Diese gute Mutter heißt Gertrud, ihr Mann Lienhard, und ist ein Maurer. Ihr Dorf ist seit mehr als dreißig Jahren so verwahrloft, daß die meisten Leute darin wie herrenloses Gesindel leben, und imgrunde auch nichts anders sind. Der alte, erst vor ein paar Wochen verstorbene Junker achtete ihrer nichts, er achtete nur der Hunde und des Gewildes. In allen seinen Dörfern ließ er je den schlauesten Mann thun, was er wollte, und die andern aussaugen, wie er wollte, deswegen alle voll solcher Blutsauger sind.

Unter ihnen zeichnet sich Hummel, Untervogt in Bonal, weit aus. Sein Haus ist alle Tage voll Schurken, die nur daraus leben, daß sie dem Einfältigen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den treuherzigen Lienhard, wußten, daß er beim Wein leicht zu verführen war, und raubten ihm, so bei Spiel und Trunk, den Lohn seines Schweißes. Allemal, wenn das geschehen war, reuete es ihn am folgenden Morgen; es ging ihm ans Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah, aber meistens ließ er sich am Abend schon wieder von ihnen verführen.

Gertrud sah die Gefahr, in der sie lebte. Wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte, bei allem — ach, bei allem ängstigte sie der Gedanke: Wie bald könnte mir und meinen Kindern unsere Wiese, unser Heustock und gar unsere Hütte entrissen werden! — Und wenn ihre Kleinen um sie her standen, ihr Liebe bewiesen oder vor ihr beteten, war ihr Schmerz noch herzdurchdringender. Am Mittwoch vor den letzten Ostern, da ihr Mann des Abends auch gar zu lange ausblieb, konnte sie ihre Wehmut vor den Kindern nicht mehr verbergen; und da sich diese um sie her drängten und selber niedergeschlagen um die Ursache ihrer Traurigkeit fragten, stieg ihr Schmerz auf das höchste, Angst und Sorge war in jeder ihrer Geberden. Staunend standen ihre Kleinen um sie her, sie

blicken still und traurig an sie hinauf; ihr Herz bricht vollends, sie weint, und alle Kinder, selbst der Säugling, weinen mit ihr. Jetzt kommt er heim; Gottes Erbarmen führt ihn zu diesem Anblick. Er kann kaum sagen: Herr Jesus! was ist das? Da erst sehen ihn die Kinder, und sagen: Der Vater ist da. Da erst sah ihn die traurige Mutter. Sie hört auf zu weinen. Die Kinder weinen nicht mehr. Mit Zittern ergreift er ihre Hand. Er fragt voll bösen Gewissens: Was weinst du? Warum weint ihr alle? Sie antwortet ihm nicht. Sie wirft einen neuen Jammerblick auf ihn hin. Er ruft schaudernd: Mein Gott! Ich Elender!

Sie entfernt ihre Kinder. Er verhüllt sein Angesicht in ihren Schoß und redet nicht. Sie schweigt auch einige Augenblicke, faßt sich und sagt dann entschlossen: Lieber, du hast doch auch sonst so viel Gutes und bist mir so lieb; aber thue in Gottes Namen auch ganz recht und meide jenes Haus. Dann eine Weile darauf: Ich sparc doch auch jeden Bissen Brot, esse mit meinen Kindern die Woche durch mit Freuden sonst nichts als Erdäpfel und trinke das lautere Wasser; und sie verdienen ihr Essen mit jedem Tage. Oft, du weißt es, wenn du um Mitternacht erst heim kommst, sind die meisten noch bei mir an ihrer Arbeit. Es könnte uns doch auch so wohl bei einander sein.

Er schwieg noch immer und seufzte. Sie aber fing noch einmal an: Denk doch nur, wie dir's sein würde, wenn du dich von mir und diesen Lieben trennen müßtest. Wenn dein Niklas keine Hütte mehr hätte und Knecht sein müßte, er, der jetzt schon so gern von Freiheit und eignem Brot redet. Wenn er und diese Lieben alle durch unsere Schuld arm gemacht, uns in ihren Herzen nicht mehr dankten uns nicht mehr liebten, sondern vielmehr mit Unwillen an uns dächten, mit Verachtung von uns redeten, und — mein Gott! — noch Recht daran hätten? Ach, könntest du leben, und sehen, wie dein Niklas, dein Jonas, wie deine Lise und deine Enne um unsertwegen verstoßen, bei Fremden mit Thränen Brot suchen müßten? Ich könnte es nicht!

Das alles öffnete sein Herz. O Gertrud! Gertrud! sagt er jetzt, ich bin dem Vogt Hummel seit vielen Jahren 30 Gulden schuldig, ich kann nicht von ihm loskommen; was ich auch immer daran bezahle, bleibt die Schuld immer die gleiche; das ist, sagte er seufzend, der Grund meines Elends. Wenn ich nicht in sein Haus komme, so droht er mit den Rechten, und wenn ich hineingehe, so ist mein Geld aus der Tasche. Entschlossen antwortete Gertrud: Du mußt nur zum neuen Junker und ihm gerade herausſagen, wie du es mit diesem Bösewicht hast, er wird dir sicher Schutz schaffen gegen ihn. Aber der Lienhard durfte es nicht, er erwiderte der Frau: Ich kann nicht, ich darf nicht, was will ich gegen den Vogt sagen, der kühn und schlau ist und hundert Helfershelfer hat, um einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verleumden, daß man ihn nicht mehr hört? Gertrud erwiderte: Fürchte dich nicht, denke an mich und deine Kinder und gehe. Ich darf nicht, sagte er nochmals, ich kann nicht. Er wird sich aufs

ganze Dorf berufen, daß ich ein liederlicher Tropf bin. O Gertrud! ich bin nicht unschuldig. Was will ich sagen, wenn er mit ganzen Tischen voll Leuten beweist, daß ich ihn wohl tausendmal um Gotteswillen um das gebeten, womit er mich aussaugt. Lieber, du mußt gehen, und gehe doch gern. Denke, ein Herr, der in den Tagen seiner Regierung und noch vor so kurzem öffentlich gesagt hat, er wünsche seine Herrschaftsleute wie seine eigenen Kinder glücklich machen zu können, wird einen Vater von sieben Kindern, der ihn um Hilfe fleht, nicht von sich stoßen. Aber es war umsonst; er widerholte nochmals: Ich darf nicht.

Gertrud. Wenn du nicht darfst, so gehe ich. Diese Unruhe unsers Lebens muß enden.

Lienhard. Ach Gott! wenn du es darfst, so gehe und sage ihm alles.

Gertrud. Es muß sein; wenn du nicht darfst, ich gehe.

Sie schlief nicht in dieser Nacht, aber sie betete zu ihrem Gott, der ihr bei ihren sieben Kindern und in ihrem ganzen Leben so oft aus großen Sorgen geholfen; dann stand sie früh auf, nahm den wie eine Rose blühenden Säugling auf ihren Arm und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers. Dieser hatte eben einen Brief vor sich liegen, der so lautete: „Freund! So schnell, als Du Dir vornimmst, Deine Dorfschaften wieder in Ordnung zu bringen, ist es nicht möglich. Menschen, die so lange verwahrlost worden, finden in jeder Bahn des Rechts und der Ordnung, zu welcher man sie hinführen will, ein ihnen unerträgliches Joch. Darum wirst Du, wenn Du bei Deinen Endzwecken tiefer als auf die Oberfläche wirken und nicht blos Komödie mit ihnen spielen willst, sicher erfahren, daß alles wider Dich sei, alles Dich zu betrügen und sich vor Dir zu verbergen suchen wird. Der lang und tief verwilderte Mensch haßt in jedem Verhältnisse den, der ihn aus seinem Zustande herausziehen will und ist ihm wie seinem Feinde entgegen. Auch dies beherzige, mein Teurer: In Ewigkeit wird kein Mensch im großen und allgemeinen mit Erfolg auf die Menschen wirken, wenn er nicht damit anfängt, sie einzeln bei ihren engsten individuellen Verhältnissen in Ordnung zu bringen."

Arner staunte eben über den Inhalt dieses Briefes, der von Bylifsky, seinem Freunde an seines Fürsten Hofe war, als Gertrud mit ihrem Kinde die Schloßhalde herauf zu seiner Linde kam. Wer bist du, meine Tochter? Was willst? fragte er sie so liebreich, daß sie sogleich Mut faßte, ihm ihr ganzes Elend zu klagen. Als sie dies gethan, nahm sie dann sieben reinliche Päckchen aus ihrem Sacke und sagte: Gnädiger Herr, ich habe aller dieser Kinder Spargeld bei mir und bitte um die Erlaubnis, es bei Ihnen zur Sicherheit für des Vogts Anforderung niederlegen zu dürfen, damit er, bis er bezahlt ist, meinen Mann nicht mehr plagen und drängen dürfe. Wie war's dir möglich, während deiner Not dieser Kinder Spargeld zu retten? fragte sie da Arner. Sie antwortete: Es mußte mir sein, ich achtete

es nicht anders, als ob mir dieses Spargeld ein Sterbender gegeben hätte, um es seinen Kindern aufzubehalten; und wenn ich zuzeiten in der dringendsten Not etwas davon brauchen mußte, so ruhte ich nicht eher, bis ich es den Kindern erstattet hatte.

Arner ließ sie nun ferner die Thaten des Vogts und seiner Mitgesellen und die Not und Sorgen so vieler Jahre erzählen, hörte aufmerksam zu und sagte ihr endlich: Ich bin dafür hier, dem Elend und Unglück meiner Dorfschaften abzuhelfen und den Blutsaugereien und Gewaltthätigkeiten ein Ende zu machen, unter denen sie leiden; es freut mich, daß du mit dem Zutrauen zu mir gekommen, daß ich es thun werde. Mit dem nahm er die Päckchen, die Gertrud vor ihm hin auf den Tisch gelegt, in seine Hand, öffnete sie und fand in jedem ein Zettelchen, von wem alles sei und wann Gertrud etwas davon genommen, und wann sie es wieder dazu gelegt hatte. Sie errötete, als sie ihn diese Zettelchen durchlesen sah und sagte: Ich hätte das wegnehmen sollen, gnädiger Herr, und stand auffallend beschämt da. Arner sah ihre Unruhe und fühlte die Höhe der Unschuld, die so dastehet, wenn ihre Tugend und Weisheit bemerkt wird. Dann legte er zu jedem Päckchen ein paar schöne neue Batzen und gab sie ihr mit diesen Worten zurück: Bring deinen Kindern ihr Spargeld wieder, Gertrud; ich lege aus meiner Börse 30 Gulden beiseits für den Vogt, bis er bezahlt ist; und morgen, gute Frau, werde ich selber nach Bonal kommen und deinem Mann vor dem Vogt sicher Ruhe schaffen.

Sie konnte nicht reden. Sie ging mit Thränen in den Augen fort und eilte heim. Ihr Mann sieht den Trost ihres Herzens von ferne und läuft ihr entgegen. Sie läßt ihn nichts fragen. Sie kann nicht genug reden; sie erzählt mit einer Himmelsfreude im Auge, wie gut er war, wie er ihren Worten glaubte und wie er ihr Hilfe versprochen. Dann gibt sie ihren Kindern seine Geschenke; diese hüpfen auf vor Freude ob den schönen neuen Batzen. Die gute Mutter küßt eines nach dem andern froher und heiterer, als sie es lang nicht gethan und sagt dann zu ihnen: Betet jetzt alle Tage, daß es Arner wohl gehe, wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe. Das wollen wir, antworteten die freudigen Kinder, das wollen wir, und beteten von diesem Tag an alle Morgen und alle Abende für Arner, wie für Vater und Mutter.

Gertrud machte an diesem Abend ihrem Lienhard dann noch ein Essen, das er liebte. Beide freuten sich des kommenden Morgens und der Güte des neuen Junkers.

2. Ein Unmensch erscheint.

Dieser hatte auf den nämlichen Abend den Vogt Hummel zu sich bestellt. Der verstorbene Junker hatte die Kirchen- und Schulgebäude in seiner Herrschaft, wie seine Menschen, verwahrlost. In Bonal besonders war die Mauer am Kirchhofe so zerfallen, daß die

Totengebeine hin und wieder aus ihren Ritzen auf die Straße hinab fielen. Dies hatte den neuen Junker schon am Huldigungstage so geärgert, daß er auf der Stelle befohlen hatte, diese Mauer gleich wieder auszubessern. Es war noch nicht geschehen, und da jetzt der Vogt auf seinen Befehl zu ihm kam, sagte er ihm, er wolle den Bau ungesäumt in Ordnung haben. Der Hummel antwortete: Ich glaube, Ew. Gnaden Schloßmaurer hat jetzt kaum Zeit dazu. Der Junker versetzte: Aber es ist in deinem Dorfe ein Maurer Lienhard, dem ich diesen Verdienst gern gönne; warum sagst mir nichts von ihm? Der Vogt bückte sich tief und erwiderte: Ich hätte den armen Maurer nicht empfehlen dürfen für Euer Herrlichkeit Gebäude.

Junker. Ist er ein braver Mann, Vogt, daß ich auf ihn gehen kann?

Vogt. Ja, Ihr Gnaden, er ist nur gar zu treuherzig.

Ich höre, fuhr Arner fort, er habe viele Kinder und eine brave Frau; ist sie keine Schwätzerin? Sie ist nichts weniger als eine Schwätzerin, sondern eine stille, arbeitsame Frau, versicherte der Vogt. Gut, sagt nun der Junker, morgen um neun Uhr sei auf dem Kirchhofe, ich werde auch dahin kommen. Nun freute sich Hummel über die neue Melkkuh in seinem Stalle und er denkt auf dem ganzen Heimwege auf nichts als auf Ränke, dem armen Maurer das Geld, das er bei diesem Bau verdienen würde, aus der Tasche zu locken. Kaum ist er in Bonal, so eilt er zu des Mannes kleiner Hütte, wo er, da es schon finster, mit Ungestüm anpocht.

Lienhard und Gertrud sitzen noch beide an ihrem Tisch, der Rest ihres Freudenessens steht noch vor ihnen. Jetzt hören sie die Stimme des neidischen Vogts; der arme Lienhard erschrickt, schiebt das Essen in einen Winkel, der Vogt öffnet die Thüre und riecht mit seiner großen Nase schnell wie ein Jagdhund das verborgene Essen. Ihr laßt euch wohl sein, ihr Leute, sagt er zwar freundlich lächelnd, aber setzt doch hinzu: So ist's endlich gut ohne das Wirtshaus sein, nicht wahr, Lienhard? Er verwirrte den Maurer; er wußte nicht, was er antworten wollte, aber Gertrud war kühner, sie antwortet: Was befiehlt der Herr Vogt? Es ist ganz sonderbar, daß er einem so schlechten Hause näher als ans Fenster kommt.

Diese Sprache war Hummeln neu, sie empört ihn, doch verbirgt er seinen Zorn und erwidert immer noch freundlich: Es ist wahr, eine so gute Küche hätte ich hier nicht erwartet; sonst hätte ich vielleicht schon mehr zugesprochen. Aber Gertrud schwieg ihm nicht, seine Antwort erbitterte sie; sie erwiderte: Vogt, du riechst unser Nachtessen, und mißgönnst uns das; du solltest dich schämen, einem armen Manne ein Essen zu verbittern, das er liebt und im Jahr wohl nicht dreimal hat. Es ist nicht so bös gemeint, antwortet der Vogt, aber jetzt mit gezwungenem Lächeln, und setzt eine Weile darauf etwas ernsthaft hinzu: Du bist trotzig, Gertrud, das steht armen Leuten nicht wohl an, du solltest denken, ihr ginget mich vielleicht auch etwas an; doch

ich will davon schweigen. Ich bin deinem Manne immer gut und wenn ich ihm etwas dienen kann, so thue ichs, davon kann ich dir Proben geben. Vogt, mein Mann wird alle Tage in deinem Wirtshause zum Spiel und Trunk verführt, erwidert Gertrud immer kühner; dann kann ich zuhause mit meinen armen Kindern darben. Das ist der Dienst, den wir von dir zu rühmen haben.

Immer noch sucht sich Hummel zu besitzen (beherrschen), und sagt dem Anschein nach gelassen: Du thust mir Unrecht, Gertrud; es ist wahr, dein Mann ist etwas liederlich, ich habe es ihm auch schon gesagt; aber hindern kann ich ihn nicht daran, denn in meinem Wirtshause muß ich in Gottes Namen einem jeden, der's will, zu essen und zu trinken geben, — das thut jedermann. Aber nicht jedermann, fällt ihm Gertrud in die Rede, bindet arme, unglückliche Leute absichtlich mit Schulden an, daß sie unmöglich mehr loskommen können.

Jetzt konnte sich der Vogt nicht mehr halten, er fährt den Lienhard wütend an: Bist du so ein Gesell, daß du solches von mir redest? Muß ich noch in meinen Bart hinein hören, wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehre und guten Namen bringen wollt? Habe ich nicht jeweilen vor Vorgesetzten mit dir gerechnet? Gut, daß deine Zettel sein noch alle bei einander sind. Willst mir etwa gar meine Anforderung leugnen, Lienhard? — Es ist gar nicht die Rede davon, antwortet dieser, meine Frau sucht nur, daß ich ferner keine neuen Schulden mache. Hummel besinnt sich schon wieder, mildert den Ton und spricht jetzt: Das ist endlich nicht so gar übel, doch bist du der Mann, sie wird dich nicht wollen in ein Bockshorn hineinschieben? — Nichtsweniger, Vogt, versetzte Gertrud, ich möchte ihn vielmehr aus dem Bockshorne herausziehen, darin er steckt, und das ist dein Buch und seine schönen Zettel.

Vogt. Er hat nur zu bezahlen, so ist er augenblicklich aus diesem Bockshorne, wie du's nennst.

Gertrud. Das wird er wohl thun können, wenn er nichts neues mehr macht.

Vogt. Du bist stolz, Gertrud, es wird sich zeigen; aber ich sehe wohl, du willst lieber mit deinem Manne allein bröseln, als ihm ein Glas Wein bei mir gönnen.

Gertrud. Du bist niederträchtig, Vogt, aber deine Rede thut mir nicht weh.

Das war dem Vogt unausstehlich; er fühlte, daß etwas vorgefallen sein müßte, das diese Frau so kühn machte; er durfte seinen Mut nicht kühlen, aber konnte auch nicht länger bleiben und nahm Abschied. Gertrud sieht seine Verwirrung und sagt ihm nach: Ich dachte, der Herr Vogt habe sonst etwas zu befehlen. Nichts, wenns so gemeint ist, antwortet der Vogt, und Gertrud lächelnd: Wie gemeint, Herr Vogt? Es trieb ihn fort, wie wenn man ihn jagte.

Aber da er heim kam, es war schon fast Mitternacht, sandte er noch zu zweien von des Lienhards Nachbarn, daß sie geschwind zu

ihm kämen. Sie waren bald da, und er fragte sie fluchend über alles, was Lienhard und Gertrud seit einigen Tagen gethan; da sie ihm nicht gleich etwas zu sagen wußten, das ihm Licht gab, stieß er seine Wut gegen sie aus. Ihr Hunde, schrie er heiser, was man von euch will, ist immer nichts mit euch ausgerichtet. Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wann ihr frevelt, und ganze Fuder raubt, so muß ich nichts wissen. Wann ihr in den Schloßtriften weidet und die Zäune wegtragt, so muß ich schweigen. Du, Buller, mehr als ein Dritteil deiner Waisenrechnung war falsch und ich schwieg. Meinst du, das bischen verschimmelte Heu stelle mich zufrieden? Es ist noch nicht verjährt. Und du, Kreuel, deine halbe Wiese gehört deines Bruders Kindern. Du alter Dieb, was habe ich von dir, daß ich dich nicht dem Henker überlasse, dem du gehörst? Was können wir thun? fragten die Nachbarn; was können wir dienen, Herr Untervogt? Weder Tag noch Nacht ist uns zu viel, zu thun was du uns heißest. Ihr Schurken, ihr könnt nichts, wütete er forthin; ihr wißt nichts. — Ich bin außer mir vor Wut. — Ich muß wissen, was des Maurers Gesindel diese Woche gehabt, und was hinter diesem Pochen steckt.

Indeß besann sich Kreuel und sagte: Halt, Vogt, ich glaub ich könne dienen. Eben fällt mir ein: Gertrud war über Feld; am Abend hat ihre Lise beim Brunnen den neuen Junker gar sehr gerühmt. Gewiß war sie im Schlosse. Das war eben, was Hummel besorgte. Er erblaßte, sobald er den Namen des neuen Junkers hörte; denn seitdem es ihm mißlungen war, ihn gerade im Anfang, wie er sichs vorgenommen, an der Nase zu führen, fürchtete er ihn wie ein Schwert.

Die Sache war diese: Der Junker hatte am Huldigungstage den Wunsch geäußert, man möchte das Bonaler Ried, das bei dem besten Boden einer polnischen Heide glich, verteilen. Der Vogt und die Vorgesetzten versprachen ihm unbedingt, daß es sein müsse, wie er wolle, gingen aber nur heim und stimmten die Gemeinde, daß sie sagen mußte, sie wolle es nicht; und wer dann zum Junker ging, ihm zu sagen, es sei ein einhelliges Mehr dagegen, das war der Vogt Hummel. Der Junker kehrte ihm den Rücken, und da er ihm nachkroch und wagte, sich zu entschuldigen, redete er ihm hart und so zu, daß er seitdem erschrickt, wenn er nur seinen Namen hört. Er machte ihn wüten. Er stieß greuliche Flüche gegen den Lienhard und die Gertrud aus; drohte ihnen fürchterlich seine Rache. Aber ihr müßt schweigen, Nachbarn, sprach er; ich will freundlich thun mit dem Gesindel, bis es reif ist. Forschet nur fleißig nach und bringt mir Nachricht. Ich will euer Mann sein, wo Not ist.

Da nahm er noch Buller beiseits und sagte: Weißt du nichts von den Blumengeschirren, die am Mittwoch gestohlen worden? Man sah dich vorgestern mit einem geladenen Esel über den Grenzweg. Was hattest du zu führen? Buller erschrak. — Ich — ich — hatte — Nun, nun, sagte der Vogt, ich bin dein Mann, wo es die Not erheischt.

Nun gingen sie fort. Der Vogt warf sich noch eine Stunde auf sein Lager. Es ist verflucht, sagt er da zu sich selber, daß ich ihn mit diesem Narren-Ried angeführt. Es wäre mir vielleicht gelungen, ihn eben damit ans Seil zu bringen; aber nein, so lang der krumme Teufel und der Stollenberger um ihn sind, so lang richte ich nichts mit ihm. Er seufzt jetzt und sagt: Ich wollte, wie der Fuchs in der Fall, ein Bein vom Leib abbeißen, wenn ich den alten Junker wieder aus dem Grab herausbeißen könnte. Dann fluchte er wieder auf Lienhard und Gertrud, sann auf Rache, knirschte im wilden Schlummer mit den Zähnen, und erwachte spät und mit einem Kopf wie in einem Fieber. Er raste inwendig, aber sagte doch zu sich selber: Ich muß ins Teufels Namen doch überwinden und schweigen; wenn ich zerbersten müßte, so muß ich mich überwinden, mich schmiegen! Dann beschloß er, noch einmal zum Maurer zu gehen und ihm zu sagen, daß er ihn zum Kirchenbau empfohlen.

Gertrud und Lienhard hatten diese Nacht sanft geruht, und die Hoffnung auf die nahe Hilfe Arners breitete ungewohnte und wonnevolle Heiterkeit über sie aus. Der Hummel sah es und es entbrannte sein Zorn noch mehr, aber er überwand sich, wünschte ihnen freundlich einen guten Morgen, und sagte: Lienhard, wir waren gestern unfreundlich gegen einander; das muß nicht sein. Ich hatte dir etwas Gutes zu sagen. Ich kam eben vom gnädigen Herrn, der mit mir vom Kirchbau redete. Ich sagte ihm, daß du den Bau wohl machen könnest und er wird dir ihn geben. Siehe, so kann man einander dienen. Lienhard antwortete ihm: Du hast ja an der Gemeine gesagt, er habe den Bau dem Schloßmaurer verdungen, und ich solle mir nur keine vergebliche Hoffnung dazu machen. Es war so, erwiderte der Vogt, aber der Schloßmaurer hat jetzt nicht Zeit und der Junker will das Lumpenwesen nicht länger hangen lassen; es soll auf der Stelle gemacht werden. Darum habe ich da von dir reden dürfen. Denn, setzte er noch hinzu, der Schloßmaurer hat den Kostenüberschlag in der Meinung gemacht, er sei für ihn. Nun kannst du denken, ob du nicht dabei Geld verdienst wie Steine, wenn du ihn nach diesem Ueberschlag bekömmst. Der Maurer dankte jetzt dem Vogt ohne Argwohn, aber Gertrud, die des Hummels unterdrückten Zorn auf seinen Lippen sah, freute sich nicht, dankte auch nicht, und sah ihm immer steif in die Augen. Er konnte das nicht ertragen, eilte wieder Abschied zu nehmen und sagte nur noch: In einer Stunde kommt Arner auf den Kirchhof. Des Maurers Lise aber sagte ihm auch hierauf: Wir wissen das schon seit gestern. Er that, als ob er es nicht hörte und eilte fort.

Nun kam Arner auf den Kirchhof. Alles Volk sammelte sich um ihn her, den guten Herrn zu sehen. Das schmeckte dem Hummel nicht. Er konnte nicht leiden, daß jemand zuhörte, wenn seine Herrschaft mit ihm redete. Er fuhr die Nachbarn an: Seid ihr so müßig, oder ist's Feiertag, daß ihr so Zeit habt, herumzuschwärmen? Aber der Junker, der sichs fest vorgenommen, diesen Dorftyrannen heute

fühlen zu lassen, was er unter dem alten Junker nie fühlte — daß er einen Herrn habe — kehrte sich gegen ihn, und sagte ihm mit dem Kopf in der Höhe und so laut, als ob er mit dem ganzen Kirchhof redete: Ich habe gern Vogt, daß meine Kinder auf dem Kirchhof sind; warum jagst du sie fort? Hummel bückte sich tief bis zur Erde, und rief den Nachbarn zu: Kommt nur wieder zurück, Ihr Gnaden mag euch wohl dulden!

Dann fragte Arner den Vogt: Hast du die Schatzung des Kirchbaues gesehen? Ja, gnädiger Herr, antworte dieser. Glaubst du, fuhr jener fort, der Lienhard könne den Bau um diesen Preis gut und dauerhaft machen? Ja, gnädiger Herr! erwiderte der Vogt und setzte sehr leise hinzu: Ich denke, da er im Dorfe wohnt, könnte er ihn etwas wohlfeiler übernehmen. So viel ich dem Schloßmaurer hätte geben müssen, versetzte der Junker laut, so viel gebe ich auch diesem. Laß ihn nur gleich hieher rufen.

Der Vogt ließ ihn sogleich rufen. Er kam nicht. Gertrud kam, und der Vogt erschrak so, daß es Arner merkte und ihn fragte: Wo fehlt's Herr Untervogt? Nichts, nichts gnädiger Herr! Ich habe diese Nacht nicht wohl geschlafen. Man sieht dir wirklich so etwas an, versetzte der Junker. Dann sagte er zur Gertrud: Du mußt deinem Manne sagen, daß er zu mir komme. Ich will ihm diesen Kirchenbau übergeben. Gertrud durfte eine Weile vor so vielem Volke nicht reden, endlich aber erholte sie sich und sagte feuerrot und halb stammelnd: Gnädiger Herr! Die Kirche ist so nahe dem Wirtshause. Alles fing an zu lachen, und alles kehrte sich, sein Lachen vor dem Vogte zu verbergen, gegen Arnern.

Der Vogt sah es, wandte sich entrüstet gegen Gertrud und schnurret sie an: Was hast du gegen mein Wirtshaus? Aber Arner unterbrach ihn: Geht dich diese Rede an, Vogt? und sagt dann zur Gertrud: Was ist das? warum steht dir die Kirche zu nahe bei dem Wirtshause? Gnädiger Herr, antwortet sie jetzt ganz ohne Furcht, wenn mein Mann bei seiner Arbeit da immer die Saufgesellschaft vor Augen hat und sie ihn mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetten von der Kirche in das Wirtshaus locken, so fürchte ich, er halte die Versuchung nicht immer aus. Und ist er dann einmal nur ein wenig wieder angebunden, so ist das neue Uebel ärger als das alte.

Nun wandte sich Arner gegen den Vogt und sagt ihm: Diese Frau ist nicht die einzige, die mir klagt, du mißbrauchest dein Wirtsrecht. In meinem Leben, stammelt jetzt Hummel, ist mir nie so etwas begegnet, gnädiger Herr! — Und so lang ich lebe — und Vogt bin. — Er wischt sich den Schweiß von der Stirne, hustet, räuspert. Es ist erschrecklich! — Du bist unruhig Vogt, sagt ihm jetzt Arner. Die Frage ist ganz einfach. Ist es wahr, daß die armen Leute in deinem Hause verderbt und ihnen zum Ruin ihrer Haushaltungen Fallstricke gelegt werden? Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr! Das ist der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient; man hat allemal diesen Dank anstatt

der Bezahlung. Mache dir, erwidert der Junker, für die Bezahlung keinen Kummer, es ist nur die Frage, ob die Frau lüge.

Vogt. Ja gewiß lügt sie, ich will es tausendfach beweisen.

Junker. Es ist genug am einfachen; aber du erinnerst dich vielleicht nicht mehr, daß du mir erst gestern sagtest, sie sei eine stille brave Frau, und gar keine Schwätzerin.

Ich weiß nicht — ich — — ich — besinne; Sie haben mich — ich habe sie — ich habe sie dafür angesehen, erwidert der keuchende Vogt. Arner sagt ihm: Du bist so unruhig, daß man jetzt nicht wohl mit dir reden kann; aber ich habe für dich ein einziges Wort: Ich halte einen Straßenräuber und einen Mordbrenner für ein kleines Uebel im Lande gegen einen Mann, der unter dem Schutze des obrigkeitlichen Ansehens die Armen und Notdürftigen aussaugt und ihnen Fallstricke legt, denen sie kaum ausweichen können. Dem Vogt floß der Angstschweiß von der Stirn, doch war er froh, daß Arner jetzt etwas sagte, worauf er nicht antworten mußte. Der Junker fuhr fort: Ich bin jetzt nicht da, diese Klage zu untersuchen; aber ich denke, was ich gesagt, sei genug, dich aufmerksam zu machen, daß der Mann dieser Frau, während seines Baues an der Kirche, dir nichts schuldig werde. Dann muß ich dir noch sagen: Es ist nicht in der Ordnung, daß die Untervögte zugleich Wirte und Müller seien. Doch über dies will ich am Montag mit dir reden.

Es war auf dem Kirchhofe nur eine Stimme: Es ist ihm Recht geschehen! und in allen Häusern spottete man seiner, wie er den Schweiß abgetrocknet, und wie er an seinen Antworten beinahe erstickt wäre. Arner ließ ihn noch nicht von sich; er mußte ihn bis auf den Abend im Wald begleiten. Das Dorf meinte, er führe ihn auf Arnburg ins Gefängnis. Der Wald war ihm wie ein Gefängnis, und der Junker wie eine Kette. Er wußte den ganzen Tag nicht was er that, und lief, da er ihn jetzt los ließ, heim, wie einer aus der Hölle laufen würde, wenn er könnte. Aber da er schon fast an seinem Hause war, sah er kein Licht darin und hörte keine Menschenstimme. Das erschreckt ihn von neuem. Er öffnet mit wildem Ungestüm die Thür und sagt: Was ist das? Was ist das, daß kein Mensch da ist? Sein Weib heult in einem Winkel der dunkeln Stube und ruft mit einer hohlen Stimme wie ein Gespenst: Mein Gott! o mein Gott! was ist für ein Unglück begegnet! Es darf kein Mensch ein Glas Wein mehr bei uns trinken. Deine Feinde haben ein Jubilieren: du kommest nicht mehr heim, du seiest gefangen. Er wütete jetzt und schnaubte, wie ein gefangenes wildes Schwein in seinen Stricken schnaubt; er konnte das Heulen seiner Frau nicht leiden. Schweig, sagte er zu ihr, du machst mich noch doppelt rasend.

Dann saß er nieder, fing an zu trinken und verdrehete bei sich selber das gute Thun seines Herrn. So, sagt er, kommt das Land um seine Rechte. Er will mir das Wirtsrecht nehmen und den Schild allein in der Herrschaft aushängen. Bei Menschengedenken haben doch

alle Vögte gewintet; alle Händel gingen durch unsere Hände; aber dieser läuft wie ein Knecht allem selbst nach, und fragelt wie ein Dorfschulmeister alles selbst aus. Es ist, bei Gott! unter ihm nicht zu leben. Dann fluchte er auf sich selber, und sagte: Ich kann meine Furcht nicht mehr meistern; er hat mir's angesehen, daß ich ihn fürchte; und die Donnersbuben, die alle da bleiben mußten, wie wenn er mich vor ihnen ans Halseisen stellen wollte, haben mir ins Gesicht gelacht. Ich bin verloren, wenn ich mich nicht kecker stellen kann.

3. Er will Meister bleiben.

Er probiert es am Morgen, sobald er aufsteht, pfeift unter dem Fenster und treibt unter der Thür mit dem Hund den Narren, wie wenn sein Kopf so leer wäre, als ein Kirchenknopf. Dann sagt er zur Frau: Ich gehe ins Barthaus, es ist Samstag, die Kälber lassen sich scheren, ich will ihnen zeigen, daß ich nicht so erschrocken. Dann sagt er weiter: Fülle mir die Saublatter (Schweinsblase) mit Tabak, aber nicht von meinem, nimm nur vom Stinker, er ist mehr als gut für die Kerls, und wenn ich Wein fordere, so schicke mir vom dreimal geschwefelten; sie müssen mir ein wenig erwarmen. Ich will dann mit ihnen reden, wenn es ihnen in die Köpfe gestiegen. Aber für mich schicke nur vom gelb gesottenen Wasser. Ich darf nicht saufen, ich muß auf meiner Hut sein, daß ich mit keinem Wort verirre.

Mit diesem geht er, aber es ist ihm nichts weniger als leicht ums Herz. Er sagt im Gehen: Ich muß in meinen alten Tagen mich noch überwinden lernen, wie ein Hund an der Kette, und kann es doch auch fast gar nicht. Er hängte den Kopf, daß er den Nickel Spitz, der auf ihn stieß, nicht sah, bis dieser ihm rief: Wo hinaus, Vogt, so mit dem Kopf gegen den Boden? Ich rechnete etwas, sagte der Vogt. Der Nickel lächelte und fing gleich an, es werde ihm nicht schmecken, daß der neue Junker des alten seinen Glauben changiert. Der Vogt macht dem Nickel große Augen und sagt kurz: Ja, einmal (wenigstens) völlig hat er nicht den alten Glauben.

Nickel. O! in keinem Punkt und in keinem Artikel.

Vogt. Es kann sein; einmal der alte war mir mit seinem Glauben ein rechter Mann.

Nickel. Das denk ich; der erste Artikel seines Glaubens hieß: Ich glaube an dich, meinen Vogt.

Vogt. Das ist lustig. Wie hieß denn der andere?

Nickel. Ich denke, ich glaube außer dir, meinem Vogt, keinem Menschen ein Wort.

Der Vogt fragte jetzt nicht mehr nach dem dritten, aber der Nickel fuhr fort: Ja, du hattest einmal gute Zeit unter dem Alten; aber wie konnte es fehlen, der Schreiber, der Weibel und der Vikari waren dir schuldig.

Vogt. Man redete mir das nach, aber es war darum nicht wahr.

Nickel. Du hattest ja mit ihnen öffentlich Händel, da das Geld nicht wieder zurück wollte.

Vogt. Du Narr, du weißt auch noch gar alles.

Nickel. Ich weiß einmal auch noch, wie ich dich bei des Rudis Tröllhandel neben dem Hundstall unter den Strohwellen vor seinen Fenstern auf dem Bauch angetroffen. Du hörtest alle Worte, die sein Anwalt in der Stube sagte und hattest da gut deine Aussage mit dem Schreiber zu verdrehen; aber du gabst mir auch eine ganze Woche den Wein frei, damit ich schwieg.

Vogt. Das sind jetzt alte Kalender.

Nickel. Aber man sollte doch einen Dieb, wie dieser war, nicht schreiben lassen vor Audienz.

Vogt. Es ist gar viel in der Welt, das anders sein könnte, aber man thut am besten, man sei zufrieden, wie man es findet.

Nickel. Du redest jetzt wie der Wolf in der Fabel.

Vogt. Was ist das für eine Fabel?

Nickel. Ich kann sie zum Glück noch. „Es klagte und jammerte das Schaf, daß der Wolf und der Fuchs, der Hund und der Schlächter es immer quälen. Ein Wolf, der eben vor dem Stall stand, hörte die Klage, und rief ihm durch eine Spalte der Thür zu: Man muß immer zufrieden sein mit der weisen Ordnung, die in der Welt ist; wenn es anders wäre, so wäre es noch schlimmer. Das läßt sich hören, antwortete das Schaf, wenn der Stall zu ist; aber wenn er offen wäre, so würde es doch keine Wahrheit für mich sein." Wenn du mit willst, so komm, ich muß gehen, sagt jetzt der Vogt zum Nickel. Dieser wollte nicht ins Barthaus, und ging auf die andere Seite. Aber der Vogt schüttelte den Kopf und sagte: Ich werde des Teufels Arbeit haben, bis ich den Leuten das gestrige Henkerszeug wieder aus dem Kopf gebracht. Es ist abscheulich, sagte er dann noch; es fragt mir kein Mensch nichts mehr nach, und dieser Lumpenbub hat mich die ganze Zeit unter die Nase ausgelacht.

Nun geht er ins Barthaus, aber auch da findet er die Leute gar nicht mehr wie vorher gegen ihn. Er wars noch weniger. Er grüßte den Scherer und die Frau und die Nachbarn jetzt ohne Husten und eh er sich setzte; sonst hustete und räusperte er sich allemal und warf sein Gott grüß euch erst dann dar, wenn er ausgespieen und sich gesetzt hatte. Die Bauern bemerkten den Unterschied, aber sie waren nichts desto weniger höflich; sie antworteten ihm mit Lächeln, aber setzten die Kappen viel schneller auf den Kopf, als sie sonst thaten. Er that, als ob ers nicht achtete und fing gleich mit dem Scherer an.

Immer gute Losung, Meister Scherer, und so viel Arbeit, daß mich wundert, wie ihr das alles nur so mit zwei Händen machen könnt.

Herr Untervogt, antwortete der Scherer auch viel dreister als sonst, es kann euch wohl wundern, wie man mit zwei Händen viel arbeiten und wenig verdienen könne. Hingegen das wißt ihr wohl, wie man mit beiden Händen nichts thun und dabei viel verdienen kann.

Das ist wahr, Scherer, versetzte der Vogt, du solltest es auch probieren. Die Kunst ist: Man legt die Hände auf eine gewisse Art und Gattung zusammen, wie's recht ist; dann regnet das Geld zum Dache hinein. Nein Vogt, erwiderte jener, man wickelt sie unter den zweifarbigen Mantel und sagte die drei Worte: Es ist so! bei meinem Eide! — Es ist so! und streckt bei einem guten Anlaß drei Finger hinauf, zwei hinab, abra kadabra. und die Säcke strotzen von Geld.

Vogt. Du könntest zaubern, Scherer, aber das ist nicht anders. Leute von deinem Handwerk müssen auch Zauber- und Hexenkünste verstehen.

Das war dem Scherer zu rund; es reute ihn, daß er sich mit ihm eingelassen, und seifte, ohne weiter zu antworten, den Mann ein, der ihm saß. Aber jener fuhr fort: Der Scherer ist ein ausgemachter Herr. Er darf unser einem wohl nicht antworten; er trägt ja Spitzhosen*), Stadtschuhe und am Sonntage Manschetten. Er hat Hände so zart wie ein Junker, und Waden wie ein Stadtschreiber. Darüber mußte der junge Galli, der eben saß, und diesen Morgen aus einer Kanzlei kam, wo der Spaß mit den Waden just eintraf, lachen, und der Scherer schnitt ihn in die obere Lippe. Das machte die Bauern unwillig. Der alte Uli nahm seine Tabakspfeife aus dem Mund, schüttelte den Kopf und sagte: Vogt! es ist nicht recht, daß du dem Scherer Molest machest. Die andern murrten auch: Der Galli blutet! — Ja, so können wir dem Scherer nicht sitzen.

Ich will den Schaden wieder gut machen, rief da der Vogt. Junge, hole Wein, drei Flaschen vom guten. Der heilt Wunden, ohne daß man ihn warm macht. Alsbald verliert sich das Murren der Bauern; nur der Lenk mit dem hohen Rücken sagt noch: Der Wein hat scheint's auf dem Kirchhof stark abgeschlagen. Der Vogt aber legt jetzt seinen Tabak auf den Tisch, rühmt, daß es vom guten. Die Bauern fordern von ihm eine Pfeife nach der andern und machen die Stube voll Rauch. Aber noch sind sie still; es bindet keiner mit ihm an. Das gefällt ihm nicht; er geht die Stube auf und nieder, dreht den Zeigefinger über die Nase, wie er es immer macht, wenn ihm sein Krummes nicht gerade werden will. Es ist verteufelt kalt, sagt er, geht in die Küche, gibt der Magd einen Kreuzer, daß sie besser einheize, und es war bald wärmer in der Stube.

Indessen kam der geschwefelte Wein. Gläser her! rief jetzt Hummel. Frau und Junge brachten Gläser die Menge und der Vogt schenkte ein. Nun ist des jungen Gallis Wunde nicht mehr der Rede wert: Wäre der Narr nur still gesessen, so hätte ihn der Scherer nicht geschnitten. Alles lobt jetzt wieder den Vogt, und der Maurer ist am vordern Tisch ein Schlingel und am hintern ein Bettler. Da erzählt der eine, wie er sich alle Tage vollsoff und jetzt den Heiligen mache; der andere, wie er wohl merke, warum die schöne Gertrud und nicht

*) Die engen Beinkleider der Stadtleute.

der Maurer zum jungen Herrn ins Schloß gegangen, und wieder ein anderer, wie ihm diese Nacht von der Naie geträumt, die der Vogt dem Maurer nach Verdienst bald drehen werde.

Nun mischte sich der Vogt bedachtsam und ernsthaft in das verworrene Gewühl dieser Säufer und Schwätzer. Nachbar Richter, sagt er, ihr waret ja selber bei der letzten Rechnung und noch ein andrer beeidigter Mann. Ihr wißt, daß mir der Maurer damals dreißig Gulden schuldig blieb. Seitdem habe ich ihm das Geld auch nicht einmal gefordert und ihm kein böses Wort gegeben; und es kann doch leicht kommen, ich verliere die Schuld bis auf den letzten Heller. Das versteht sich, schwuren die Bauern. Du wirst keinen Heller mehr von deinem Gelde sehen, und schenkten sich ein. Dann nahm der Vogt die Handschrift aus seinem Sackkalender, legte sie auf den Tisch und sagte: Da könnt ihr selber sehen, ob's wahr ist! Die Bauern beguckten die Handschrift, als ob sie lesen könnten und sprachen: Das ist ein Schurke, der Maurer. Und Christen, der Bänkelsänger, der bis jetzt viel und stillschweigend gesoffen, wischte nun mit dem Rockärmel das Maul ab, stand auf und schrie, sein Glas in die Höhe: Es lebe unser Herr Untervogt, und alle Kalfakter verrecken!

Nicht so lärmend, Christen, rief ihm der Vogt zu, nicht so lärmend! Ich verzeihe es dem Maurer gern, er hat das aus Armut gethan, und ich mag gar wohl leiden, daß er mit seiner Frau beim neuen Junker sein Glück mache. Das ist nicht, was mir den Kopf groß macht, aber das ist schlimm, daß keine Rechte im Land mehr sind. Sicher denket an mich, der Junker hat Sachen im Sinn, die keinem von euch in Kopf kommen. Ich bin ein alter Mann und mit mir ist's aus, ich habe keine Kinder; aber ihr habt Buben, Nachbarn, mit euch ist's etwas anders.

Sie sperrten das Maul auf, da er von den Rechten im Land redete. Etliche schrieen: Ihr seid unser Vogt, vergebt kein Haar von unsern Rechten. Doch schüttelten auch einige die Köpfe, und sagten: Es war, so lang er Vogt ist, sein Wort, das Bauernrecht und das Ochsen- und Kuhrecht sei das gleiche; brav hager sein und wohl im Joch ziehen rette beides, Bauern und Ochsen vor Geißelstreichen und vor frühzeitigen Todesnöten. Aber die meisten lärmten und fluchten, sie wollten sich kein Haar breit von ihren Rechten nehmen lassen.

Indessen trank er immer von seinem gesottenen Wasser und redete seinen Absichten gemäß ferner: Ihr wißt alle, wie der alte Ruppli vor zweihundert Jahren mit dem grausamen Ahnherrn dieses Junkers zu kämpfen hatte. Dieser alte Ruppli, — mein Großvater hat es mir tausendmal erzählt, — hatte zu seinem Leibspruch: Wenn die Junker den Bettlern im Dorfe höfeln, so helf Gott den Bauern. Sie thun das nur, um die Bauern entzweien, um dann allein Meister sein zu können. Bauern, Bauern! glaubt doch, die Herren sind listig. Wenn sie in allem Narren sind, so sind sie es im Bauernführen nicht. Der Junker gibt gewiß keinem ein gutes Wort, ohne daß er seinen guten

Grund habe. Meinest, wir merken den Pfiff nicht? antwortete Aebi; er will das Wirtshausrecht aus dem Dorfe ziehen und allein im Schlosse wirten. Das kann er nicht, erwiderte Högi, wir haben Brief und Siegel dafür. Aber du Narr, sagt Aebi, hast du nicht unter dem alten am Schloßwege gesehen, was Brief und Siegel sind? Das ist wahr, das ist wahr! riefen die Bauern; wir hatten wider den verdammten Weg auch Brief und Siegel und mußten uns doch an demselben fast zu Tode arbeiten.

Die meisten waren schon tüchtig berauscht und Christen der Bänkelsänger so stark, daß er beim Aufstehen mit dem halben Leibe über den Tisch fiel und des Vogts Wasserkrug umschmiß. Dieser wischte geschwind das verschüttete Wasser vom Tische, damit es niemand aufschlürfe und den Betrug merke. Aber des Scherers Hund unter dem Tische lappte durstig das Wasser vom Boden und ein Nachbar, der wehmütig zu dem verschütteten Wein hinabsah, rief: Wunder und Zeichen! Vogt, seit wann saufen die Hunde Wein? Du Narr, seit langem, antwortet der Vogt, winkte mit dem Kopfe und stieß ihn mit den Füßen, daß er schwieg. Auch dem Hunde gab er einen Tritt, aber dieser verstand den Befehl nicht, schrie und lappte fast das Wasser auf. Die Nachbarn guckten immer mehr unter den Tisch, sahen dem Hund zu und stießen die Köpfe zusammen; des Scherers Frau hebt die Scherben vom Boden, nimmt sie an die Nase und sagt dann ganz laut: Vogt, dein schöner Wein ist gesottenes Wasser. Was Teufels ist das! riefen die Bauern, warum säufst Wasser? Betroffen antwortete der Vogt: Es ist mir nicht recht wohl, ich muß mich schonen. Die Nachbarn glaubten ihm nichts. Links und rechts murmelte einer zum andern: Es geht hier nicht recht zu.

Die zwei vornehmsten, die da sind, stehen auf, zahlen dem Scherer den Bartlohn, sagen: Behüte Gott, Nachbarn! und gehen gegen die Thüre. So plötzlich ihr Herren, so plötzlich aus der Gesellschaft? ruft ihnen der Vogt. Sie antworten: Wir haben sonst zu thun, und gehen weiter. Der Scherer begleitet sie außer die Stube und sagt ihnen: Ich wollte lieber, der Vogt wäre fort; das war kein Stückchen, bei dem ers gut meint, weder mit dem Wein noch mit dem Wasser; und dann kann ich das Saufgewühl nicht leiden in meiner Stube. Du hast Recht, erwiderten die Männer, und wie die Sachen jetzt sind, könntest du noch in Ungelegenheit kommen; damit gingen sie fort und der Scherer wieder in seine Stube. Trotzig fragt ihn jetzt der Vogt: Wo fehlt's den Herren, daß sie so plötzlich aufbrechen? Es ist mir, antwortet der Scherer, wie ihnen; mein Haus ist nicht für so ein Gewühl.

Dieser Streit gefiel den Ehrengästen nicht wohl. Wir wollen stiller thun, sagte der eine; wir wollen recht thun, der andere; immer gut Freund sein ist Meister, der dritte; Vogt, noch einen Krug, der Bänkelsänger. Ha Nachbarn! rief jetzt der Vogt, ich habe auch eine Stube, wir können den Herrn Scherer wohl in Ruhe lassen. Aber

die Gemeindsache ist vergessen und das teure Wirtsrecht, schrie Aebi durstig. Mir nach, wer nicht falsch ist, donnerte Hummel, blickte wild umher und schlug fluchend die Thür hinter sich zu, daß die Stube erzitterte.

Das ist unverschämt, sagte der Scherer. Ja das ist unverschämt, sagen viele Bauern.

Es ist nicht alles richtig, ich wenigstens gehe nicht mit ihm, sagt der jüngere Aebi. Ich jetzt auch nicht, der Läuppi; und ein Ranold: Es ist gewiß besser, wir bleiben da; es wurmt ihm, daß er gestern auf dem Kirchhof so schwitzen müssen. Du hast Recht, sagte ein anderer, er will uns gewiß dahinein ziehen, aber da wären wir Narren. So redeten die Nachbarn und blieben beim Scherer.

Nur der ältere Aebi und der Christen und noch ein paar Lumpen nahmen seine leeren Flaschen unter den Arm und gingen ihm nach. Der Vogt stellte sich an sein Fenster gegen das Wirtshaus und sah ihnen entgegen; er meinte nicht anders, als es würden ihm weit die meisten auf dem Fuße folgen. Da er nun diese Lumpen sah, ergrimmte er und sagte zu sich selber: Die verfluchten Buben fürchten mich nicht mehr. Und eine Weile darauf: Ich bin ein Ochs, ein lahmer Ochs! Es ist bald Mittag, und ich habe nichts ausgerichtet. Der Wein ist gesoffen, jetzt lachen sie mich noch aus, ich habe mit ihnen geplappert wie ein Kind. Die Hundskerl wissen, daß ich es mit ihnen nicht gut meine; darum ist's umsonst, ich kann sie nicht mehr nach meiner Pfeife tanzen machen, sie fürchten mich nicht mehr, und bei Gott! sie merken, daß ich sie fürchte. Wollten die Hunde nicht mit? sagte er jetzt zu den Lumpen, die mit den Flaschen kamen; es ist nichts daran gelegen, aber ich will doch jetzt wissen, was die Schurken noch mit einander reden. Aebi, du mußt zurück und noch mehr Flaschen suchen.

Aebi. Es sind keine mehr da.

Vogt. Du Narr, das ist gleichviel; thu nur, als ob du suchest und horch auf jedes Wort, das sie reden; bringst du mir vieles, so sauf ich mit dir bis an den Morgen.

Dann sagte er noch zum Löli: Du mußt mir zu des Lumpen Maurers älterm Gesellen, dem Joseph, aber nimm dich in acht, daß dich niemand sehe, und sage ihm, er solle zu mir kommen in der Mittagsstunde. Nun ratschlagte er mit sich selbst, wie er die Sache anbringen wolle, wenn der Gesell komme. Falsch ist er, wie der Teufel, dachte er, darauf kann ich zählen; er hat bei einem Dutzend Flaschen auf seines Meisters Rechnung gesoffen. Aber er wird sich fürchten. Ich will ihm bis zehn Thaler anbieten. In drei Wochen fällt der ganze Bestich vom Thurm herunter. Nein, zehn Thaler sollen mich nicht reuen.

Jetzt kam Joseph. Der Vogt führte ihn in die hintere Stube und stieß den innern Riegel vor. Wein, Brot, Würste und Schinken stehen auf dem Tische. Der Vogt nimmt zwei Stühle, setzt sich und sagt zum Joseph: Du versäumst das Mittagessen, halt's mit. Das

läßt sich thun, antwortet Joseph, setzt sich hin und fragt: Was hat er zu befehlen, Herr Vogt? Sag er, ich bin zu Diensten.

Vogt. Auf deine Gesundheit, Joseph. Trink eins; versuch diese Würste, sie sollen gut sein. Warum greifst nicht zu? Du hast sonst dürre und magere Zeit genug bei deinem Meister.

Joseph. Das wohl, aber es wird jetzt besser kommen, wenn er Schloßarbeit kriegt.

Vogt. Ach, du kannst dir wohl einbilden, wie lange das gehen wird. Ich wollte es ihm gerne gönnen, aber er ist nicht der Mann zu so etwas. Er hat auch noch nie ein Hauptgebäude gemacht, aber er verläßt sich auf dich, Joseph.

Joseph. Das kann sein, es ist so was.

Vogt. Ich habe es mir wohl eingebildet und dich darum rufen lassen.

Joseph. Ich bin zur Aufwart, Herr Untervogt, auf sein gut Wohlsein!

Vogt. Es soll dir gelten Joseph! Laß dir die Würste auch schmecken! — Aber höre, es wäre mir lieb, daß das Fundament der Kirchmauer von gehauenen Steinen aus dem Schwendi-Bruch gemacht würde.

Joseph. Potz Blitz, Herr Vogt, das geht nicht an. Er versteht das nicht. Dieser Stein ist hiezu nicht gut und zum Fundament taugt er gar nicht.

Vogt. Der Stein ist nicht so bös, Maurer, ich habe ihn schon gar viel brauchen gesehen; und mir geschähe ein großer Gefallen, wenn diese Grube wieder eröffnet würde.

Joseph. Vogt, es geht nicht an.

Vogt. Ich will dankbar sein für diesen Dienst Joseph.

Joseph. Die Mauer ist in sechs Jahren faul, wenn sie aus diesem Steine gemacht wird.

Vogt. Das sind Narrheiten.

Joseph. Bei Gott es ist wahr! Es sind am Fundament zwei Miststätte und ein ewiger Ablauf von Ställen; der Stein fault ab wie ein tännernes Brett.

Vogt. Aber Joseph, was fragst du zuletzt dem nach, ob die Mauer in zehn Jahren noch gut ist, oder nicht? Thust, was ich sage, so hast ein großes, recht großes Trinkgeld zu erwarten.

Joseph. Das könnte ich auch brauchen. Aber wenn der Junker merkt, daß der Stein nichts nütze ist?

Vogt. Davon ist keine Rede; er versteht das nicht.

Joseph. Ich glaub's zuletzt selbst. Der Stein ist dem Ansehen nach schön, und zu anderer Arbeit vortrefflich.

Vogt. Gib mir deine Hand darauf, Joseph, daß der Meister die Steine aus diesem Bruch nehmen müsse. Thust es, so kriegst fünf Thaler Trinkgeld.

Joseph. Das ist viel, wenn ich sie nur schon hätte.

Vogt. Es ist mir bei Gott Ernst, ich zahle dir fünf Thaler, wenn er's thut.

Joseph. Nun hier ist die Hand; es soll gelten, wie er geredet hat. Was scher' ich mich um den Herrn im Schlosse?

Das in der Ordnung, kommt der Vogt noch mit etwas.

Höre, sagt er, Joseph, ich habe da etwas aus einer Apotheke; es soll gut sein, daß der Bestich an der Mauer halte wie Eisen. Aber wie es geht mit solchen Spitzhöflerkünsten, man darf ihnen nicht trauen, bis man einen Versuch damit gemacht, und es ist besser, sie an einem fremden Gebäude zu probieren, als an seinem eigenen. Du hättest jetzt einen recht guten Anlaß dazu.

Joseph. Das wohl, Herr Untervogt, ich will es auch an einer Ecke des Kirchturms probieren.

Vogt. Das an einer Ecke probieren so im kleinen ist nie nichts nütze; man irrt sich dabei wenn's gerät und wenn's fehlt. Ich möchte es am ganzen Kirchturme probieren.

Auch das versprach Joseph und dann noch zu schweigen, wenns fehle. Aber beim Weggehen dachte er bei sich selbst: Das ist ein sonderbares Begehren mit den Steinen und mit der Ware im Kalke. Man probiert so etwas nicht an einem ganzen Kirchturm; aber wenigstens das Trinkgeld soll mir nicht fehlen.

Indessen waren Hummels Anhänger aus dem Barthause zurück und schwuren bei Gott und beim Teufel, sie dürften ihm nicht sagen, was sie alles gehört. Aber er schwur ebenso, er wolle es wissen; und damit er nicht falsch geschworen habe, erzählten sie ihm dann, wie dieser und jener gesagt. Er halte sie alle für Narren und habe mit den Gemeindrechten und mit seinem Wassersaufen so gewiß ein Schelmenstück im Sinn, als sie Sünder seien. Es sei auch gar gut, daß der neue Junker nicht mehr sein Knecht sei, wie es der alte gewesen, sonst würde es in kurzem dahin kommen, daß im ganzen Dorfe niemand mehr zu Acker fahren und anzusäen vermöchte. Hierüber lachte der Vogt. Aber als der Löli erzählte: Der Baumwollen-Meyer hat laut gesagt, du seiest verloren, man sehe dirs an, daß du dich fürchtest, und alle andern hätten geschworen, es sei bei Gott so. Da erschrak er, fragte etlichemal nacheinander: Hat er das gesagt? Wer hat es noch gesagt? Wer hat gelacht? Man sah, daß ihn das nagte, aber er erzwang ein hölzernes Lächeln und versicherte die Lumpen, so weit sei es mit Vogt Hummeln noch nicht gekommen, daß er etwas fürchte. Saget doch dem hochmütigen Baumwollenherrn, setzte er eine Weile darnach hinzu, der sogar vergessen, wie lange er im Bettel herumgezogen, ich und mein Hund fürchten uns gleichviel. Mit meinen eignen Augen sah ich, wie er einen Stier, der ihm das Horn schon in den Leib gestoßen, nicht aus den Zähnen gelassen, bis er ihn zu Boden gerissen. Er zeigte ihnen dann noch die Narbe am Hund, wo ihn der Stier gestoßen und sagte ihnen zuletzt noch: Saget nur, wo ihr Anlaß habt und wo ihr hinkommt, daß ich nichts weniger als erschrocken.

4. Ein geretteter Mann.

Der Maurer Lienhard war am Morgen früh zum Junker in das Schloß gegangen und nun auch wieder zurück. Gertrud hatte mit ihrer Sonnabendsarbeit geeilt, daß sie damit, eh er zurück, fertig wurde. Die Kinder waren gewaschen, ihre Haare gekämmt, die Kleider durchgesehen, die kleine Stube gekehrt und in Ordnung gebracht. Während ihrer Arbeit hatten die Kleinen von der Mutter ein Lied gelernt, das sie dem lieben Vater, wann er heim käme, singen wollten:

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest;
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!

Mit diesem Liede empfingen Mutter und Kinder den Vater. Eine Thräne floß ihm vom Auge. Gott segne euch, ihr Lieben! sprach er; Gott segne dich du Teure! setzte sich dann neben ihr hin und fing an zu erzählen: Sobald mich der Junker sah, fragte er mich: Ob ich ihn nicht mehr fürchte? Ich antwortete: Verzeih er mir, gnädiger Herr! Er lachte und ließ mir gleich einen Krug Wein vorsetzen. Wareſt du fein bald damit fertig? unterbrach ihn Gertrud. Nein Frau, antwortete er, ich that so züchtig, wie eine Braut und wollte ihn nicht anrühren; aber er sagte: Ich weiß wohl Maurer, daß du den Wein auch kenneſt. Schenke dir nur ein. Da trank ich eins auf sein Wohlsein; aber er sah mich so steif an, daß mir das Glas am Munde zitterte. Das gute Gewiſſen, versetzte Gertrud, kam dir eben jetzt in die Hand. Du haſt dich doch vom Schrecken bald erholt? Ja, recht bald, versicherte Lienhard. Er war so liebreich und sagte: Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der stark arbeitet, gerne ein Glas Wein trinkt. Es ist ihm auch wohl zu gönnen. Aber das ist ein Unglück, wenn er beim Wein seine Sinne verliert und nicht mehr weiß, daß er Weib und Kinder zuhause hat. Er sagte dann ferner: Es ist ein Unglück, daß so viele Arme in ihrer Not mit Leuten anbinden, die sie wie die Peſt fliehen sollten. Der Arme ist halb gerettet, wenn er nur keinem Blutsauger unter die Klauen kommt.

Ich dachte, wie war es doch möglich, bei Lebzeiten des alten Junkers seinen Blutsaugern nicht unter die Hände zu fallen? und war froh, daß er davon aufhörte. Er nahm mich dann mit dem Baue in die Schule; ich mußte ihm alles ausrechnen. Biſt du um keine Null verirrt? unterbrach ihn wieder Gertrud. Nein, Gottlob! sagte er, mit den Thalern klingend, die ihm der Junker vorgeschossen. Errate ein mal, Frau, wieviel hat er mir gegeben? Sie seufzte. Er aber klingelte wieder mit den Thalern und fuhr fort: Denk jetzt auch, wie lange es nicht so geklingelt hat, und ich will jetzt gewiß besser wirtschaften. Dann erzählte er fort: Er hat allen armen Hausvätern nachgefragt, wie viel Kinder sie haben; wie groß sie wären, was ihr Verdienſt sei. Dann hat er zwölf der hilfloſeſten zu Taglöhnern am Kirchbau aus-

gewählt und gibt jedem alle Tage fünf und zwanzig Kreuzer. Ich mußte ihm alle nennen. Er sagte mir zweimal, wenn du jemand weißt, der wie du im Drucke ist, so sag es mir. Ich nannte vor allem aus den Hübel-Rudi. Nun, das ist brav, daß du ihm seine Erdäpfel nicht hast entgelten lassen, sagte Gertrud und erzählte ihm dann, daß der Joseph über das Mittagessen im Wirtshaus gewesen. Das machte den Lienhard betroffen. Er sagt zu der Frau: Wenn das ist, so muß ich mich mit ihm inacht nehmen. Er hat sich heute gar unverschämt aufgeführt.

Gertrud. Wie das?

Lienhard. Er fing, sobald ich auf die Arbeit kam, ohne daß ich ihn drüber befragte, an, mir den Stein aus dem Schwendi-Bruch für die Kirchmauer anzurühmen. Ich erwiderte ihm: Die Feldsteine, die in der Ebene herumlägen, seien besser; da antwortete er mir, ich sei immer ein Narr und wolle meine Sachen nie recht anstellen; die Mauer würde von diesem Steine so glatt als ein Teller. Ich dachte, er sage das so aus guter Meinung und nahm es ihm nicht übel; aber wenn er eben aus dem Wirtshause gekommen, so kann hinter dieser Rede mehr stecken. Gertrud versetzte: Trau dem Joseph nicht, er ist sicher nicht lauter.

5. Selbstsucht mit Weibergalle.

In diesem Augenblick kam die Schnabel-Gritte, des Küsters Sohnsfrau und des Hummels Bruderstochter in die Stube in der Absicht, sich zu beklagen, daß der Junker ihre Leute bei der Arbeit am Kirchbau ganz übergangen. Man muß wissen, das Dorf ist außer dem Baumwollenspinnen im höchsten Grad ohne Verdienst und sobald bekannt war, daß der Junker die Kirche bauen werde, dachte ein jeder Taugenichts, er könnte auch wie ein anderer bei dieser Arbeit 25 Kr. mit Müßiggehen verdienen. Da es aber nicht an alle kommen konnte, ärgerten sich jetzt viele, besonders diese Schnabel-Gritte. Sie meinte, sie dürfe gar wohl darüber dem Bettelmaurer, dem sie doch auch manches Stück Brot gegeben, ein Wort sagen, wie es ihr ums Herz sei und lief deswegen sporenstreichs zu ihm.

Du wirst wohl jetzt nicht mehr unsern schlechten Ofen bestreichen wollen, redete sie ihn an. Warum denn das nicht, Frau Nachbarin? antwortete er. Fehlt etwas daran? Nein, erwiderte sie, jetzt gar nicht. Ich wollte nur bei Zeiten fragen, damit ich in der Not wisse, woran ich sei.

Lienhard. Du bist sorgfältig, Grittli; es hätte aber gar übel fehlen können.

Gritte. Ja, die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Leute auch.

Lienhard. Das ist wohl wahr, doch Leute zum Ofenbestreichen findet man immer.

Gritte. Das ist eben der Vorteil.

Indeß nahm Gertrud das Brotmesser von der Wand und schnitt von einem altgebackenen Roggenbrote zur Nachtsuppe ein. Das ist schwarzes Brot, sagt jetzt Gritte zu ihr; es gibt aber bald besseres, da dein Mann Herr Schloßmaurer geworden ist. Du bist närrisch, antwortet Gertrud. Ich will Gott danken, wenn ich mein Lebtag genug solches habe. Weißbrot ist doch besser, erwidert jene spöttisch, und wie sollt es dir fehlen? Du wirst noch Frau Untervögtin und dann dein Mann vielleicht Herr Untervogt. Aber uns würde es dabei übel gehen. Was willst mit dem Sticheln? fragt jetzt Lienhard ernsthaft. Ich habe das nicht gern. Gerade heraus ist Meister, wenn man was hat, das man sagen darf.

Gritte. Ha Maurer, das darf ich, wenn's sein muß. Mein Mann ist doch auch des Küsters Tochtermann, und so lange die Kirche steht, ist es nie erhört worden, daß, wenn es Arbeit daran gegeben hat, des Küsters seine Leute nicht den Vorzug gehabt hätten.

Lienhard. Und jetzt was weiters?

Gritte. Ja, und jetzt, eben jetzt hat der Untervogt einen Zettel im Haus, darin mehr als ein Dutzend der größten Lumpen aus dem Dorfe als Arbeiter bei dem Kirchbau aufgezeichnet sind, und von des Küsters Leuten steht kein Wort darin.

Lienhard. Aber Frau Nachbarin, was geht das mich an? Habe ich den Zettel geschrieben?

Gritte. Nein, geschrieben hast du ihn nicht, aber ich denke wohl, angegeben.

Lienhard. Das wäre wohl viel, wenn ich dem Junker seine Zettel angeben müßte.

Gritte. Ha, einmal weiß man, daß du alle Tage im Schlosse steckst und gerade heute wieder dort warst. Wenn du auch berichtet hättest, wie es vor diesem gewesen ist, so wäre es beim alten geblieben.

Lienhard. Arner bleibt nicht beim Alten, wenn er es mit dem Neuen besser zu machen glaubt.

Gritte. Man sieht's.

Lienhard. Und dann hat er mit Fleiß die ärmsten vorziehen wollen.

Gritte. Ja, die größten Lumpen.

Lienhard. Diesen Namen gibt man einem bald, wenn er arm ist. Aber es denkt mancher nicht, daß er auch das werden könnte, was er dem andern sagt.

Gritte. Es ist einmal nicht recht, und es muß uns verdrießen, daß man uns so übergangen hat.

Lienhard. Gritte, du hast schöne Güter, und issest mit deinem Vater; du solltest das den armen Leuten nicht mißgönnen.

Gritte. Du magst sagen, was du willst; es thut einem jeden weh, wenn er glaubt, es gehöre ihm etwas, und es ihm dann ein anderer Hund vom Maule wegschnappt.

Das machte den Maurer müde. Weißt was, antwortete er ihr jetzt, wenn du glaubst, es sei dir Unrecht geschehen, so bist jung und stark und hast gute Füße, du kannst in das Schloß gehen, um dich beim Junker zu beklagen. Nein, erwiderte Gritte, ich will das deiner Frau überlassen, ins Schloß zu gehen um zu betteln, — und damit ging sie weg.

6. Der Vogt hat Arbeit.

Der Zettel an den Untervogt, in welchem die Taglöhner aufgezeichnet waren, war überschrieben: „An den Vogt Hummel."

Vorher war die Ueberschrift auf allen: „An den ehrsamen und bescheidenen, meinen lieben und getreuen Vogt Hummel."

Was denkt der verdammte Spritzer, der Schloßschreiber, daß er mir den Titel nicht gibt, wie er mir gehört? sagte der Vogt laut im Augenblick, da er den Brief in die Hand nahm. Nimm dich inacht, warnte ihn der Hatschier, der Junker hat ihn überschrieben. So habe ich mich dann verdammt geirrt, Flink, erwiderte jener. Komm, trink ein Glas Wein bei mir und vergiß das Wort. Das that Flink gern. Er stellte sein kurzes Gewehr in eine Ecke, setzte sich nieder und ließ sich's belieben.

Als der Vogt den Brief gelesen hatte, entrüstete er sich von neuem. Das sind ja alles Lumpen und Bettler, sprach er zu sich selbst, vom ersten bis zum letzten. Donner, wie das dann auch geht! Von meinen Leuten kein einziger, der Schabenmichel ausgenommen. Auch nicht einmal einen Taglöhner kann ich ihm mehr aufsalzen. Er reibt sich die Stirne, geht die Stube auf und ab und sagt dann wieder: Ich will es thun und ihnen raten, am Montag mit einander ins Schloß zu gehen, ihm zu danken; er sieht sie dann bei einander, und wenn sie so ohne Schuh und Strümpfe und zerlumpt und verstrolcht vor ihm stehen, es nimmt mich Wunder, wenn er nicht den Kopf schütteln und denken wird, der Maurer habe ihm eine sonderbare Gesellschaft zu Taglöhnern angegeben. — Ich will es thun, sagt er wieder, nimmt den Rodel zur Hand, übersieht die Namen, schüttelt den Kopf und sagt: Ich muß zuerst zum Hübel-Rudi.

7. Ein Sterbebett.

Er ging seit seinem Tröllhandel nicht mehr in dieses Haus. Der arme Mann, den er damit elend gemacht, saß eben neben dem Bett seiner todkranken Mutter. Diese bittet ihn: Lieber Rudi, suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke, es friert mich.

O Mutter, antwortete er, sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.

Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein. Du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Sohn, ich bin dir zur Last!

Sohn. Sag doch das nicht, liebe Mutter! Du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! könnte ich dir nur auch was du nötig hast, geben. — Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Mutter. Gräme dich nicht, Rudi. Meine Schmerzen sind Gottlob nicht groß; Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Sohn. Noch nie that mir meine Armut so weh, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts helfen kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du und trägst meinen Mangel.

Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, mein Sohn; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Sohn. Meinest denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht.

Sohn. O mein Gott!

Mutter. Tröste dich, Sohn! Ich gehe in das bessere Leben. — Tröste dich! Du warest die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott; deine Hände werden bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen und für dich beten, und es wird dir wohl gehen. Denke an mich, Sohn. Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, thun einem nur wohl. Mich tröstet alles, was ich überstanden habe. Wann die reife Frucht im Herbste fällt und der Baum sich zur Ruhe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens dem Menschen wie heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm dann nur ein Traum. Denke an mich, Sohn! Es wird dir bei allen deinen Leiden wohl gehen.

Sohn. O Mutter, liebe Mutter!

Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi.

Sohn. Was? Mutter!

Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Sohn. Was ist's denn, liebe Mutter?

Mutter. Ich sah gestern, daß sich dein Rudeli hinter meinem Bette versteckte und gebratene Erdäpfel aus seinem Sacke aß. Er gab auch seinen Geschwistern davon und auch sie aßen verstohlen. Sohn, diese Erdäpfel sind nicht unser, sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben; er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er so mit etwas auf den Händen zu mir sprang und so herzlich sagte: Iß auch, Großmutter! O Sohn, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! Wie mich dieser Gedanke seit gestern so quält? Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Der Vater seufzt, sucht und bringt ihn der Großmutter. Die Sterbende richtet sich auf, nimmt den Knaben in beide Hände; ihr

mattes Haupt sinkt auf ihn herab. Der Kleine weint: Großmutter! was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach, stirb nicht, Großmutter! Sie antwortet gebrochen: Rudeli, ich sterbe gewiß bald. Jesus, ach mein Gott! ruft der Kleine, stirb doch nicht, Großmutter! Die Kranke verliert den Atem und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen. Sie erholt sich wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege. Du stirbst jetzt doch nicht mehr, Großmutter? sagt jetzt der Kleine. Thu doch nicht so, erwidert sie; ich sterbe ja gern und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Mutter. Nein, Lieber, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lang leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt Rudeli, du willst ihm folgen, brav werden und recht thun? Versprich es mir, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter, ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Mutter. Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir thun und was wir versprechen. Gelt Rudeli, du weißt das? Und du glaubst es?

Rudeli. Ja Großmutter, ich weiß es und glaub es.

Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeihe mir's doch, Großmutter, ich will's nicht mehr thun. Verzeihe mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun.

Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli. (Schluchzend.) Ja Großmutter.

Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Maurer.

Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gottes willen, ich darf nicht.

Mutter. Du mußt gehen, und Kind, gehe doch gern. Du sinnest ein andermal besser daran, und um Gottes willen, wenn dich schon hungert, nimm doch niemand nichts mehr.

Rudeli. Großmutter, ich will gewiß nicht mehr stehlen; wenn mich schon hungert, ich will nicht mehr stehlen.

Du, sagte sie noch zum Rudi, gehe jetzt mit ihm, und sage des Maurers Frau, daß ich sie auch um Verzeihung bitte. Sie haben das Ihre auch nötig. Wenn die Frau nicht brav wäre, so wäre ihre Haushaltung so elend als die unsere, und nicht wahr, du arbeitest ihnen gern ein paar Tage dafür, damit sie das Ihre wieder bekommen? Mein Gott, gern, liebe Mutter, antwortet Rudi, und eben klopft Vogt Hummel am Fenster. Die Kranke erkannte ihn an seinem Husten.

O Gott, rief sie, Rudi, es ist der Vogt! Gewiß sind das Brot und die Butter, wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt. Um Gottes willen, erwiderte der Sohn, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen; ich will ihm arbeiten, und in der Ernte schneiden. Ach, er wartet dir nicht, seufzt die Mutter, indem er zur Thür hinausgeht. Seit unserm Handel, Gott verzeih ihm dem armen Tropf! ging mir immer ein Stich durchs Herz, wenn ich ihn sah; und jetzt muß er noch in meiner nahen Stunde vor mein Fenster kommen und husten. — Es ist Gottes Wille, daß ich den letzten Groll überwinde. Ich will es thun und für ihn beten: Vater im Himmel! du leitetest den Handel, verzeihe ihm, verzeihe ihm!

Sie hörte den Vogt laut reden. Ach Gott! sagte sie, er ist zornig. O du armer Rudi, kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal und sinkt vor Schrecken in Ohnmacht. Der Rudeli springt aus der Stube und ruft: Vater! Komm doch, die Großmutter ist glaub' ich tot. Herr Jesus! sagt dieser, Vogt ich muß hinein; und springt von ihm weg. Der Vogt ruft ihm nach: Das Unglück wird groß sein, wenn die alte Hexe einmal tot ist! Er hört es nicht. Mit einem Schritte ist er in der Stube und wirft sich auf der Mutter Lager. Nach einer Weile öffnet sie die Augen wieder, sieht ihn wehmütig an und fragt: Mein Gott, will er dir nicht warten? Ach Mutter, antwortet er, er hat etwas gutes; aber mein Gott, ist dir wieder besser? Was will er gutes haben? erwidert sie ernsthaft.

Sohn. Denke auch, Mutter! Ich bin Taglöhner am Kirchbau und habe alle Tage fünf und zwanzig Kreuzer.

Mutter. Ist das auch wahr?

Sohn. Weiß Gott, es ist wahr! Und für mehr als ein Jahr Arbeit.

Mutter. So sterbe ich denn ruhiger. Du bist gut, mein lieber Gott! Sei doch auch bis an ihr Ende ihr guter Gott! — Und Sohn, glaub es ewig fest:

Je größer die Not,
Je näher Gott.

Nun ruht sie eine Weile und fängt dann wieder an: Lieber Sohn! es ist bald mit mir aus. — Mein Atem nimmt alle Augenblicke ab. — Es muß einmal sein. — Ich will Abschied nehmen.

Zitternd nimmt der Sohn seine Mütze ab, fällt auf seine Knie vor dem Bette der Mutter, faltet seine Hände und hebt seine Augen gen Himmel. Fasse Mut, Sohn! redet ihn die Sterbende an, zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der bald vorüber geht. Ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. So gib mir deinen Segen, Mutter! bittet jetzt der Sohn; will's Gott komme ich dir auch bald nach ins ewige Leben.

Dann sagte die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel und gib deinen Segen meinem Kinde, dem einzigen, das du mir gegeben.

— Rudi! Mein Gott und mein Erlöser sei mit dir! Und wie er dem Isaak und Jakob um ihres Vaters Abraham willen Gutes gethan, ach! so wolle er auch dir um meines Segens willen Gutes thun, daß dein Herz sich wieder freue und frohlocke und seinen Namen preise. Sie betet eine Weile in der Stille und fährt dann fort: Höre mich Sohn! Ich will dir jetzt sagen, was schon lange mir schwer auf dem Herzen liegt. Nimm es ruhig auf und werde um deswillen nicht noch niedergeschlagener. Ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich es dir nicht noch sagte. Unser Elend hat dich so abgeschwächt, und dir deine Sinne so genommen, daß du weder dich selbst, noch deine Kinder mehr recht besorgest. Du gehst den ganzen Tag herum, als wenn dir an dir selbst nichts gelegen wäre; und die Kinder sind auch in der Irre, wie verlorne Schafe, die niemanden zugehören. Ich bin leider, Gott erbarm, zu spät wieder in deine Haushaltung hinein gekommen, und da schon zu krank gewesen, um in derselben etwas ändern zu können; und deine Frau selig hat es noch gezürnt, wenn man ihr hat helfen wollen. Sie ist jetzt in Gottes Namen da, wo ich hin will; aber Rudi, laß den elenden Unmut, der dir alles gleichgiltig macht, nicht in dir Wurzel fassen. Muntere dich selbst wieder auf, und gib besser auf die Kinder acht; sie sind in allem zurück; ihnen ist an nichts etwas gelegen.

Nun wendet sie sich an ihre Enkel und sagt: Weinet nicht so sehr, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, und es ist mir leid, daß ich euch so unerzogen verlassen muß; aber höret mich jetzt Kinder, und vergesset der letzten Worte eurer Großmutter nicht. Eure armen Eltern haben euch in ihrem Elend nicht genug zu dem anhalten können, was ihr täglich und stündlich hättet thun, lernen und euch angewöhnen sollen. Greifet euch deswegen selbst an, und zeiget gegen euren Vater kein widriges Gemüt, wenn er euch zu etwas anhaltet. Wenn euch etwas schwer ankommt, so betet, und machet euch die Armut nicht durch Widerspänstigkeit und Ungeduld doppelt schwer. Helfet und ratet einander, so lang ihr leben werdet.

Sie schweigt jetzt eine Weile und sagt dann wieder: Kinder! da meine Bibel und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe; aber sie waren mir in meinem schweren Leben tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort euern Trost sein, Kinder, und eure Freude. Sohn! behalte dem Bethesi die größere, und dem Rudeli die kleinere Bibel, und den zwei kleinern die zwei Gebetbücher zum Andenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! du vergissest meiner nicht. — Sie muß wieder schweigen; ihr Atem wird immer kürzer, aber sie zwingt sich und ruft noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, Lieber, du willst doch niemand mehr etwas nehmen? Sieh, Kind, ich gebe deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich in meiner Jugend gedienet habe. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denke an mich, und sei fromm. Es war ein Zeugnis

vom verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Kathrine ihm so zu sagen geholfen habe, seine Kinder erziehen nach dem Tode seiner Frau. Der Pfarrer dankt ihr darin und sagt, sie habe ihm in seinem Witwerstande so treulich geholfen, daß er es in seinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Sohn, sagt sie jetzt ferner, es sind noch zwei gute Hemden da, gib mir keines davon ins Grab, das so ich trage, ist recht. Und meinen Rock und meine zwei Schürzen lasse, sobald ich tot sein werde, den Kindern verschneiden. Sieh doch sorgfältig zum Bethelí; es ist wieder so flüssig. Laß doch die Kinder nicht mehr bei Wochen ungewaschen und ungekämmt. Suche ihnen alle Jahre meine Kräuter, ihr Geblüt zu reinigen; sie sind so verdorben. Wenn du bei deinem neuen Verdienst es immer kannst, so thue ihnen jetzt eine Geiß zu.

Sie fängt noch einmal an, und das ist jetzt das letzte: Wenn ich tot und begraben bin, so gehe dann noch zu dem elenden Vogt, und sage ihm, ich sei mit versöhntem Herzen gestorben und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde er noch zur Erkenntnis seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheide. Jetzt schweigt sie. Der Sohn und seine Kinder bleiben noch eine Weile auf ihren Knien, und beten alle Gebete, die sie wissen; dann stehen sie auf und er sagt zur Mutter: Ich will dir jetzt das Laub in die Decke holen. Das hat jetzt nicht Eile, antwortete sie; es ist Gottlob wärmer in der Stube. Du mußt zuerst mit dem Rudeli zu des Maurers, damit er sie in Gottes Namen um Verzeihung bitte.

Rudi nimmt seinen Kleinen, der wie eine Espe zittert, an die Hand und geht mit ihm zu des Maurers. Er trifft die Frau allein an. Diese sieht beiden Thränen in den Augen und fragt so liebreich: Was willst, Nachbar Rudi? was weinest? warum weint der Kleine? daß der gute Rudi mit leichtem Herzen zu ihr sagen konnte, sein armer Knab hab ihr aus Hunger Erdäpfel aus der Grube genommen. Schweig doch, schweig du davon, sagt ihm Gertrud, nimmt den Kleinen bei der Hand in ihren Arm; komm, lieber Kleiner, sagt sie zu ihm, und versprich mir, daß du deiner Lebtag niemand mehr etwas nehmen wollest. Der Kleine konnte nicht reden; er drängte sich an das Herz der Frau, der er gestohlen, wie an das Herz einer Mutter. Dem Vater fallen Thränen auf den Boden; er sagt: Gertrud! Die Mutter will sterben, sie hat uns nachgeschickt und läßt dich auch noch um Verzeihung bitten.

Gertrud. Es ist ja nichts —

Rudi. Ich will deinem Mann gern ein paar Tage dafür arbeiten.

Gertrud. Schweig doch, er thut das nicht. Gelt, du lieber Kleiner, es ist dann alles gut, wenn du es nicht mehr thust; aber thue es doch nicht mehr, du weißt jetzt noch nicht, wie unglücklich und elend alle Diebe werden; wenn dich hungert, Lieber, komm doch zu mir, ich will dir gern etwas geben, wenn ich kann.

Dann fragt sie nach der Großmutter. Der Rudi sagt, sie habe eben Abschied von allen genommen und er zweifle, ob sie den morgenden Tag noch erlebe. Wenn es so schlimm ist, sagt Gertrud, so will ich

sie auch noch einmal sehen. Dann füllt sie dem Rudeli beide Säcke mit gedörrtem Obst, nimmt ihn an die Hand und geht mit ihm und dem Vater zu der Sterbenden. Auf dem Weg liest der Rudi unter einem Nußbaum Laub zusammen. Gertrud und der Rudeli helfen dem Vater und Gertrud sagt: Hast du eine Geiß?

Ach, mein Gott, erwidert der Rudeli, es ist für die Großmutter. Jesus, ruft Gertrud, lauft wieder zurück, nimmt die Decke ab ihrem Bett und kommt mit ihr unter dem Arm schnell wieder. Die Sterbende war entschlummert und lag da wie tot. Sie erwachte noch einmal. Gertrud nimmt ihre Hand. Die Sterbende sieht ihre Thränen und sagt: Du weinest, Gertrud; wir sollten weinen — ach Gott! hast du uns verziehen?

Gertrud. Was verzeihen? Mein Gott, eure Not geht mir zu Herzen; könnte ich euch dienen!

Kathrine. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Mein Gott ja. Schweig doch davon, gute, arme Frau.

Rudeli. O Großmutter! Mein Gott, wie gut ist sie gewesen (er zeigt ihr seine Säcke voll Obst).

Kathrine. Du thust es jetzt doch nie mehr, lieber Rudeli, — ich danke dir, Gertrud; — jetzt erblickt sie ihre Decke und sagt: **O mein Gott! auch das ist von dir!**

Aber sie konnte fast nicht mehr reden. Der Todesschlummer überwältigte sie; sie fühlt es selber. Ich muß eilen, sagt sie leise, gebrochen und schnell, ich muß dich noch um etwas bitten: Dieses arme Kind hat dir gestohlen, aber darf ich dich bitten, Gertrud, wenn ich tot bin, diesen armen Verlassenen, sie sind so verlassen — Die Sterbende kann nicht mehr. Ihre Augen sind gebrochen, ihr Mund fängt an zu starren; **sie sagt noch: Darf ich hoffen? — und ist tot.**

Der Rudi glaubt, sie sei nur entschlafen und sagt den Kindern: Rede doch keiner ein Wort, wenn sie sich auch wieder erholte! Aber Gertrud sah, daß es der Tod war und sagt es dem Rudi.

Er ist mit seinen Kindern fast untröstlich. Nachdem er eine Weile gejammert, nimmt er dann der Gertrud treuherzig die Hand: O wie mich die Mutter reut, — und eine Weile darauf: Darf ich hoffen, Gertrud, du sinnest an ihre Bitte? Ach mein Gott! die gute Mutter wußte, daß ich nicht imstand bin, meine Haushaltung und meine Kinder recht in der Ordnung zu halten und zu erziehen. Ich bin ein armer, unglücklicher, elender Tropf, daß kein elenderer vielleicht in der Welt ist. Fasse Mut, lieber Nachbar. Was ich thun kann, will ich dir vor Gott versprechen zu thun, sagte Gertrud und mußte ihr nasses Auge wegwenden vor seinem Elend. Sie rüstete jetzt noch die Tote ins Grab und ging heim, wie wenn sie das Nachtmahl genommen.

8. Eine Reihe geschilderter Menschen.

Der Vogt war indessen vom Rudi zu dem Jockli Bär gegangen. Dieser spaltete Holz, sang und pfiff beim Scheitstock. Als er aber

den Vogt kommen sah, machte er große Augen und sagte: Vogt, wenn du Geld willst, so ist keins da. Du singst und pfeifst ja bei deinem Scheitstock, wie könnt' es dir an Geld fehlen? antwortete der Vogt. Wenn Heulen Brot gebe, erwiderte jener, ich würde nicht pfeifen. Aber Vogt, was willst im Ernst?

Vogt. Dir sagen, du seiest Handlanger beim Kirchbau und habest des Tages fünfundzwanzig Kreuzer.

Bär. Ist das wahr, Vogt?

Vogt. Im Ernst. Und am Montag sollst in's Schloß kommen.

Bär. Wenn's Ernst ist, so sage ich schuldigen Dank, Herr Untervogt. Siehest du jetzt, warum ich heute so habe singen und pfeifen mögen?

Der Vogt entfernte sich und im Weggehen sagte er zu sich selbst: Es ist mir in keiner Stunde in meinem Leben so wohl, wie diesem Bettler! Ha, nur immer gutes Mutes, fuhr Bär fort, unser lieber Gott meints immer noch gut! — Die Frau frug ihn aus dem Fenster, was der Vogt gewollt habe. Freudig antwortete er: Denk Frau, ich bin Taglöhner am Kirchbau. Ja, erwiderte sie, du hast immer den Sack voll Trost, aber nie Brot, und meinte nicht anders, als das sei wieder eine von den leeren Hoffnungen, deren er so manche in seinem Leben für bares Geld genommen. Er kam mit Mühe dahin, daß sie es glaubte. Mein Gott, sagte sie endlich, wie froh würde ich sein, wenn ich es in meinem Leben auch noch dahin bringen würde, eine ruhige Stunde zu bekommen.

Bär. Du sollst deren noch recht viele haben und es wird, wills Gott, auch noch eine Zeit kommen, in der du mit Freuden denken wirst, du habest einen braven Mann, wenn schon dein Gütlein in meinen armen Händen so stark abgenommen hat. Verzeih mirs, will's Gott, bring ich noch was rechtes wieder ein.

Frau. Dein guter Mut freut mich, aber ich denke immer, es sei Liederlichkeit.

Bär. Was versäume ich denn oder was verthue ich?

Frau. Ich sage das eben nicht, aber es ist dir nie schwer, wenn schon kein Brot da ist.

Bär. Aber kommt denn Brot, wenn ich mich gräme?

Frau. Ich kann in Gottes Namen nicht helfen; mir ist einmal immer schwer.

Bär. Fasse Mut Frau und muntere dich auf, es wird dir wohl auch wieder leichter werden.

Frau. Jetzt hast du nur keinen ganzen Rock am Montag ins Schloß.

So gehe ich mit dem halben. Ach, du hast immer Sorgen, sagte er, ging sodann wieder zu seinem Scheitstock und spaltete Holz bis es Nacht war.

Von diesem weg geht der Vogt zum Leemann. Dieser stand unter seiner Thür, gaffte umher, und da er den Vogt sah, sagte er

zu sich selber: Da gibt es etwas neues. Mit diesem ruft er: Wo hinaus, Herr Untervogt, so nahe auf mich zu? Sogar zu dir selber, antwortet dieser und der

Leemann. Das wäre mir viel Ehre Vogt. Aber sag doch, was macht des Maurers Frau? Thut sie ihr Maul noch so weit auf wie auf dem Kirchhof? Das war eine Hexe, Vogt!

Vogt. Du kannst so was sagen, du, du bist jetzt Handlanger bei ihrem Mann.

Leemann. Weißt sonst nichts neues, daß du so mit diesem kommst?

Vogt. Nein, es ist mir Ernst; ich komme auf Befehl, es dir anzusagen.

Leemann. Wie komme ich zu dieser Ehre?

Vogt. Es dünkt mich im Schlaf.

Leemann. Ich werde wohl darob erwachen, wenns wahr ist. Um welche Zeit muß man an die Arbeit?

Vogt. Ich denk am Morgen.

Leemann. Und am Abend, denkst du, auch wieder davon. Wie viel sind unser, Herr Untervogt?

Vogt. Es sind zehn.

Leemann. Sag mir doch, es wundert mich, welche?

Der Vogt sagt ihm einen nach dem andern. Zwischen hinein fragt Leemann mehr als von zwanzigen: der nicht auch? der nicht auch? Ich versäume mich, sagt endlich der Vogt, und geht weiter. —

Von ihm weg zum Jogli Lenk. Dieser lag auf der Ofenbank und rauchte seine Pfeife. Die Frau spann, und fünf halb nackende Kinder lagen auf dem Ofen. Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht. Lenk nimmt die Pfeife aus dem Maul und antwortet: Das ist wohl viel, daß auch einmal etwas gutes an mich kömmt. Sonst war ich, so lang ich lebe, vor allem guten sicher.

Vogt. Eben noch viel Leut, Lenk! denk ich, mit dir.

Lenk. Ist mein Bruder auch unter den Taglöhnern?

Vogt. Nein.

Lenk. Wer sind dann die andern?

Der Vogt nennt sie.

Lenk. Mein Bruder ist doch ein viel besserer Arbeiter, als der Rudi, der Bär und der Marx; vom Kriecher mag ich nicht reden. Es ist bei Gott außer mir kein einziger unter allen zehn nur halb so ein guter Arbeiter, als er. Vogt, könntest du nicht machen, daß er auch kommen müßte? Ich weiß nicht, sagt der Vogt, bricht das Gespräch ab und geht. Seine Frau bei der Kunkel schwieg so lang er da war; aber da er fort war, sagte sie ihm: Du bist undankbar gegen Gott und Menschen. Da dir Gott in der tiefsten Not Rat und Hilfe zeigt, verleumdest du deine Nachbarn, denen Gott eben das Gute thut, das er dir thun will.

Lenk. Ich werde meinen Batzen verdienen müssen und keinen Kreuzer umsonst bekommen.

Frau. Aber bis jetzt hattest du gar nichts zu verdienen.

Lenk. Aber auch keine Mühe.

Frau. Und deine Kinder kein Brot.

Aber ich, was hatte ich mehr als ihr? antwortete er. Die Frau seufzte und schwieg.

Von ihm weg geht der Vogt zum Kriecher und stößt im Dahingehen auf den Hans Wüst. Wenn er ihn von ferne gesehen, so wäre er ihm ausgewichen, denn seit Rudis Handel klopfte dem Vogt und dem Wüst beiden das Herz, wo sie einander antrafen; aber er stieß unversehens an der Ecke von der Seitenstraße beim untern Brunnen auf ihn. Bist's du? sagte der Vogt, und: Ja ich bins! der Wüst.

Vogt. Warum kommst du nicht mehr zu mir, und denkst auch gar nicht an das Geld, das ich dir geliehen habe?

Wüst. Ich habe jetzt kein Geld, und wenn ich zurückdenke, so fürchte ich, es sei nur zu teuer bezahlt, dein Geld.

Vogt. Du redetest doch nicht so, da ich dir's gab, Wüst, und so ist doch böse dienen.

Wüst. Ja dienen ist etwas; aber dienen, daß einem hernach keine Stunde mehr wohl ist auf Gottes Erdboden, das ist etwas anderes.

Vogt. Rede nicht so, Wüst! Du hast nichts ausgesagt, als was wahr ist.

Wüst. Du sagst freilich das immer; aber immer ist mir in meinem Herzen, ich habe falsch geschworen.

Vogt. Das ist nicht wahr, Wüst! Es ist auf meine Seele nicht wahr. Du beschwurest nur, was dir vorgelesen war, und das war unverfänglich geschrieben. Ich habe es dir mehr als hundertmal vorgelesen; du sahest ein, wie ich, und sagtest mir allemal: Ja, dazu kann ich schwören! War das nicht ehrlich und geradezu? Was willst du jetzt mit deinem hintennach grämen? Aber es ist dir nur um die Schuld; du denkst, wenn du so redest, ich warte dir noch länger.

Wüst. Nein, Vogt, da irrest du; wenn ich das Geld hätte, so würde ich es dir in diesem Augenblick hinwerfen; denn mein Herz klopft mir, so oft ich dich sehe.

Du bist ein Narr, sagte der Vogt, aber auch ihm klopfte das Herz.

Wüst. Ich sah es auch lang an, wie du eben sagst, aber es gefiel mir doch nie, daß der Junker so redete, als ob ers anders verstanden hätte.

Vogt. Es geht dich nichts an, was der Junker geredet hat. Du schwurest nur auf den Zettel, den man dir vorgelesen.

Wüst. Aber er hat doch darauf geurteilt, wie er ihn mündlich verstanden hat.

Vogt. Wenn der Junker ein Narr war, so sehe er zu, was geht das dich an? Er hatte ja den Zettel vor sich, und wenn er ihm

nicht deutlich gewesen wäre, so hätte er ihn anders schreiben lassen können.

Wüst. Ich weiß wohl, daß du mir es allemal wieder ausredest, aber das macht mir nicht wohl im Herzen, und auf die Kommunion ist mir immer gar zu entsetzlich, daß ich versinken möchte. Vogt! O daß ich dir nie schuldig gewesen wäre! O daß ich dich nie gekannt hätte, oder daß ich gestorben wäre am Tage, ehe ich den Eid that!

Vogt. Aber um Gottes willen, Wüst, quäle dich nicht so; es ist Narrheit. Denke doch nur auch allen Umständen nach; wir gingen bedächtlich; in deiner Gegenwart fragte ich den Vikari deutlich und wahr: Muß der Wüst etwas anders beschwören, als im Zettel steht? Sagt es ihm doch, er versteht es nicht recht. Weißt du noch, was er geantwortet?

Wüst. Ja, aber dann ist's — —

Vogt. Ha, er sagte doch mit ausgedrückten Worten: Der Wüst muß kein Haar mehr beschwören, als im Zettel steht; sagte er nicht genau diese Worte?

Wüst. Ja, aber dann ist's, wann er das gesagt hat . . .

Vogt. Was aber dann ists? Ist dir das auch nicht genug?

Wüst. Nein, Vogt! Ich will nur heraus reden, es muß doch sein. Der Vikari war dir schuldig, wie ich; und du weißt, was er für ein Held war und wie er allen Huren nachzog. Es mag mich also wenig trösten, was so ein leichtsinniger Tropf zu mir sagte.

Vogt. Sein Leben geht dich nichts an; aber die Lehre verstand er, das weißt du.

Wüst. Nein ich weiß das nicht; aber das weiß ich, daß er nichts taugte.

Vogt. Aber das geht dich nichts an.

Wüst. Ha, es ist mit dem so. Wenn ich einen Menschen in einem Stück als sehr schlimm und gottlos kenne; so darf ich ihm in allen andern eben auch nicht viel gutes zutrauen. Deshalben fürchte ich, der Taugenichts, dein Herr Vikari, habe mich eingeschläfert, und das würde mich denn doch etwas angehen.

Vogt. Laß diesen Gedanken fahren, Wüst! Du schwurest auf nichts, als was wahr ist.

Wüst. Ich dachte lang auch so, aber es ist aus; ich kann mein Herz nicht mehr bethören. Der arme Rudi! Wo ich gehe und stehe, sehe ich ihn vor mir, den armen Rudi, wie er im Elend und Mangel gegen mich zu Gott seufzt. O, seine Kinder, sie serben, sind gelb, krumm und schwarz wie Zigeuner. Sie waren schön und blühten wie Engel, und mein Eid brachte sie um ihre Wiese.

Vogt. Ich hatte Recht, es war wie ich sagte, und jetzt hat der Rudi Arbeit am Kirchbau.

Wüst. Was geht das mich an? Hätte ich nicht geschworen, mir würde gleichviel sein, ob der Rudi reich wäre oder ein Bettler.

Vogt. Laß dich doch das nicht anfechten, ich hatte Recht.

Wüst. Nicht anfechten? Ja Vogt; hätte ich ihm sein Haus erbrochen und all sein Gut gestohlen, es würde mir besser zu Mute sein. O Vogt, daß ich das gethan habe! O! o! es ist bald wieder heilige Zeit. O wäre ich doch tausend Klafter unter dem Boden!

Vogt. Um Gotteswillen, Wüst, thue doch nicht so auf der offenen Straße vor den Leuten! Wenns auch jemand hörte! Du plagst dich mit deiner Dummheit; alles was du schwurest, ist wahr!

Wüst. Dummheit hin, Dummheit her. Hätte ich nicht geschworen, so hätte der Rudi seine Wiese noch.

Vogt. Aber du hast sie ihm doch nicht abgesprochen, und mir hast du sie nicht zuerkannt, was geht es also ins Teufels Namen zuletzt dich an, wem die Wiese sei.

Wüst. Nichts geht es mich an, wem die Wiese sei, aber daß ich falsch geschworen habe, das geht mich leider, Gott erbarm, an.

Vogt. Aber es ist nicht wahr, du hast nicht falsch geschworen; das, worauf du schwurest, ist wahr.

Wüst. Aber das ist nur verdreht. Ich sagte dem Junker nicht, wie ich die Schrift verstand, und er verstand sie anders. Du magst sagen, was du willst, ich weiß, ich empfinde es in mir selber. Ich war ein Judas, ein Verräter, und mein Eid, Worte hin und Worte her, war Meineid.

Vogt. Du dauerst mich, Wüst, mit deinem Unverstand; aber du bist krank, du siehst ja aus, wie wenn du aus dem Grabe kämest; und wenn's einem nicht wohl ist, so sieht man alles anders an, als es ist. Beruhige dich, Wüst! Komm mit mir heim und trink ein Glas Wein mit mir.

Wüst. Ich mag nicht, Vogt! Mich erquickt nichts mehr auf Erden.

Vogt. Beruhige dich, Wüst! Schlag es doch jetzt aus dem Kopf, bis du wieder gesund bist. Du wirst dann wohl sehen, daß ich Recht habe; und ich will dir deine Handschrift zerreißen, es macht dich vielleicht auch ruhiger.

Wüst. Nein, Vogt, behalte die Handschrift. Sollte ich vor Hunger mein Fleisch fressen, so werde ich dir die Schuld bezahlen. Ich will kein Blutgeld auf meine Seele. Hast du mich betrogen, hat mich der Vicari eingeschläfert, so wird vielleicht Gott noch mir verzeihen; ich meinte nicht, daß es so kommen würde.

Vogt. Ich will deine Handschrift vor deinen Augen zerreißen, und nehme es auf mich, daß ich Recht hatte; sei doch jetzt ruhig.

Wüst. Nimm auf dich, was du willst, Vogt! Ich werde dir die Schuld bezahlen.

Vogt. Besinn dich eines bessern, du irrst in Gottes Namen. Ich muß einmal weiter.

Wüst. Gottlob, daß du gehest; bliebest du länger, ich würde außer mir selber kommen vor deinen Augen.

So gingen sie von einander und der Vogt sagte zu sich selber: Daß mir doch jetzt auch das hat begegnen müssen! Der arme Schelm

dauert mich, aber er hat nicht Recht, es geht ihn nichts an, wie ihn der Richter verstanden. Der Teufel möchte Eide schwören, wenn man den Sinn so genau herausklauben wollte. Ich weiß auch, wie andere Leute und eben die, so dieses am besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegungen nehmen und ruhig sind, wo ein anderer Tropf, der wie der Wüst denkt, meinen müßte, er sehe mit seinen Augen sonnenklar, daß sie ihn verdrehen.

Und nun ging er zum Felix Kriecher. Das war ein Kerl, der immer umhergeht wie die Geduld selbst, wenn sie im tiefsten Leiden schmachtet; vor dem Scherer, dem Vogt, dem Müller und einem jeden Fremden bückt er sich so tief, als vor dem Pfarrer, und diesem geht er in alle Wochenpredigten und in alle Singstunden, dafür erhält er aber auch dann und wann ein Glas Wein und darf zuweilen, wenn er recht spät kommt und nahe genug zusteht, auch zum Nachtessen bleiben.

Der Pfarrer Flieginhimmel hatte diesen Mann nebst vielen andern in der Jugend verdorben. Der Pfarrer hatte keinen Begriff davon, was es auf Erden für eine Kraft braucht, ein Mensch zu sein ohne eine Pfründe. Auch wurden seine Kinder fast alle zu Lumpen und Narren. Er reizte ihre Empfindungen und verwahrloste ihre Kräfte. Dieser Kriecher war imstande, wenn er z. E. in der Offenbarung von den zwölf Heiligen las, die auf den zwölf Stühlen sitzen und die zwölf Geschlechter Israels richten werden, sich ganz zuverlässig einzubilden, es sei doch keine Unmöglichkeit, daß er auch einer dieser zwölfen sein könnte. Dabei war er im Dorf der Narr aller Leute und in seiner Wohnstube ein Teufel. Er hat in allen Stücken immer zehnmal weniger als er gelüstet, und wenn ihm dann etwas mangelt, so liegt ihm alles nicht recht. Bald sind die Kinder nicht recht gewaschen, bald nicht recht gekämmt, und so tausenderlei. Wenn er nichts zu zanken findet, so sieht ihn das kleine vierteljährige sauer an, dann gibt er ihm tüchtig auf seine Händchen, daß es Respekt lerne.

Du bist ein Narr! sagte ihm einst die Frau bei einem solchen Anlaß und hatte freilich nichts als die reine Wahrheit geredet, aber er stieß sie mit den Füßen und da sie fliehen wollte, fiel sie unter der Thür und hatte zwei Wunden im Kopf. Darüber erschrak er; er dachte, der Lärmen könnte sein Leben ruchbar machen und bat sie auf den Knieen um Gotteswillen, daß sie es niemand sage; sie that's und sagte, sie sei von der Bühne gefallen. Aber er kränkt sie wie vorhin. Eine Viertelstunde, ehe der Vogt kam, hatte die Katze die Lampe vom Ofen herunter geworfen, ein paar Tropfen Oel gingen verloren. Du Laster! Hättest du sie besser versorgt, sagte er wütend; du kannst jetzt im finstern sitzen und das Licht mit Kühkot anzünden, du Hornvieh! Die Frau antwortete kein Wort, aber häufig flossen die Thränen von ihren Augen. Die Kinder weinen in allen Ecken. Und eben kommt der Vogt. Schweigt doch, um aller Liebe willen, schweigt doch! Was will's geben, der Vogt ist vor der Thür, sagt er jetzt, wischt den Kindern geschwind die Thränen von den Wangen, droht ihnen,

wenn eines nur einen Ton gibt, dann öffnet er dem Vogt die Thür, bückt sich und fragt: Was habt ihr zu befehlen, Herr Untervogt? Dieser sagt ihm den Bericht, er aber spitzt an der Thür die Ohren, und da er niemand mehr weinen hört, sagt er: Kommt doch in die Stube, Herr Untervogt! Ich will's auch geschwind meiner lieben Frau und meinen Kindern sagen, wie ein großes Glück mir widerfahren ist. Der Vogt geht mit ihm in die Stube. Ihr Lieben! sagt jetzt der Kriecher, der Herr Untervogt bringt mir eben die glückliche Botschaft, daß ich an dem Kirchbau Anteil habe; das ist eine große Gnade, für die ich nicht genug danken kann. Die Frau antwortet: Ich danke Gott! Ein Seufzer entfährt ihr.

Vogt. Fehlt deiner Frau etwas?

Es ist ihr leider die Zeit her gar nicht wohl, der lieben Frau, Herr Untervogt! sagt der Kriecher, blickt drohend seitwärts gegen sie und sagt wieder zum Vogt: Danket dem gnädigen Herrn in meinem Namen für diese Gnade, wenn ich bitten darf, Herr Untervogt.

Vogt. Du kannst es selbst thun.

Kriecher. Ihr habt Recht, Herr Untervogt, es war unverschämt von mir, daß ich euch dafür bat. Ich will nächster Tagen dafür expreß ins Schloß, es ist meine Schuldigkeit.

Vogt. Am Montag morgen gehen die andern alle, ich denke, du werdest wohl mitgehen können.

Kriecher. Natürlich, Herr Untervogt, ja freilich! Ich hab es nur nicht gewußt, daß sie auch gehen.

Vogt. Behüt Gott, Kriecher!

Kriecher. Ich sag euch schuldigen Dank, Herr Untervogt!

Du hast mir nichts zu danken, sagt der Vogt, und im Gehen zu sich selbst: Wenn der nicht den Teufel im Schild führt, so trügt mich dann alles; vielleicht könnte ich ihn gegen den Maurer brauchen, aber wer will einem Heuchler trauen? Ich will den Schaben-Michel lieber, der ist geradezu ein Schelm.

Von diesem weg kommt er zu Aebi dem jüngern. Als dieser hört, was ihm begegnet, jauchzt er vor Freude, springt auf wie ein junges Reh. Wie will ich jetzt das auch meiner lieben Frau sagen, daß es sie recht freut! Ich warte bis morgen; es sind dann just acht Jahr, seitdem sie mich nahm, es war Josephstag, ich weiß es noch, wie wenn es gestern gewesen; wir haben seitdem manche süße und saure Stunde gehabt, Gott sei Lob und Dank für alles! aber ja, morgen, sobald sie erwacht, will ich ihr es sagen; wär's doch schon morgen! Es ist mir, ich sehe sie jetzt schon, wie sie weinen und lachen wird durch einander, und wie sie ihre Lieben und mich in ihrer Freude ans Herz drücken wird! Ach wär's nur schon morgen! Ich töte das eine Huhn ihr zur Freude und koch es, ohne daß sie es merkt, in der Suppe, es freut sie dann doch, wenn es sie schon reut, und ich gehe dann mit ihr zum Nachtmahl; jauchzen und freuen wollen wir uns und dem lieben Gott danken, daß er so gut ist. So redete der

junge Aebi in der Freude seines Herzens über des Vogts gute Botschaft mit sich selber und konnte vor Sehnsucht den Morgen fast nicht erleben.

Von diesem geht er zum Schaben-Michel. Dieser sieht ihn von ferne, winkt ihm in eine Ecke und fragt ihn: Was Teufels hast du?

Vogt. Etwas lustiges.

Michel. Ja, du bist der Kerl, den man schickt, zu Hochzeiten, zum Tanz und zum Lustigmachen einzuladen.

Vogt. Es ist einmal nichts trauriges.

Michel. Was ist es denn?

Vogt. Du seiest in eine neue Gesellschaft gekommen.

Michel. Mit wem denn einmal, und warum?

Vogt. Mit dem Hübelrudi, dem Lenk, dem Leemann, dem Kriecher und dem Marx ab der Rüdi.

Michel. Du Narr! Was soll ich mit diesen?

Vogt. Aufbauen und ausputzen das Haus des Herrn in Bonal und seine Mauren am Kirchhof.

Michel. Im Ernst?

Vogt. Bei Gott!

Michel. Aber wer hat hierzu die Blinden und Lahmen ausersehen?

Vogt. Mein Wohledelgeborner, der wohlweise und gestrenge Junker.

Michel. Ist er ein Narr?

Vogt. Was weiß ich, einmal für mich noch nicht genug.

Michel. Das wird sich schon geben.

Vogt. Das will ich hoffen. Komm diesen Abend zu mir, wir wollen sehen, was aus ihm zu machen.

Michel. Zur Aufwart. Ich bin gern da, wo man halbe Narren zu ganzen macht.

Nach ihm kommt er zum Marx ab der Rüdi. Dieser war vorzeiten wohlhabend, aber jetzt lebte er fast ganz vom Almosen des Pfarrers und einiger bemittelter Verwandten; aber er verbarg denn seinen Mangel, außer da wo er bettelte, so gut er konnte und mochte, und da der Vogt kam, schob er die herumliegenden Lumpen schnell in eine Ecke und befahl den fast nackenden Kindern, sich in die Kammer zu verbergen. Herr Jesus, sagten diese; Vater! es schneit und regnet ja hinein; hör doch auch, wie es stürmt, es ist ja kein Fenster mehr in der Kammer. Es wird nicht so lange währen, ihr Ketzer; ei! ei! so geht doch, sagt der Vater, stößt sie hinein, schließt die Thür und ruft dann den Vogt wie die liebe Stunde so anmutig in die Stube: dieser sagt ihm den Bericht. Der Kriecher fragt: Bin ich Aufseher unter diesen Leuten? Was denkst du? antwortete der Vogt. Nein, Arbeiter bist du, wie die andern.

Marx. So, Herr Untervogt?

Vogt. Es stehet dir frei, wenn du die Arbeit nicht willst.

Marx. Ich bin freilich sonst solcher Arbeiten nicht gewohnt, aber weils das Schloß und den Herrn Pfarrer anbetrifft, so darf ich wohl nicht anders, als sie annehmen.

Vogt. Es wird sie gar freuen. Ich denke fast, der Junker werde mich noch einmal zu dir schicken, dir zu danken.

Marx. Ha, ich meins eben auch jetzt nicht so, aber insgemein möchte ich doch nicht jedermann taglöhnen.

Vogt. Du hast sonst Brot.

Marx. Bis dahin gottlob noch immer.

Vogt. Ich weiß wohl, aber wo sind deine Kinder?

Marx. Bei meiner seligen Frau Schwester; sie essen bei ihr zu Mittag.

Vogt. Es war mir, als hörte ich eben Kinder da in der Kammer schreien.

Marx. Es ist kein einziges bei Hause.

Der Vogt, der das Geschrei noch einmal hört, öffnet die Thüre, sieht die fast nackenden Kinder von Wind, Regen und Schnee zitternd und sagt dann: Essen deine Kinder da zu Mittag, Marx?

Marx. Um Gotteswillen, Vogt, sag es doch niemand, bring mirs doch nicht aus! Unter der Sonne wäre kein unglücklicherer Mensch als ich, wenns mir auskommen würde.

Vogt. Auch jetzt sagst du nicht einmal, daß sie aus dem Hundsstall herauskommen?

Marx. Kommt heraus! Aber, Vogt, um Gotteswillen, sags doch niemand.

Vogt. Und du spielst dann noch beim Pfarrer den Frommen?

Marx. Um Gotteswillen, verrat mich doch nicht.

Vogt. Das ist hündisch, du Heiliger; ja du Ketzer! Hörst du das: Du bist ein Ketzer! So macht es kein Mensch. Du hast letzthin dem Pfaff den Schlaghandel auch erzählt, kein Mensch als du; du gingst eben um 12 Uhr von einem Schmarotzeressen heim und neben meinem Haus vorbei.

Marx. Nein, glaub doch das nicht. Gott im Himmel weiß, daß es nicht wahr ist.

Vogt. Darfst jetzt auch das sagen?

Marx. Weiß Gott, es ist nicht wahr; ich wollte nicht mehr vom Platz kommen, wenn das wahr ist.

Vogt. Darfst du das, worüber du so flucheſt, dem Pfarrer vor meinen Augen unter die Nase sagen?

Marx. Ich weiß — ich möchte — ich ha — habe — nicht davon angefangen, stottert jetzt der Marx, und der Vogt sagt: So einen Hund und Lügner, wie du bist, habe ich in meinem Leben keinen gesehen. Auch erzählte er alles in der gleichen Stunde des Pfarrers Köchin, die fast nicht genug lachen konnte ob dem frommen Israeliten ab der Rüdi und heilig versprach, es dem Pfarrer zu überbringen.

Nun ging er zum letzten; es war ein Kienast, ein kränklicher Mann, den Armut und Sorgen gar abgeschwächt hatten, und heute war er besonders in einem erschrecklichen Kummer. Seine älteste Tochter hatte gestern in der Stadt Dienste genommen und zeigte dann heute dem Vater den Dingpfennig. Seine Frau erwartete stündlich ihre Wochen und das Susannli war unter den Kindern das einzige, das der Haushaltung Hilfe leisten konnte. Der Vater bat es mit weinenden Augen und um Gotteswillen, es solle doch das Haftgeld wieder zurücksenden und bei ihm bleiben bis nach dem Kindbette. Ich will nicht, antwortet die Tochter. Du weißt doch, erwidert der Vater, daß ich auch alles an dir gethan, was ich immer konnte; denk doch auch an deine jungen Jahre, und verlaß mich jetzt nicht in meiner Not. Willst du mir vor meinem Glück sein? antwortet sie, und der Vater: Ach! es ist kein Glück, arme Eltern in diesen Umständen zu verlassen, und will ihm dann noch ein neues Fürtuch, das schönste und letzte, das seine Mutter noch habe, versprechen. Aber auch das verschmähte sie und antwortet: Ich mag nichts weder von euren Lumpen noch von eurer Hoffart, ich kann diese und besseres selber verdienen, kurzum ich thue es nicht. Mit diesem kehrt sie sich weg von ihm und steht zu einem Nachbar. Ich bin doch ein armer Tropf, sagt jetzt der Vater, daß ich mit diesem Kind so gefehlt habe; meine Frau sagte es mir wohl hundertmal, es ist so frech und grob, und was es seinen Geschwistern zeigt und thut, das zeigt und thut es ihnen alles so ganz ohne Anmut und Liebe, daß keines nichts von ihm lernt. Ich antwortete ihr immer, es arbeite doch brav; jetzt habe ich dieses arbeiten. O mein Gott! wie will ich es auch meiner Frau vorbringen? So redete der Mann mit sich selber, steht da wie sinnlos, und sieht den Vogt nicht, bis dieser ihn fragt: Was darfst du deiner Frau nicht sagen? Ha, was darf ich meiner Frau nicht sagen, antwortet der Kienast und erzählt ihm dann seinen Jammer mit dem Susannli. Es machte selber dem Vogt Müh, aber so ein Mann, wenn er etwas auch gut meint, kann es nicht einmal ausstehen, daß ihm ein armer Mann glaubt. Er antwortete ihm: Weißt du was? Der Junker soll dir Arbeit am Kirchhof geben. Spotte nicht noch meines Elends, erwidert der Kienast, und der Vogt: Es ist mir Ernst, du kannst dir jetzt helfen; du bist Taglöhner am Kirchhof. Der Kienast konnte nicht antworten. Freude und Zweifel starrten auf seinen Lippen. Der Vogt sah's und sagte: Es ist wahr, glaub es doch, der Junker sendet mich, und ich bin darum da, es dir zu sagen. Jetzt flossen ihm Thränen über die Wangen. O mein Gott, wenn das ist, wie ist mir auch geholfen! sagt er; aber er war so schwach, daß er sich auf ein Holz, das da lag, niedersetzen mußte, so hatte ihn die Freude übernommen.

Seine Frau jammerte in der Stube: Er ist den ganzen Tag wie sinnlos, und jetzt ist der Vogt bei ihm; was will doch dieser? Und das Susannli hat heut auch etwas. O mein Gott! ich darf nur nicht

fragen; es ist keine Frau unter der Sonne so geplagt, wie ich. So sagt sie. Indessen kommt der Mann mit einem so heitern Gesicht in die Stube, als er in vielen Jahren nicht hatte, und erzählt ihr, was der Vogt gutes gebracht, und daß er einer der Taglöhner beim Kirchbau sei. Sie starrte ihn an, wie er den Vogt. Sie konnte es fast nicht glauben; freute sich dann auch wie er mit Thränen, und das Susannli ließen sie noch heute gehen in seinen Stadtdienst, wie es wollte.

9. Sein heiliger Abend.

Nun war er bei allen. Seine Lumpen hatten laut Abred allenthalben ausgebreitet, er sei ob dem gestrigen Vorfalle nichts weniger als erschrocken und bei Jahr und Tagen nicht so lustig gewesen, wie heute. Aber nur der Durst lockte die Nachbarn wieder ins Wirtshaus. Wenn es schon heiliger Abend, so kamen sie doch; zuerst nur ein einziger, dann noch einer, dann immer mehrere; zuletzt ward die Stube so voll, als sonst immer.

Alles ist jetzt wieder des Vogts Freund. Da spricht der eine, wie er ein Mann sei, und wie ihn bei Gott noch keiner gemeistert; ein anderer, wie er den alten Junker an der Nase geführt; dann wieder einer, wie er mit dem guten neuen und mit des Maurers Bettler-Frau es sicher auch nicht anders machen werde. Einige sagten dann, die Herren führten alle mit einander gegen die Bauern nur den Teufel im Schild, und der Junker sei so gewiß als Gott lebt gegen die Gemeinde auch so falsch; man greife es ja mit Händen, es sei vor Gott im Himmel nicht recht, und vor den Menschen nicht zu verantworten, daß er der armen Gemeinde das Wirtsrecht, das sie seit Noahs und Abrahams Zeiten besessen, abstehlen wollte. Eine Weile hetzte der Vogt die Bauern in diesem Gespräch, dann aber, da er glaubte, es gehe jetzt von sich selber, stand er auf von seinem Ort oben an dem Tisch wo er saß, und ging hinunter zum Schaben-Michel, klopft ihm auf die Achsel und sagt: Bist du auch unter den Sündern? Ich glaubte, du seiest von deinem Beruf an der Kirchmauer schon heilig geworden.

Michel. Nein, Vogt, meine Bekehrung kommt nicht so blitzschnell.

Vogt. Wenn sie einmal angeht, so möcht ich dein Beichtiger sein.

Michel. Dafür will ich dich nicht, du würdest mir die Sünden doppelt aufkreiden und ich will einen, der sie nachläßt, und nicht einen, der sie aufkreidet.

Vogt. Ich kann auch nachlassen.

Michel. Sünden aus deinem Buche?

Vogt. Ja freilich, wenn man sich danach hält.

Michel. Kann man das?

Vogt. Wir wollen sehen. Er winkt ihm. Sie gehen mit einander in die Ecke an ein kleines Tischchen neben dem Ofen; da sagt ihm der Vogt: Michel, es kann dein Glück sein, wenn du thust, was ich dir sage.

Michel. Ich habe Glück nötig.

Vogt. Du kannst Geld dabei verdienen.

Michel. Eben das hätte ich nötig.

Vogt. Du mußt dich bei dem Meister einschmeicheln und recht hungrig und arm thun.

Michel. Das kann ich ohne Lügen.

Vogt. Deine Kinder müssen dir so barfuß und zerlumpt nachlaufen, als sie nur können.

Michel. Auch das ist gar leicht. Deiner guten Freunde Kinder haben samt und sonders weder Schuh noch Strümpfe.

Vogt. Was Teufel willst du mit dergleichen Worten?

Michel. Nichts, du machst Vorreden. Komm einmal zur Sache selber.

Vogt. Du mußt mit deinen Kindern gut sein, ihnen dein Abendbrot teilen, und überall thun, als wenn du ein Herz hättest wie zerlassene Butter, und dann wenn du dem Maurer unter allen der liebste sein wirst, dann erst geht deine Arbeit an.

Michel. Und diese ist?

Vogt. Alles zu thun, was bei dem Bau Streit und Verdacht erwecken, und Meister und Gesellen und den Junker gegen einander richten kann.

Michel. Ich verstehe die Meinung und bin zur Aufwart; aber auf eine solche Arbeit gebührt sich ein Dingpfennig. Gib mir zwei Thaler, so ist's alles in der Ordnung.

Vogt. Du wirst alle Tage unverschämter: Ich zeige dir den Weg, mit aufrechtem Rücken Geld zu verdienen, und mein Haus steht dir zu allen deinen Schelmereien offen, und doch sollte ich dich noch zahlen?

Michel. Ich mag nicht hören. Du willst, daß ich in deinem Dienst den Schelmen mache, und ich will's thun und treu sein und herzhaft, aber Dingpfennig und Haftgeld, das muß heraus, zwei Thaler und kein Kreuzer minder.

Vogt. Du Hund, du weißt, wo du's zwingen kannst.

Er gibt ihm die zwei Thaler. Jetzt nur befohlen, Herr Untervogt. Jetzt ist alles in der Ordnung. Dann berichtet ihn der Vogt umständlich, was er eigentlich zu thun habe, nämlich: wenn die Nächte dunkel, die Gerüststangen abzubrechen, die Kirchenfenster spalten, die schönsten Läden den Hübel hinab tragen, daß sie nach Holland fahren. Wenn Zeichnungen und Pläne herumliegen, sie hinzutragen, wo sie kein Hund sucht, und hauptsächlich alles einzulenken, daß die ehrende Gesellschaft sich im Herrendienst recht wohl sein lasse und besonders die Lumpenordnung, wenn der Junker oder jemand aus dem Schloß komme, am größesten sei.

Dieses in Ordnung, sagt dann der Vogt, aber wir müssen jetzt Feind mit einander werden; es könnten Schelmen da sein und erzählen, wie wir hier in Eintracht mit einander Rat gehalten. Du hast Recht, sagt der Michel und der Vogt: Trink jetzt aus, dann fange ich an,

wie wenn ich mit dir rechnen wollte, du leugnest mir etwas und wir stoßen dich zur Thür hinaus. Das ist gut, antwortet der Michel, trinkt geschwind aus und sagt dann: Fang jetzt nur an! Der Vogt murmelt etwas von der Rechnung und sagt: Nun einmal den Gulden habe ich nicht empfangen.

Michel. Besinn dich, Vogt!

Vogt. Ich weiß in Gottes Namen nichts davon.

Er ruft seiner Frau und fragt: Hast du die vorige Woche einen Gulden vom Michel erhalten? Diese erwidert: Behüt Gott! keinen Heller.

Vogt. Das ist wunderlich, bring mir den Nodel (sie bringt ihn), er liest: Da ist Montag, nichts von dir, Dienstag, nichts von dir. Mittwochen — nicht wahr, am Mittwochen, sagtest du, war es —

Michel. Ja —

Vogt. Siehe, da ist Mittwoch und nichts von dir, und auch Donstag, Freitag und Samstag; es ist kein Wort von dem Gulden.

Michel. Das ist vom Teufel, ich habe ihn doch bezahlt.

Vogt. Sachte, sachte, Herr Nachbar! Ich schreibe alles auf.

Michel. Was habe ich von deinem Aufschreiben? Ich hab den Gulden bezahlt.

Vogt. Das ist nicht wahr, Michel!

Michel. Ein Schelm sagt, ich habe ihn nicht bezahlt.

Vogt. Was sagst du, ungehängter Spitzbube?

Jetzt stehen etliche Bauern auf, sagen, er hat den Vogt gescholten, wir haben's gehört.

Michel. Es ist nicht wahr, aber ich habe den Gulden bezahlt.

Bauern. Was sagst du, du habest ihn nicht gescholten, wir habens alle gehört.

Vogt. Werft mir den Hund zur Stube hinaus.

Michel. (Mit dem Messer in der Hand). Wer mich anrührt, der sehe zu.

Vogt. Nehmt ihm das Messer (sie nehmen ihm das Messer, stoßen ihn zur Thür hinaus), und da er hinaus ist, sagt der Vogt: Es ist gut, daß er fort ist, er war nur ein Spion vom Maurer. Bei Gott, das war er, sagen die Bauern und setzen sich in Eintracht wieder zu ihren Krügen. Nun erhebt sich ein wildes Gewühl von Zoten und Possen. Sie erzählen einander von Hurereien und Diebstählen, von Schlaghändeln und Scheltworten, von Schulden, die sie lustig geleugnet, von Prozessen, die sie mit feinen Streichen gewonnen; Unsinn und Bosheiten, davon vieles erlogen, vieles aber leider, Gott erbarm, wahr war; wie sie den alten Arner in Holz und Feld, in Zehnten und Haustenn bestohlen, wie ihre Weiber jetzt bei den Kindern daheim Streiche spielen, wie die eine Kaffee und Kuchen mache, die andere jetzt Wein trinke und den Krug im Strohsack verberge; auch von ihren Buben und Mädchen, wie eines dem Vater helfe, die Mutter betrügen, und ein anderes der Mutter den Vater; dann kommen sie

auf den alten Uli, der über etliche solcher Narrenpossen ertappt und darob elendiglich umkommen müssen am Galgen, wie er aber doch andächtig gebetet und wie man wohl wisse, daß er nicht das halbe bekannt, aber dennoch um des unchristlichen Pfarrers willen hätte ins Gras beißen müssen.

Mitten in diesem Gespräch winkt ihm die Vögtin, daß er herauskomme, er antwortet: Wart, bis die Geschichte mit dem Gehängten vorüber. Aber sie sagt ihm ins Ohr: Der Joseph ist da; dann steht er schnell auf, geht zu ihm hinaus, grüßt ihn und fragt: Was willst du noch so spät, Joseph? Dieser antwortet: Ich wollte dir sagen, ich habe wegen dem Schwendibruch schon mit dem Meister geredet, es ist alles in der Ordnung.

Vogt. Es freut mich, Joseph.

Joseph. Der Meister schwatzte da heute von den Feldsteinen in der Ebene vor dem Dorf und sagte, sie wären recht gut. Ich antwortete, er sei immer so ein Narr und könne seine Sache nie recht anstellen, die Mauer werde von den Schwendisteinen weit besser und so glatt und schön wie ein Teller.

Vogt. Was sagte er darauf?

Joseph. Es war im Augenblick richtig, wir greifen am Montag ohnfehlbar den Bruch an.

Vogt. Die Taglöhner gehen ja am Montag ins Schloß.

Joseph. Sie sind auf den Mittag sicher wieder zurück und mit der Ware im Kalk hat es auch seine Richtigkeit, so gut, als wenn's schon darin wäre.

Vogt. Gut, gut, das Trinkgeld liegt schon parat.

Joseph. Ich hätte es grad jetzt eben nötig.

Vogt. Komm nur auf den Montag, sobald der Stein angegriffen.

Joseph. Thu mir doch den Gefallen und gib mir drei Thaler auf unsere Abrede, ich habe ein paar neue Stiefel beim Schuster und möchte sie morgen bezahlen, es ist mein Namenstag, ich habe keine ganze Schuh und mag jetzt dem Meister kein Geld fordern.

Vogt. Komm doch am Montag, es soll dir nicht fehlen.

Joseph. Wenn du mir traust, so ist es ja gleich viel.

Vogt. Ich kann jetzt nicht wohl.

Joseph. Du traust mir nicht.

Vogt. Du mußt das nicht sagen.

Joseph. Ich glaubte auf dein Trinkgeld rechnen zu dürfen.

Vogt. Du kannst es sicher.

Joseph. Ich sehe ja, wie.

Vogt. Ich geb es dir am Montag.

Joseph. Du zeigst mir, wie du denkst und ich will dir sagen, wie ich denke: Wenn der Steinbruch angegriffen, so gibst du mir kein Wort mehr.

Vogt. Bei Gott, ich halte mein Wort.

Joseph. Ich mag nichts hören, — entweder jetzt oder nie.

Es wird dem Vogt angst, und er sagt mit einem Maul, wie ein Jude an einer Brücke, wo man ihm einen Leibzoll fordert, sieben mal größer, als für andere Menschen: Nun wenns sein muß, so will ich es geben; dann setzt er noch hinzu, aber du hältst mir doch dann Wort — ? Seine Frau winkte ihm beiseits und sagte ihm: Thu doch das nicht, es reut dich am Morgen. Er antwortet ihr: Rede mir nicht ein, zwingt sie, die Thaler zu bringen, und gibt sie dem Joseph. Dieser kehrt ihm den Rücken und sagt zu sich selber: Nun ist mein Trinkgeld zwischen den Fingern, da ist es sicherer, als in des Vogts Kisten. Er ist ein alter Schelm, und meinethalben nehme jetzt der Meister Kiesel- oder Blaustein.

Das Saufgelärm in der Stube dauert bis nach den zwölf. Da endlich kommt die Vögtin aus der Küche mit roten ausgeweinten Augen herein und sagt: Es ist einmal Zeit aufzubrechen, es ist heiliger Abend. — Heiliger Abend, sagen die Kerls, und wollens nicht glauben, aber der Vogt sagt selber, es sei nicht anders. Nun stehen sie auf, gehen schwankend gegen die Thür. Die Vögtin sagt noch, wenn ihr den Wächter antreffet, so sagt ihm, es stehe ein Glas Wein für ihn da. Es ging nicht lang, so rief er vor dem Fenster: Wollt ihr hören, was ich will sagen? Die Glocke die hat zwei Uhr geschlagen, zwei Uhr geschlagen — Die Vögtin bringt ihm den Wein, und bittet ihn, daß er nicht sage, daß sie so lange in die Nacht hinein gewirtet.

10. Auch hier ists heiliger Abend.

Gewohnt alle Samstag in der Gebetstunde ihren Kindern die Vorfälle der Woche ans Herz zu legen, saß Gertrud an diesem Abend still im Kreise ihrer Lieben, und sagte zu ihnen: Kinder, der liebe Vater hat in dieser Woche einen weit besseren Verdienst erhalten, als er sonst hatte. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut mit uns ist, und wenn uns das Leben jetzt leichter wird, und ich euch nicht mehr, wie ehdem, muß jeden Mund voll Brot mit Angst und Sorgen abteilen, so denket fleißig an die vielen Menschen, die um euch her im Elend sind, und teilet gern, wenn ihr etwas überflüßiges habt, mit denen, die Mangel leiden. Die Kinder sagten alle mit Freuden, sie wollen das gern thun.

Dann fragt die Mutter den Niklas: — Wen kennest du, Niklas, mit dem du am liebsten zuzeiten dein Abendbrot teilen möchtest? O, mein Gott! erwiedert Niklas, mit dem Rudeli. Du bist gestern auch bei ihm gewesen; er muß manchmal fast Hungers sterben, er ist Erdäpfel ab dem Mist, darf ich, Mutter, so will ich ihm morgen mein Abendbrot bringen.

Gertrud. Ja Niklas, du darfst es, und du, Lise, wem willst du es dann und wann geben?

Lise. Es kommt mir jetzt nicht in den Sinn, wem ichs am liebsten geben möchte.

Gertrud. Kommt dir im ganzen Dorf kein Kind im Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter! gar viele —

Gertrud. Und doch weißt du nicht, wem du es geben möchtest?

Lise. Ich weiß es jetzt, Mutter!

Gertrud. Nun, wem dann?

Lise. Des Rüti Marxen Betheli. —

So fragte sie alle, und nach diesem, ob sie diese Woche recht gethan. Die Kinder sehen einander an, und schweigen. Dann fragt sie das Nännchen, thatest du diese Woche Recht? Es schlägt die Augen nieder und sagt: Du weißt wohl mit dem Brüderchen, Mutter.

Gertrud. Es hätte übel gehen können; es sind schon viele Kinder, die man so sich selbst überlassen, ums Leben gekommen; und sonst denke nur, wie dir selber wäre, wenn man dich also in eine Kammer sperren und da hungern und dürsten und schreien lassen würde. — Das verdirbt den Kindern von der Wiege ihr Gemüt. Sie sind wie ihre Liebe, und ihr froher Mut geht weg, wenn man sie verwahrlost und hintenansetzt.

Dann fragte sie das Gleiche den Niklas. Er antwortet: Ich weiß einmal nichts unrechtes in dieser Woche.

Gertrud. Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Gretchen umgestoßen?

Niklas schlägt die Augen nieder. Die Mutter sagt, deine Unachtsamkeit macht mir Mühe, Niklas, sie kann dich elend machen. Er nimmt der Mutter die Hand und sagt: Ich danke dir, daß du mir es auch so sagst; ich weiß es wohl, daß es nicht recht ist, aber ich vergesse mich immer.

Dann fragt sie die Lise das nämliche. Diese antwortet: Ich weiß einmal nichts anderes. Gewiß nichts? sagt die Mutter. Und die Lise wieder: Nein einmal, Mutter! so viel ich mich besinne, diese Woche gewiß nichts — ich wollte es sonst gern sagen. —

Gertrud. Du hast immer so viel Worte.

Lise. Was habe ich jetzt auch gesagt?

Gertrud. Nichts, aber du hattest doch eben nicht nötig, dem Untervogt zu sagen: Wir wissen es schon, daß der Junker ins Dorf kommt.

Lise. Es ist mir leid, Mutter, aber es hat doch niemand kein Wort gesagt, ich dürfe es niemand sagen.

Gertrud. So — wir müssen hiermit in Zukunft allemal, wenn wir etwas in der Stube reden, dazusetzen, das darf jetzt die Lise plaudern, aber das nicht und das nicht.

So redete sie mit allen, bis auf das kleine Gretchen; du mußt deine Suppe auch nicht mehr so ungestüm fordern, sonst lasse ich dich noch länger warten. Nach diesem betete sie mit ihnen ihr Samstag-Abendgebet, das also lautete: Lieber Vater! Du bist immer gut mit den Menschen, und auch mit uns bist du gut. Das Brot, das wir

essen, und alles, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, gibst du ihnen, und sie geben es uns gern; sie freuen sich über alles, was sie uns geben können, und sie sagen uns, wenn sie dich nicht kennten und liebten, so würden auch wir ihnen nicht so lieb sein, und sie würden uns gar viel weniger Gutes thun. Sie erzählen uns immer viel von diesem lieben Heiland, wie er es so gut mit den Menschen gemeint und soviel gethan und gelitten, sie glücklich zu machen. Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beieinander sitzen, sind Brüder und Schwestern, darum wollen wir recht gut miteinander sein, einander nichts zu Leid thun, sondern alles Gute, was wir können und mögen. Zu den kleinen wollen wir gute Sorge tragen, daß die lieben Eltern ihrethalben ruhig ihrem Brot nachgehen können. Es ist das Einzige, was wir ihnen für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben, die sie mit uns haben, thun können; vergilt es ihnen, Vater im Himmel und laß uns ihnen in allem, was sie uns sagen, folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis ans Ende ihres Lebens. Lieber himmlischer Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jesu Christi, auch alles dessen, was uns unser Vater und Mutter und alle Menschen Gutes thun, recht eingedenk sein, damit wir gegen Gott und Menschen dankbar werden und in der Liebe und im Gehorsam wandlen vor deinen Augen.

Hier mußte Niklas innehalten, dann sprach die Mutter ihm vor, allemal nach den Vorfällen der Woche. Heute sagte sie ihnen: Wir danken dir, himmlischer Vater! daß du unsere lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brot erleichtert und dem Vater einen einträglichen Verdienst gezeigt hast. Wir danken dir, daß der neue Junker sich unser als ein Vater annimmt und auch für das Geschenk, das er uns Kindern gegeben, danken wir dir; laß uns aufwachsen, wie zu deiner Ehre, also auch zu seinem Dienst.

Hierauf sprach sie der Lise vor: Verzeihe mir, o mein Gott! meine alte Unart und lehre mich meine Zunge im Zaum halten, schweigen, wo ich nicht reden soll und behutsam und bedächtlich antworten, wo man mich fragt.

Dann dem Niklas: Bewahre mich vor meinem hastigen Wesen, lehre mich, mich inacht nehmen, was ich mache und wer um und an mich sei. —

— Dann dem Nännchen: Es ist mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüderchen so leichtsinnig verlassen und dadurch die liebe Mutter so in Schrecken gesetzt.

— Dann betete Niklas das heilige Unser Vater, und Lise: Das walt Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist! —

— Dann die Mutter: Nun Gott sei mit euch; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über euch und sei euch gnädig.

Eine Weile saßen die Kinder still, dann sagte die Lise: Zeigst du uns jetzt die neuen Batzen? Die Mutter hatte es ihnen vor dem Essen versprochen. Auf dieses Wort steht der Niklas von seinem Ort

auf, will näher gegen das Licht und stößt das Gretel, daß es laut weint. Dann steht er hinter ihr still, nimmt es in beide Arme und bittet sie, daß es doch nicht weine. Das Gretel überwindet sich wirklich und schweigt mit nassen Augen plötzlich; aber Gertrud sagte: In eben dieser Viertelstunde versprachest du dem lieben Gott, sorgfältiger zu sein und thust jetzt dieses. Sie setzte noch hinzu: Du sinnest nicht mehr daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Mit diesen nimmt sie ihn traurig, aber freundlich an die Hand und führt ihn in seine Kammer. Sie kommt mit einer Thräne im Aug wieder zurück. Die Kinder sind auch traurig und Nannchen sagt: Wir wollen die neuen Batzen jetzt auch nicht schauen. Das ist recht, Nannchen! erwiderte die Mutter, er sieht sie dann morgen mit euch).

Nachdem die andern gegessen, geht sie auch mit ihnen in ihre Kammer, wo Niklas noch weint. Sie steht jetzt zu seinem Bett, bietet ihm die Hand und sagt wieder: Nimm dich doch ein andermal inacht, lieber, lieber Niklas! Dieser umschlingt ihren Hals und sagt ihr: Verzeih mir's doch, liebe, liebe Mutter! und küsse mich! Sie drückt ihn an ihr Herz und eine warme Thräne fällt auf sein Antlitz, als sie sagt: Niklas! Niklas! werde behutsam!

Nun geht sie wieder in ihre Stube. Eine kleine Lampe leuchtet darin nur schwach. Ihr Herz ist feierlich still und ihr Innerstes unaussprechlich bewegt; Empfindungen von Gott und seiner Güte, Gefühl von den Hoffnungen, Gefühl von den Hoffnungen des ewigen Lebens und von der Glückseligkeit der Menschen, die auf Gott und Himmel trauen und bauen, alles dieses erhebt ihr Herz, daß sie hinsinkt auf ihre Kniee; ein Strom von Thränen fließt über ihre Wangen und ihre Augen sind noch naß, da ihr Mann kommt. Warum weinest du heute? fragte der Gute sie ängstlich. Er meinte, es müßte nicht sein, daß sie heute weine. Sie antwortete: Es sind keine Thränen des Kummers; ich wollte Gott danken für diese Woche und konnte nicht reden; ich mußte nur weinen. Von ihrer Wehmut gerührt, lehnt er sich an ihren Schoß und sagt ihr: Dein Herz erhebt sich, wenn es will, zu Thränen; du fällst, wenn du allein bist, bei jedem Anlaß auf die Kniee. Mein Herz ist gegen das deine wie ein Stein. Sie antwortet ihm: Thränen sind nichts; der Vorsatz, recht zu thun, ist alles, und diesen Vorsatz hast du, will's Gott, auch. Er seufzte und wiederholte: Ich bin so schwach.

Ihr Nachtessen stand vor ihnen; aber beide mochten nicht essen und brachten ihre Erbsbrühe dem armen Rudi. Seine Kinder baten ihn um Brot; nein, nicht um Brot, um rohe Wurzeln nur oder was es wäre. Der Vater antwortet: Schweigt doch bis morgen, ich habe nichts, gar nichts; schweigt doch bis morgen! O wie mich hungert, ich kann nicht schlafen; o wie mich hungert! hören Lienhard und Gertrud vor der Thür seine Kinder rufen, eilen und stellen den Hungrigen das Essen dar. Die Kinder springen halb nackend aus dem Bett zum Essen. O, was ihr auch an mir thut, sagt der Vater, weint und will

immer fort danken. Iß doch jetzt, Vater; wir wollen doch jetzt essen, Vater, rufen die Kinder, und Gertrud sagt ihm auch: Esset doch jetzt in Gottes Namen.

So bete dann, sagt der Vater, und Rudeli betet:

Speis Gott,
Tröst Gott
Alle arme Kind,
Die auf Erden sind
An Seel und Leib. Amen.

So vergelt's Euch Gott zu tausendmalen, sagt der Vater.

Die Kinder essen, wie hungrige Wölfe. Er ißt auch. Thränen fallen ihm in die Speise; er dankt wieder — Die Kinder danken auch. Sie essen die Erbsbrühe nicht auf; sie stellen ein Schüsselchen davon für die Jüngsten beiseits, die schliefen, daß sie dann am Morgen beim Erwachen auch etwas hätten.

Dann betete der Rudeli nach Tische:

Wer gegessen hat
Gott danken soll,
Der uns gespeiset hat
Abermal.
Ihm sei Lob, Preis und Dank gesagt,
Von nun an bis in Ewigkeit.

Jetzt wollen Lienhard und Gertrud wieder gehen; sie bieten dem armen Rudi die Hand. Aber indem entfährt ihm ein Seufzer, und Gertrud fragt ihn: Fehlt dir noch etwas Rudi? Er antwortet: Nein; aber sie sieht, daß sein Nein Ja ist und sagt noch einmal: Wenn es etwas ist, daß wir helfen können, so sag' es doch. Er antwortet auch jetzt nicht, ja; aber er kann das Seufzen seines Innersten wieder nicht ersticken und steht mit einer Thräne im Auge vor ihnen zu. Gertrud sagt ihm noch einmal: Sag es doch, und selbst Rudeli bittet ihn: Sag es doch Vater, sie sind ja so gut. Jetzt sagt er mit einem Blicke, wie wenn er das Leben von ihnen erbitten wollte: Ich habe weder Schuhe noch Strümpfe, morgen mit der Mutter zum Grab, und am Montag ins Schloß. Wenn's doch nur das ist, warum magst du dich so grämen, wir geben dir es ja gern, antworteten beide. Er aber steht da, wie wenn er vor ihnen einsinken wollte, und sagt: Werdet ihr auch nach allem, was vorgefallen ist, mir noch glauben, daß ich sie euch unversehrt wieder zurückgeben werde? Sie antworten ihm: Wir glauben dir noch viel mehr, als dies, und sprechen ihm Mut ein, daß er doch nicht alles Zutrauen zu den Menschen verliere.

Beim Heimgehen redeten sie nur von seinem Elend, und der Lienhard sagte: Dieser Grad des Elends, nicht einmal mehr Schuhe und Strümpfe zu haben, seinem Brot nach und in die Kirche gehen zu können, ist doch erschrecklich. Gertrud antwortete ihm: Wie weit glaubst du, daß wir vor acht Tagen von diesem Grad des Elends entfernt gewesen? Indem sie das sagte, gingen sie eben neben dem Wirtshaus vorbei, und das Gewühl der Prasser tönte zu ihnen auf die Gasse

hinunter. Sie gingen Hand in Hand und langsam ihren Schritt, und sahen viel nach dem Sternenhimmel, der ob ihnen glänzte. So kamen sie heim. Dann brachte er dem armen Mann noch die besten Schuhe und Strümpfe, die er hatte, und da er wieder kam, beteten sie noch ein Vorbereitungsgebet auf den morgenden heiligen Tag, und entschliefen voll Freude und Dank über Gott, ihren Erlöser vom Himmel.

Am Morgen standen sie früh auf, freuten sich des Festes des Herrn, bestellten ihr Haus während der Kirche, und gingen mit gerührtem Herzen zum Nachtmahl des Herrn. Eine Viertelstunde vor dem Zusammenläuten stand auch der Vogt auf, konnte den Schlüssel zum Kleiderkasten nicht finden, fluchte Entsetzen und Greuel, stieß den Kasten auf mit den Schuhen, kleidete sich an, ging mit einem Blick, wie ein Mann, der zum Streit will, zur Kirche; da setzte er sich in den ersten Stuhl des Chors, nahm den Hut vor den Mund, blickte mit den Augen in der Kirche wild umher, und betete unter dem Hut mit den Lippen, wie wenn er Brot kauete.

11. Aus einer Predigt.

Der Pfarrer schilderte an diesem Tage den Zustand seiner Gemeinde und sagte:

Unsere Alten leben, wie wenn hinter ihnen keine Nachwelt und vor ihnen keine Ewigkeit wäre. Siebenzig Jahre und darüber sind nicht vermögend gewesen, sie zu Menschen zu machen. Mit eisgrauen Haaren haben sie keine Empfindung, als für sich selbst. Ihren Kindern haben sie von Anfang an Unrecht gethan, und wissen jetzt den verwahrlosten elenden keinen andern Trost, als: Nehmen sie's dann, wann wir tot sind; wir geben den Löffel nicht aus den Händen, bis wir selbst gegessen. Und die Leute in ihren besten Jahren gehen dahin, wo diese schon sind, nämlich mit dem ungebundensten Eigenwillen, und einer rasenden Selbstsucht, sich selbst einen ausgemergelten Leib, eine zerrüttete Seele, und alle Schwächen des Alters vor der Zeit zuzuziehen. Siebenzig Jahre und mehr werden ihnen eben so wenig genug sein, sie zu Menschen zu machen; auch sie leben, wie wenn nur der gegenwärtige Augenblick ihnen gehöre und die Zukunft für sie nichts wäre. Mit eisgrauen Haaren werden auch sie nur sich selbst empfinden.

Und die Kinder dieser Menschen, aller Ordnung, aller Vorsicht, alles Gehorsams ungewohnt, aller regelmäßigen Uebung ihrer Leibs- und Seelenkräfte beraubt, wachsen auf, wie die Tiere des Feldes, und zeigen allgemein einen harten, eingewurzelten Widerwillen gegen die Wahrheit, und gegen jedermann, der regelmäßiges Thun von ihnen fordert. Sobald man ihnen nicht thut, was sie gelüstet, oder etwas von ihnen fordert, das ihnen nicht ansteht, so meinen sie, es geschehe ihnen Unrecht.

Dann redete er von den Ursachen dieser Dorfverheerung, und sagte: Der Gottlose, der an allem diesen Schuld ist, verwickelt Alte und Junge in die Fallstricke seines Geizes und seiner Bosheit. Um seinetwillen kann der Arme sein Feld nicht mehr bauen. Er leiht ihm im Winter und fordert in der Ernte das Gedoppelte wieder. Er drückt ihm sein Vieh bis auf das Kalb, seine Frucht bis auf das Stroh, und seinen Wein bis auf die Hefen ab; wenn er seinen Acker will, so ist er auch sein, und selber, wenn der Arme dann nichts mehr hat, so ist er noch nicht von ihm los, er muß ihm dann noch ohne Lohn arbeiten. Er muß für ihn stehlen; er muß für ihn falsche Zeugnisse geben, und Meineide schwören. Um seinetwillen serbt der Säugling an der Brust seiner Mutter. Um seinetwillen geht der Greis am Stab dem Almosen nach. Der Vater verspielt bei ihm das Lehrgeld seines Sohnes, und die Mutter die Aussteuer ihrer Tochter. Um seinetwillen bürden liederliche Männer ihren Weibern das Unmögliche auf; und um seinetwillen bringen liederliche Weiber ihre Männer um Haus und Hof. Er macht den Gutmütigen leichtsinnig, den Leichtsinnigen zum Bettler, den Bettler zum Schelmen. Wenn dein Haus von Vater und Großvater seit hundert Jahren in Ordnung und ein Ehrenhaus war, er richtet dir's doch zugrunde. Er sagt zu dem Volk, es achte keiner des andern; es thue ein jeder, was er imstand ist und was ihm gelüstet, es ist dem Menschen also am besten. So verführt er alle, und hat es dahin gebracht, daß bei uns nichts mehr Schande ist, als zu glauben, was einer sagt, und zu thun, was recht ist.

Er drückt alles nieder, er saugt alles aus, er zerreißt alle Bande, er macht alles elend.

Aber er ist um deswillen nicht glücklich. Wenn er schon jauchzt beim Saufen des Weins, der in den Reben des Armen gewachsen, und brüllt, — wenn beim Schneiden der Aecker, die er den Witwen und Waisen abgedrückt, wie ein Rind brüllt, — wenn er schon lächelt, wenn elende hungrige Menschen ihr Korn mit Seufzen in seine Säcke schütten, und sein Gespött hat, wenn sein Unterdrückter sich vor ihm wie ein Wurm windet und den zehnten Teil seines Raubs von ihm wieder um Gottes willen auf Borg bittet, so ist ihm doch keine Stunde wohl auf Erden. Er irrt auf Gottes Erdboden herum, belastet mit dem Fluche des Brudermörders. Sein Gut ist nicht wie das seine. Der Wirbel seiner Unordnung verschlingt die gestohlnen Haufen, sie zerstäuben am Rasen seines Hochmuts, wie ein stiller Bach am Wasserfall zwischen tausend Felsen. Er kann dem Schrecken seines Innersten nicht entfliehen. Wenn er schon mit Saufen und Bosheiten, mit Hader und Aufhetzen, mit Hinterreden und Aufwiegeln sich selbst die Zeit, die ihm zur Last ist, vertreiben will, — so findet er doch keine Ruhe. Er darf am hellen Tag nicht allein sein, und wenn er zur Nacht erwacht — so muß er aufstehen; er zündet Licht an, er weckt die Frau; aber es hilft ihm dann nichts, wenn er schon mit ihr von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes redet. Das tröstet ihn nur, wenn er halb voll ist, und

unter einem Dutzend Lumpen und Schelmen Kalender, Bibel und Gebetbuch zur Kurzweil braucht.

So beschrieb er den Gottlosen und sagte dann noch den Elenden, die unter seinem Rasen leiden: Fürchtet euch nicht vor ihm; gehet hin in euern Wald an den Ort, wo die hohen Eichen standen, und sehet, wie die kleinen Bäume, die unter ihrem Schatten ferbten, jetzt zugenommen haben, und grünen und blühen. Die Sonne scheint wieder auf sie; der Thau des Himmels tränkt sie wieder, und die großen, weiten Wurzeln der Eiche, die alle Nahrung aus der Erde sogen, faulen jetzt, und geben den jungen Bäumen, die so lange im Schatten der Eiche ferbten, Nahrung. —

12. Die Wirkung der Wahrheit auf Menschen, die ohne Liebe sind.

Der Hummel ergrimmte über diese Predigt, daß er im Anfang Augen gegen den Pfarrer hinauf machte, wie wütend, aber er konnte es nicht aushalten, seine Farbe verließ ihn, er ward blaß, wie ein gewaschen Tuch. Entsetzliche Gedanken fuhren durch seinen Kopf und beim Zudienen zitterte er, daß er den Kelch fast nicht halten konnte.

Da er heim kam, wütete er über den Pfarrer und sagte, er wäre besser imstand, die Leute auf die Folter zu schlagen, als sie zu trösten und auf gute Gedanken zu bringen. Dann sagte er auch, wenn er nur seine Branntweinflasche bei sich gehabt, es wäre ihm gewiß nicht so angst geworden, und meinte, er hätte selbige in seinem Stuhl unter seinem Mantel austrinken können, ohne daß es jemand gesehen. Er durfte nicht zurückdenken, was ihm alles vorgeschwebt. Seine Beine waren jetzt noch wie erschlagen; er stolperte auf dem Heimweg einmal über das andere. Er hatte in seinem Leben tausendmal zu elenden Leuten, die vor ihm zitterten, gesagt: Du wärest nicht einmal zu einem rechten Hund gut. Jetzt sagte er dieses Wort zu sich selber: Ich wäre einmal jetzt auch nicht mehr zu einem rechten — gut.

Aber es schauerte ihm: Er sandte eilend zu etlichen von den schlimmsten Gesellen seines gottlosen Lebens, daß sie geschwind zu ihm kämen. Diese waren bald da und säumten nicht über des Pfarrers unchristliche Predigt zu schimpfen. Es ist nicht recht, sagte Christen, besonders an einem heiligen Tage ist es nicht recht, Sachen, die nur Eifer stiften, auf die Kanzel zu bringen. Aebi meinte einmal, der liebe Heiland und die Evangelisten und Apostel im Neuen Testament hätten niemand geschimpft. Aber der Christen widersprach ihm: Du mußt das nicht sagen; sie haben auch geschimpft und noch mehr als der Pfarrer.

Aebi. Das ist nicht wahr, Christen.

Christen. Du bist ein Narr, Aebi: Ihr blinden Führer! Ihr Schlangen! Ihr Natterngezüchte! Du verstehst die Bibel.

Die Bauern. Ja, Aebi, es ist wahr, sie haben auch geschimpft.

Christen. Aber, es ist ein Unterschied, es waren andre Leute.

Bauern. Es versteht sich, es waren andre Leute.

Christen. Sie mußten wohl. Denket einmal ein Annas, ja Annanias hieß er, und hinten nach auch seine Frau, nur daß sie eine Lüge gesagt, sind sie zu Boden gefallen und waren tot.

Bauern. Ist das auch wahr, um einer Lüge willen?

Christen. Ja, so wahr ich lebe und da vor euch stehe.

Aebi. Es ist doch schön, wenn man die Bibel versteht.

Christen. Ich danke es meinem Vater unter dem Boden; er war leider, Gott erbarm, sonst nichts besonders, und wir müssen uns seinethalben jetzt noch schämen; aber lesen konnte er in der Bibel wie ein Pfarrer und das mußten wir ihm auch können.

Dann kamen sie wieder auf den Pfarrer und sagten, er sei sein Lebtag so ein Narr gewesen und habe alles besser wissen und anders machen wollen, als andere Leute. Sogar ihre Pflüge und Wagen seien ihm nicht recht gewesen. Er habe den Herd (die Erde) in der Küche probiert, ob er gut sei zum Kraut pflanzen und im Anfang so gar nicht predigen wollen. Es ist etwas an diesem wahr. Der Pfarrer hat im Anfang nicht genug eingesehen, wie schädlich es ist, wenn ein Geistlicher, ehe er auf die innere Stimmung seiner Gemeindsgenossen entscheidenden Einfluß gewonnen, ihre Pflüge und Wägen und Erdapfel besser verstehen will, als sie. Eben so war's mit dem Predigen. In der Ueberzeugung, daß dasselbe, wie es jetzt getrieben wird, dem Geist der stillen wortleeren Gottesverehrung, sowie überhaupt den ersten Grundsätzen einer wahrhaft weisen Menschenführung gänzlich entgegen sei, wollte er sich durch das harte Band, allemal predigen zu müssen, wenn's läutet, nicht zum Schaden der wesentlichsten Seelsorgerpflichten binden lassen und meinte, daran recht zu thun. Aber das erstemal, da er nicht predigte, verklagten ihn seine Bauern beim Junker. Dieser war ihm damals gewogen und da er ihm versprach, er wolle jede Stunde, in der er nicht predige, mit Gebet, Andachtsübungen und Unterredungen mit einzelnen Gemeindsgenossen ausfüllen, so sagte der Junker den Bauern: Was wollet ihr mehr? Aber sie antworteten: Predigen, predigen, wollen wir, daß er thue, und dies allemal, wenn's läutet und der Gebrauch ist. Der Junker erwiderte ihnen: Ihr seid Kälber, packt euch fort. Aber da sie fort waren, sagte er zum Pfarrer: Was wollen Sie machen? Sie werden den Narren wohl predigen müssen, wenn sie es so wollen. Und da der Pfarrer wieder mit Gründen kam, schüttelte er den Kopf und sagte: Ich mag in kein Hornissennest hineingreifen.

Der Vogt sagte wenig zu allem, bis Aebi anbrachte: Der Pfarrer komme immer damit, daß die Reichen die Armen drücken. Auf dieses sagte er: Wenn das, was er die Armen drücken heißt, niemand thun würde, so wären keine Arme auf der Welt. Aber er ist ein Narr. Vom Fürsten an bis auf den Schweintreiber drückt einer den andern,

und man kann nicht anders; wer nicht will zertreten sein, der muß drücken, bei Gott, er muß. Wenn der Herzog heute niemand drückt, so setzt man ihn morgen ab. Und so ist's allenthalben. Der alte Pfarrer wußte doch auch, was recht ist, und er hat Wein geschenkt wie ich, und Heu und Korn und Hafer, Erdäpfel und was es war, an Zahlung genommen wie ich. Wenn der Pfarrer die Armen kennte, er würde selbst anders reden. Die Armen haben's bei Gott nicht so schlimm; ich wollte sicher lieber ein Bettler sein, als ein halber Bauer. Die Narrenbauern rechnen nur, was sie haben, und nicht, was sie dafür thun müssen. Der Bettler muß der Oberkeit nichts thun, und glaubet mir, ich weiß es sicher, das ist ein großer Vorteil. Nehmet es nur hieran: Warum hat der Bettler und das Bettlerkind immer rote Backen und Kuhbauer und seine Kinder immer gelbe?

So mischte er Wahrheit und Irrtum wie Spreu und guten Samen, ihm selbst unkenntlich, durcheinander. Aber, was er auch immer sagte, er konnte sich's nicht verhehlen, daß er der Mann sei, der das Dorf verheert. Das Bild der alten umgehauenen Eiche stand ihm immer vor Augen und er sagte zu sich selber: Darin hat er Recht; die Krötenbäume um mich her wachsen auf, wie wenn ich nicht mehr da wäre; und es ist wahr, ein jeder Bube schabt an meiner Rinde für den Gerber Lohe. Und dann wieder: Es ist wirklich so; wie meine Wurzeln faulen, so finden diese Serblinge mehr Nahrung.

Die Bauern fragten ihn einmal, ob ihm nicht wohl sei, daß er so staune. Er antwortete ihnen: Es ist mir den ganzen Tag nicht recht wohl. Man sah dir's in der Kirche schon an, sagten die Bauern. Er erwiderte mit Aengstlichkeit: Sah man mir's an? und sagte dann bald: Einmal jetzt zu Mittag wolle er nicht in die Kirche und sie sollten bei ihm bleiben. Diese waren's zufrieden. Der Vogt brachte Wein und Würfel und Karten.

Aber sie wurden dem Chorrichter Leutold verraten. Dieser, der auf dem Kirchhof gesehen, daß die Gewalt des Vogts am Boden, glaubte jetzt, er dürfe seinen Eid auch gegen ihn halten und verlaidete sie dem Pfarrer. Und dieser kam in einen solchen Eifer, daß er in der Mittagspredigt mit den Händen auf das Kanzelbrett schlug, welches er bei vielen Jahren nicht gethan, und da ihm in der Leidensgeschichte die Worte zu erklären folgten: Da Judas den Bissen genommen, fuhr der Satan in sein Herz, sagte er geradezu, daß Leute, welche vom Tisch des Herrn zum Spiel und Trunk weglaufen, nicht besser seien, als der Judas, und daß ihr Ende sein werde, wie das Ende des Verräters.

Die Leute in der Kirche stießen die Köpfe zusammen, was dieser Eifer des Pfarrers bedeute, und da sie des Vogts Kirchenstuhl leer sahen, sagte einer dem andern, er hat gewiß wieder das Haus voll von seinen Lumpen. Die Vögtin saß wie auf Nadeln, alle Augen waren auf sie gerichtet. Sie lief im Anfang des Singens zur Kirche hinaus und da sie heim kam, warf sie das Gesangbuch auf den Tisch

zwischen Gläser, Würfel und Karten und fing an zu heulen. Der Vogt und die Männer sperren das Maul auf und fragen: Was ist das? Sie antwortet: Ihr solltet's wohl wissen: Es ist nicht recht, daß ihr an einem heiligen Tage hier saust und spielt. Wenn's nur das ist, erwiderten jene, so ist's wenig und das erstemal, daß du hierüber heulst. Und der Vogt sagt: Ich glaubte wenigstens, du habest deinen Geldbeutel verloren.

Vögtin. Treib jetzt noch den Narren! Der Pfarrer muß vernommen haben, daß deine Herren da saufen.

Bauern. Welcher Satan hat ihm jetzt das schon gesagt?

Vögtin. Warum mußtet ihr eben heute kommen, ihr Saufhunde?

Bauern. Er hat uns einen Boten gesandt.

Vögtin. Ist das auch wahr?

Bauern. Ja! Ja!

Vögtin. Das ist jetzt gleich viel; geht geschwind heim und steht, wenn die Leute aus der Kirche heimgehen, unter euern Thüren, so kann man, wenn's gut geht, vielleicht wegleugnen, daß ihr hier gewesen seid.

13. Es fällt eine Larve herunter.

Sie gingen, und dann erzählte sie ihm erst recht, wie der Pfarrer vom Judas gepredigt und gesagt, daß die, so vom Mahl des Herrn zum Spiel und Saufen weglaufen, nicht besser seien, als er und ein gleiches Ende nehmen werden. Der Vogt erschrak über diese Rede, daß er ward wie ein Stummer; denn er wußte es wohl, daß es bei seinem wütenden Kopf schon mehrmal wenig gefehlt, daß er sich nicht selbst erhenkt hätte, und jetzt war's ihm, der Pfarrer habe wie über ihn geweissagt und ihn noch wie verflucht. Er antwortete kein Wort, aber er seufzte und sagte etlichemale zu sich selber: Wohin kommt's noch mit mir? Sie fragte ihn etlichemale, warum er so seufze? Aber er saß da, wie ein verwirrter Mensch, klagte, er habe das Fieber; dann nach einer Weile fing er doch an, ihr zu erzählen, wie er heute am Morgen mit gutem versöhntem Herzen zur Kirche gegangen und auch ganz gewiß in seinem Stuhl Gott um Verzeihung seiner Sünden gebeten, aber über die Predigt des Pfarrers ergrimmt sei, daß er seitdem keinen guten Gedanken mehr haben können. Ich hätte ihn erstechen können, so rasend machte er mich. Er gab mir dann beim Nachtmahl einen Blick, — ein Richter, der einen armen Sünder dem Rad und dem Scheiterhaufen übergibt, kann ihn nicht so ansehen. Ich konnte es nicht aushalten. Ein entsetzlicheres kam mir nach dem andern zu Sinn. Ich meinte die ganze Kirche über, ich müsse dem Junker einen Markstein versetzen, und du weißt doch auch, wenn ich auch alles gethan, so habe ich mich doch immer gehütet, daß ich kein Gespenst werde. Ich habe in meinem Leben keinen Markstein versetzt und wenn meine Knechte oder mein Vieh, meiner unwissend, so einen Ketzerstein ausgefarret, so ließ ich ihn immer liegen, wie wenn er Gift

wäre und rührte ihn mit keiner Hand an. Und doch konnte ich die ganze Kirche über nicht anders, als immer denken, ich müsse ihm den Stein versetzen. Es war mir entsetzlich und beim Zudienen noch gar; eines begegnete nach dem andern.

Der Joseph kam mit seinen zerrissenen Stiefeln, und schlug seine Schelmenaugen vor mir zu Boden, und der Gedanke an meine drei Thaler ging mir durch Leib und Seele. Dann kam der Michel und zitterte, wie ich. Dann kam Gertrud und nahm mir den Kelch ab, als ob sie mich nicht sähe, als ob ich nicht da wäre; und dann der Maurer, und sah mich an, als ob er aus tiefstem Herzensgrund zu mir sagen wollte: Verzeih mir, Vogt! Es schauerte mir. Das Höllenvolk, das mich heut umbringen würde, wenn es könnte, sah mich an, als wenn sie Engel und ich ein Teufel wäre. Ich fürchtete immer, der Hans Wüst komme auch noch; ich hätte es nicht ausgehalten, der Kelch wäre mir aus den Händen gefallen.

Seine Frau erschrak entsetzlich; sie glaubte schon längst, er thue Sachen, daß er nicht den rechten Weg von der Welt kommen werde, und jetzt kam ihr bei jedem Worte, das er sagte, der Judas zu Sinn, und es war ihr nicht anders, sie sehe ihn vor Augen, wie er tot am Tennthor, oder an der Kaminschoß da hange und weil er so fett sei, könnte er noch herunterfallen und zerbersten. Der Schweiß stand ihr vor der Stirn. Sie wußte eine Weile nicht, was sie sagen sollte, endlich sagte sie: So geht's nicht mehr, wir werden alt; es könnte einstmals eines von uns tot sein. Wir müssen uns doch in acht nehmen, daß wir nicht um Leib und Seele kommen.

Dann kam sie auf den Geldbeutel, und sagte: Du mußt dich der Lumpen abthun, die alle Tage bei dir saufen und bezahlen dir nichts, und du thust im Rausch alle Tage Sachen, die dich nachgehends gereuen. Denk nur auch gestern mit den drei Thalern! Mein Gott, wie gut hab' ich es gemeint, und wie bist du mit mir umgegangen! Du sitzest in einer Herrn-Mühle, wie in einem Schloß, und wer zur Thür herein kommt, dem bist du schuldig, und doch achtest du weder Geld, noch Geldes wert. Neben des Joseph's Thalern, sind gestern noch zwei aus deinem Sack fort und nicht einmal aufgeschrieben. Wie lange kann das noch so gehen? Es fürchtet dich niemand mehr und dennoch läßt du um deines verdammten Hochmuts willen nicht von ihnen ab und bringst dich lieber in deinen alten Tagen an den Bettlerstab.

Dann nach einer Weile: Thue es doch deiner armen Seele nicht zu leid! Denk nur, wenn einem dergleichen Sachen vorschweben, wie du eben gesagt, und dann noch beim Nachtmahl, das sind in Gottes Namen keine guten Zeichen. Laß dich doch noch warnen, weil es Zeit ist. Behüte und segne dich einmal wohl, und laß den Teufel nicht Meister mit bösen Gedanken. Traue dir einmal nicht zu wohl; man kann ein Gespenst werden, wenn man eben schon nicht Marken versetzt.

Er antwortete ihr auch jetzt kein Wort. Aber die Angst treibt ihn von ihr weg. Er geht in den Garten, aus dem Garten in die

Brunnenmatte, aus dieser in den Pferdestall, dann den dunkeln Gang hinauf und hinunter und sagt zu sich selbst: Sie hat mehr als Recht, aber was will ich machen? Ich kann mir unmöglich aus allem, worin ich stecke, heraushelfen. Dann flucht er wieder auf Ysner, daß er ihm alles dieses auf den Hals gezogen, dann auf den alten Junker, daß er ihm so verflucht zur Unzeit gestorben, dann auf den Pfarrer, daß er ihn noch in der Kirche rasend gemacht. Dann kam er wieder auf den Markstein und sagte: Es ist ganz sicher, der achte und neunte fürstliche Markstein würden ihm das Stück in gerader Linie abschneiden; der Stein liegt da, wie seit der Sündflut, er hat weder Nummer noch Zeichen. Wenn es auch kein rechter Markstein wäre? so sagte er, schaudert zurück, sagt wieder: Nein, ich versetze den Stein. Er will diesen Gedanken entfliehen, geht in die Stube, nimmt sein Hausbuch, schreibt, blättert, thut Papiere von einander, legt sie wieder zusammen, vergißt, was er eben gelesen, sucht wieder, was er eben geschrieben und kommt wieder auf den Markstein: Was mir zu Sinn kommt! Die alten Zwingherrn haben die fürstlichen Marken von allen Seiten beschrotten und der eisgraue Jäger, der alle Fronfasten mit toten Hunden im Wald jagt und um Mitternacht ins Hüfthorn bläst, daß es weit umher tönt, jagt darum mit toten Hunden, weil er die Marken verändert. Wenn's auch hier wäre, ich thäte dann nicht Sünde — und dann nach einer Weile: Es ist bei Gott hier. Es ist die unnatürlichste Krümmung in die fürstliche Mark hinein. Bei zwei Stunden geht sie in gerader Linie, und nur hier wirft sie diesen Ecken. Er staunt wieder und sagt dann: Nein, ich thu es nicht; ich müßte ihn umgraben in der finstern Nacht und einen ganzen Steinwurf weit wälzen, und er ist schwer. Am Tag würde man jeden Markstreich hören. Die Landstraße ist zu nahe, und zur Nacht? Ich darf nicht einmal daran denken. Wenn nur ein Reh aufspringen, oder nur ein Hase sich regen würde, es würde mir ohnmächtig. So redete er mit sich selber. Dann sagte er wieder: Wenn ich doch nur auch die verdammten Gespenster nicht so fürchtete! Es sind doch so viele Leute, die sie nicht glauben, und ich muß sie so fürchten. Der alte Schreiber hat nichts geglaubt, und der Vikari, es ist bei Gott nicht möglich, daß er etwas geglaubt. Aber der Schreiber sagte es laut und mehr als hundertmal zu mir, wie mit meinem Hund, wie mit meinem Roß, sei es aus mit mir, wenn ich tot sei. Wenn er auch Recht gehabt hätte, wenn's auch wahr wäre, wenn ich es glauben, wenn ich es hoffen, wenn ich es in mein Herz hinein bringen könnte? Pfarrer! Pfarrer! Du lebtest morgen nicht mehr! und du Junker, du ließest mich wieder Meister, wie ich es vorher war. Aber ich kann's nicht glauben, ich kann's nicht in mein Herz hinein bringen! Es ist nicht wahr, sie hattens nur gern. Ich hätte es auch gern; es ist nicht wahr. Nein! Nein! Es ist ein Teufel! Es ist, bei Gott! ein Teufel. Ich versetze den Stein nicht!

So redete er mit sich selber, wollte dem Gedanken wieder entfliehen, ging auf die Straße, redete mit einigen Nachbarn vom Wetter

und Wind und von den Schnecken, die vor drei Jahren den Roggen verdünnert. Dann gab er etlichen zu trinken, daß sie bei ihm blieben bis in die Nacht, und brachte so endlich den Tag des Herrn zu End.

14. Der Einfluß der Gutmütigkeit auf das Menschenglück.

Ich verlasse dies Haus des Entsetzens und komme zu dem Lienhard und der Gertrud. Sie gingen am Morgen froher und heitrer als seit langem zur Kirche und dankten dem Vater im Himmel mit Thränen für das Glück dieser Woche. Ihre guten wohlgezogenen Kinder saßen während der Kirche ruhig und still beieinander, beteten ihre Gebete, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt. Als sie mit diesem fertig waren, fangen sie an einander zu erzählen, was sie wußten, sind alle fröhlich und lustig, aber machen dabei kein Gewühl, denn sie wissen, die Mutter ist unzufrieden, wenn sie aus der Kirche kommt und Staub in der Stube findet. Lise, das älteste, muß denn allemal das kleine Grittli besorgen, ihm seinen Brei geben, es aufnehmen, waschen und fäschen. Das ist ihre größte Sonntagsfreude. Sie meint dann, sie sei auch schon groß, wenn sie die Kleine aufnimmt und ihr thut, was die Mutter. Sie macht sich die ganze Zeit mit ihr lustig und wendet alles an, daß sie ihr immer lache und keinen Augenblick weine.

Auch die andern drängten sich um die Kleine, sie wollten auch mit ihr lustig sein. Niklas ruht nicht, bis sie auch gegen ihn lacht; dann will Lise den Vorzug. Sie hebt sie hoch auf, bis an die Diele, und läßt sie wie im Flug wieder hinunter, bis an den Boden. Dann jauchzt die Kleine. Wenn es aus der Kirche läutet, nimmt sie die Lise ans Fenster; sie erkennt von ferne unter der Menge der Frauen die Mutter und überwälzte dann fast auf der Schwester Arm, so sehnt sie sich nach der Muter. Diese Freuden der Kinder Lienhards an den Sonntagen und heiligen Festen sind schön vor dem Herrn, ihrem Gott. Er macht und erhält ihr Herz dadurch menschlich.

Lienhard und Gertrud waren heute mit ihnen zufrieden; sie hatten alles ordentlich gethan, was sie versprochen, und wenn sie immer ihr Wort halten, so belohnt sie Gertrud mit Freude. Sie sprangen jetzt an den Arm des Vaters und drängten sich an den Schoß der Mutter. Der Tag ging allen froh und leicht vorüber. Seine Freuden entlockten Lienhard und Gertrud oft eine Thräne, aber nichts ging ihnen über die Lust der Kinder, mit der sie ihr Abendbrot zu ihren armen und lieben Gespielen hintrugen. Die Mutter gab ihnen ihre Milch mit dem Rahm, weil es Festtag war, und einem jeden ein größeres Stück Brot als sonst. Aber keines ißt einen Mund voll davon; keines thut einen Mund voll davon in seine Milch; eines zeigt dem anderen sein Stück — jedes will, das seine sei das größte. Alle eilen und wollen jetzt fort zu den Kindern.

Aber Niklas schleicht zu der Mutter, nimmt ihre Hand, lenkt sie gegen das Brot, das noch auf dem Tische liegt, und sagt zu ihr: Nicht

wahr, du gibst mir doch auch noch einen Mund voll für mich? Sie antwortet ihm: Du hast ja schon, Niklas.

Niklas. Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter. Du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Ich will nicht; aber du gibst mir doch auch noch einen Mund voll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Warum auch?

Mutter. Damit du nicht meinest, man müsse nur dann an die Armen denken, wenn man selbst mehr als genug hat.

Niklas. Ists darum, Mutter?

Mutter. Ja, Niklas.

Niklas. So will ich eben warten; wir essen früh zu Nacht, es ist Sonntag.

Mutter. Und der Rudeli bekommt dann, denk ich, auch nichts?

Niklas. Nein, gewiß nicht.

Mutter. Aber, du gibst dein Brot jetzt doch ganz?

Ja, gewiß, antwortete Niklas.

Und die andern alle sagen auch, sie wollten ihr Brot den Kindern ganz geben. Nun wünschen sie, gehen zu können, und fragen wieder: Dürfen wir jetzt nicht gehen? Aber die Mutter sagt: Wartet noch ein wenig, ich muß noch etwas mit euch reden. Und dann Kinder! es hat alles in der Welt seine Ordnung. Sagt mir: Wie wollt ihrs machen, wenn ihr den Kindern euer Brot bringt? Niklas antwortete zuerst: Ich will laufen, was ich vermag, ich stecke das Brot nur nicht in den Sack, daß er es geschwind bekomme; ich weiß, er hungert, laß mich doch gehen, Mutter! Lise sagt: Ich will es nicht so machen. Ich winke dem Betheli um eine Ecke und gebe ihm das Brot, daß es niemand sieht, nicht einmal sein Vater. Enne sagt: Weiß ich's, Mutter, wie ich den Heierli antreffe? Ich gebs ihm, wie es dann kommen wird. Und Jonas: In's Maul stecke ich's ihm, Mutter, mein Brot, wie du mir's machst, wenn du lustig bist. Das Maul auf und die Augen zu! sag ich ihm; dann lege ichs ihm zwischen die Zähne. Er wird lachen, gelt Mutter, er wird lachen? Das ist alles recht, Kinder, sagt Gertrud; aber ihr müsset es ihnen still und allein geben, daß es niemand sehe. Im Augenblick sagt Niklas: Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brot auch in Sack thun?

Gertrud. Das versteht sich, Niklas.

Lise. Ich habe mirs wohl eingebildet und zuerst gesagt, ich wolle es nicht so machen, wie Niklas.

Du bist immer das allerwitzigste, ich habe dich nur vergessen zu rühmen, sagte ihr Gertrud. Dann ließ sie die Kinder gehen.

Niklas springt, so viel er vermag, zu des armen Rudis hinunter, aber Rudeli ist nicht auf der Gasse; Niklas hustet, räuspert, ruft, aber vergebens, er kommt nicht hinunter und nicht ans Fenster. Sein Vater steht eben mit allen Kindern vor dem offenen Sarg der

Großmutter und wiederholt ihnen die letzten Worte der guten Frau. Dann nimmt er einem nach dem andern die Hand und sagt ihnen: Kinder! Vergeßt doch ihre Worte nicht. Greift euch zur Arbeit und zu allem Guten mehr an. Ihr habt es gehört, ich kann in Gottes Namen jetzt nicht mehr Tage und Stunden zusehen, daß ihr müßig ohne Arbeit herumstehet und die Hände übereinander legt. — Macht doch selbst, daß ich nicht streng mit euch sein muß, und wenn ichs sein muß, so denkt, daß ich es um euertwillen sein muß und es gern nicht wäre, und laßt doch darum keinen Unwillen gegen mich in euer Gemüt kommen. Die Kinder weinten alle und versprachen dem guten Vater, die Worte der lieben Großmutter gewiß nicht zu vergessen und sich selbst zu allem Guten mehr anzugreifen.

Indessen hörte den Niklas immer niemand rufen, wie er auch rufte. Endlich machte er die Thüre auf; aber wie erschrak er, da er die tote Frau im Sarg und den Vater und die Kinder mit gefalteten Händen, wie wenn sie beteten, um sie herum stehen sah! Er that geschwind wieder die Thür zu und lief einige Schritte zurück; dann stand er wieder still und sagte zu sich selbst: Ich muß doch warten, er hat ja das Brot jetzt nicht! Rudi sah ihn und dachte, sein Vater oder Mutter habe ihm etwas befohlen. Er geht zu ihm heraus und fragt ihn, was er wolle. Nichts, nichts, antwortet der Knabe; Rudeli soll nur ein wenig herauskommen. Rudi antwortet: Es ist ja so kalt und er ist jetzt lieber bei der Großmutter. Komm doch zu ihm herein.

Niklas. Ihr betet ja.

Rudi. Das macht nichts.

Niklas. Nein! Laß ihn doch nur ein wenig herauskommen.

Ich mag es wohl leiden, erwidert Rudi. Aber Rudeli will selbst nicht gern. Er sagt ihm unter der Thür: Ich mag jetzt nicht auf die Gasse, komm doch zu uns herein. Niklas läßt nicht nach, bis er endlich kommt.

Lachend, wie wenn ihm eine große Freude wiederfahren wäre, nimmt er ihn jetzt bei der Hand, führt ihn in eine Ecke, thut dergleichen, als wenn er ihm etwas leise sagen wollte. Der Rudeli neigt sein Ohr gegen ihn; Niklas sagt ihm nichts, macht nur b'st, b'st, schiebt ihm indessen das Brot in den Sack und läuft davon. Rudeli greift in den Sack, findet das Brot und ruft ihm nach: Dank doch auch deinem Vater und Mutter. Niklas kehrt sich um, hält die Hand vor's Maul, deutet ihm, daß er schweige und eilt heim.

Lise geht langsam ihren Schritt, als ob sie spazierte, zu des Rudi Marxen Betheli. Sie sieht es unter dem Fenster und winkt ihm. Das Betheli säumt nicht und schleicht geschwind zu ihm hinunter. Aber sein Vater, der gewöhnt ist, auf seine Kinder zu lauern, wie ein Fuchs auf Tiere, die er fressen will, geht ihm auf dem Fuß nach und versteckt sich hinter das Tennthor. Die Kinder denken an keinen Vater und schwatzen nach Herzenslust.

Lise. Du, Betheli, ich hab dir da Brot.

Betheli (das zitternd die Hand darnach streckt). Du bist gut, Lise, es hungert mich; aber warum hast du mir Brot?

Lise. Weil du mir lieb bist, Betheli. Wir haben jetzt genug Brot; mein Vater muß die Kirche bauen.

Betheli. Meiner auch.

Lise. Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Betheli. Das ist gleich viel, wenn's nur Brot gibt.

Lise. Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Betheli. Wenn's nur jetzt besser geht.

Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Betheli. Ich darf dir's nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Betheli. Wenn's der Vater vernehmen würde!

Lise. Ich werde es ihm dann gleich sagen!

Das Betheli nimmt ein Stück weißer, ungekochter Rüben aus dem Sack und sagt: Sieh da!

Lise. Herr Jesus! Sonst nichts?

Betheli. Nein, weiß Gott, schon zwei Tage.

Lise. Und du darfst es niemand sagen?

Betheli. Wenn er nur wüßte, was ich dir gesagt!

Lise. Iß doch geschwind, ehe du wieder hinein mußt.

Betheli. Das will ich.

Es fängt an zu essen, und der Vater öffnet das Tennthor. Das Kind würgt den ungekauten Mund voll hinunter. Der Vater frägt: Was issest du da, mein Kind? Nichts, nichts, Vater! antwortete das Kind. Ja nichts, erwiderte der Vater. Warte nur! (und dann zur Lise): Es ist mir kein Gefallen, wenn man meinen Kindern hinter mir einen Mund voll Brot gibt, damit sie alles im Haus auskramen, was man esse und trinke und dazu noch so gottlos lügen. Du gottloses Betheli! Aßen wir nicht von Eiern zu Mittag? Aber, wart du nur! Lise machte sich davon, wie wenn sie gestohlen hätte und der Vater reißt das Beteli am Arm in die Stube. Da suchte er ihm alle Säcke aus, ißt das Brot, das er findet, selbst und züchtigt das Kind, daß es ein andermal wisse, was es bei fremden Leuten reden soll.

Enne trifft den Heirli unter der Hausthüre an und sagt zu ihm: Willst Brot? Ja, wenn du hast, antwortet Heirli. Enne gibts ihm. Er lacht, dankt und fängt an zu essen, und Enne geht wieder fort.

Jonas schleicht um des Schabenmichels Haus herum, bis ihn das Bäbeli sieht. Es kommt bald zu ihm herunter und sagt: Was machst du, Jonas?

Jonas. Ich möchte gern etwas lustiges machen.

Bäbeli. Ich will mich mit dir lustig machen.

Jonas. Wenn du thust, was ich will, so geht's gewiß lustig.

Bäbeli. Was muß ich thun?

Jonas. Das Maul auf und die Augen zu.

Bäbeli. Du thust mir etwas garstiges hinein.

Jonas. Nein, Bäbeli, das thu ich dir bei meiner Treu nicht.

Bäbeli. Aber, wenn du ein Schelm bist. (Es thut das Maul auf, aber die Augen nur halb zu.)

Jonas. Ganz zu, oder es gilt nicht.

(Es thut jetzt die Augen ganz zu.) Flugs schiebt er ihm das Brot zwischen die Zähne und läuft fort. Das Bäbeli nimmt es aus dem Mund, sagt: Das war lustig, und fängt an zu essen.

Sein Vater, der Schabenmichel, sieht dem Spiel der Kinder am Fenster zu und es geht ihm ans Herz. Was ich für ein Satan bin, sagt er zu sich selbst. Ich verkaufe mich dem Vogt zum Schelmen gegen dieses Buben Vater, der mir Brot und Verdienst gibt und bin an ihm ein Verräter und muß jetzt noch sehen, daß sein Kind auch ein Herz hat wie ein Engel.

Es ging heute diesem Manne zu Herzen, was der Pfarrer über den Gottlosen sagte und noch mehr, wie der Vogt beim Nachtmahl aussah. Er blieb seit Jahren das erstemal an einem Sonntagabend bei seinen Kindern zuhaus. Er konnte nicht anders als bei sich selbst seufzen: Wenn sie in Gottes Namen nur nicht so elende Geschöpfe werden wie ich, und sagte dann zu ihnen: Thut doch in Gottes Namen Recht und fürchtet Gott; ich will in Zukunft auch mehr bei euch sein und mit euch beten und euch lehren. Dann wollte er gerade jetzt mit ihnen buchstabieren, allein sie kannten keinen Buchstaben und wollten lieber etwas essen, aber er hatte nichts im Haus. Auch das machte ihm jetzt Mühe, daß er staunend ans Fenster ging. Er hatte eine Thräne im Auge und durfte seine Kinder nicht ansehen, indem er ganz fühlte, daß er kein Vater an ihnen sei. Und nun sieht er das Spiel des Jonas, der seinem Bäbeli Brot gibt; das bricht ihm vollends das Herz. Wenn ich ein Mensch wäre und ein Vater, wie ich sollte, so hätten sie genug Brot und mehr, als des Maurers. Er war im grund ein guter Mensch, aber die Umstände banden ihn unter dem alten Arner an des Vogts Haus.

Es ging unter diesem Herrn im Dorfe nirgends lustig zu, als bei den Schelmen und es war für einen lebhaften anstelligen Mann kaum ein Glas Wein zu verdienen, als bei den Dieben. Das war der Grund seines Unglücks. Er war seines Lebens müde und wäre schon längst gern des Vogts los gewesen. Heute kam ihm jetzt alles zusammen. Er konnte dem guten Jonas kein Aug entziehen und konnte nicht vom Fenster, und sagte einmal nach dem andern: Das Kind hat ein Herz, wie ein Engel. Von meinen hat keines so ein Herz, aber es ist auch nicht möglich bei so einem Vater. Er ergrimmte über sich selbst, daß er die Thaler vom Vogt an den Boden warf, daß Batzen und Kreuzer in alle Ecken rollten. Sein Entschluß reifte jetzt. Nein! sagt er zu sich selber, nein, so muß es nicht mehr sein! Ich will an meinem Nebenmenschen kein Unmensch und an meinen Kindern kein Unvater mehr sein! Und er hielt von der Stunde an Wort. Das wirkte das Spiel, das er vom Fenster sah.

Sie kamen alle fröhlich zurück; nur Lise nicht. Gertrud sah's, und sagte: Ist dir etwas begegnet?

Nein, es ist mir nichts begnet, was sollte mir begnet sein? antwortete Lise.

Gertrud betete noch mit ihnen. Dann aßen sie zu Nacht, und gingen alle nach einem gesegneten Tag fröhlich zur Ruhe.

15. Er versuchts zum letztenmal, Meister zu werden.

So bald der Meister am Morgen aufstand, klopfte der Harschier Flink vor seinem Fenster. Er hatte gestern vergessen, ihm anzuzeigen, daß der Junker befohlen, schon diesen Morgen mit dem Steinbrechen anzufangen. Das war gefehlt: Der Vogt hatte den Taglöhnern am Samstag befohlen, heute, so früh sie könnten, in das Schloß zu gehen, dem Junker zu danken, und sie waren jetzt schon fort. Der Harschier war betroffen; der Maurer riet ihm, ihnen nachzulaufen bis auf des Martis Hügel, wo er sie vielleicht noch errufen möge. Der Harschier springt auf den Hügel, pfeift, ruft, was er vermag, aber umsonst; sie sind schon zu weit fort; sie hören ihn nicht.

Nur der Vogt, der weit hinter ihnen her geht, hört ihn, sieht zurück, und kennt ihn am Gewehr, das im Morgenstrahl der Sonne glänzte. Er steht still. Der Harschier läuft gegen ihn hinunter und sagt ihm, was er vergessen. Du vermaledeiter Schlingel, was du immer für Streiche machst, antwortete der Vogt.

Flink. Es träumte mir nicht, daß sie am Morgen vor Tag zum Dorf hinaus fliegen werden. Wer hat es ihnen befohlen?

Vogt. Ich.

Flink. Was ist jetzt zu machen?

Vogt. Was ist zu machen? Du mußt sagen, du habest es ausgerichtet, die Maurers hätten es vergessen.

Flink. Das geht nicht an.

Vogt. Warum nicht? Du bist beeidigt, und was du in deinem Dienst aussagst, muß wahr sein.

Flink. Nach der alten Ordnung; aber es könnte eine neue da sein.

Vogt. Du hast kein Herz. Oder sage, du habest es einem ihrer Kinder gesagt, dann hat es gar nichts zu bedeuten.

Flink. Der Maurer weiß schon, daß ich es vergessen.

Vogt. Hast du es ihm gesagt?

Flink. So eben.

Vogt. Auch das würde nichts machen; er müßte es beweisen. Aber ich weiß etwas, das du besser kannst.

Lauf zurück und jammere bei des Maurers, es könnte dir so übel gehen bei deinem Dienst. Es macht ihnen nichts, sie nehmen, wenn du recht dafür anhältst, sicher auf sich, zu sagen, sie hätten es vergessen. as kann jetzt angehen, sagt Flink, und probiert bei des

Maurers just, was der Affe in der Fabel mit der Katze, da er mit ihren Klauen die gebratenen Kastanien zum Feuer heraus holen wollte.

Der Vogt lachte, da er ging, und sagte zu sich selbst: Meinethalben thue der Maurer, was er wolle, ich einmal sage im Schloß, der Harschier habe mich so berichtet. Der Kopf war ihm so schwer; die ganze Nacht durch hatte er kein Auge zugethan und nur überlegt, wie es möglich sei, Arnern dahin zu bringen, daß er ihm das Wirtsrecht neben dem Vogtdienst noch lasse. Er sah, daß er es nötig habe und seine Frau sagte ihm rund heraus, wenn er das Wirtsrecht verliere, so sei er ein Bettler. Er sann sich den Kopf aus, ob er den Junker mit nichts erschrecken, und dann wieder, ob er nicht einen Prozeß dafür wagen könnte. Aber er fand nichts, ihn zu erschrecken, und sah, daß ein Prozeß mit ihm für seine Umstände nichts anders, als Oel ins Feuer sein würde. Er wälzte sich die ganze Nacht durch, und fand mit Sinnen und Staunen nichts andres, als sich demütig zu stellen und das Recht als eine Gnade auf Zusehen und auf Wohlverhalten hin zu erbitten. Es that ihm so weh. Wäre er reich gewesen, er wäre eher aus dem Lande gewichen. Er fluchte und kirrte und konnte sich nicht entschließen, aber er fand kein anderes Mittel.

Da der Morgen graute, warf er sich aus dem Bett, wie ein Mann, der zum Mord geht, und sagte: Es muß sein! Es muß sein! Ich muß ins Teufels Namen mich überwinden und die Nuß aufbeißen, so hart sie auch ist. Er dachte nicht, wer immer rasend sagt und im Teufel fluchet, er wolle sich überwinden, der beißt in eiserne Ketten; die Zähne fallen ihm aus, ehe er etwas ausrichtet. Er tröstete sich mit dem Traum der Rache und meinte dabei, es werde nicht fehlen, wenn er das thue, so lasse er ihm das Wirtsrecht sicher. Er ist imgrund doch eine gute Kuh, sagte er zu sich selbst, und das Mitleiden ist das Narrenseil, an dem man ihn ziehen muß, und das kann ich leider recht. Auch das hoffte er: Die Lumpen-Taglöhner, wenn sie ohne Hut und Strümpfe in allem ihrem Elend vor dem Junker erschienen, würden ihn über den Maurer mißmutig machen. Er betrog sich in allem, denn als Arner ihre große Armut sah, dachte er, Lienhard müsse ein gutmütiger Mann sein, daß er diese Dürftigen zu Taglöhnern gewählt und die viele Mühe nicht gescheut habe, die er sich dadurch zuziehen werde. Er fragte ihren Umständen nach, wie viel Kinder sie hätten, wie alt sie seien, womit sie ihr Brot verdienten und dgl. und fand jedes Umstände, wie sie ihm Lienhard angegeben, und es freute ihn.

Da sie wieder fortgingen, sagte er zu ihnen, wenn er ihnen oder ihren Haushaltungen etwas dienen könne, so wolle er es gern thun, er sei dafür hier. Die armen Leute konnten nicht begreifen, daß er dafür hier sein sollte, und redeten den ganzen Heimweg von seiner Güte. Etliche sagten, der alte Junker wäre es auch gewesen, wenn der Vogt nicht das aus ihm gemacht hätte, was er selbst ist. Er ist ein Schurke, sagte Lenk, daß er uns so unnütz ins Schloß sprengt und

nicht einmal mitkommt, wie er es doch versprochen. Aebi erwiderte: Das ist so sein Gebrauch. Und der Lenk versetzte: Aber es ist ein Hundsgebrauch! Ja, der Herr Untervogt ist doch ein braver Mann; unser einer kann nicht allemal wissen, was so einem Herrn vorfällt, sagte jetzt der Kriecher, der den Vogt im Hohlweg daher schleichen sieht. Lenk aber, der ihn nicht sieht, antwortete: Der Teufel, du magst ihn wohl rühmen; ich einmal rühme den Junker.

Indem er's sagt, steht der Vogt bei ihnen und fragt den Lenk: Warum rühmest den Junker so mächtig? Dieser antwortet betroffen: Ha, wir redeten da miteinander, wie er so freundlich war. Das war aber doch nicht alles, sagt der Vogt. Ich weiß einmal nichts anders, erwiderte Lenk. Aber es ist doch nicht schön, fällt Kriecher ein, wenn man so seine Worte wieder zurücknimmt. Dann sagt er zum Vogt: Er war aber nicht allein, Herr Untervogt, es murrten da etliche, daß ihr sie also ins Schloß gesprengt und da noch wider euer Versprechen allein gelassen. Ich antwortete ihnen: Unser einer könne nicht wissen, was so einem Herrn allemal vorfallen könne; auf dies hin sagte Lenk, ich möge wohl euch rühmen, er einmal rühme den Junker. Aha! Es ist also, daß du den Junker mit mir verglichen? sagt jetzt der Vogt und lächelte, aber vollends, wie eine Frau in der Kirche, wenn ihr die Nachbarin im Patenstuhl den Vorsitz nimmt. Die Sache gefiel den Taglöhnern nicht; etliche schüttelten die Köpfe und Michel sagte laut: Er hat es jetzt auch nicht so gemeint, wie man's ihm aufnimmt. Der Vogt sah den Michel an, wie wenn er ihm sagen wollte: Bist du es, der das sagt? Doch schweigt er und sagt insgemein hinein: Das ist nicht anders, es ist ein altes Sprichwort: „Wes Brot ich eß, des Lied ich singe." Indessen drückte er dem Kriecher die Hand, winkt ihm, daß er jetzt schweige und fragt dann die Nachern, ob der Junker zornig gewesen, daß sie heute nicht früh an die Arbeit gegangen? Sie antworteten nein, und er erwiderte: Das ist gut, das ist gut. Sagt dem Meister, es habe also mit dem Mißverstand nichts zu bedeuten und ich lasse ihn grüßen.

So entließ er sie, und sobald er allein war, wiederholte er bei sich selbst die Worte, die er dem Junker vorbringen wollte. Er hatte sie auf die Silbe ausstudiert und soviel als auswendig gelernt. Aber Glülphi und Rollenberger hatten dem Junker so lebhaft vorgestellt, daß, so lange er diesem Mann auch nur den entferntesten Schatten seiner alten Gewalt im Dorf lasse, so sei es unmöglich, auch nur einer einzigen Haushaltung darin wahrhaft aufzuhelfen, geschweige das Dorf selbst in einen bessern Stand zu stellen. Das machte Hummels Hoffnungen scheitern. Arner konnte um diesen Preis unmöglich gut sein, wie eine Kuh.

Er ließ ihn lange auf der Laube warten. Dann kam er heraus und sagte mit einer Stimme, die ihm schon den Kopf nahm: Was ist das, warum sprengst du die Leute ohne meinen Befehl im Feld herum? Der Vogt antwortet so demütig, daß ihm der Kopf halb auf der

Achsel liegt, er habe geglaubt, es sei seine Schuldigkeit, diesen Leuten zu sagen, daß sie Ihre Gnaden für diese Wohlthat danken sollen. Arner erwidert: Deine Schuldigkeit ist, zu thun, was ich dir befehle und nicht arme Leute unnützer Weise im Feld herumzusprengen und Komplimente zu lehren, die zu nichts dienen. Ich werde mich in diesem, wie in allem andern auf das allergenaueste und pünktlichste nach dem Willen Euer Gnaden richten, sagt der Vogt. Das wird sich zeigen, versetzt Arner und setzt plötzlich hinzu: Mein Entschluß ist genommen, ich lasse das Wirtsrecht nicht länger beim Vogtsdienst; du kannst dich danach richten.

Wie betäubt kann der Vogt jetzt von der ganzen Rede, die er studiert hatte, kein Wort hervorbringen und steht da, wie ein Mensch, dem ein plötzliches Unglück Hab und Gut weggenommen. Ich kann jetzt einmal in Gottes Namen keine Antwort geben, sagt er, wie halb verwirrt. Sein Zustand machte Arnern selbst Mühe. Er mäßigte den Ton: Ich will dir die Wahl lassen, sagt er, welches von beiden du lieber sein willst, Vogt oder Wirt, und gebe dir vierzehn Tage Bedenkzeit; aber das ist alles, was ich thun kann. Das Wort Bedenkzeit ist Arnern kaum aus dem Munde, so erholt er sich wieder, dankte Arnern für die Bedenkzeit und daß er ihn nicht übereilen wolle. Arner erwidert ihm mit durchscheinender Güte: Alter Mann, ich übereile niemand und thue niemand Unrecht, dir so wenig, als andern Leuten; aber diese zwei Berufe schicken sich nicht zusammen. Das machte ihn kühn. Aber er ist noch nicht bei Sinnen und antwortet mit der unbegreiflichsten Unvorsichtigkeit: Gnädiger Herr, es haben doch bis auf jetzt alle Vögte Ihrer Herrschaft gewirtet und in allen Landen unsers Fürsten ist es ein Gemeines. Ich denke also die Rechte — Das empörte Arnern. Er weiß zu wohl, daß das Weinschenken der Vögte auf keinem Recht, sondern auf der Dummheit der Herrschaften, die seit langem ihre Dörfer der Gierigkeit dieser Blutsauger Preis gegeben, ruhe. Du, du, fällt er ihm in die Rede, du redest von den Rechten! Ich will dir zeigen, was dein Recht und wer dein Herr ist! Mit diesem nimmt er den Kalender in die Hand, zeichnet den Tag und sagt: Heut haben wir den dritten und in vierzehn Tagen den siebzehnten, bis dahin erwarte ich deinen Entschluß, und damit kehrt er sich um und geht weg.

Der Vogt steht wie erstarrt da, setzt eine Weile den Hut nicht auf, regt keinen Fuß und da er endlich geht, stößt er an die Wände wie ein Blinder und sieht zur rechten und zur linken niemand, der da steht. So beinahe seiner selbst nicht bewußt, kommt er die Schloßhalde hinunter zum dickstämmigen Nußbaum. Da steht er still. Ich muß Atem holen, sagt er. Wie mir das Herz schlägt! Ohne einzutreten in meine Klage, ohne etwas auf mich zu beweisen, soll ich nicht Vogt sein oder nicht Wirt? Kann er mich so dazu zwingen? Ich glaub's nicht. Den Mantel kann er mir ohne Klage nicht nehmen, und das Wirtsrecht ist durch eine hundertjährige Uebung allenthalben

dem Vogtsdienst eigen. Aber wenn er sucht, wenn er Klage sucht, so findet er, was er will. Von allen den verdammten Buben, denen ich gedient, ist mir kein einziger treu; es fürchtet mich keiner mehr. Ich bin selbst schuld, ich wußte es doch, daß alle Herren der Art sind, sie lassen sich lieber alle Rechte nehmen, als sich sagen, man habe gegen sie auch nur ein einziges. Das ist ein so bekannter Esel, auf dem sie reiten, und ich mußte mich daran verfehlen. Aber ich kann nicht anders, meine fünf Sinne sind dahin, sobald ich ihn sehe. Ich wußte vorher fast alles auswendig und konnte kein Wort vorbringen und noch jetzt ist mir, ich möchte einsinken.

Er greift jetzt nach seiner Branntweinflasche, kehrt sich gegen den Stamm des Nußbaums, unter dem er steht, trinkt sie auf einmal aus und sagt dann: Der hat mich mächtig gestärkt! — Einen Ausreißer und Mörder erquickt der erste Trunk Wasser auf dem erlaufenen Boden der Freiheit nicht stärker. Er wischt jetzt den Schweiß von der Stirn, lüftet sein Wams, fühlt sich wieder stärker und sagt nach einer Weile: Ich meinte noch eben, sie wollten mich noch vor dem Abendbrot auffressen, aber es ist noch nicht an dem. Vierzehn Tage sind nicht wenig. In vierzehn Tagen sind vierzehn Nächte und in vierzehn Nächten möchte es wohl der Teufel thun, wenn mir nichts in Sinn kommen sollte, mir zu helfen. Es heißt jetzt: Vogel friß oder stirb! Geht's nicht im Guten, so muß es im Bösen. Dann ballt er seine Faust und sagt: Ha, so ein Jünkerchen und so einen Lumpenmaurer will ich doch noch wohl halten. Jetzt knüpft er seinen Wams wieder, setzt seinen Hut aufs linke Ohr, stellt sich wie ein Mann, der Herz hat und geht so mit seinem Hund, der sein Maul hängt, wie er, seinen Weg fort. Er nickt den Leuten, die ihn grüßen, vogtrichterlich stolz, trägt den Stock in die Höhe, wie wenn er im Lande mehr zu befehlen hätte, als zehn Arner.

Im Hirzauer Wirtshaus kehrt er ein. Da prahlt er unter den Bauern, erzählt von seinen gewonnenen Händeln, von seiner Gewalt unter dem alten Arner, wie er, und zwar allein, alles in Ordnung gehalten. Dann gibt er seinem Hund das Ordinari, was ein wohlhabender Handwerksbursch, ohne den Wein, zu Mittag hat; spottet eines armen Mannes, der mitleidig gegen das Brot und die gute Suppe auf den Boden herunter sieht: Nicht wahr, du würdest auch damit vorlieb nehmen? sagt er zu dem Armen, streichelt den Hund und bleibt bis gegen den Abend unter den Bauern. Da kommt der Schloßförster, trinkt auch ein Glas Wein, und der Vogt sagt zu ihm: Wir gehen mit einander? Wenn du gleich kommst, ich muß einer Spur nach, antwortete der Förster. Der Vogt trinkt seinen Krug aus, zahlt die Zehrung für sich und seinen Hund, geht mit dem Förster und fragt ihn, sobald er mit ihm allein ist, ob es des Nachts auch sicher im Wald sei vor den Gespenstern. Du alter Narr! antwortet der Förster, so lange Vogt sein und solche Dummheiten fragen, du solltest dich schämen!

Vogt. Du hast Recht; es ist wahr, ich sollte mich schämen, aber es ist nicht anders, ich weiß von den Gespenstern nie recht, wie ich daran bin, ob ich sie glauben soll, oder nicht glauben soll.

Förster. Weil du mich so treuherzig fragst, so will ich dir sagen, was ich sonst sicher nicht einem jeden sagen würde. Ich bin nun vierzig Jahre Förster und schon vom zehnten Jahre an dazu von meinem Vater erzogen worden. Dieser erzählte den Bauern, wo er sie antraf, in den Wirtshäusern und sonst, immer vieles von den Schrecknissen im Wald. Aber mit mir verstand er's anders; ich sollte Förster werden und mich nicht fürchten. Da nahm er mich, wenn weder Mond noch Sterne schienen, wenn die Winde brausten, auf Fronfasten und Weihnacht in den Wald, und wann er ein Feuer sah oder einen Ton hörte, so mußte ich ihm darauf los, über Stauden und Stöcke, über Gräben und Sümpfe, und er sagte mir nie, was ich zu erwarten hätte, und es war mir oft todangst. Aber es waren allemal nur Diebe und Bettler. Er hatte eine Stimme, die donnerte. Sie ließen oft Pfannen und Häfen, Braten und Kuchen zurück. Scheinholz macht Figuren, die wie Gespenster aussehen, oder ein Haufen Schnee zwischen den Bäumen kann dir scheinen wie ein halb Dutzend Menschen. Er kannte alle Töne des Wildes und zeigte mir allemal die Tiere und Vögel, die zu Nacht oft so wunderbare Töne von sich geben. Aber dieses ist jetzt auch alles, was ich jemals im Wald unrichtiges angetroffen. Doch dabei wird es immer mein Amtsvorteil bleiben, daß die Bauern, wie bisher, den Wald voller Ungeheuer glauben, denn unser einer altet und ist froh, bei dunklen Nächten den Frevlern nicht nachlaufen zu müssen.

So redete der Förster, bis sie an den Seitenweg, der in den Wald führt, kamen. Da schied der Förster vom Vogt. Dieser sagt dann zu sich selbst: Er ist vierzig Jahre lang Förster und hat kein Gespenst gesehen und glaubt keines; und ich bin ein Narr und darf nicht daran denken, eine Viertelstunde im Wald einen Stein auszugraben! Wie ein Schelm, wie ein Dieb nimmt er mir das Wirtsrecht; und ich soll seinen verdammten Kieselstein schonen? Wenn ich dürfte, ich würde ihn nicht schonen; aber ich darf nicht, und wenn mir die ganze Welt sagt, es ist kein Teufel, so kann ich nicht anders, ich muß immer glauben, es ist ein Teufel. Oh — Oh — Er bindet mir alle Hände.

Nun geht er halb wütend über sich selbst, daß er den Teufel glaube, den doch andere Leute nicht glauben, seine Straße und kommt so auf des Martis Hügel, da sieht er die Maurer an den Feldsteinen arbeiten. Er meinte, sie seien im Schwendibruch, wie ihm der Joseph versprochen, und da er sich betrogen sieht, steht er wie angeheftet auf dem Hügel und seufzt dann: Alles, alles was ich anstelle, fehlt mir, alles wird an mir zum Schelm. O du verdammter Joseph! Ich kann nicht bei ihnen vorbeigehen; ich will lieber hier warten; ich kann nicht bei ihnen vorbei und schweigen. Er setzt sich nieder. Dann steht er wieder auf und sagt: Ich kann ihnen auch hier nicht zusehen. Er geht

jetzt auf die andere Seite des Hügels und wirft sich auf den Rasen, liegt nieder und sieht da auf dem Boden mit seinen wilden Augen gegen die letzten Strahlen der Sonne hin, die eben untergeht.

Um ihn her ist das tiefere Feld alles im Schatten, die Sonne scheint nur noch auf den Hügel. Sie geht doch schön unter, sagt er zu sich selbst. Und eine Weile darauf: O mein Herz! Schatten, Nacht und Grausen ist um dich her; dir scheint keine Sonne mehr!

So mußte er zu sich selbst sagen, er wollte oder wollte nicht. Der Gedanke schauerte ihm durch die Seele. Er wandte sich um, lag auf den Bauch, schlug mit der Stirne gegen den Boden und wartete so, bis die Maurer heim gingen. Da stand auch er auf, ging hinter ihnen auch heim, aber sein wartete neues Entsetzen.

16. Es nahen sich für den Unmensch verdiente Plagen.

Der Schabenmichel kam mit dem ernsten Vorsatz zur Arbeit, nicht zu thun, was er dem Vogt versprochen. Er ging vielmehr dem Maurer in allen Stücken an die Hand. Auch der Maurer zog ihn allen andern vor und hatte ihn beständig an der Seite. Das behagte dem Kriecher und dem frommen Marx ab der Rüti gar nicht; sie sagten, es sei nicht recht, daß er keinen Unterschied mache unter den Leuten und mit dem Henkersbuben, dem Michel, besser sei, als mit ihnen. Er ging nach dem Feierabend mit ihm heim, und erzählte ihm, wie ihn der Vogt am Samstag gedungen habe, ihn zu verderben. Gertrud und Lienhard zitterten; aber Michel sagte: Seid doch keine Kinder, es hat ja jetzt alles ein Ende, da ich es nicht thue. Gottlob! Gottlob, sagten beide.

Ihr habt es jetzt wie ihr wollet, erwiderte jener, wenn ihr es zufrieden seid, so will ich ihn in dem Glauben lassen, ich sei ihm treu, dann legen wir ihm einen Fallstrick; und dann laßt mich dafür sorgen, ob er nicht seinen Lohn kriegt. Aber Lienhard und Gertrud wollten nichts von der Falle hören und sagten, sie wollten nicht Böses mit Bösem vergelten. Der Michel meinte zwar im Anfang, sie sollten sich darüber kein Bedenken machen, er verdiene seinen Lohn. Zuletzt aber fand er auch, es sei besser, gar nichts mit ihm zu thun haben, und setzte hinzu, er wolle auch öffentlich mit ihm brechen und ihm sein Geld auf der Stelle zurück bringen. Beide, Lienhard und Gertrud, baten ihn, daß er es doch thue. Er hatte schon etliche Batzen von dem Gelde verbraucht und Lienhard gab sie ihm.

Auch Hans Wüst brachte dem Vogt seine acht Gulden zurück. Seitdem er am Samstag mit dem Vogt gesprochen hatte, quälten ihn die Sorgen des Meineides, daß er sich auf dem Boden wälzte und heulte, wie wenn ein schreckliches Grimmen seine Eingeweide zerrisse. Er raste die ganze Nacht durch und den ganzen folgenden Tag rief er immer: O, o des Rudis seine Wiese! seine Hauswiese! Sie brennt auf meiner Seele! Der Satan, der leidige Satan ist meiner mächtig! Abgemattet von seinen Qualen konnte er am Sonntag Abend end-

lich wieder einschlafen. Aber am Morgen, sobald er aufwachte, schwebte sein Meineid und das Geld, das er vom Vogt empfangen hatte, ihm wieder vor Augen. Es ist Blutgeld! Es ist Blutgeld! rief er wieder, und band dann seinen Sonntags-Rock und noch etwas, das die acht Gulden wohl wert war, zusammen in ein Bündel und ging damit zum Pfarrer.

Dieser hatte es schon gehört, daß er wegen des Meineids fast verzweifeln wollte, und da er ihn jetzt so wie einen verwirrten Menschen mit seinem Bündel auf dem Kopf im Hof stehen sah, ging er zu ihm hinunter, brachte ihn mit freundlichen Worten auf seine Stube und dahin, daß er ihm die Geschichte des Meineids und sein Unglück umständlich erzählte. Der Pfarrer beruhigte und tröstete ihn. Wüst wollte fast versinken und bat ihn um Gotteswillen, zu sagen, ob er nach einer solchen Sünde auch noch Gnade und Barmherzigkeit zu hoffen habe. Der Pfarrer machte ihn auf die Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner Reue aufmerksam und sagte ihm, diese sei das Siegel der Vergebung der Sünden. Wüst wollte alles thun und alles leiden, was er in der Welt könne, seinen Fehler wieder gut zu machen. Er vergaß sich fast selbst, redete immer von dem armen Rudi, wenn nur er wieder zu seiner Wiese gelange. Dann sagte er zum Pfarrer, er habe unten im Hausgang ein Bündel, das wohl acht Gulden wert sei und er bitte ihn gegen dieses Unterpfand um die acht Gulden, die er vom Vogt entlehnt habe; sie seien Blutgeld und er müsse sie zurückgeben. Der Pfarrer eilte, sie ihm zu geben und sagte, er nehme kein Pfand dafür, er müsse selbige, eben weil sie Blutgeld seien, zu seiner Seelsorge rechnen. Aber Wüst wollte das Geld nicht anders und sagte, es könnte ein jeder Narr so Buße thun und das Geld dazu im Pfarrhaus entlehnen. Der Pfarrer mochte sagen, was er wollte, es war vergebens, er nahm das Bündel nicht wieder. Endlich ließ ihn der Pfarrer gehen und sandte ihm den Bündel dann durch seinen Knecht in sein Haus.

Der Vogt war noch nicht heim, da er mit dem Gelde kam. Er gab es seiner Frau, die sich wunderte, woher er jetzt einsmals so viel Geld nehme. Sie fragte ihn, wie das komme. Er antwortete: Ich habe es in Gottes Namen gemacht, wie ich gekonnt. Gottlob, daß du es hast!

Vögtin. Wir haben dich doch nie darum genötigt.

Wüst. Es ist vielleicht nichts desto besser.

Vögtin. Du bist die Zeit her wunderlich. Wüst, wo fehlt's dir?

Wüst. Du wirst es leider, Gott erbarm, wohl erfahren. Aber zähle das Geld, ich muß fort. — Sie zählt es, findet es richtig, will wieder reden, aber Wüst schweigt und geht fort.

Er ist kaum um die Ecke herum, so kommt der Vogt heim und will jetzt der Wut, die er den Tag über gesammelt hatte, in der Wohnstube den Ausbruch lassen. Die Frau bittet ihn: Um Gotteswillen, thue doch nicht so! Mit deinem Rasen bringst du Arner nur noch mehr auf; er ruht nicht, bis er dich zum Ziel legt. Ja, eben ruht

er nicht, bis er mir den Garaus macht. Ein Schelm, ein Dieb ist er, ein Hund, der Verfluchteste unter allen Verfluchten!

Vögtin. Herr Jesus, um Gottes Willen, wie du auch redest! Bist du gar von Sinnen?

Vogt. Habe ich nicht Ursache? Weißt du es noch nicht? Er nimmt mir den Mantel oder das Wirtsrecht!

Vögtin. Ich weiß es freilich, das ganze Dorf weiß es schon, der Weibel hat es aller Orten ausgebreitet. Aber schweig doch jetzt! Alles stürmt auf uns los. Auch Hans Wüst hat seine acht Gulden zurückbezahlt. Woher kommt jetzt dieser mit soviel Geld? Auch dahinter steckt Arner.

Wie ein Donnerschlag erschreckt ihn das Wort: Hans Wüst hat das Geld zurückgebracht. Er staunte eine Weile mit halb offenem Munde die Frau an und sagte lautatmend: Bring mir das Geld! Er betrachtet es eine Weile, zählt es nicht, sagt dann: Es ist nicht aus dem Schlosse, der Junker gibt keine ungeionderten Sorten. Ich bin froh, daß es nicht aus dem Schloß ist, aber doch steckt etwas dahinter. Du hättest es ihm nicht abnehmen sollen. —

Vogt. Es steckt doch etwas dahinter, du hättest ihn nicht sollen gehen lassen.

Vögtin. Warum das?

Vogt. Ich hätte ihn ausforschen mögen.

Vögtin. Ich habe wohl daran gedacht, aber er wollte nicht reden; er war so kurz und angebunden, als man es nur sein kann.

Vogt. Es stürmt alles auf mich los. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Es ist, wie wenn der Fluch aus der Hölle über mir wäre, seitdem er tot ist.

Jetzt stampfte er und sagte dann wieder: Ich gebe es doch nicht auf. Einmal der Michel muß mir den Maurer verderben. Und eben klopfte Michel. Der Vogt fuhr wie im Schrecken zusammen, sagte: Wer ist da noch so spät in der Nacht? Er eilt ans Fenster. Mach auf Vogt! rief Michel. Wie mir dieser eben recht kommt, sagte der Vogt, öffnete die Thür, grüßte den Michel und fragte: Was bringst du gutes neues so spät in der Nacht? Nicht viel, antwortete dieser, ich will dir nur sagen . . .

Vogt. Du wirst doch nicht wollen unter der Thür reden? Ich geh noch lange nicht schlafen, komm in die Stube.

Michel. Ich muß wieder heim, Vogt, ich will dir nur sagen, daß mich der Handel vom Samstag gereut.

Vogt. Ja bei Gott! Das wäre eben recht! Nein, dieses muß dich nicht gereuen; wenn's nicht genug ist, Michel, ich biete dir eher ein mehrers, komm in die Stube. Was gilts, wir werden des Handels wohl einig.

Michel. Um keinen Preis, Vogt, da sind deine drei Thaler.

Vogt. Ich nehme sie dir jetzt nicht ab, Michel. Treib nicht den Narren; der Handel muß dir nichts schaden und wenn dir drei Thaler zu wenig sind, so komm in die Stube.

Michel. Ich will nicht weiter hören; da ist dein Geld.

Vogt. Bei Gott, ich nehme dirs jetzt nicht ab, ich habe jetzt geschworen; komm in die Stube.

Michel. Das kann ich zuletzt wohl. (Er geht in die Stube.) Da bin ich nun in der Stube und da ist dein Geld! Er legts auf den Tisch, kehrt sich um und geht fort.

Der Vogt steht eine Weile wie erstarrt da, rollt seine Augen wild umher. Die Wut treibt ihm das Maul hervor, wie den Kameraden des Ulysses, da sie aus Menschen Schweine geworden. Er stampft mit den Füßen und ruft der Frau: Gib mir Gebranntes! Es muß sein! — Ich gehe.

Frau. Wohin, wohin willst du in der stockfinstern Nacht?

Vogt. Ich geh, ich geh und grabe den Stein aus.

Frau. Um Gotteswillen, thu doch das nicht!

Vogt. Es muß sein! Es muß sein! Ich gehe.

Frau. Es ist stockfinster, es geht nach den zwölfen und wir sind in der Charwoche, wo der Teufel sonst alle Gewalt hat.

Vogt. Hat er das Roß, so mag er den Zaum auch! Gib mir die Flasche! — Ich gehe.

Schnell nimmt er Pickel, Karst und Schaufel, wirft alles wild auf die Achsel und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, seinem Herrn den Markstein zu versetzen. Rausch, Rache und Wut machen ihn kühn. Doch, wo er ein Scheinholz erblickt oder einen Hasen sich regen hört, steht er einen Augenblick still, eilt dann wütend weiter, bis er beim Markstein ist. Da hackt und schaufelt er um denselben schnaubend und eilig wie ein Mörder, der seinem Toten ein Loch gräbt.

Aber plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch. Ein schwarzer Mann kommt hinter dem Gebüsch hervor und auf ihn zu. Um den Mann ist's hell in der finstern Nacht und Feuer brennt auf seinem Kopf. Das ist der Teufel leibhaftig, ruft der Vogt, läßt Pickel, Karst und Schaufel, Hut, Tabakpfeife und alles zurück, flieht und heult entsetzlich.

Es war Christoph, der Hühnerträger von Arnheim, der in Hirzau, Lunkhoffen und andern Orten Eier aufgekauft und nun auf seinem Heimweg begriffen war. Er trug auf seinem Korb das Fell einer schwarzen Ziege und hatte eine Laterne daran hängen, den Weg über den Berg zu finden, denn es war stockfinster. Dieser hört das Karsten und Schaufeln, meint, es sei ein Gespenst; denn auch er war wie die anderen Bauern darauf erzogen und gelehrt, daß in der Mitternachtsstunde im Wald niemand schaufle und karste als der Teufel. Er weiß eine Weile nicht, ob er vor oder hinter sich will, — da hört er den Vogt husten. Er kennt ihn und läuft auf ihn zu. Dieser aber sieht das Feuer auf seinem Kopf und das schwarze Fell im Dunkel des Waldes, erschrickt, hält den Mann für den Teufel und flieht heulend davon. Der Hühnerträger, der das sieht, sagt zu sich selber: Dem verfluchten Buben will ich Hitz machen. Er stellt seinen Korb ab,

nimmt Pickel, Karst, Schaufel und seinen mit Eisen beschlagenen Knotenstock, schleppt alles hintereinander den Felsweg hinunter, daß es fürchterlich rasselt und ruft mit hohler, heulender Stimme: Oh — Ah — Uh — Hummel! Oh — Ah — Uh — du bist — mein — Vo—gt W—art Hu—Hu—mel — du bist mein —. Der arme Vogt läuft was er vermag und schreit erbärmlich, Mordio und Helfio! Wächter, der Teufel nimmt mich! Und der Hühnerträger immer hinten drein: Oh, Ah, Uh, V—ogt, du bist mein, V–ogt! —

Der Wächter hört das Laufen und Rufen vom Berg, versteht alle Worte, klopft einigen Nachbarn am Fenster: Steht doch auf, Nachbarn, ruft er, steht auf! Horcht, wie es am Berg geht! Es ist, als wenn der Teufel den Vogt nehmen wolle. Hört doch, wie er Mordio und Helfio ruft; und er ist doch, weiß Gott, bei seiner Frau daheim. Es ist noch keine Stunde, ich habe ihn gesehen. Die Nachbarn standen auf, hörten das Geschrei vom Berg, segneten sich und wußten eine Weile nicht, was sie thun wollten. Da aber etwa ihrer zehn beisammen waren, beschlossen sie, sie wollten alle, mit dem Windlicht und mit Gewehr wohl versehen, dem Geschrei entgegen gehen, auch frisches Brot, den Psalter, Salz und das Testament in Sack nehmen, damit ihnen der Teufel nichts anhaben könne.

Die Vögtin, die in Todesangst wartete, wie es ihm bei dem Markstein gehen werde, hört den Lärm um ihr Haus. Die Männer mit dem Windlicht und mit Gewehren halten dabei still; sie wollen wissen, ob ihr Mann zuhaus ist. Herr Jesus, was wollt ihr? ruft sie zum Fenster hinaus. Dein Mann soll herunter kommen, antworten sie.

Er ist nicht beihaus, erwidert die Frau, aber Herr Jesus, was wollt ihr? Dann ists eben schlimm, wenn er nicht bei Haus ist, sagen die Männer. Horch, wie er Mordio und Helfio schreit und wie der Teufel ihm nachläuft! Wie unsinnig läuft die Vögtin die Treppe hinunter und vor ihnen allen voraus gegen den Berg.

Aber der Hühnerträger, der jetzt das Volk und das Windlicht sich nähern sieht, auch des Vogts Hund jämmerlich heulen hört, kehrt wieder zu seinem Korb und seiner Laterne zurück, packt seine Beute auf, lacht der Narren unten am Berg und setzt seinen Weg weiter fort. Die Männer mit dem Windlichte gehen immer langsamer sie fürchten sich immer mehr. Nur Kunz, ein junger Mann, läuft ihnen vor mit der Vögtin und merkte, da er näher kommt, daß es eben nicht der Teufel sein möchte, der dem Vogt nachgelaufen war. Er faßt den keuchenden Mann ziemlich unsaft beim Arm und sagt ihm: Was ist das? Warum thust auch so unsinnig? O, o, laß mich, Teufel! Laß mich, schreit der Vogt erbärmlich. Du Narr, ich bin nicht der Teufel, ich bin Kunz, dein Nachbar, und da kommt deine Frau. Bin du Kunz, sagt jener und faßt ihn bei den Händen so fest, wie wenn er sich an ihn anklammern wollte.

Jetzt kommt das Windlicht. Der Vogt meint auch, das sei der Teufel und fängt wieder an zu schreien. Jetzt sind die Nachbarn auch da; sie sehen behutsam umher, wo etwa der Teufel stecken möchte. Der mit dem Windlichte zündet in die Höhe, ob er etwa in der Luft herumfliege, dann auf den Boden und auf alle vier Seiten. Auch steckt hie und da einer seine rechte Hand in die linke Tasche zum Brot und Psalter. Der Teufel zeigt sich nirgends, sie fangen an, Mut zu fassen. Einige ziehen allmählich die rechte Hand wieder aus der linken Tasche. Andre sagen: Er hat Brot gerochen und den Psalter. Du armer Tropf! sagen einige, wie bist du auch so unglücklich! Andere fangen gar an zu scherzen und einer von ihnen fragt ihn: Hat er dich mit den Klauen zerkratzt oder mit den Füßen getreten, daß du so blutest? Aber die anderen hießen ihn schweigen. Auf der Stätte des Teufels, sagen sie, ist nicht der Ort zum Scherzen. Ja, ja, denk nur ein jeder an die gräßliche Stimme, die wir alle gehört. Behüt einen Gott vor der Hölle, wenn es darin so tönt! Ihnen widerspricht Kunz. Ich bin bei weitem nicht euer Meinung, sagt er. Mir ahnt, ein Wilddieb oder ein Harzer habe den Vogt und uns alle geäfft, und es ist mir leid, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin. Aber der Vogt that wie ein Narr und klammerte mir seine Finger ins Fleisch, daß ich wohl da blieb. Die Bauern antworteten ihm: Kunz, Kunz! Was hast du da für eine Meinung! Hundert Menschenstimmen könnten nicht so fürchterlich machen. Es ging einem durch Mark und Bein. Viele sagten, ihre Knice seien jetzt noch wie zerschlagen, und der Eisenwagen, wenn er mit 30 Zentnern den Berg hinab fahre, töne nicht so, wie es jetzt in ihren Ohren gerasselt. Ich will euch nicht widersprechen, erwidert Kunz, es schauerte mir auch; aber das laß ich mir nicht ausreden, daß ich jemand, sobald ich nahe beim Vogt war, weg und den Berg hinauf laufen gehört. Meinst du, der Teufel könne nicht auch laufen, daß man ihn hört? sagen die Bauern und Kunz ließ es gelten, aber er zweifelte dennoch.

Wenn die Sturmglocke geläutet hätte und das halbe Dorf in Flammen gestanden wäre, könnte der Lärm nicht größer sein. Selbst die Kranken sind auf den Beinen und Kinder, die um keinen Kuchen des Nachts vor die Thür hinausgehen, hängen jetzt den Müttern an die Röcke und laufen, den Vogt zu sehen. Alles glaubt, der Teufel habe ihn nehmen wollen. Viele meinen, er habe ihn aus seinem Hause genommen und bis auf den Berg getragen. Einer erzählt dem andern, wie die Männer, die zuerst dagewesen, den Teufel noch leibhaftig gesehen und den Vogt unter seinen Klauen weggenommen haben, wie man dem Sperber eine Taube, die er schon halb gefressen, unter den Klauen wegnimmt. Er selber zittert wie ein Laub am Wind. Da er heim kommt, ist sein erstes Wort, daß man an allen Ecken Lichter anzünde, so viel als da seien. Dann bittet er die Nachbarn, daß sie doch bei ihm bleiben bis an den Morgen.

Sie blieben gern und rieten ihm, den Doktor Triefaug kommen zu lassen, der weit und breit berühmt sei in Sachen, von denen man

nicht mit jedermann reden dürfe. Er schickt schnell nach ihm, aber der Doktor war im Rausch eingeschlafen und es ging eine Weile, ehe er den Bericht von dem schrecklichen Vorfall vollends verstand und, mit allem versehen, sich auf den Weg machte.

Im Pfarrhaus hingegen war man bald wach. Man wußte eine Weile nicht, was der Lärm bedeute und vermutete Feuer. Endlich kam der Wächter, die Stunden zu rufen, und berichtete den Vorfall, wie er ihn glaubte. Aber der Pfarrer von Bonal war gar nicht ein Mann, der an einen Teufel glaubte, der die bösen Untervögte in der Mitternachtsstund verkreble, er hatte zu viele unverkrebelt herumgehen sehen. Aber er eilte dennoch ins Wirtshaus und hoffte, ob er gleich in seinem Leben mit Gott und der Wahrheit nichts an diesem Mann ausgerichtet, so sei es vielleicht jetzt doch möglich, daß er seine Teufelsfurcht etwa dazu brauchen könne, etwas mit ihm auszurichten. Sobald er kam, verschwanden die Weinkrüge auf allen Tischen. Sie glaubten alle, wie ans Evangelium, daß es der Teufel gewesen, auch der Vogt dachte nicht anders. Ich sah ihn, ich sah ihn, sagte er: Es war ein großes schwarzes Tier, es stand aufrecht auf den hintern Beinen wie ein Mensch und brannte zwischen den Hörnern auf dem schwarzen Kopf. So ist er mir nachgelaufen bis unten an den Berg.

Der Pfarrer widersprach ihm nicht. Das machte ihn so zutraulich, daß er nach einer Viertelstunde mit ihm redete, wie wenn er den Trieaug vor sich hätte, und zu ihm sagte: Wenn ihr doch auch etwas wisset, das mich vom Teufel losmachen kann, so sagt es mir auch. Der Pfarrer antwortete ihm nicht geradezu, aber er verdoppelte die Aufmerksamkeit auf seinen Zustand so weit, daß er ihm selber das stockende Blut von dem verkratzten Kopf mit wohlriechendem Wasser abwusch.

Aber der Vogt fuhr fort, ihn immer um Rat und Hilfe gegen den Teufel zu bitten. Der Pfarrer merkte wohl, daß er von Räuchern, Bannen und dergleichen Sachen Hilfe erwarte und antwortete ihm: Gehet doch jetzt schlafen! Wenn ihr ausgeruht, so kann man dann eher hierüber mit euch reden. Aber der Vogt erwiderte: Mein Gott, Herr Pfarrer, ich kann nicht schlafen und keine Ruhe finden, bis ich vom Teufel sicher bin; und wiederholte dann immer seine Bitte. In Gottes Namen, sagt endlich der Pfarrer, wenn ihr sonst keine Ruhe findet, so will ich mit euch beten und euch dann die Wahrheit sagen.

Nachdem er mit ihm gebetet, nimmt er ihn noch einmal bei der Hand und sagt ihm: Ich fürchte auch jetzt noch, ihr werdet die Wahrheit nicht mit Willen annehmen, wenn ich euch sie sage; aber in Gottes Namen ich thue es. Dann sagte er ihm: Ihr werdet nicht eher vom Teufel los, bis ihr dem armen Rudi seine Wiese wieder zurück gegeben und dem elenden Wüst, so viel an euch ist, die Qualen seines Meineides gelindert habt. Ein Spieler, der sein Hab und Gut auf eine Karte setzt und sie eben verliert, starrt nicht stärker, als jetzt der Vogt. Er erwartete Hilfe von Zauberkünsten und hört jetzt das! Er vergißt einen Augenblick den Teufel, der ihn nehmen wollen, und denkt nur:

Die Wiese — die Wiese — was soll meine Wiese mit dem Teufel? Ich habe sie ja mit Urteil und Recht, sagt er, und meine einmal, was einer über zehn Jahre unter des Amtmanns Siegel besitze, das gehe den Teufel nichts an. Aber der Pfarrer ließ ihm aus dem Urteil und Recht und aus des Amtmanns Siegel nichts gehen. Das alles, sagte er, hilft für eine andere Welt und gegen den Teufel so viel, als ein alter Kalender.

Er schont jetzt nicht mehr; er hält ihm sein Leben, sein gestriges Zittern beim Nachtmahl und die Abscheulichkeit seiner Mittagsstunde vor. Das macht ihm so bang, daß er plötzlich ausruft: O Jesus, Jesus, ich weiß nun, woher der Teufel diese Gewalt über mich hat. Es überfallen ihn jetzt alle Schrecken des Nachtmahls und des heutigen Tages. Die Kraft des Räucherns und Bannens verschwindet aus seinem Sinn. Er vergißt den Triefaug. Des Amtmanns Siegel ist ihm nicht mehr gut für die Erlösung vom Teufel. Er zittert und will vor Angst den Rudi gern zufriedenstellen, daß er ihn nicht etwa noch verfluche. Es ist wahr, schreit er jetzt plötzlich, es ist ein Meineid! Die Wiese gehört ihm! Aber kaum ist ihm das Wort aus dem Munde, so setzt er wieder hinzu: Es ist doch erschrecklich! Könnte man nicht wenigstens mit dem Rudi einen Auskauf treffen, daß er zufrieden sei und ich nicht alles verliere?

Aber der Pfarrer versteht den Auskauf so wenig, als sein übriges Schlangenwinden um die Wiese. Er gängelt ihn von neuem an dem Faden der Teufelsfurcht und sagt: Als Dieb von der halben Wiese wirst du so wenig vom Teufel los, als wenn du sie ganz behälst. Mit einem Wort, er bringt ihn dahin, daß er sich unter Schluchzen und Weinen entschließt. In Gottes Namen, sagt er, wenn's nicht anders sein kann, so will ich sie ihm eben lassen; so teuer hat doch gewiß seit hundert Jahren niemand seine Seele kaufen müssen. Die Wiese ist mehr als fünftausend Gulden wert.

Auch dieses Wort ließ ihm der Pfarrer nicht gehen; er handelte nicht mit ihm um den Preis, er fährt vielmehr fort und fragt ihn jetzt: Aber was habet ihr doch in der Mitternachtstund auf dem Berg thun wollen? Um Gotteswillen, erwidert der Vogt, fragt mich doch das nicht; wenn ich das noch sagen muß, so ist meines Elends kein Maß und kein Ziel. Um Gotteswillen habt doch Mitleiden mit mir! Der Pfarrer antwortete ihm: Armer Mann! Der Junker wird euch das gewiß fragen. O, mein Gott, mein Gott! ruft der Vogt, was ich auch für ein elender Tropf bin! Er redet jetzt wie ein Verwirrter: Ich habe ihn ja nicht ausgegraben, er steht ja noch da! — Das macht dem guten Pfarrer bang; er meint, er sei fast zu weit gegangen und bittet ihn, doch jetzt ruhig zu sein, er mute ihm nicht zu, etwas zu sagen, das er nicht von Herzen gern thue. Aber der Vogt fährt fort: Ich habe Karst, Pickel, Schaufel und was weiß ich was dabei gelassen. Wenn ich schon auch nichts sage, so kommts mir doch aus. Auf dieses sagt der Pfarrer: Wenn das ist, und es doch sonst auskommt, so ist

es doch besser, ihr sagt es mir; ich kann euch wenigstens auch etwas raten.

Der Vogt bekennt jetzt: Ich habe dem Junker einen Markstein versetzen wollen.

Pfarrer: Mein Gott und mein Heiland! Dem guten lieben Junker?

Vogt. Er hat mich rasend gemacht, daß er mir das Wirtsrecht oder den Vogtsdienst hat nehmen wollen.

Pfarrer. Er hätte euch einen Ersatz gegeben, wenn ihr ihn dafür gebeten hättet.

Vogt. Ist das auch wahr?

Pfarrer. Ganz gewiß, er hat es selber dem Weibel gesagt.

Der Vogt stützt den Kopf auf beide Hände, schluchzt, weint und sagt: Wenn ich auch dies gewußt hätte! Der gottlose Bub hätte mit einem einzigen Wort dem ganzen Unglück vorbiegen können. Der Pfarrer entschuldigt den Weibel, er habe nicht voraus sehen können, was begegnet. Der Vogt antwortet: O ihr kennet diesen Teufel von Schadenfreude nicht. Ich weiß, er mag mir alles gönnen. Wenn er nur auch nicht statt meiner Vogt wird, meinethalben werde es sonst wer will! Aber der Pfarrer führt ihn vom Weibel weg wieder so nahe zu sich selber, daß er ihn, ehe er fort ging, noch bat, er solle doch auch ein Fürwort für ihn einlegen, daß er nicht gehenkt werde.

Der gute Pfarrer blieb bis gegen vier Uhr. Der Triefaug wartete in eines Nachbars Haus und sobald er fort ist, kommt dann dieser. Das erste, was er thut, ist dieses: er fordert Kirschenwasser. Ich bin so durstig, sagt er, daß ich im Reden nicht fortkomme. Dann packt er seinen Kram aus, und sowie dem Vogt der Geruch seiner Allermanns Harnischwurzel und seiner Windpulver in die Nase steigt, so vergißt er den Pfarrer und glaubt wieder an die Wirkung des Räucherns und Bannens und an den Triefaug. Aber dieser will, ehe er etwas vornimmt, zuerst wissen, was der Pfarrer mit ihm geredet; es könnte, sagte er, danach sein, daß es mir meine ganze Arbeit verderben würde. Da erzählte der Vogt, wie er ihm mit dem Teufel angst gemacht und ihn dahin gebracht, daß er ihm bekannt, er habe des Rudis Wiese mit Unrecht. O du Thor, erwidert der Triefaug, daß du auch das thun mögen, das hilft dir wider den Teufel weniger als eine alte Katz. Hast du nicht auch denken können, ich habe andre Mittel wider den Teufel als dergleichen? Denn, fuhr er fort, es sind alles nur Schülerbubenstachen, was die Geistlichen darüber wissen. Es hat keiner mehr den Petersschlüssel zum Lösen und zum Binden, als etwa hier und dort ein Kapuziner.

So redet er; dann nimmt er sein Werk vor. Er schabt ihm die Fußsohlen und die Fingerspitzen. Er zählt Haare, die er ihm auf der Scheitel ausrauft und legt sie ihm kreuzweise übereinander. Er zündet den Finger eines ungetauften Kindes mit Holz an, das er in der Mitternachtsstunde vom Galgen gestohlen. Er legt unter die

First und unter die Dachrinnen an alle vier Ecken Sachen, die er niemandem zeigt. Ihn selber bindet er auf dem Fell eines alten Affen auf ein Kreuz und reibt ihn unter den Armen und um den Nabel mit stinkenden Sachen, auch hängt er ihm vorn und hinten Bündel, räuchert die Stube und braucht noch Zauberwort, Besen und Asche.

Dann trinkt er von neuem, sich wieder zu stärken und geht dann zu der Vögtin. Man mußte sie von dem Berg heimführen und im Augenblick ins Bett legen, so sehr hatte ihr der Schrecken zugesetzt. Sie wollte ihm klagen, wo ihr auch fehle, aber er antwortet ihr, es wäre schlimm, wenn ich es nicht besser wüßte, als du. Dann prahlt er, wie er Prinzen und Pfaffen kuriert, denen ihre Doktores, die viel tausend Gulden Einkünfte haben, das Leben rund abgesprochen hatten und verspricht ihr mit seinen Himmelstropfen innert zwei mal vier und zwanzig Stunden sicher zu helfen. Sie werden feuern wie der höllische Teufel, sagt er, aber das schadet nichts, wenn es einmal durchgebrochen, so kommt es dann schon gut.

Diese Tropfen hießen unter seinem Großvater Henkerstropfen und sind seit hundert Jahren für Menschen und Vieh unter diesem Namen weit und breit gebraucht worden. Als aber sein Vater ehrlich gemacht wurde, wollten sie die Tropfen auch ehrlich taufen und gaben ihnen den Namen Himmelstropfen. Dennoch nannten sie die meisten Leute noch Henkerstropfen, aber es mußte ein jeder zwei Batzen mehr für die Tropfen bezahlen, wenn er sie unter dem Namen Henkerstropfen forderte. Denn des Triefaugen Haus hielt sorgfältig auf seinen gekauften Vorzug und auf seinen Pergamentbrief. Dieses in Ordnung ließ sich Triefaug einen Schinken sieden und alten Wein bringen, denn er sprach: Dem Maul des Ochsen, der pflügt, sollst keinen Korb anlegen!

Indessen berechnete der Vogt mit dem Kopf über die Glutpfanne den großen Verlust, den er in dieser Nacht erlitten. Der Rauch des Windpulvers und der Harnischwurzel über der Glut erhitzen ihn, daß er jetzt den Pfarrer verwünscht und fast anfängt zu rasen, daß er ihn um die Wiese gebracht. Wäre er nur zuhause geblieben, der verdammte Pfaffe, sagt er, wer hat ihn gerufen? Ich hätte jetzt meine Wiese noch; und vor dem Teufel wäre mir nicht mehr bange, der Rauch und diese Pulver sind hinlängliche Hilfe wider ihn. Aber plötzlich ändert sich sein Sinn. Es klopft jemand an die Thüre. Der Vogt meint, sie holen ihn ins Gefängnis. O mein Gott, sagt er jetzt, wenn er mir nur auch Wort hält und macht, daß sie mich nicht aufknüpfen. — Es war jemand, der nach dem Triefaug fragte, ich weiß nicht, ob eine Kuh rote Milch gab, eine Sau nicht fressen wollte, oder ein Mensch in bösen Wind gekommen war. Einmal es that not. Triefaug aß schnell das Beste, das auf dem Tische stand und gab dem Vogt noch einen Schwarzkünstler-Rat und eilte fort. —

17. Die Hauptgesichtspunkte des Buchs nähern sich und die Sachen nehmen eine andere Wendung.

Sobald Wüst am Tage nach dem Feste das Geld der Vögtin gebracht hatte, ging er wieder zum Pfarrer und bat ihn um einen Brief an den Junker. Der Pfarrer schrieb an den Junker wie folgt:

Hochwohlgeborner Gnädiger Herr!

Seitdem Sie im Kreise Ihrer Geistlichen und Vorgesetzten die Versicherung gegeben, daß Sie nichts so sehr suchten, als Ihre guten Dorfleute wie ihre eigenen Kinder zu glücklichen Menschen zu machen, erhebt sich am Rande meines Lebens mein längst verlorener Mut und ich hoffe zu Gott, unter Ihnen meine letzten Stunden in meinem Dorfe nicht mehr ganz unnütz verschwenden zu müssen.

Der Ueberbringer dieses, Hans Wüst, ist vor Jahren vom Vogt Hummel zu einem Meineid verleitet worden, der ihn jetzt zur Verzweiflung bringt, und den er mir eben eröffnet hat. Diesen bejammernswürdigen Menschen sende ich zu Ihnen, weil durch diesen Eid, den auch ein Reibacher, der aber jetzt tot ist, mitgeschworen, der Vogt die schönste Wiese im Dorfe einer höchst elenden Haushaltung abgestohlen hat.

Gnädiger Herr! Dieser Mann (Hummel) hat mich in meinem Dienst seit dreißig Jahren bis auf diese Stunde unnütz gemacht und dahin gebracht, daß ich unter meinen Pfarrkindern dastehe, wie eine Säule unter den Trümmern eines eingestürzten Hauses. Ich suchte das Gute, hoffte nicht unbrauchbar zu sein, war es doch, und dabei in einem hohen Grad unglücklich.

Ich will nicht klagen, aber doch hoffe ich heute das letztemal neben ihm das Nachtmahl zugedienet zu haben. Man hat mich dazu gezwungen, — stellen Sie sich meine Lage vor! Ich bin nicht ohne Empfindung, und mußte allemal an diesen Tagen um diese Stunde neben ihm stehen und zusehen, wie die meisten von ihm unglücklich gemachten Gemeindsgenossen ihr Angesicht von ihm wegwenden, und wie er imstand ist, sie in diesem Augenblick mit Entsetzen anzublicken und ihnen den Kelch aus der Hand zu reißen, fast wie man Schelmen und Dieben etwas Gestohlnes aus der Hand reißt. Ich habe das mit meinen Augen gesehen. Heute war es das erstemal nicht so; ich schilderte mit Vertrauen auf Euer Gnaden in meiner Morgenpredigt sein Thun und Lassen ganz wie es ist. Er machte im Anfang Augen gegen mich herauf, wie ein Tiger; aber da ich fortfuhr, schlug er sie nieder und zitterte beim Zudienen, daß er den Kelch fast nicht in den Händen behalten konnte. Ich war Kind genug, zu hoffen, er gehe in sich selbst; aber nichts weniger, er ging heim und spielte und soff während der Nachmittagspredigt mit den schlimmsten Lumpen im Dorfe in seiner Schenke.

Es ist umsonst; bis er vom Thron ist, ergibt er sich nicht.

So schrieb er dem Junker, und empfahl ihm dann noch den Hans Wüst, der ihm den Brief überbringen sollte.

Dieser arme Mann wollte vor ihm niederfallen. Er hub ihn auf, und brachte ihn durch seine Güte dahin, daß er deutlich und klar erzählen konnte, wie der Vogt beim Spiel und Trunk die Worte, die er aussagen mußte, ihm also auf Schrauben gesetzt, daß er glaubte, er könne dazu schwören. Ferner, wie der Schreiber die Eidesformel zugunsten des Vogts so eingerichtet, daß sie einen doppelten Sinn hatte, und der Junker sie anders verstanden, als die, welche schwuren. Wie endlich der Vikari selbst zu ihnen gesagt, es gehe sie nichts an, wie der Junker die Formel verstehe. Das alles erzählte er; und seine Thränen flossen in einem fort. Dann bat er um eine gnädige Abstrafung und sagte: Ich will gern alles leiden und tragen, was ich verdient, wenn nur der arme Rudi wieder zu seiner Wiese kommt.

Arner und Therese hatten Thränen in den Augen, da sie ihn entließen. Es war schon neun Uhr und stockfinster, und Arner hieß ihn im Schloß bleiben. Der arme Mann meinte, er müsse ins Gefängnis und wartete geduldig, bis ihn jemand hinführe. Aber man gab ihm ein gutes Nachtessen und ein gutes Bett, und er weinte fast die ganze Nacht durch.

Arners Erbitterung über den Hummel war nun aufs höchste gestiegen. Auch Therese sagte: Man muß den guten Pfarrer von diesem Unmenschen erlösen; aber der Junker wußte doch nicht eigentlich, wie er das Geschäft angreifen wollte und schlief die ganze Nacht nicht.

Indessen hatte der Hühnerträger seine Arbeit vollendet und kam am Morgen früh mit seiner Beute ins Schloß; er stellte sie vor Arners Thür ab und erzählte ihm dann, wie er den Mann in der Mitternachtstunde den Markstein versetzend angetroffen und den Berg hinunter gejagt und brüllte sein Oh! Ah! Uh! in der Stube fast wie auf dem Berg und Arner lachte so laut, daß Therese und Karl aufstunden, zu hören, was dieses Oh, Ah, Uh, Rufen und Lachen bedeute. Bald darauf kam Wilhelm Aebi mit dem zweiten Brief des Pfarrers, der also lautet: „Gottlob, er ist vom Thron! Verzeihen Sie, daß ich froh bin; ich kann in Gottes Namen nicht anders. Der Teufel hat ihn herunter gestürzt, aber wer dieser Teufel ist, weiß ich nicht. Das ist gewiß, er hat Euer Gnaden einen Markstein versetzen wollen und ist über dieser Arbeit von jemand, den er dafür hält, weggejagt worden. Der Ueberbringer dieses wird Ihnen erzählen, was für fürchterliche Vorstellungen sich die Bauern von diesem Vorfall machen. Gottlob, dieser Umstand hat ihn dahin gebracht, daß er bekannt, er habe des Rudis Wiese mit Unrecht und durch einen Meineid. Jetzt können Euer Gnaden dem armen Mann sicher helfen. Verzeihen Sie meine Kürze; ich war den größten Teil der Nacht bei dem Vogte und meine Augen fallen mir zu; ich kann nicht mehr."

Der Junker antwortete ihm auf der Stelle: „Aber ich weiß, wer der Teufel ist, der ihn vom Throne gestürzt; es ist mein Hühnerträger Christoph. Aber sagen Sie das noch niemand; ich komme diesen Nachmittag zu Ihnen und möchte gern sehen, wie die Bauern Augen

machen werden, wenn dieser Eierträger ihnen den Teufel vor die Augen stellt. Meine ganze Haushaltung kommt mit. Freuen Sie sich immer, lieber Herr Pfarrer, daß er vom Thron ist, ich freue mich auch und in dem Grad, als ich Sie wegen des Vergangenen bedaure; aber glauben Sie es mir sicher, wenn der Teufel Sie nicht heute von ihm erlöst hätte, so hätte ich es morgen gethan. — Was soll ich von meinem armen Großvater sagen? Ich fühle in den ersten Stunden meiner Verwaltung, daß der Mangel an unermüdeter Berufstreue und auch nur ein leichter Anstrich von Trägheit schnell eine Lücke in die Menschlichkeit der Regierung hineinmacht. Nichts ist gewisser als dieses: Jede Lücke in der Menschlichkeit des Herrn füllt sich allemal so schnell als unfehlbar mit der Unmenschlichkeit des Knechtes aus. Es zerreißt mein Herz, daß er seinen höhern Adel, seine Menschlichkeit, im Mißverstand falscher Standesansprüche so ganz verloren, daß er sein Volk wie blind einem Dutzend Schurken darwerfen können, die ihn gängelten und dieses aussogen. Lieber Herr Pfarrer, es freuet mich, daß Sie meiner Erklärung: Ich wünsche meine Dorfleute glücklich zu machen, Zutrauen schenken. Den armen Rudi will ich gewiß erfreuen. Ich würde mich schämen, meines Großvaters Erbe zu sein, ohne seine Fehler, so viel an mir ist, zu vergüten. Seien Sie indessen meines wärmsten Dankes versichert für die Treue, mit der Sie sich dieser Angelegenheit angenommen. Es wird meinen lieben Großvater in der Ewigkeit noch freuen, wenn er Sie in diesem Leben schon mißkannt hat."

So schrieb er dem Pfarrer. Er war umsomehr mit ihm zufrieden, da er ein solches Benehmen gar nicht von ihm erwartet hatte. Er hatte bis auf diese Stunde nichts von ihm gehört, als daß ihn sein Großvater gehaßt, daß ihn seine Bauern verspotteten und seine Amtsbrüder von ihm sagten, er habe keine Pastoralklugheit. So sehr war der Mann mißkannt, aber er gab auch durch wirkliche Fehler dazu Anlaß. Sein unbesiegliches Zutrauen gegen einen jeden Menschen, der mit dem Anschein von Gutmütigkeit vor ihm zustand, machte, daß ihn jedermann betrog. Nicht, daß er die Menschen nicht kannte. Wenn er von ihnen redete, so wars, wie wenn er die tiefsten Winkel ihrer Herzen durchforscht hätte; aber wenn sie vor ihm zustanden und Geld von ihm wollten oder sonst ein Zutrauen, so wars, als wenn er vor ihnen erblindete. Es hätte alles aus ihm werden können, wenn er in seiner Jugend die Menschen von Angesicht zu Angesicht gesehen, wie in den Büchern. Aber er sah nur seine Mutter und seine Magd, die himmelstreu war, aber den Buben einsperrte, damit er der armen Mutter wenig Geld koste. Zwar hätte die Erfahrung ihn von den Folgen dieses Umstands geheilt, aber er ward in seinen zwanziger Jahren von einem Unglück niedergestoßen, dessen Gewaltsamkeit ihn so erschüttert hat, daß er die Verwundung seines Innersten mit sich ins Grab nehmen wird.

Ein Geistlicher, der reden konnte, ich darf nicht sagen wie ein Teufel und kann nicht sagen wie ein Engel, aber doch so, daß er

einer wohlbestellten Ratstube Ehre gemacht hätte, brachte ihn um seine Braut, um ein Pfrund, die ihm schriftlich versprochen war, und um alle Hoffnungen seines Alters und stürzte ihn für eine lange Reihe Jahre in ein Elend, daß rohe Bauern, die ihr Leben unter dem Vieh zubringen und ihr Brot mit Graben und Hacken verdienen, dennoch hundertmal zu ihm sagten, sie wollten sich lieber aufknüpfen lassen, als es nur einen Tag haben, wie er es seit langer Zeit täglich hätte, und zwar alles um des Menschen willen, der, ich darf doch jetzt wohl sagen, wie der Teufel predigen konnte. Dieser Umstand war auch der Stachel, der bei allen seinen Gründen wider das Predigen ihn bis auf diese Stunde dagegen so lebhaft macht. Verzeiht ihm diese Menschlichkeit. Wir tragen die Wahrheit alle in irdischen Gefäßen; und ein Mensch, der im vollen Aufblühen seiner Kräfte so zu Boden getreten, das Gold seines Lebens wie nichtswürdigen Kot vor seinen Augen ausgeschüttet sieht, achtet den übergebliebenen Rest seines zertretenen Daseins leicht gering; er wird gewöhnlich stolz und unaufmerksam gegen die Menschen und in den meisten Stücken auch gegen sich selbst und nimmt oft eine Sprache an, die roher ist, als diejenige von Menschen, die von Anbeginn an im Sessel saßen; aber sie ist gewürzt von den Thränen seiner Leiden und von den Erfahrungen seines Lebens und wirkt darum auch stärker, als keine Sesselsprache nie wirken kann.

Menschenfreund! Diese Erfahrenen sind brauchbar, aber das, was man von ihnen erzählt, ist meistens nicht wahr. Der Junker hatte von diesem Pfarrer, wie ich eben gesagt, nichts gehört, als daß ihn sein Großvater gehaßt, daß ihn seine Bauern verspotteten und seine Amtsbrüder sagten, er habe keine Klugheit. Aber Rollenberger kannte ihn näher und sagte jetzt mit dem Eifer eines Mannes, dem es wehe thut, wenn ein Edler mißkannt wird, zum Junker: Es ist ihm Unrecht geschehen; er opferte für Wahrheit und Menschenglück alles auf. Wahr ist's, setzte er hinzu, seine Güte wird betrogen, aber er läßt nicht nach, immer gut zu sein bis an sein Grab und indem ihn alles verspottet, redet ihm niemand etwas Böses nach.

Das war dem Menschenkenner genug. Dieser Mann ist für uns; Sie müssen ihn hervorziehen, sagte jetzt Glülphi mit einer Lebhaftigkeit, die selbst den Junker verwunderte, denn er wußte, daß er ihn noch nie gesehen hatte. Aber Glülphi kannte die Menschen; es war das Geschäft seines Lebens, sie kennen zu lernen. Sein Vater kannte sie nicht und sein Gram, sich von ihnen betrogen zu sehen, brachte ihn ins Grab. Wenige Stunden vor seinem Ende ließ er den damals noch nicht elfjährigen Glülphi vor sein Bett kommen und sagte zu ihm: Kind, traue niemand in deinem Leben, bis du ihn erfahren. Die Menschen betrügen und werden betrogen. Sie zu kennen ist Goldes wert. Gib auf sie acht und laß es dein tägliches Werk sein, alle Abende von jedem Menschen, mit dem du umgehst, aufzuschreiben, was du an ihm bemerkt hast. Wenn du das thust, so wird es dir nicht

gehen wie deinem Vater, und du wirst das Unglück leichter ertragen, daß ich dich ohne Vermögen und ohne Hilfe auf dieser Erde zurücklassen muß. Mit diesem quollen die letzten Thränen aus den Augen des Mannes, die bald erloschen.

Sein Sohn unterließ keinen Abend, zu thun, was ihm sein Vater auf dem Sterbebette befohlen hatte und schrieb alle Tage auf, was er an den Menschen, mit denen er umging, bemerkt. Er hat diese Papiere noch alle bei einander; er nennt sie das gute Erbe von seinem lieben Vater. Sie sind ein Schatz von Menschenkenntnis; sie halfen ihm tausendmal in seinem schweren Leben und machten ihn bestimmt zu dem fähig, was er Arnern in seinen Endzwecken, seine Herrschaft wieder in einen bessern Stand zu bringen, sein mußte.

Arner kannte ihn und traute ihm alles; auch fiel das Vorurteil, das er gegen die Schwäche des Pfarrers hatte, ganz weg, sobald Glülphi also von ihm urteilte. Er ging jetzt mit froher Hoffnung, bei diesem Pfarrer Hilfe zu seinen Endzwecken zu finden, von Glülphi weg in seinen Stall, wählte da unter seinen fünfzig Kühen eine für den armen Rudi aus, dem sein Großvater so Unrecht gethan und sagte dem Küher: Füttre die Kuh gut und sage dem Buben, daß er sie nach Bonal führe und in den Pfründstall stelle. Der Küher antwortete ihm: Gnädiger Herr! Ich muß thun, was ihr mich heißt; aber unter allen fünfzig reut mich keine, wie diese. Es ist keine so schön, sie hat keinen Mangel und kommt mit der Milch in die beste Zeit. Es freut mich, antwortet ihm Arner, daß ichs getroffen, ich suchte eben die schönste, sie kommt in eines armen Mannes Stall; laß dich sie nicht reuen, Küher!

Küher. Ach Herr! in eines armen Mannes Stall wird sie abfallen und mager werden. Es ist schade um die Kuh.

Junker. Der Mann bekommt eine schöne Wiese und Futter genug für sie.

Küher. Nun, wenn es ihr nur auch wohl geht, wenn sie doch fort muß.

Junker. Laß dich sie nicht reuen, es ist dem Mann Unrecht geschehen.

Küher. Wenn ihm Unrecht geschehen, so segne sie ihm Gott; wenn sie noch so schön, sie soll mich nicht reuen. Es ist meiner Mutter auch Unrecht geschehen, ich weiß, wie Unrecht so weh thut.

So sagte der Küher, streute dann Salz auf sein Morgenbrot, gab es der Kuh und sagte dem Buben: Zieh deinen Sonntagsrock an und ein sauberes Hemd, wasche und kämme dich wohl und putze deine Schuhe, du mußt den Fleck nach Bonal führen. Der Junge geht über den Trog, nimmt ein sauber Hemd und den Sonntagsrock, putzt und kämmt sich gut und ist bald gerüstet wieder im Stall. Der Küher streichelt die Kuh noch einmal über den Rücken und zwischen den Hörnern, wünscht ihr noch einmal Glück, dann gibt er sie dem Buben an die Hand und steht vor die Thür, zu sehen, ob sie mit dem rechten

oder linken Fuß zuerst über die Schwelle trete, und da sie mit dem rechten herauskommt, sagt er mit Freuden: Das bedeutet Glück für sie, es ist ein sicheres Zeichen. Wenn du einmal groß bist, Junge, so gib drauf acht.

Alles im Schloß sehnte sich nach Bonal zu fahren. Therese ließ das Mittagessen eine Stunde früher auftragen. Karl eilte vom Tisch und nötigte den Franz, mit seinen mutigen Rappen vors Thor zu fahren, fast, eh sie gegessen. Dann saß er zum Franz auf dem Bock. Er sagte dem Papa: Es ist so warm in der Kutsche. Es war ihm eine Freude, das Leitseil mit dem Kutscher in der Hand zu halten und zu ziehen und zu schütteln, wenn die Rappen nicht jagten.

Auf der Ebene von Bonal stieg Arner aus dem Wagen, nach der Arbeit der Maurer zu sehen, und fragte, sobald er den Lienhard gegrüßt, welcher von den Taglöhnern der Hübel-Rudi sei. In dem Augenblick, in welchem ihm der Maurer ihn zeigte, wälzte der todblasse sichtbar schwache Mann mit aller Kraft einen schweren Stein aus seinem Nest. Arner sieht es, erschrickt, ruft laut: Daß doch keiner unglücklich werde! geht dann mit schnellem Schritt auf den Mann zu, grüßt ihn und bietet ihm die Hand. Dieser, sich verwundernd, will einmal auch zuerst seine unreine Hand abwischen. Das macht nichts, sagt ihm Arner, gib sie nur wie sie ist, und fragt ihn dann, ob ihm diese Arbeit nicht zu schwer sei? Rudi durfte nicht ja und konnte auch nicht nein sagen, denn noch jetzt fehlte ihm der Atem vom Stein, den er eben gewälzt. Es ging Arnern nahe; er sagte ihm geschwind: Guter Mann, wenn du deine Wiese noch hättest, du müßtest dann nicht taglöhnern. Dieses Wort verwunderte den Mann noch mehr. Er sah Arnern an, sagte: Nein, dann nicht, gnädiger Herr! Indem ers sagt, seufzt er und schlägt die Augen nieder. Seufze nicht, guter Mann, erwidert ihm Arner; ich habe unter den Papieren meines Großvaters Schriften gefunden, die dir tröstlich sein können. Mein Großvater ist von wegen dieser Wiese dein Schuldner. Sie werden scherzen, versetzt der arme Rudi. Nein, ich scherze nicht, sagt Arner, und befiehlt ihm, sobald die Gemeindeversammlung vorüber sei, ins Pfarrhaus zu kommen, mit dem Zusatz, ich will dann sehen, wie ichs anfangen könne, dich wegen dieser großen Schuld zufrieden zu stellen. Dann ging Arner plötzlich fort.

Der arme Rudi stand da wie im Traum und wußte nicht, was er denken sollte.

Aber etliche Taglöhner, die gehört hatten, was Arner gesagt, schüttelten ihn beim Arm und sagten: Wenn du so ein großes Erbe erhältst, so mußt du uns einmal zu trinken zahlen, bis wir alle voll sind. Andere mißgönnten es ihm und sagten: Es kommt auch an jedermann etwas Gutes, aber an uns nie nichts. Lienhard freute sich am meisten und sagte: Ich sah es wohl, daß dir diese Arbeit zu schwer war und danke Gott, wenn du dir sonst helfen kannst. Wenn ich auch zu essen habe, antwortete Rudi, wie ein anderer Mensch, so

wird sie mir denn auch nicht mehr so gar viel zu schwer sein. Dann munterte der Maurer ihn auf, jetzt freudig zu sein und sich im Haar und in den Kleidern besser in Ordnung zu stellen, ehe er ins Pfarrhaus gehe. Darf ich, sagte da Rudi, meine Schuh und Strümpfe noch einmal anziehen? Noch zehnmal, erwiderte Lienhard, und Rudi ging voller Hoffnung heim, wusch, kämmte sich, flickte, so gut er konnte, seinen Rock.

Der Junker war wenige Schritte von ihm weg, so traf er den Pfarrer an, der ihm bis auf die Ebene von Bonal entgegen kam. Er verdoppelte seine Schritte, da er ihn sah, und rief ihm von ferne entgegen: Es ist nicht recht, daß Sie bei diesem Wetter mir entgegen kommen. Ich konnte nicht warten, erwiderte der Pfarrer. Und dies war wahr; er sehnte sich nach ihm, daß er, da dieser nicht mit dem andern in der Kutsche kam, wenn der Wind auch noch so stark gestürmt hätte, ihm bei aller seiner Schwäche doch entgegen gegangen wäre.

Der Junker führte ihn am Arm heim und eilte, was er konnte, den guten Alten ob dem Wind in sein Zimmer zu bringen. Das Gespräch lenkte sich bald auf den Gegenstand, wie es möglich sein möchte, die verwilderten Dorfschaften der Herrschaft wieder in einen bessern Stand zu bringen. Und der gute Pfarrer war so lebhaft, daß der Junker meinte, er sehe jetzt einen ganz andern Menschen vor sich, als den alten eingesunkenen Pfarrer, der ihm an der Huldigung nur darum aufgefallen war, weil er ihm halb tot schien. Er zeigte jetzt mit jedem Wort, daß es die Liebhaberei seines Lebens gewesen, dem Elend der Menschen abhelfen zu können, und daß die Hindernisse, die er bei diesem Endzweck angetroffen, bestimmt dasjenige gewesen, was ihn niedergedrückt und zu dem schwachen Menschen gemacht, der er zu sein schien. Arner fühlte jetzt ganz die Richtigkeit des Zeugnisses, das Rollenberger ihm gab, und des Urteils, das Glülphi über ihn fällte.

Es war nun, ohne ein Wort darüber zu verlieren, entschieden, er sei der Pfarrer, und Bonal sei der Ort, wo man anfangen müsse, die Herrschaft wieder in einen bessern Stand zu stellen. Einen solchen Pfarrer, das war gewiß, fanden sie zu ihren Endzwecken in der Herrschaft nicht und dann hatte der Ort dazu noch besondere Vorzüge. Der Baumwollen-Meyer hatte, ungeachtet der Hindernisse, die ihm der Himmel in den Weg gelegt, den Hausverdienst in Bonal höher gebracht, als er sonst nirgend in der Herrschaft war. Zudem öffnete das Bonaler Ried dem Dorf eine zu große Aussicht für seinen Wohlstand, als daß der Junker sie um der Schurkerei willen, die ihm die Vorgesetzten nach der Huldigung diesfalls gespielt hatten, aus den Augen lassen können. Und endlich war der Umstand, daß der Teufel den Vogt nehmen wollen, eine Sache, die auch noch in allen Dörfern mangelte.

Arner sah das Zusammentreffen dieser Umstände und freute sich derselben, wie ein Vater, der zur Rettung eines elenden verloren geachteten Sohns eine Reihe glücklicher Umstände zusammentreffen sieht. Eine Thräne war in seinem Auge, da er plötzlich den guten Pfarrer

bei der Hand nahm und zu ihm sagte: Sehen Sie, wir sind hier drei Freunde bei einander, die alle gleich gern dem Elend meiner verwahrlosten Dörfer abhelfen möchten. Seien Sie der vierte und schlagen Sie Hand in Hand mit uns zu diesem Endzweck.

Ein Gemisch von Wehmut und Freude übernahm jetzt den Pfarrer. Nicht, daß er sich nicht fühlte und traute; aber der Abstand seines Elends unter dem alten Junker war zu groß. Er antwortete auch mit einer Thräne im Auge: Erwarten Sie von meinem Alter und von meiner Schwäche wenig mehr, als guten Willen. Aber alle, der Junker, Glülphi und Rollenberger antworteten ihm: Wir erwarten alles von Ihnen; dann standen sie auf, umarmten ihn und freuten sich seiner Hilfe.

Er war auch auf eine Art dieses Zutrauens vollkommen würdig; dennoch führte sein Mangel an Menschenkenntnis den Junker in der gleichen Stunde irre. Er wollte den Baumwollen-Meyer zum Vogt machen und hätte sicher keine bessere Wahl treffen können; aber der Pfarrer äußerte, er höre von allen Seiten, dieser Mann drücke die Armen. Im Gegenteil, es war kein Mann im Dorf, der den Armen williger geholfen hätte und besser hätte helfen können; aber er forderte von ihnen Ordnung und Wahrheit, und sagte, wenn man ihnen ohne Rücksicht auf Hausordnung und Redlichkeit Geld vorstrecke, so verderbe man sie, und helfe ihnen nicht. Das ist freilich wahr; aber es braucht auch nicht mehr, einen wohlhabenden Mann in einem verlumpten Dorfe, oben und unten, als hart gegen die Armen zu verschreien. Glülphi sah es und sagte im Augenblicke: Man kann gar nicht darauf gehen, was das Bettlervolk in einem solchen Dorfe von einem wohlhabenden Manne in den Pfarrhäusern erzählt.

Doch auch die bloße Möglichkeit, einen neuen Hummel ins Dorf zu pflanzen, machte dem Junker so bang, daß er gleich auf einen andern Mann, der auch Meyer hieß, fiel, und der Pfarrer bemerkte von diesem jungen Mann eben so schnell, es sage von ihm kein Mensch etwas Böses. Dieses war wahr; aber er war um deswillen doch zu einem Untervogt nichts nutz. Es war einer von den Menschen, die gut sind, so lange sie nichts sind, und schlecht werden, sobald man etwas aus ihnen machen will. Seine Jugendkameraden erzählen von ihm, wenn unter ihnen Streit gewesen, so sei er immer zu einem der Stärkeren hinzugestanden und habe zu ihm gesagt: Thu mir nichts, ich will dir auch nichts thun. Dieser „Jakobli thu mir nichts" ward jetzt Vogt und mit diesem war für den Junker vieles gefehlt.

18. Die Fülle der Bosheit und Teufelsfurcht bei einander.

Indessen daß dieses im Pfarrhaus geschah, versammelten sich die Bauern auf dem Gemeindeplatz. Der gestrige Vorfall hatte sie innigst bewegt; auch waren sie über den Pfarrer verdrießlich, daß er heute gesagt, man wisse noch nicht eigentlich, was begegnet; sie meinten, man

wisse leider, Gott erbarm, nur gar zu wohl, was begegnet. Bei etlichen schlug noch hinzu, daß er sie heute von den Weinkrügen vertrieben und gehindert, zuzusehen, was der Triesang mit dem Vogt für Zauberkünste gegen den Teufel vornehmen wollen. Zudem konnten sie es schon lange nicht an ihm leiden, daß er ihnen ihre Gespenster, wie sie selbige vom Vater und Großvater geerbt, nicht alle wollte gelten lassen.

Das alles brachte die teufelsfürchtigen Männer dahin, daß ihrer etliche fluchten, es sei nicht mehr zu leiden, daß er ihre Kinder so ungläubig lehre und alle Gespenster verleugne, man müsse ihn bei dem Junker verklagen. Und diese dumme Meinung fand jetzt Gehör. Einen andern Tag hätten die Bauern die Achsel gezuckt und sicher etwas andres gethan, als den Pfarrer verklagt. Wenn sie in ihrem Gleis sind, so liegt ihnen eben nicht alles am Teufel, sie pflügen und säen, eggen und mähen und versäumen ihre Zeit dann nicht mit dem Teufel und mit dem Pfarrer verklagen. Aber die Narrheit hat ihre gute Stunde, wie die Weisheit.

Die Dorfmeister, die sich vor allen andern wenig aus dem Teufel machten, waren jetzt der Meinung, ja, ja, man müsse den Pfarrer verklagen. Sie wollten ihn nämlich mit dem Junker entzweien und hofften, wenn sie ihn also verklagten, so werde er vor ihm da stehen, wie ein Narr. Und dann setzten etliche noch hinzu: Das ist noch nicht alles; man hört so viel vom Junker durcheinander, daß man nicht daraus klug werden kann, ob er gescheid ist oder ein Narr, und wenn wir thun, was wir sagen, so gibt uns das Licht. Er erwartet nichts weniger, als so eine Klage; er muß dann aus sich selber antworten und nicht, was ihm die Ratgeber einblasen.

Dessen einig, rieten die meisten, es könne einen solchen Vortrag, wie es einer sein müsse, den Pfarrer zu verklagen, niemand besser machen, als Jakob Christoph Friedrich Hartknopf. Aber die ehrlicheren schüttelten die Köpfe und sagten: Wir wollen nicht, daß dieser Bösewicht und Heuchler für unsern Glauben rede. Ihnen erwiderten die ersten: Es geht den Glauben nichts an, was er sei; es kommt jetzt nur darauf an, was er könne, und wenn er siebenmal den Nachbarn die Furchen auspflügt und dem, der ihm eine Kappe zu weben gibt, allemal sicher das halbe Türkengarn stiehlt, so hat er doch ein besseres Maul und kann so etwas, wie dieses ist, weit besser anbringen, als wir alle. Oder saget, wenn ihr jemand kennt, der eine geistliche Sache besser behaupten und einem Pfarrer auf Ja und Nein Antwort geben kann, wie er, so redet. Aber sie wußten niemand und so war es beschlossen, wenn er schon sei, wie er sei, so müsse man ihn jetzt dafür anreden.

Etliche der Vornehmsten gingen dann zu ihm und redeten ihn an: Chorrichter Hartknopf! Du bist unter uns der einzige Mann, der eine geistliche Sache wider jeden, wer's ist, und auch wider einen Pfarrer behaupten kann; wir haben sonst nicht deines gleichen. Du mußt uns und einer ganzen ehrsamen Gemeinde in einer wichtigen Angelegenheit

raten und helfen. Der Chorrichter erwiderte, er wolle hören, was sie anzubringen hätten. Und der Mann, der das Wort führte, fuhr fort: Wir haben im Sinn, den Pfarrer zu verklagen, weil er den Teufel nicht glaubt und unsre Kinder gegen die Gespenster lehrt, auch haben wir sichere Zeugen, daß er es nicht gelten lassen will, es sei der Teufel gewesen, der heute den Vogt nehmen wollen. Für alles das solltest du uns ihn bei dem Junker verklagen; und wenn du es gut findest, zum Zeichen, daß wir mit dem Teufel Meister werden wollen, auf einen nahen Sonntag einen Buß- und Bettag begehren, wegen seiner heutigen Erscheinung. Das war dem Hartknopf gar recht; er antwortete den Nachbarn bedächtlich: Ihr berichtet mich zwar spät, denn die Gemeinde versammelt sich ja heut schon, dennoch will ich den Vortrag erstudieren, und im Vertrauen, setzte er hinzu, und unter uns gesagt, ist mir gar lieb, einmal gegen den Pfarrer zu reden, seine Sachen sind nichts weniger, als durch und durch lauter.

So versprach ihnen der Hartknopf; aber wer da, als alle Bauern schon beieinander waren, nicht kam, das war er. Die Bauern stießen die Köpfe zusammen, sie wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Nickel Spitz erklärte ihnen das Geheimnis und sagte: Er wartet sicher nur, bis ihr ihn abholt. Das schien etlichen gar unverschämt, bei anderen aber war der Eifer, den Pfarrer zuschanden zu machen, so groß, daß sie auf allen vieren gekrochen wären, den Schurken abzuholen, wenn es sonst nicht möglich gewesen wäre, ihn zuzubringen. Auch eilten zwei Richter zu ihm hin, wie wenn sie gestohlen hätten.

Er hatte ihrer wirklich gewartet und kam in ihrer Mitte zurück, wie der steifste Pfarrer, wenn er in seinem Mantel und Kragen zwischen seinem Schulmeister und seinem Küster in einer rechten Feierlichkeit die Hände übereinander mit halb geschlossenen Augen einhergeht. So begleitet, versichert er die Bauern leise, er habe den Vortrag erstudiert.

Bald darauf kommt der Junker mit Glülphi und Rollenberger und dem Pfarrer auf den Gemeindeplatz. Die Bauern stehen auf, alles grüßt den Gnädigen Herrn und den Wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer. Die Frauen und die Kinder aus dem Schlosse und dem Pfarrhaus gehen auf den Kirchhof, von dem man gerade hinab auf den Gemeindeplatz sieht.

Arner läßt sogleich den Vogt vorführen und redet ihn also an: Landesverderblicher, meineidiger Mann! Du hast den Tod verdient; aber ich schenke dir das Leben, teils wegen deines Alters, teils weil du in einer Zeit aufgewachsen bist, in welcher aller Verwilderung Thür und Thor offen war und endlich, weil dein letztes Verbrechen, und eigentlich das, um deswillen du jetzt hier stehst, mich persönlich betrifft. Dann befahl er ihm, sein Urteil auf den Knieen anzuhören. Der Schloßschreiber las es ihm vor. Er sollte nach demselben heute nachts wieder zum Marksteín gebracht werden und allda in Ketten alles in den alten Stand stellen. Und morgen sollte ihn dann der Henker zum Galgen führen und ihm allda seine Hand an einen Pfahl

binden und die drei Finger, die er bei seinen Eiden aufgehoben, schwarz anstreichen. Das war sein Urteil.

Dann sagte Arner zum Volk: Um euch die Augen zu öffnen, wie weit dieser Mann euch unglücklich gemacht, lasse ich ihn, wenn er seine Strafe ausgestanden, noch vierzehn Tage in das Dorfgefängnis von Bonal bringen, wo euer guter lieber Herr Pfarrer die Umstände seines Lebens mit ihm erforschen und den Sonntag darauf mit euch öffentlich davon reden wird.

Gierig, wie ein Geier aufs Aas, wartete Hartknopf, bis der Junker ausgeredet, dann stand er plötzlich auf und sagte: Gnädiger Herr! Ist es auch erlaubt, im Namen der Bauern Euerer getreuen Gemeine in Bonal, etwas anzubringen, das eine Gewissenssache ist? Arner antwortete: Ich will hören. Wer bist du? Was hast du?

Hartknopf. Ich bin Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Chorrichter und Stillstander von Bonal, meines Alters sechsundfünfzig Jahre, und die Ehrende Vorgesetzte haben mich im Namen der ganzen Ehrsamen Gemeine von Bonal erbeten und erwählt, daß ich, da sie in geistlichen Sachen nicht bewandert und beredt sind, etwas für sie vorbringe.

Arner. Nun denn, Chorrichter Hartknopf, zur Sache!

Hartknopf. Gnädiger Herr! Wir haben von unsern Alten einen Glauben, daß der Teufel und seine Gespenster den Menschen oft und viel erscheinen, und da einmal jetzt, auf heute, offenbar worden, daß unser alter Glaube an die Gespenster wahr, wie wir denn keinen Augenblick daran zweifelten, so haben wir in Gottes Namen die Freiheit nehmen wollen, unserm Gnädigen Herrn anzuzeigen, daß unser Herr Pfarrer, Gott verzeih es ihm, nicht dieses Glaubens ist. Wir denken auch wohl, daß vielleicht Euer Gnaden selbst es wegen der Gespenster mit dem Herrn Pfarrer halten werden. Da man aber in Sachen des Glaubens Gott mehr gehorsamen muß als den Menschen, so hoffen wir, Euer Gnaden werden es uns in Unterthänigkeit verzeihen, daß der Herr Pfarrer unsern Kindern den Teufel ins künftige nach unserm alten Glauben lehre und nichts mehr wider die Gespenster rede, die wir glauben und glauben wollen. Auch wünschten wir auf einen nahen Sonntag einen Bet- und Bußtag, damit wir alle die überhand nehmende Sünde des Unglaubens gegen die Gespenster im Staub und in der Asche gnädiglich abbitten können. Wir überlassen aber Ihro Gnaden, uns einen Ihnen beliebigen Sonntag hiezu zu bestimmen, ansehend Sie etwan selbst mit beten wollten.

Der Junker konnte sich des Lachens fast nicht enthalten. Noch eh er ausgeredet, erhebt sich ein allgemeines Getümmel. Die Bauern lärmen in allen Bänken: Der Teufel ist dem Vogt doch erschienen! Er ruft laut ins Getümmel: Mit Lärmen machet ihr keinen Teufel, Nachbarn, wo keiner ist! Der Fall ist gar nicht da, daß ich ihnen wegen der Erscheinung des Teufels einen Bettag erlauben könnte, denn der Teufel ist dem Vogt nicht erschienen. Der Lärm stillt sich

nicht; etliche riefen laut: Er ist ihm doch erschienen, wenn es euch der Pfarrer schon anders angegeben. Der Junker erwidert: Der Pfarrer hat mir nichts angegeben, ich weiß mehr, als der Pfarrer, was begegnet und daß es gewiß ist, daß ihm nichts weniger als der Teufel erschienen. Man will nun jetzt uns ihn ableugnen, ruft Hartknopf. Der Junker antwortet ihm: Ich will dir den Teufel nicht ableugnen, du Narr! Aber du wirst mich doch auch nicht zwingen, einen meiner Herrschaftsleute für den Teufel zu achten, wenn ich nicht gern will. Den Herrschaftsmann möchten wir sehen, der dieses Geschrei gemacht hat, sagen die Bauern und setzen hinzu, zehn Menschen konnten nicht so ein Geschrei machen. Die Nacht trügt, erwidert der Junker, und wenn man im Schrecken ist, so sieht und hört man alles gedoppelt.

Mit diesem wendet er sich an den Meyer, den er zum Vogt gemacht und sagt ihm: Wie ists, Meyer, bist du auch der Meinung, man dürfe es nicht in Zweifel ziehen, daß der Teufel den Vogt angegriffen? Was weiß ich, Gnädiger Herr? antwortet der Meyer. Der Junker erschrak; er empfand, daß das keine Antwort für einen neuen Vogt sei. Sie war den Bauern noch viel weniger recht. Diese riefen ihm aus allen Bänken zu: Wie du auch wider Wissen und Gewissen redest, Meyer! und machten ihm Augen, daß der Jakobi thu mir nichts sogleich hinzusetzte: Es war einmal ein so fürchterliches Gebrüll, daß nicht wohl zu glauben, es habe es ein Mensch gemacht. Die Bauern riefen von neuem: Wenn Ihr dagewesen, Junker, und das Geschrei selber gehört hättet, Ihr würdet gewiß nicht so reden. Etliche sagten gar: Ihr würdet mit Eurem Herrschaftsmann schweigen. Wenn ichs beweisen kann, wollet ihr die gemeine Weide verteilen? sagte da Arner. Was beweisen, was wollet ihr beweisen? ruften die Bauern. Daß ein einziger Mensch das Geschrei auf dem Berg gemacht und kein Teufel?

Jetzt entsteht ein Gemurmel. Einige sagen: Man muß sich doch gewahren, was man verspricht, andere: Er kann das so wenig beweisen, als daß der Teufel in Himmel kommt, wieder andere: Es ist bei Gott nicht möglich, wir wollen nur keck sein, einige Vorgesetzte: Ihr könntet sieben Weiden daran setzen, er muß mit Schanden abziehen.

Hartknopf. Ja, ja, stellet euch nur tapfer, es ist um euren Glauben zu thun; er muß mit Schanden abziehen.

So vereinigt sich der murmelnde Haufen. Einige drängen sich vor und rufen jetzt mit schalkhaft verborgenem Lächeln: Ja, Junker! wenn ihr das beweisen könnt, daß es bewiesen ist und bewiesen heißt, daß das Gebrüll und Gerassel, so wir auf dem Berg gehört, ein einziger Mensch gemacht, so wollen wir die Gemeinweide teilen, aber sonst gewiß nicht. Ist es Ernst, Nachbaren, und euer aller Meinung, sie zu teilen, wenn ich euch das beweise? sagt jetzt der Junker. Ja! ja! es ist Ernst, erwidern die Bauern.

Arner nimmt jetzt ein großes weißes Nastuch, gibt seinem Hühnerträger das Zeichen, dann sagt er zu den Bauern: Nur eine Viertelstunde Bedenkzeit. — Bis morn am Morgen, antworten die Bauern und lachen; aber noch lauter, als sie, lachen die Kinder und Frauen auf dem Kirchhof, da sie jetzt den Hühnerträger aus dem Pfarrhaus gegen den Gemeinplatz anrücken sehen. Es ahnt den Bauern nichts Gutes, sie sehen mit offenem Maul gegen den Kirchhof hinauf und jetzt fällt ihnen der Mann mit dem schwarzen Fell und der Laterne auf dem Korb, der aus dem Pfarrhaus gegen den Gemeinplatz daher kommt, in die Augen. Was ist das für ein Narr am hellen Tag mit dem brennenden Licht! rufen ihrer etliche. Der Junker antwortet ihnen: Es ist mein Hühnerträger Christoph, und sagt dann zu diesem: Christoph, was willst du hier?

Christoph. Ich habe etwas anzubringen, Gnädiger Herr! Das magst du meinethalben, erwidert Arner. — Der Hühnerträger stellt den Korb ab und fängt an zu reden: Gnädiger Herr! Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! und ihr Nachbarn! Hier sind der Pickel, der Karst, die Schaufel, die Branntweinflasche, die Tabakspfeife und der große Wollhut euers Herrn Untervogts, das er alles im Schrecken beim Markstein gelassen, als ich ihn heute von seiner schönen Arbeit weg den Berg hinunter jagte. Es entsteht ein Getümmel. Einige Bauern rufen: Wir sollen jetzt glauben, du habest das Geschrei gemacht? Das glauben wir heut und morgen nicht. Junker! der Beweis ist nicht gut, wir bitten um einen andern.

Junker. Wartet nur ein wenig, er hat ja eine Laterne bei sich, er kann euch vielleicht heiterer zünden. — Still, wenns euch lieb ist, bis er ausgeredet hat!

Der Hühnerträger fängt wiederum an: Ihr seid unhöflicher als es sonst im Lande der Gebrauch ist. Denkt an den Hühnerträger von Arnheim! Wenn ihr mich nicht ganz hört, so fehlts nicht, der künftige Kalender wird von euch ganz voll. Es ist kein Punkt und kein Tüpfli davon wahr, daß der Teufel dem Vogt erschienen. Ich habe ihn erschreckt, ich, der Hühnerträger, so wie ich da stehe, mit diesem Korb und mit diesem neuen schwarzen Ziegenfell, das ich über meinen Korb hatte, weil es gestern morgens noch regnete, und diese Laterne hatte ich vorne am Korb, just so, wie ihr mich kommen saht. Ich füllte sie in Hirzau wohl mit Oel, damit sie gut zünde, denn es war sehr dunkel und der Weg ist bös, wie ihr wohl wisset, auf der andern Seite. Um elf Uhr war ich noch im Hirzauer Wirtshaus, das kann ich mit dem Wirt und wohl mit zehn Männern beweisen, die auch noch da waren. Als ich auf die Höhe des Berges kam, es schlug eben zwölf Uhr in Bonal, hörte ich, wie der Vogt keinen halben Steinwurf weit von der Landstraße fluchte und arbeitete. Ich erkannte ihn an seiner Stimme und an seinem Husten und dachte nichts andres, als er grabe Schätzen nach und wenn ich eben zu rechter Zeit komme, so werde er mit mir teilen und es war in dieser ganz freundlichen Meinung, daß ich auf

ihn zuging; aber es scheint, der Herr Untervogt habe gestern gegen seine Gewohnheit mehr als nötig ist getrunken, denn er hielt mich armen sündigen Menschen für den leibhaftigen Teufel und floh mit großem Geschrei. Ich dachte nichts andres, als er habe um Mitternacht Schätze gegraben und wollte auch sehen, ob er sie etwa schon hervorgebracht, aber ich fand, daß er unserm Herrn seinen Waldmarkstein versetzen wollen und dachte, dem verfluchten Buben will ich jetzt die Hölle heiß machen und band schnell Pickel und Schaufel und Karst und meinen Botenstock zusammen, schleppte das alles hinter mir her den Felsweg herunter und rief dann, was ich aus dem Hals vermochte: Ah! Oh! Uh! Vo—ogt! du — bist — mein! Hu—ummel! Ich war nicht mehr einen Steinwurf weit von euch weg, als ihr mit euerm Windlicht langsam und still, dem Herrn Untervogt zu helfen, daher schlichet; aber ich wollte die unschuldigen Männer von Bonal nicht so, wie den Vogt, gar in der Nähe erschrecken und zog mich bei euerm Anrücken zurück Berg hinan und auf meinen Heimweg. Es war eine Viertelstunde nach zwei Uhr, da mich unser Wächter mit diesem Geschirr antraf und fragte: Was trägst du für Bauergeschirr auf deinem Eierkorb? — Und nun, Nachbarn, wie könnt ihr jetzt finden, daß ich zu dieser Historie und zu diesem Geschirr am Morgen vor Tag gekommen sei, wenn das, was ich euch sage, nicht wahr ist? Einige Bauern jammern, andere lachen. Der Hühnerträger aber fährt fort: Wenn euch das wieder begegnet, ihr Nachbarn, so will ich dem Wächter, den Vorgesetzten und einer ganzen ehrsamen Gemeine in Bonal freundnachbarlich raten, laßt dann nur einen großen Hund ab der Ketten, so werdet ihr den Teufel bald finden. Jetzt erhebt sich ein allgemeines Getümmel.

Einige Bauern. Es ist bei Gott so, wie er sagt, es treffen alle Umstände ein.

Andre. Was wir auch für Narren waren!

Kunz. Sagte ich nicht? Ich hörte ihn ja mit seinen großen Nagelschuhen davonlaufen.

Der Chorrichter Hartknopf. Es ist wie verhext!

Einige Vorgesetzte. Wenn wir nur die Gemeinweid nicht hineingezogen hätten!

Einige Gemeine. Hat er euch mit der Gemeinweid?

Reiche. Es ist verflucht!

Arner. Es ist Gottlob!

Der neue Vogt. Ich muß auf meiner Hut sein, er kann die Leute erwischen.

Rollenberger. Die Gemeine gewinnt bei dreißigtausend Gulden.

Pfarrer. So sah ich noch nie ins Volk wirken.

Glülphi. Sie werden ihm doch noch Sprünge machen, das seh ich.

Kinder auf dem Kirchhof. Ah — Oh — Uh — Vo—ogt du bist mein!

So äußerte jedes im allgemeinen Getümmel seine Empfindung. Arner winkt mit der Hand, daß man schweige und sagt dann: Teilet in Gottes Namen die Weide mit Liebe; es sind zehn, die sie nötig haben gegen einen, der sie entbehren kann. Es schwieg alles. Die Reichen waren voll Zorn und die Armen durften vor ihnen nicht danken. Etliche machte es fast rasend, daß sie den Pfarrer nicht zuschanden machen könnten, andere, daß sie die Gemeinweide ohne einen Nutzen verloren. Hartknopf, der Küster und der Schulmeister und mehrere jammerten, daß die gute Sache Gottes immer zu kurz komme und die Gottlosen in allen Dingen und auch mit dem Teufel Meister werden, wie sie wollen. Hartknopf beharrte darauf, der Hühnerträger habe ohne den Teufel das Geschrei auf dem Berg gewiß nicht gemacht und setzte hinzu, daß es jetzt an der Gemeine nicht recht zugegangen. Ihrer viele nahmen den Abendtrunk nicht einmal, den Arner der Gemeine gab. Andere nahmen ihn, aber redeten kein Wort und liefen davon, sobald sie das ihre getrunken.

19. Seine Kraft besteht in seiner Menschlichkeit.

Im Pfarrhaus umringte alles Arnern, alles wünschte ihm Glück, alles lobte sein Thun, aber er sah den Hübel-Rudi im Hof und entriß sich dem Kreis der Lobenden, ging zu dem armen Mann hinunter, bot ihm wieder die Hand und sagte dann zu ihm: Guter Mann, mein Großvater hat dir Unrecht gethan, indem er deine Wiese dem Hummel zugesprochen. Das war ein Unglück. Er ist in Gottes Namen betrogen worden, du mußt ihm das verzeihen. Rudi antwortete: Ach Gott, gnädiger Herr, ich wußte wohl, daß er nicht schuld war.

Arner. Wareſt du nicht bös auf ihn?

Rudi. Es that mir freilich bei meiner Armut und insonderheit im Anfang, oft schmerzlich weh, daß ich sie nicht mehr hatte, aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß niemals gezürnt.

Arner. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja, gewiß, gnädiger Herr. Ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht schuld war. Was wollte er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich thaten? Ach Gott, Junker, wenn er nur auch so allein mit uns geredet hätte, wie Ihr, es wäre vieles, vieles nicht begegnet. Aber die Blutsauger waren immer, immer wo man ihn sah, um ihn her und verdrehten alles.

Junker. Du mußt jetzt das vergessen, Rudi. Die Wiese ist wieder dein. Ich habe den Vogt im Protokoll durchstreichen lassen und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu.

Rudi stand da, wie in einem Traum. Er sagte stammelnd: Ich kann auch nur nicht danken, gnädiger Herr! Du hast mir nichts zu danken, erwiderte der Junker, die Wiese ist von Gott und Rechts wegen dein.

Rudi wußte sich nicht zu fassen; er redete wie im Fieber. Seine Mutter selig kam ihm jetzt wieder zu Sinn. O mein Gott, sagte er, wenn sie auch das noch erlebt hätte! Ihr Segen ist ob mir! und dann wieder zum Junker: Sie hat eine Viertelstunde, ehe sie verschieden, noch zu mir gesagt: Denk an mich, Rudi, es wird dir noch wohl gehen. O mein Gott, wie sie mich reut, Junker! — Ihr Segen ist ob mir. Der Junker antwortete ihm: Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist. Es ist meiner Mutter Segen, der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen. Der Junker hatte auch Thränen in den Augen und sagte dann nach einer Weile zu ihm: Der Vogt ist dir auch die Abnutzung deines Gutes seit vielen Jahren schuldig. Rudi antwortete: Davon ist keine Rede, Gott Lob, daß die Wiese wieder mein ist. Die Mutter hat ihm das Vergangene verziehen und ich will nicht das von ihm zurück fordern, was sie ihm vergeben.

Der Junker schwieg und Rudi sagte noch: Ich höre sonst seit diesem Morgen, der arme Tropf komme noch an den Bettelstab und wenn das so ist, so will ich ihm gern, so lange er lebt, alle Jahr für eine Kuh Futter ab meiner Wiese nehmen lassen; sie trägt wohl für drei und ich habe an zweien genug. Das schien jetzt dem Junker, so gut er auch selbst war, doch zu viel; er antwortete ihm: Du bist jetzt von deiner Freude übernommen, du mußt nichts versprechen, was dich morgen gereuen konnte. Rudi erwiderte: Ich bin ein armer Mann, aber gewiß nicht so, daß es mich gereuen sollte, wenn ich etwas versprochen; ich will nicht sein, wie er war. Ich weiß zu wohl und werde es mein Lebtag nicht vergessen, wie wehe es mir that, wenn er alle Jahr die Wiese bis an meine Thür eingraste und mir auch nicht einen Bogen voll davon gab. Er meint jetzt auch, wie ich damals, die Wiese sei doch einmal sein gewesen und er soll mich nicht erfahren, wie ich ihn. —

Diese Großmut rührte Arnern, dennoch bat er ihn nochmals, an seine Haushaltung zu denken, für die er nicht blos Milch, sondern noch gar vieles nötig habe. Er antwortete: Es mag Gott Lob jetzt alles gehen und ließ sich nicht ausreden, zu halten, was er versprochen.

Dann fing er an zu danken, ging von einem zum andern und kam dann wieder zu dem, bei dem er schon gewesen. Er konnte nicht aufhören, er bot sogar den Kindern die Hand und dankte; aber da er einmal zur Thür hinaus war, sprang er eines Sprunges zu seinen Kindern, ihnen sein Glück zu sagen. Der Junker hatte ihm indessen die schöne Kuh und einen großen Wagen mit Heu von des Vogts Bühne vor sein Haus stellen lassen, aber er sah alles nicht, so eilend springt er ins Haus. Er will den Kindern sein Glück sagen, öffnet die Thür, sieht jetzt alle um den Tisch herum und Speise und Trank darauf, wie an einer Hochzeit. O — mein Gott, mein Gott! ruft er aus, auch noch das! Wie glücklich wir auch sind! Aber die Kuh und den großen Wagen voll Heu, rufen die Kinder, hast du sie nicht gesehen vor der Thür? Sie sind auch unser. — Er geht jetzt wieder hinaus, sieht die Kuh und Wagen und fragt Kinder und Nachbarn: Aber sind

sie auch unser? Er kanns fast nicht glauben; er fragt Wort für Wort, was der Mann auch gesagt, der sie hier angebunden und hieher gestellt.

Indessen rufen die Kinder aus den Fenstern: Komm doch essen! Er wollte zuerst die Kuh in den Stall thun, aber er konnte es nicht: Dieser war voll von zehnjährigem Unrat und die Kinder baten immer dringender: Komme doch zum Essen! Da sagte er zu einem Nachbar, der da stund: Reinige mir den Stall, daß ich die Kuh hinein thun kann; du kannst dann auch kommen, mit uns essen, wir habens wie an einer Hochzeit. — Der Nachbar räumte den Stall gern, und kam, da er kaum halb fertig war, zum Tisch. Er war ein gewaltiger Esser; er riß ganze Ecken vom Braten und verschlang sie, wie Kirschen. Die Kinder thaten die Augen weit auf, aber sie durften nichts sagen; auch Rudi sagte lange nichts. Endlich stellte er doch ein paar Schüsseln beiseits, daß er nicht alles verschlinge.

Der Mann hatte noch ein großes Bein mit beiden Händen am Maul, als der Junker, seine Gemahlin, der Pfarrer und ihre Kinder in die Stube hineintraten. Klaus, der den armen Leuten das Essen gebracht, hatte das Elend des Hauses so groß beschrieben, daß alle Mitleiden hatten und sagten, sie wollten selber zu ihnen. Sie kamen jetzt und sahen und fanden im ganzen Hause nichts, als ihr Essen und halb nackte Kinder, Hunger und Mangel atmende Geschöpfe. Der Mann mit dem Bein am Maul lief damit fort und ließ es nicht aus den Händen. Die Kinder verkrochen sich hinter das Bett und in alle Winkel. Der Vater blieb allein stehen, aber das Haar hing ihm über die Stirn und die zerrissenen Kleider schienen ihm vom elenden Leib fallen zu wollen. Er hatte des Lienhards Fürfell, seine Schuhe und Strümpfe schon wieder ausgezogen und stand jetzt da in seinem Elend, so erschrocken, als ein Mensch, der über einer großen Sünde ertappt wird. Es rührte Arnern, daß ihm nicht anders war, als sähe er seines Großvaters Urteil wie ein Gespenst an der schwarzen Wand der Stube angeheftet und darunter geschrieben: Ich bin daran schuldig. Aber noch mehr als das Gespenst schlug ihn der Gedanke nieder: Wer will da helfen? Sieben Kühe und sieben Wiesen sind nicht imstand, dieser Haushaltung die Menschlichkeit wieder zu geben, die sie durch dieses Urteil verloren. Es war eine Stille, wie in einer Stube, wo Vater oder Mutter gestorben. Der arme Rudi wollte sich entschuldigen, daß alles so elend aussehe. Arner erwiderte: Es ist gut, daß ich meines Großvaters Schuld ganz sehe; du würdest sie mir nur halb zeigen. Dann sagt er zu Theresen: Dieser Mann will jetzt dem Vogt, der ihn in alles dieses Elend gestürzt, noch so lange er lebt, den dritten Teil der Nutzung seiner Wiese zukommen lassen. Man muß das nicht leiden, erwidert sie, und Arner versetzt: Doch, man muß es leiden, man muß dem Lauf der Tugend und Größe durch Leiden, die Gott auf diese reine Höhe gebracht hat, nicht Schranken setzen. Therese kam zurück; du hast Recht, sagte sie jetzt, man muß ihn machen lassen, einen solchen Menschen verläßt Gott nicht. Alles war gerührt; selbst die Kinder

baten ihre Eltern um Kleider für diese Elenden, und sagten: Sie müssen sich ja verkriechen, weil sie halb nackend sind.

Arner schrieb noch an diesem Abend an Bylofsky: Es ist nicht die Frage, ob es schwer oder leicht sei, allen meinen Dörfern wieder aufzuhelfen. Die Frage ist, ob ich könne ein Mensch sein und sie lassen, wie sie sind. Das kann ich nicht. Wenn du heute hier gewesen wärest, du würdest es selbst sagen: Ich habe keine andere Wohl, als ein Unmensch zu sein oder alle Kräfte anzuspannen, zu meinem Ziel zu gelangen. Um deswillen ist es nicht weniger wahr, daß die Schwierigkeiten meines Endzwecks sehr groß sind und daß du hierin vollkommen Recht hast, daß der tief verwilderte Mensch eine jede Bahn des Rechts und der Ordnung, zu der man ihn hinführen will, als ein ihm unerträgliches Joch ansehe und zu nichts leichter hinkomme, als den Menschen, der ihn aus dem Schlamm seines Lebens heraus reißen will, als seinen Feind anzusehen.

Aber alles dieses kann mich von dem Vorsatz, ihn dennoch, auch wider seinen Willen, aus demselben heraus zu ziehen, um so weniger abschrecken, da die Erfahrung weniger Tage mich gelehrt, daß die Schwierigkeiten, die meine Endzwecke haben mögen, wieder durch glückliche Zufälle und Umstände gemindert werden können, die so wenig als sie voraus zu sehen möglich, dennoch in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs von großem und vielleicht entscheidendem Gewicht sein können. Dergleichen Umstände sind mir schon etliche begegnet; sie machen mir Mut, und ich gehe meine Bahn mit der festen Hoffnung, wenn ich auch bei weitem nicht alles, was meine Wünsche umfassen, erzielen werde, so werde ich doch im einzelnen manche Thräne meiner Unterthanen trocknen und vielen heitere Aussicht für die Zukunft eröffnen, die sonst dunkle hatten.

Deine Wahrheit und die Erfahrungen deines größeren Kreises sollen meine Wahrheit und die Erfahrungen meines kleineren Kreises bekräftigen.

Schreibe mir oft, ich will dir auch schreiben, wie es geht, und jede Wegweisung, die du mir gibst, soll mir willkommen sein.

So schrieb er Bylofsky. —

20. Der Mensch wird leicht hart und im Elend führt Schwäche zur Sinnlosigkeit.

Indessen war es in Bonal, wie an der Fastnacht. Es ist allenthalben so: Wenn ein elender Mensch der Oberkeit unter den Händen ist, so hat das Volk über ihn sein Spiel. Es kommt selten ein Fall, bei dem es sein Mitleiden zeigt. — Gegen den Vogt zeigte es keines. Der Haß gegen ihn brach allgemein los. Das Volk war wie ab der Kette. Die Kinder aus der Schule liefen ihm den Weg vor und riefen: Gestern nahm ihn der Teufel und heute führt ihn der Henker. Sie schossen hinter den Hägen und ab den Bäumen Freudenschüsse. Es

war ein jauchzendes Nachtgetümmel, wie in freien Landen am letzten Abend, wenn ein böser Landvogt ausgedient hat und morgen dann abzieht.

Aber im Freudengetümmel trauerte die Menge derer, die um seinetwillen Brot mangelten. Ihrer viele sagten: Wenn ihn jetzt schon der Teufel nimmt, ich habe um deswillen das Meinige doch nicht wieder. Leute, deren Eltern, Brüder oder Kinder um seinetwillen dem Henker unter den Händen gestorben, schlugen die Hände zusammen und sagten: Ihn läßt man jetzt leben! Enne Grete Müller heulte wie rasend; sie riß sich die Haare vom Kopf weg. Der Vogt hatte vor noch nicht zehn Tagen ihren Geliebten den Werbern verhandelt, wie man den Metzgern Kälber oder Ochsen verhandelt. Jetzt weinte das Kind und raufte sich die Haare aus.

Der Vogt ging zwischen den Häschern, wie ein Mensch, der unter dem Schutt eines zusammengefallenen Hauses nach vielen Stunden wieder ans Tageslicht gebracht worden. Er sagte in einem fort: Wenn ich nur tot wäre! Auf dem Berg, am Platz, wo er den Markstein wieder in Ordnung bringen sollte, konnte er den Karst fast nicht halten und brauchte wohl eine Stunde, den Wasen um den Stein wieder einzuziehen. — Am Morgen läutete man mit allen Glocken. Der Henker führte ihn mit dem Strick am Hals vor seinem Haus weg und band ihn unter dem Galgen wie einen Klotz an den Pfahl. Es war entsetzlich zuzusehen. Der Mann mit seinen schwarzen Haaren, blaß wie ein weiß gewaschenes Tuch, eingesunken, daß ihm der Kopf auf den Bauch fiel; sein rechter Arm entblößt und hinauf gezogen gegen den Balken des Galgens und die drei Finger schwarz.

Das Volk war jetzt still und der Pfarrer sagte in dieser Stille: Glaubet nicht, das Elend der Menschen sei am Galgen am größten; es hat mancher seinen Galgen daheim. Viele fanden das Wort wahr und dachten an dieser Stätte: Ich habe meinen Galgen daheim! Mit dem Vogt war er wie mit einem Menschen auf dem Krankenlager: Wenn er ihm schon keine Antwort gab, so redete er doch mit ihm oder beruhigte und tröstete ihn und sagte ihm von Zeit zu Zeit, wie viel Minuten er noch zu leiden habe. Auch hatte er vorher es daheim auf dem Kirchturm eingerichtet, daß es wohl eine Viertelstunde früher neun Uhr schlug. Und auf den Schlag kam sein Knecht mit dem kleinen Wagen und einem guten Bett, darein legten sie ihn jetzt und führten ihn heim sanft und schonend, wie man einen Erschlagenen, den man in seinem Blut findet, schonend und sanft heimführt. Der Pfarrer ging ihm auch neben dem Wagen nicht von der Seite und da er heim kam, sagte er ihm, er solle jetzt zu Bett, es sei ihm am besten.

Aber der Vogt wollte lieber auf bleiben und bat um ein Glas Wein. Der Pfarrer gab ihm geschwind vom besten und sagte ihm jetzt so schonend, als er ihn im Wagen gefahren, warum er etliche Tage im Pfarrhaus bleiben müsse. Er bat ihn dabei, sich nicht vorzustellen, er sei in einem Gefängnis, sondern im Haus eines guten

Freundes, der nur darum mit ihm von seinem Leben reden wolle, damit er ihm selbst und seinen Nachbarn desto eher etwa einen guten Rat geben könne. Aber Hummel schüttelte den Kopf und sagte, das nütze jetzt ja nichts mehr; es sei ja alles, wie es sei. Es war, wie wenn es in seinem Kopf spukte, sobald er etwas von seinem Leben erzählen sollte, so ungern that ers. Er sagte, die Leute verfluchten ihn noch, wenn er ihnen etwas ausbringe und er sei ja sonst elend genug. So ruchlos als er war, fürchtete er doch das in seinem Leben immer, daß ihn die Leute verfluchten, und in seinen letzten Jahren gab er gemeiniglich bald nach, wenn man ihm die Rechnung auf Seel und Seligkeit gab. Er verbarg zwar diese Furcht, wie er konnte und mochte, aber ein paar Nachbarn kannten sie doch und hielten ihn damit tüchtig im Geleise.

Jetzt war es traurig mit ihm; er verlor mit jedem Tag mehr seine Sinne. So verliert ein Baum, an dem der Wurm nagt, mit jedem Tage mehr Blätter. Alles, was ihn vorher belebte, war hin; es blieb ihm nichts mehr, das ihn menschlich erhielt, als das Glas Wein vom Pfarrer; aber die Erinnerung seiner vorigen Kraft und das Gefühl seiner jetzigen Schwäche machten ihn wütend, daß er sich oft in den schwarzen Haaren raufte und den Kopf gegen die Wand stieß. Wenn er ruhiger war, sagte er dann immer: Wenn ich nur tot wäre, wenn ich nur tot wäre! Auch bat er oft und viel, daß er ihn doch nicht allein lasse. Einmal fragte er ihn, wer ihm doch auch gesagt, daß er zu nacht nicht allein sein dürfe, daß ers schon in der Predigt habe sagen können?

Der Pfarrer that alles, die Endzwecke seines Aufenthalts zu erzielen; aber es brauchte unglaubliche Geduld. Er übte sie aus, er ging nicht von ihm weg, wenn er den Wein schon vor ihm, wie im Wirthaus auf den Tisch verschüttete und das Fleisch mit den Händen zerriß. Und selbst wenn er mit schmutzigen, ungewaschenen Händen nach ihm griff, that er nicht, als ob er ihn scheue. Der elende Mensch klagte immer über Langeweile; der Pfarrer riet ihm, etwas zu lesen. Er antwortete, das Lesen sei nie seine Sache gewesen und er könne es auch nicht so wohl, er wolle lieber rauchen. Auch das ließ ihm der Pfarrer und gab ihm Tabak; und der Vogt konnte bei Stunden so dem Rauch zusehen, wie er aus seinem Maul eine Wolke machte, und wenn die Pfeife leer war, so legte er seinen Kopf auf den Tisch und schlummerte. So war's ihm am wohlsten und er wünschte es selbst, so machen zu können, daß ihm den ganzen Tag nichts zu Sinn käme.

So vieles that der Pfarrer, sein Gemüt ruhiger zu stimmen, aber Mißmut und Unwillen lag zu tief in seinem Innersten. Er war bei allem diesem imstand, wenn er ihn nur etwas fragte, zu antworten, warum er ihn auch so plagen möge und nicht ruhig lassen könne, und wenn er das nicht sagen durfte, ihm Augen und ein Maul zu machte, wie wenn ihm das größte Unrecht geschähe, daß er reden müsse. Es

ging ihm nichts zu Herzen. Ueber sein voriges Leben warf er den Kopf auf und gab dem alten Junker Schuld, und Vater und Mutter, und sonst viel Teufelsleuten, die, wie er sagte, ihn verführten. Von seinen greulichsten Thaten redete er wie ein Wilder von Hirnschädeln oder ein Husar vom Niedersäbeln.

Der Pfarrer sah kein nasses Auge an ihm. Nur da der arme Rudi zu ihm kam, schien er bewegt. Da er die Thür aufthat, meinte er nicht anders, als er werde ihn ausschelten, daß er ihm die Wiese gestohlen und ihn so elend gemacht; bei dieser Erwartung runzelte er die Stirne, es trieb ihm das Maul vorwärts und er wollte ihm sagen, er sei jetzt nicht darum hier, zu zanken, er solle ihn ruhig lassen. Aber Rudi grüßte ihn so freundlich, daß er das nicht konnte und mit starrem Mund warten mußte, was er wolle. Da sagte ihm dieser, seine Mutter habe ihm befohlen, sobald sie tot und begraben sei, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, sie sei mit versöhntem Herzen gegen ihn gestorben. Dem Vogt kam in diesem Augenblick wieder zu Sinn, wie Rudeli zu ihnen heraus gekommen und dem Vater gerufen: Herr Jesus, sie ist tot! Und wie er dem Rudi, da er von ihm weggelaufen, nachgerufen: Es wird schade sein, wenn die alte Hexe einmal tot ist! Das ging ihm jetzt zu Herzen. Es kam ihm wieder zu Sinn, daß er vor der Thür gehört, sie sei gestorben, und was er dem armen Vater da nachgerufen. Er meinte, er habe ihn verstanden und war jetzt doch so menschlich, daß er sagte: Es ist mir doch leid, was ich dir nachgerufen. Rudi erwiderte: Ich habe es nicht gehört.

Vogt. So will ich dir es sagen.

Rudi. Wenn es etwas ist, das nicht recht ist, so sag es mir nicht.

Vogt. Du mußt es wissen. Ich rief dir nach: Es ist schade, wenn die alte Hexe einmal tot ist.

Rudi. Hast du auch das sagen können?

Vogt. Ja, ich habe es gesagt.

Rudi. In Gottes Namen, auch dieses ist jetzt vorüber; sie hat dir alles verziehen.

Vogt. Ich bin ein elender Mensch!

Rudi. Vergiß das Vergangene und denk an die Zukunft.

Vogt. Wenn ich nur tot wäre!

Rudi. Laß den Mut nicht sinken. Ich war auch elend und habe es jetzt überstanden, und ich muß dir jetzt noch sagen, daß, wenn du es nötig hast und es dich freut, will ich dir gern für deine Lebenstage für eine Kuh Heuwachs ab deiner Wiese lassen.

Das war zu viel. Die harten Augen weinten jetzt. So bricht ein Waldbach endlich durch den stärksten Damm, und Triefangs Tropfen brechen so durch den Schleim der Bauern, für den ein Stadtarzt keinen Trank hat, der durchdringt. Er seufzte und sagte anfangs gar: Nein, behalte dein Futter deinen Kindern; aber doch bald darauf wieder: Wenn du mir's aus gutem Willen gibst, so will ich dir dafür danken.

Das wesentliche seiner Lebensgeschichte, die der Pfarrer diese vierzehn Tage erforschte, ist folgendes:

21. Der Verfasser lenkt gegen die Fundamente der Volksgesetzgebung.

Sein Vater und seine Mutter waren beide schwache, einbildische, unordentliche und dabei undankbare, nur für sich selbst empfindliche Geschöpfe. Seine Mutter hängte das Maul, selbst wenn man ihr Gutes that und konnte Leute ausspotten, deren Wohlthaten auf ihrem Tisch standen. Sie hatte dabei ihre Haube immer nur krumm auf dem Kopf und ihre Strümpfe lagen ihr immer auf den Schuhen.

Der Vater hielt die Aecker in Ordnung, wie die Mutter die Strümpfe. Wenn er zinsen mußte, machte es ihm nichts, einen Baum, der im Jahre für sechs Gulden Obst tragen konnte, umzuhauen und das Holz davon um sieben oder acht Gulden zu verkaufen. Bei aller Ungeschicklichkeit war er dann noch unduldsam. Wenn ein Ochs, der es nicht durfte, ihm auf den Acker trat, so konnte er zwanzig oder dreißig Gulden daran wagen, um einen Spruch zu erhalten, daß der Nachbar, dem der Ochs entronnen war, ihm so viel Batzen für den Schaden schuldig wurde, als ihn der Spruch Gulden kostete. Er lief in allen Stücken der Obrigkeit nach und wußte in keinem Fall, ob er Recht oder Unrecht hatte; dafür kaufte er das Recht mit allem, was er im Haus hatte und rühmte dann noch unter den Bauern, wie viel ihn dieser oder jener Spruch gekostet hatte. Das brachte ihn ein paar mal in den Turm.

Das waren die Eltern des Mannes, der jetzt vom Galgen kam; er war ihr einziges Kind. Sie thaten ihm von der Wiege an, was er wollte, und er sah sie von Kindsbeinen für nichts anderes an, als für eine Art Knechte und Mägde, die nur da seien, ihm zu kochen und ihn zu kleiden, mit einem Wort, zu thun, was ihm bequem sei und gelüste. Er hätte ihnen im siebenten Jahre schon das Hemd ab dem Leibe und die Schuhe von den Füßen genommen, wenn er sie hätte tragen können. Daß man in der Welt etwas selbst verdienen müsse, wenn man es haben wolle, davon wußte er nichts. Vater und Mutter sollten verdienen und er brauchen und essen; das war seine Erfahrung. Er kannte das ABC noch nicht, als er zu ihnen sagte: Wenn ihr dann tot seid, so ist alles mein. Wenn ihm die Mutter etwas befahl, so sagte er ihr, sie sei nicht Meister; und wenn der Vater etwas redete, so sagte er, er verstehe nichts. Sie wollten's so; sie ließen ihn als ein Kind Meister, und das gibt in jedem Fall Narren und Bösewichter. Wenn er den ältesten Mann im Dorf vor seinen Augen verspottete, so lachte sein Vater den Alten aus und rief ihm nach: Gelt, gelt, Alter, dieser kann dich! Und wenn er den Nachbarinnen die Hühner tot warf und diese sich beklagten, so antwortete die Mutter: Es ist ein Kind, man muß es ihm nicht übel nehmen; und der Vater nahm ihn beiseits und sagte ihm: Wenn du so etwas thust, so mußt du dich achten, daß es niemand sehe, du kannst dann leugnen.

So machten sie ihn selbst schamlos boshaft und träg und er wurde dadurch bei allem seinem Verstand in vielen Sachen wie dumm. Er sagte alle Augenblicke etwas, daß sich die Eltern schämen mußten; wenn sie ihm dann winkten oder leise sagten, er solle doch auch schweigen, so antwortete er laut: Warum darf ich doch jetzt auch das nicht sagen? Aeußerst empfindlich war er bei dem, was ihn selbst betraf; aber für Eltern oder sonst jemand, der ihm schon Gutes that, schien er weniger Empfindung zu haben, als ein Stein. Er verhöhnte, verachtete seine Eltern in seinem Innersten und da sie endlich anfingen zu fordern, daß er auch etwas arbeite, zeigte er ihnen ungescheut Unwillen und Haß. Er kehrte es aber um und glaubte, sie haßten ihn, weil sie jetzt von ihm forderten, daß er arbeite. Sie erzwangen es nicht, er ließ sie schelten und that, was er wollte, und wenn der Vater selbst etwas arbeitete, so stand er mit der Hand im Sack neben ihm und sagte, er greife alles so ungeschickt an; und wenn er etwas kaufte oder verkaufte, so sagte er: Du verlumpest mir meine Sachen. Wo er ging und stund, war das sein Wort: Dieses oder jenes ist nicht recht oder es ist dumm, wie ihr alles anstellt; wenn ich Meister bin, so will ich es einmal dann anders machen.

Die armen Eltern sahen jetzt wohl, daß es gefehlt hatte. Falsche Scham ist das Teil aller schwachen Leute und macht das Uebel ihrer Schwäche ihnen immer zum unheilbaren Schaden. Die elenden Leute entschuldigten den Buben, wo sie konnten und mochten, und zürnten noch, wenn etwa ein Nachbar oder ein Verwandter die Wahrheit sagte, nämlich: sie ließen ihn zum Schlingel und Bösewicht aufwachsen. Aber je mehr sie ihr Unglück verbargen, je mehr litten sie darunter. Er verspottete sie in ihrer Mühseligkeit und redete und that alle Augenblicke Sachen, daß ihnen ein Stich durch das Herz ging.

Endlich brach ihr Unwille wie ein Feuer, das lange zwischen Wänden und Mauern versteckt und verborgen geglimmt, desto gewaltsamer los und artete jetzt in Haß gegen ihn aus. Sie konnten ihn nicht mehr vor Augen leiden; wenn sie ihn sahen, so zankten sie mit ihm; wenn er nur redete, so riefen sie ihm: Halt du das Maul! Das vollendete das Unglück: Er erwiderte den Haß mit Verachtung. Wenn sie etwas sagten, so warf er den Kopf auf und seine ganze Antwort war: Ihr könnt mich nicht leiden und es ist euch alles nicht recht, was ich thue; oder aber: Ihr könnt alle Leute leiden, als nur euer eigen Kind nicht, und dergleichen.

Man riet ihnen Strenge zu gebrauchen, aber es war zu spät, er drohte ihnen, wenn sie ihm ein Haar krümmten, er laufe fort. Er lief von ihnen weg in die Berge, wo Strolche und Bettler ihre Buben den Sommer über den Bauern das Vieh hüten lassen. Da war er wie in seinem Element. Er schüttelte weit und breit die Bäume, ehe ihre Frucht reif war und warf das unzeitige Obst dem Vieh nach oder in Sümpfe und Gräben. Er nahm alle Nester aus und marterte die Vögel ehe er sie tötete. Er ließ das Bergwasser ins Feld, die Saat

zu verderben, öffnete in allen Zäunen dem Vieh Wege in die Frucht, tyrannisierte einen kleinen Buben, daß er sein Vieh hüten mußte, wenn er unter den Baum lag und schlief, oder herumstochelte und Possen trieb. Er hatte eine Geißel größer, als kein andrer Hirt, mit dieser zwickte er dann den kleinen Knaben, wenn er nicht that, was er wollte. Ich ziehe den Vorhang über die Leib und Seel abschwächenden Leichtfertigkeiten, die auf solchen Bergen vorgehen; es weiß sie in der Gegend Junges und Altes. Der verdorbene Hirt verleugnet alle Menschlichkeit in Sachen der Schamhaftigkeit.

Hummel kam seinen Eltern wie ein verirrter Waldesel zurück. Aber die armen Leute zeigten ihm, daß sie froh waren, daß er nur wieder da sei. Sie jammerten nur, er habe ihnen so viele Sorge und Kummer gemacht, daß er weggelaufen. Er antwortete ihnen: Warum habt ihr es mir also gemacht? Die Mutter sagte: Wir wollen doch jetzt gut mit einander sein! Und der Vater bat: Lauf doch jetzt nicht mehr fort, man muß sich vor den Leuten schämen. Er antwortete ihm: Ja, aber ihr müßt auch besser hausen und mich auch etwas gelten lassen. Er nutzte ihre Schwäche, ihnen das Blut auszusaugen, wie ein Marder der Taube. Er forderte von ihnen, was ihm in den Sinn kam: eine Taschenuhr, ein Roß, neue Kleider und was er wollte. Ob sie es aus einem Stein herausschlugen, das kümmere ihn nicht. Wenn sie klagten, sie könnten es fast nicht, so antwortete er ihnen: Ihr seid selbst schuldig; wenn ihr besser gehauset hättet, so würde euch zehnmal so viel, als die Narrenpossen kosten, die ich nötig habe, nichts machen; oder er fragte sie, wenn sie auch mehr Kinder hätten, wie andere Leute, wie sie es dann machen wollten? Er warf ihnen immer vor, sie könnten nichts anstellen; wenn er Meister wäre, er wollte dreimal mehr aus dem Land ziehen und aus dem Vieh und aus allem. Bei Gott, sagte er dann, wenn er schon nicht gern arbeite, so wollte er die Knechte und Taglöhner treiben, daß sie ihm anders arbeiten müßten und er wollte die Leute schon betrügen und anführen, daß er Nutzen von ihnen hätte. Der Vater antwortete: Thu es jetzt; und der Bub erwiderte: Wenn die Sache einmal mein ist, ich will's dann schon thun, jetzt ist es keine Freude, es ist doch nichts mein.

Er kam alle Tage mit etwas neuem, das er von ihnen wollte, und wenn er dann dachte, sie schlügens ihm ab, so forderte er es von fremden Leuten. Sie probierten manchmal, zu thun, als hörten sie es nicht, dann sagte er noch lauter: Höret ihr auch nicht, was ich sage? Dann thaten sie, was er wollte, damit er auch nicht mehr so sei; aber er war immer so. Er gängelte sie an ihrer falschen Scham, wie ein Kind am Gängelband; er führte sie daran wohin er wollte.

Außer dem Haus und vor Fremden war er der artigste Mensch. Er betrog den Pfarrer, der ihn zum Nachtmal unterwies, daß er glaubte, er sei eines seiner besten Kinder. Indessen warf er der Frau Pfarrerin fast alle Hühner lahm und legte ihr noch zum Trotz die Steine von den Pfirsichen und Barillen, die er aus dem Garten stahl, unter das

Fenster. Seine Kameraden warnten ihn, es könnte fehlen; aber er antwortete ihnen: Wenn der Pfarrer sieben Augen hätte, ich wollte ihm vierzehn ausbohren.

In der Stunde, eh er zum Nachtmahl ging, probierte er auf dem Kirchhof mehr als sieben Mal vor allen Knaben und Töchtern, wie er sich vor dem Pfarrer stellen und ihm das Kompliment machen wolle, wenn er ihm das Brot gebe, und wie er beim Hervorgehen den Hut unter dem Arm nehmen müsse, daß das Band daran recht fliege. Vor dem Taufstein stieß er seine Kameraden beiseite, daß er der erste sei. Die ganze Gemeinde ärgerte sich darüber, eben wie, daß er einige Abende vorher ins Wirtshaus ging und zu den Werbern sagte: Ueber acht Tage dürft ihr dann auch auf mich bieten.

Seine Eltern wurden alle Tage ärmer und er konnte nicht mehr aus ihnen heraus schinden, was er wollte. Er trieb es aufs äußerste und quälte sie, bis sie ihn fast verfluchten. Da alles nichts mehr half und sie ihm nichts mehr gaben und nichts mehr geben konnten, warf er ihnen auch noch dies vor und sagte ihnen ins Gesicht, es sei gottlos, wie sie erschreckliche Worte über ihn brauchten. Jetzt half er sich mit spielen. Das gelang ihm eine Weile; er war in allen Spielen Meister und kam bald zu Säcken voll Geld und aller Hoffart. Aber da die reichen Buben, die er plünderte, merkten, daß er sie betrog, wollten sie nicht mehr. Darauf lehnte er, wo er Geld fand. Auch das ging eine Weile, aber er gab nichts wieder zurück und fand also auch bald nichts mehr zu entlehnen. Endlich stahl er; aber auch dies ging nicht lange, es kam ihm bald aus und wo er hin kam, da sah er, daß man vor seinen Augen die Schlüssel ab den Kästen nahm und die kleinen Sachen, die er in den Sack schieben konnte, aufräumte.

Seine Zeit fing an schlimm zu werden; seine Hoffartskleider wurden ihm am Leib alt; er sah vom Kopf bis auf die Füße einem fremden Bettlerstrolch gleich, und die Töchter, welche bis jetzt mit ihm zum Tanz und zum Wein gingen, fragten ihn nun, wenn er sie wie vorhin am Arm nahm, ob er seine neuen Schuh und seinen ganzen Hut daheim gelassen, und wollten nicht mit.

Die Kirchmeyer Leutoldin that noch mehr; sie war die herzhafteste von allen und sagte ihm vor einer ganzen Schar Töchter: Was willst du mit uns? Dinge dich in den Krieg, du bist sonst zu nichts gut. Er trug ihr das Wort nach, bis sie gestorben; aber es war doch wahr, es blieb ihm sonst nichts übrig, als dies, oder was ihm ein Schalk riet: Gib du eine oberkeitliche Person ab, dazu bist du recht gut.

Das letzte gelang ihm. Er entrann den Werbern, da sie glaubten, sie hätten ihn schon im Sack. Er fing ein Rehböcklein lebendig; da war er entronnen. Er jauchzte laut, da er ihm den Strick vom Fuß löste und sagte: Jetzt hab ich den Junker am Seile. Es war nicht anders. Das Rehböcklein freute den Mann, der fast nur mit den Tieren Freude hatte, daß er zu ihm sagte: Komm ins Schloß, und mit mir auf die Jagd, wenn du nur willst. Mit diesen Worten war Bonal dem Buben verkauft.

Das Schloß stand ihm jetzt offen, und der Schreiber, der Gott nicht fürchtete und den Teufel nicht glaubte, aber zum Fressen und Saufen und Huren nie genug Geld hatte, merkte bald, daß dieser Rehböckleinfänger auch gut sei, Bauern ins Garn zu locken und ihm zum Ausweiden einzuliefern. Er ließ den guten Anlaß, wie man denken kann, nicht verscheinen und Hummel war bald, was man unter den Bauern heißt, ein wohl gesessener Schloßhund. Es ging nicht Hand Umkehr, so hatte der Kerl, der soeben noch einem Bettlerstrolch gleich sah, wieder einen ganz neuen Scharlachwams, einen feinen und großen Gugelhut, Tänzerschuhe, silberne Schnallen und an der Kette, die er immer trug, auch wieder eine Uhr. Jetzt spielten wieder alle Buben mit ihm, und welches Mädchen er an die Hand nahm, das ging willig mit, saß hinter den Tisch zu ihm, trank und tanzte und ließ ihn bezahlen.

Der Vater und die Mutter der Leutoldin waren über sie böse, daß sie so ein Maul gehabt habe und sagten: Du hast uns einen ewigen Feind an ihm gemacht; denn so ein Kerl, wenn er in einem Schloß eingenistet, macht, was er will, und ist mehr zu fürchten, als eine Schuld von tausend Gulden. Sie hatten Recht; er war nicht so bald im Schloß eingenistet, so that er, was er wollte, und richtete aus, was er sich in den Kopf setzte. Was man immer inner dessen Thoren wollte, das fehlte, wenn man ihn nicht bestach. Es bestach ihn alles. Der reichste Müller gab ihm seine Tochter, damit er ihm Korn und Wein unter dem Preis aus dem Schlosse zuhanden habe. So regnete es ihm Geld.

Der Hochmut trieb ihn bald an, dem Vater seinen Gütergewerb nicht mehr zu lassen. Er sagte zu ihm: Ich mag dem Lumpenwesen nicht mehr zusehen, du vermagst es doch nicht; ich will alles bald in einem bessern Stand haben, gib es nur mir. Der Vater gabs, und verleibdingete sich bei ihm; aber der Hummel ward kein Bauer, er ließ die Aecker öde und zog nichts aus dem Lande. Der Junker selbst sah auf denselben die elende Frucht und fragte ihn, wie das komme? Er antwortete ihm, seine Ochsen seien nichts nütze, aber er habe doch einen, der ihm mehr abtrage, als die im Stalle. Auch der Kühhandel war ihm einträglich. Wenn jemand Streit im Schlosse hatte, so mußte er ihm eine Kuh abkaufen oder eine vertauschen.

Was er dem Vater versprochen, das hielt er nicht. Er gab ihm jeden Mund voll Brot mit Unwillen und ließ ihn in der Not, daß der alte Mann wie ein Bettler dankte, wenn ihm ein Nachbar eine Milch oder sonst etwas gab. Aber er mußte es noch verbergen; wenn der Sohn es vernahm, so wütete er mit ihm wie ein Tier und sagte ihm ins Gesicht, wenn er nur verlochet wäre; er nütze doch nichts mehr auf der Welt, er habe aber nie etwas darauf genützt und könne nichts, als ihm noch Schande und Spott zuziehen

Dergleichen Worte fanden auch die rohesten Nachbarn schrecklich. Alles lag dem Alten an, er solle es dem Junker klagen, wie der gott-

lose Sohn mit ihm umgehe. Endlich that ers und klagte mit Thränen den Jammer. Der Junker selbst sanw es abscheulich und sagte dem Alten: Bring den Buben nur mit dir, ich will ihm zeigen, wie er mit dem Vater umgehen soll. Aber der Bube machte den Vater auf den Weg Branntwein trinken, daß er stumm ward und nicht mehr recht vorbringen konnte, was er wollte. Der Rausch machte ihn seiner Lebtage gut; er entschuldigte jetzt selbst den Buben und konnte fast nicht auf den Füßen stehen. Es ahnte dem Junker nichts von der Bosheit des Sohns; er sah nur den berauschten Alten vor sich stehen und der Sohn sagte mit dem Anschein von Ehrlichkeit, es sei ihm leid, daß der arme Vater seine eigene Schande selbst also zeigen müsse; aber es sei in Gottes Namen nicht anders. Wenn er ihm Geld geben würde, daß er sich alle Tage könnte voll und toll saufen, so wäre er immer der gute Sohn und er hätte dann sicher nichts zu klagen. Sein Zustand empörte den Junker. Du alter versoffener Lump, rief er, gehe mir ab den Augen, du verstänkest mir ja noch meine Stube mit deinem Branntweingeruch; fort, — fort und zur Thüre hinaus! Ich muß ja mit meinen Augen sehen, wie dein Sohn mit dir geplagt ist. Gehe nur heim und mache, daß keine Klage kommt. Mit diesem mußte er fort. Da spottete ihm der Sohn unter den Augen; und auf dem Heimweg war das zweite Wort: Du alter versoffener Lump, wann willst du jetzt wieder mit mir ins Schloß? Und seit der Zeit bis an des Vaters Tod war des Sohnes einzige Antwort: Du alter versoffener Lump, willst du wieder mit mir ins Schloß?

Dem Junker ahnte so wenig von dieser Bosheit, daß er ihn bald darauf zum Weibel machte. Treiben und pfänden war jetzt seine Arbeit und den Vater von dem hungrigen Weib und die Mutter von dem saugenden Kind wegzuführen sein Beruf. Er konnte es so gut, als in der Jugend den Vögeln die Augen ausstechen und Katzen lebendig braten. Die hoheitlichen Gefälle vom Galgen, vom Pranger, von den Gefangenschaften und Prozessen und die Bußgelder gegen alle heilige zehn Gebote stiegen unter ihm zusehends Jahr für Jahr, so daß der Junker zur völligen Ueberzeugung gelangte, es müsse vorher eine erzschlechte Ordnung gewesen sein. Sie ward unter ihm wirklich anders, aber sie brachte das Dorf dahin, daß es einer völligen Zigeunerbande gleich sah. Von fünfzehn Haushaltungen, die bis auf jetzt es sich immer zur Ehre rechneten, daß seit Menschengedenken niemand von ihnen im Gefängnis gewesen, konnte das nun keine mehr rühmen. Der Turm war immer voll. Er ließ die Reichen in demselben fressen, saufen und spielen, die Armen hingegen darin bald fast erfrieren, bald fast Hungers sterben.

Er füllte das Dorf mit Ehrlosigkeit und brachte Bauern mit bezahlten Höfen auf die Gant. Dafür erkaufte er im fünften Jahr seines Weibeldiensts um siebentausend Gulden die Mühle und bezahlte sie bar. Dann im sechsten machte ihn der Junker zum Vogt, ob er

schon nicht im Sinn hatte, denn er kannte ihn als einen wilden gewaltthätigen Teufel, und wenn er von ihm redete, so nannte er ihn nicht anders. Aber alles im Schlosse, vom Schreiber an bis zum Stiefelwichser, lag dem Junker in den Ohren, es sei kein Mann im Dorf zu diesem Dienst so tüchtig, als er. So ward aus einem verlumpten Strolch der Schloßhund, aus dem Schloßhund der Weibel, aus dem Weibel der Vogt. Es ist nicht ohne Grund, daß die bösesten Buben im Lande gern Untervögte sind; sie wissen es gar wohl, warum.

Hummel that jetzt als Vogt mit vollkommener Sicherheit, was er vorher als Weibel nicht anders als mit Gefahr seines Halses thun konnte. Jetzt wünschte er nichts weiter und sagte es selbst, es sei ihm jetzt wieder so wohl, als den Sommer über auf den Bergen, wo er die Kühe gehütet hatte. Die Vergleichung konnte nicht treffender sein. Auf dem Berge that er, was er wollte, und jetzt that er es auch. Er marterte auf der Weide alles, was er wollte, das that er jetzt wieder. Er zwickte auf dem Berge Menschen und Vieh, die nicht thaten, was er wollte, mit einer Geißel, die größer war, als sie kein Hirtenknabe hatte; und als Vogt zwickte er alles, was nicht that, was er wollte, mit der Gerechtigkeit. Diese war jetzt ganz in seiner Hand.

Er brauchte sie nur für die, so Unrecht hatten. Er erschwerte dem Leidenden den Beweis wider den Frevler, den Bestohlenen die Nachforschungen gegen den Dieb, den Geschwängerten den Rechtsernst gegen den Schwängerer. Wenn der Leidende (Klagende) einen ganzen Tag auf ihn wartete, war er nicht beihause. Wenn aber der Frevler um Mitternacht kam, so fand er bei ihm Rat.

Er machte den Junker für alles blind. Die Geschäfte, die er einmal in Händen hatte, verwickelte er so, daß auch das kleinste dem trägen Herrn zu schwer war. Dann machte er ihn auch gegen die Bauern mißtrauisch und spinnte ihm ein, der beste unter ihnen wäre nicht zu gut, um nur ihn, den Junker, hinter dem ersten besten Hag niederzuschießen, wenn er es wohl könnte. Damit brachte er ihn dahin, daß er selten mit einem ein Wort redete, ohne daß der Wächter oder der Profoß neben ihm stand.

Die Gemeine unterjochte Hummel, wie den Junker; er griff sie an wie einen einzigen Mann. Imgrund war sie wirklich weniger als ein Mann, denn wo so ein Vogt Meister ist, da ist völlig keine Gemeine mehr. Wenn er ganze Striche Lands von den Gemeingütern seinen Aeckern zupflügte, mußte sie nicht nur schweigen, sie mußte ihm noch Markſteine setzen, das Gestohlene ihm für die Zukunft zu sichern. Mit einem Wort, wer ihm in dem Wege stand, den trat er zu Boden, und wer ihm nicht in dem Wege stand, den sog er aus.

Er achtete das Elend der Menschen nichts und sagte laut, es sei in der Welt nicht anders, das stärkere Tier fresse das schwächere und die ganze Kunst des Menschen gegen die Menschen bestehe darin, zu machen, daß er selbst ein so starkes und schlaues Tier werde, als

ihm nur möglich sei. Er ward sicher ein solches. Er trieb seine Kunst gegen die Menschen vorzüglich mit seinem Hausbuch. Er schrieb darin auf, was ihm zu Sinn kam. Was ihm träumte, das war ihm einer schuldig. Er rechnete Jahre lang nicht mit den Leuten; er wartete immer, bis sie sich der Umstände nicht mehr zu erinnern wußten; dann überfiel er sie plötzlich mit Rechnungen, die zehnmal größer waren, als sie dachten. So tötete er einen der gutmütigsten Menschen im Dorfe. Er hieß Stickenberger und hatte dreizehn Kinder, die er liebte und erzog, wie kein Vater im Dorfe. Er ging keinen Sonntag von ihnen weg und hatte keine größere Freude als sein Haus und seine Kinder; aber dabei war sein Sinn finster, so daß er das Graue leicht für schwarz ansah. Er war dem Vogt auch schuldig, denn er hatte zuzeiten für seine Haushaltung Brot, Mehl und etliche male auch Wein aus dem Wirtshaus kommen lassen, zwar nicht für sich allein, sondern für die ganze Haushaltung. Der Vogt rechnete über zwei Jahre nicht mit ihm und forderte ihm nichts, und der arme Mann meinte, es sei ihm an dieser Kleinigkeit nicht viel gelegen; aber er dachte dennoch ihn diesen Herbst zu bezahlen und freute sich, alsdann allem Anschein nach leichter zu können, als es ihm lange nicht möglich gewesen wäre. Er hatte dies Jahr seinen Acker wie einen Garten angebaut, die Erdäpfel, die Rüben, das Kraut, der Kabis, die Zwiebeln, der Flachs, alles, alles stand im ganzen Acker so schön, daß kein Acker der Reichen ihm gleich war. Er hatte ihn den Sommer über mit seinen Kindern so fleißig bearbeitet. Jetzt, da er so schön stand, gingen sie fast alle Abende, wenn die Arbeit vollendet war, mit dem Vater vor Freuden noch rund um den Acker und dann erst heim. Alle freuten sich miteinander und sahen alle einem ruhigern Winter und einem Ueberfluß an Speisen entgegen, wie sie ihn in ihrem Leben noch nie gehabt hatten. Aber plötzlich fordert der Hummel dem armen Mann fünf und vierzig Gulden. Der arme Mann glaubte nicht, daß er ihm fünfzehn schuldig sei, und jetzt fordert der Vogt fünfundvierzig. Dennoch widersprach er nicht; er brachte, was er im Hause hatte: ein Bett, ein Faß und allerhand Werkgeschirr und versprach ihm, noch alle Wochen zwei Tage zu arbeiten und den Rest ihm im Herbst zu bezahlen. Aber der Vogt wollte den Acker, in dem es so schön stand. Stickenberger fiel zu seinen Füßen, stammelte sieben mal: O meine dreizehn Kinder! o meine dreizehn Kinder! — Zahl mich, du Hund, oder gib mir den Acker! antwortet Hummel. Der elende Vater bittet jetzt nur noch um den Raub des Gepflanzten, den Acker wolle er ihm geben. Aber auch das erhält er nicht. Du mußt ihn geben, erwidert der Vogt, wie er da ist, ich will bezahlt sein. Den Stickenberger überfällt jetzt schwarzes Entsetzen — Wut ist in seinem Blicke. Er ladet den Hummel ein ins Thal Josaphat zu einer andern Rechnung, kehrt ihm den Rücken, geht heim, verbirgt seinen Schmerz, sagt seiner Frau und Kindern nichts, was ihm begegnet, wartet, bis alle Kinder im Bett sind, geht dann noch zu einem jeden, sagt ihnen gute Nacht, wie noch nie, schleicht

dann zur Thür hinaus und hängt sich an eine Eiche. Und morgen nimmt Hummel den Acker mit dem Kohl und Rüben und allem, was darauf ist, den dreizehn Kindern, die ihn gepflanzt haben, weg an seine Schuld.

Er achtete das Elend der Menschen nichts; wenn er sie selber ausgesogen, so sagte er: Sie gehen mich nichts an. Da man den armen Uli, dem er alles Gestohlene abgenommen, henkte, sagte er: Es ist ihm wohl gut, daß er ab der Not ist, er hätte doch nicht so viel stehlen können, als er fressen mögen.

Er brachte dem Junker selbst bei, es nütze nichts, wenn man zu den Menschen Sorge tragen wolle; man könne es nicht, und die Obrigkeit sei nicht dafür da, und auch den Menschen sei es besser, man überlasse einen jeden sich selbst und strafe sie dann, wenn sie nicht thun, was sie sollen. Nach dem gleichen Gesichtspunkt achtete er auch die herrschaftlichen Gefälle von Zehnten und Grundzinsen weniger wichtig, als die Gefälle von der Gerechtigkeit. Wenn das halbe Dorf ohne Schuhe und Strümpfe selbst im Winter zum Nachtmahl kam, sagte er, man müsse auch dieses nicht achten; die Leute könnten sich gewöhnen, ohne Schuhe und Strümpfe zu gehen, wie mit denselben.

Er hob das Gefühl der Bande der Natur auf, wie dasjenige der Bande der Gesellschaft, und so wie er den guten Sinn der Menschen gegen die Obrigkeit tötete, so tötete er ihn auch gegen die Eltern. Er sagte dem störrischen Kinde, warum es doch seiner Mutter folge, die so eine Frau sei, wie sie sei; dem Hoffärtigen, sein Vater sollte sich schämen, daß er ihm dies und jenes nicht gebe, wie es die andern auch hätten; dem Fleißigen, er sei ein Narr, daß er sich wie ein Dienstbote plage und nicht mehr Dank davontrage; dem Gewinnsüchtigen, er würde unter Fremden viel mehr verdienen als daheim; dem Trägen, warum er vom Morgen bis an den Abend so angespannt sein möge, wie ein Roß am Karren; und so wieder dem Knecht, der einen guten Meister hatte, es sei zuzeiten gut, aber doch nicht immer, bei einem Esel zu dienen; nicht minder der Magd, sie könnte ihre Meisterleute loben oder schelten, er hatte immer ein Wort, sie mißmutig zu machen. Aber alle Male kam das Wort da hinaus: Stehl du und brings mir!

Die Lehre ward zum Elend verstanden. Eheleute und Hausleute stahlen sich das Ihrige und brachtens ihm. Kinder wurden ihm ihr Erb schuldig, ehe die Eltern gestorben, Dienste ihren Jahrlohn, ehe er verfallen. Er lockte sie mit ihren Gelüsten. Man konnte bei ihm in einem halben Tag einzig verschwenden, was man mit einer Haushaltung in acht Tagen nicht brauchte. Er zwang sie in ihrer Not. So lange einer etwas versetzen oder auch nur noch stehlen konnte, so half er ihm, wenn ihm etwas anstieß; aber siebenfach bejammernswürdig war dann sein Zustand — sein Schrecken war über ihm wie ein Schwert über seinem Haupte. Auch wenn jemand etwas verschuldet und er das wenigste wußte, ihn zu ängstigen, wenn es ihm auskommen würde, so war er wieder sein Knecht.

Aber während daß er das Volk so an vollen Stricken zum Tod führte, sagte er den Leuten: Ihr seid frei und es geht niemand nichts an, wie ihr mit euerm Gut schaltet und waltet; es ist darum das euere. Er wußte es auf dem armseligen Dorf schon vor dreißig Jahren, was jetzt verschuldete Große als neuere Staatsweisheit fürchterlich ausüben, nämlich, daß kein sicherer Griff in den Geldsäckel des Volks sei, als ihm in aller Verwilderung seiner Ungezogenheit zu sagen: Du bist frei! Land und Leute gehen zwar bei diesem sichern Griff in den Säckel der Menschen zugrunde; aber das macht solchen Bauern und solchen Großen gar nichts; sie suchen das Volk nur auszusaugen, darum rufen sie ihm zu: Du bist frei! und lehren ihn den Ruf des Weisen: Zur Ordnung! verhöhnen.

Hummel that das alles in Bonal; und tausend Hummeln thun es in ihren Dörfern noch täglich. Immer, wenn man davon redete, einen schlechten Wirtschafter zu bevogten, war er dagegen und erzählte dann meistens, er sei dabei gewesen, da der reiche Trübeli bei Abnahme seiner Vogtsrechnung vor der ganzen Audienz gesagt habe: Wenn der Teufel bevogtet wäre, so käme er um die Hölle. So untergrub er allenthalben den Geist der weisen Aufmerksamkeit des Menschen auf sein Eigentum und die Kraft der öffentlichen Bande, Uebungen und Sitten, welche den Irrtum und die Thorheit der Menschen in diesem wesentlichen Grunde ihrer Glückseligkeit in Schranken halten.

Daher entstand auf seiten des Junkers weniger nicht, als gänzliche Regierungsunfähigkeit. Denn wo immer dem Adel Weisheit in Aeufnung seines Eigentums mangelt, da mangelt wahrlich die erste Kraft der wahren Volksregierung. Aufseiten des Volks ist es das gleiche. Wo ihm Weisheit und Kraft in Erwerbung und Besorgung des Eigentums mangelt, da sind die Stützen seiner Sittlichkeit und seiner Glückseligkeit untergraben. Das war Bonals Fall. Nachdem der Vogt seinen wilden Wirtshaus- und Gaunergeist in alle Haushaltungen hineingebracht, so wuchs das Laster wie die Frucht, die im Mist steht. Man darf die Zahl der Menschen, die in den Bußen- und Kriminalakten aufgezeichnet sind, nur nicht nennen. Alles Gefühl von Verhältnismäßigkeit, Ordnung und Scham war dahin; man entbehrte die Notdurft und kaufte die Hoffart. Gute Hemden waren selten und Sammetschnüre verfaulten in Winkeln voll Unrat. Die Braut schämte sich, am Altar nicht schwanger zu sein. Der Jüngling ehelichte sie nicht, außer er mußte. Vater und Mutter sagten über den Tisch vor den Kindern: Die Gefangenschaft ist nicht für die Hunde, sie ist für die Leute. Und graue Männer erklärten im Wirtshaus, mit der Zunge halb unter dem Maul und dem Kopf auf dem Arm: Der Eid sei eine Anrufung Gottes des Allmächtigen und gar nicht zu scheuen.

Sie scheueten sich vor gar nichts mehr, wahrlich nicht mehr gehängt zu werden, wenns sein mußte und sie nicht mehr leugnen konnten. Aber leugnen konnten sie, daß der träge Junker jede Klage, deren Untersuchung ihm Mühe verursachen konnte, geradezu abwies,

wenn sie nicht siebenfach bewiesen worden war. Da aber die wenigsten Schelme ihre Sachen so ungeschickt anstellen, daß man sie ihnen schon zum voraus siebenfach beweisen kann, so kamen die meisten los und viele mit drückenden Rückgriffen gegen die armen Kläger. Der Junker war imstand, diesem vor dem Angeklagten unter die Augen zu sagen: Wenn ers nicht bekennen will, so kann ich nichts machen, und ihm gar seinen Unwillen fühlen zu lassen, daß er wegen einer unbewiesenen Sache, auf bloße Wahrscheinlichkeit hin, ihm so viel Mühe machen möge.

Diese Lage der Sachen bildete den Volksgeist notwendiger Weise so diebisch und zugleich so unverschämt, daß sie dem, der sie über dem Frevel in seiner Stube ertappt, ganz kaltblütig vor dem Richter die Abschrift der Klage und gesetzmäßige Bedenkzeit abforderten und ihn damit, wenn er nicht für seinen eigenen Seckel ein Narr sein wollte, zur Ruhe wiesen. Wenn man Kindern auf der Gasse etwas abwehrte, so drehten sie sich auf dem Absatz herum und sangen einem unter die Nase:

Was reden die Leute?
Was bellen die Hunde?

Es fragte keiner dem andern etwas nach und das halbe Volk war in seiner innersten Stimmung gänzlich nichts andres, als eine Zigeunerbande im Walde. Auch wenn dergleichen Leute ins Dorf kamen, so rühmte ihnen alles, wie gut sie es hätten. Die Alten sagten: Ihr müßt nicht pflügen und säen und der Obrigkeit nichts geben, und den Kindern: Ihr müßt nicht spinnen und nicht lernen; wenn wir es nur auch hätten wie ihr!

In diesem Bekenntnis liegt der Geist der innersten Stimmung des Volks und der Mittelpunkt der Folgen einer Verwahrlosung, die ihr Elend aufs äußerste brachte. Das neu eingerissene Baumwollenspinnen vollendete die Verheerung des Dorfs.

Das Zigeunergesindel kannte den Wert des Geldes nicht und fand jetzt plötzlich und beim Müßiggehen in einer Woche mehr zu verdienen, als sonst in einem Monat. Alle Kraft der Regierung war getötet; sie spukte nur noch, wie ein Gespenst, aus dem Wirtshause und lenkte das Volk selbst zum Fressen und Saufen. Das war schon lange so; aber bis jetzt zwang doch die Not auch selbst den lumpichten Mann, sich doch immer für ein Jahr einzurichten und im Sommer für den Winter Vorsorge zu thun; und dieser Zwang der Not brachte immer eine Art Vorsicht, Ueberlegung und Verhältnismäßigkeit in sein Thun und Lassen. Aber auch dies hörte nun auf. Das Spinnervolk, das beim Müßiggehen Geld verdiente, war jetzt auch von der lieben Not frei, die es vorher, mitten in seiner Verwahrlosung, doch immer noch an einen Schatten von Weisheit band, der nun bei den Baumwollenrädern gänzlich verschwand. Dieses Lumpengesindel richtete sich in keinem Stücke mehr auf ein Jahr ein; es spottete vielmehr der armseligen Mühseligkeit der Wohlhabendern, die, um Kraut, Rüben und Erdäpfel zu essen, sich den Tag so sauer werden lassen, da es bei Sang

und Klang alles, was gut ist, essen, seiner Haut schonen, während seine Töchter an den Sonntagen und auf den Märkten in seidenen Halstüchern und mit Sammetbändern daher ziehen können, wie wenn sie Bauern- und Müllertöchter wären.

Es war wirklich so: Bauern mit bezahlten Höfen mußten zu grunde gehen, wenn ihre Kinder wie das Baumwollenspinnervolk essen, trinken und sich kleiden wollten.

So vollendete das Einreißen des Baumwollenspinnens die Verheerung des Dorfs, indem es die letzten Schatten des Gefühls für Verhältnismäßigkeit, Bedächtlichkeit und Ordnung verdrängte.

22. Näherung zum Hauptgrundsatz des Buchs.

Diese Stimmung des Volks, seine Sinn-, Sorg- und Ehrlosigkeit war es, was Arnern und seinen Freunden am meisten und mehr auffiel, als die einzelnen Thaten des Vogts, so abscheulich sie waren. Sie sahen die äußere Veranlassung zu dieser elenden Volksstimmung einerseits in den Verhältnissen, in denen Hummel als Wirt und Müller und Schloßhund und Weibel und Vogt mit den einzelnen Haushaltungen im Dorf gestanden. Aber andererseits konnten sie es auch nicht verbergen, daß ohne die Trägheit, Berufslosigkeit und Regierungsuntüchtigkeit des alten Junkers er nie weder Wirt, noch Müller, noch Weibel, noch Vogt geworden wäre. Das war ihr Urteil über die äußere Veranlassung des Uebels.

Die innere Kraft desselben schien ihnen auffallend in dem verheerenden Einfluß, den sein Leben darin hatte, dem Junker und dem Volk beiderseits alle Weisheit und Kraft in Besorgung ihres gegenseitigen Eigentums zu untergraben.

Ebenso schien ihnen der wahre Gesichtspunkt, einer solchen Dorfverwilderung für die Zukunft vorzubeugen, liege im Gebrauch aller Mittel, wodurch die Aufmerksamkeit sowohl des Adels als der Unterthanen auf die gute und weise Besorgung ihres Eigentums befördert, und die Ursachen der Irrtümer und Fehler in diesem Gegenstand gehoben werden könnten. Und sie glaubten in diesem Grundsatz den wahren Vereinigungspunkt der Bedürfnisse und Neigungen der Edeln und des Volks, sowie den ersten Grund der bürgerlichen Sittlichkeit, Sicherheit und Glückseligkeit gefunden zu haben.

23. Die Schwierigkeiten der Volksverbesserung fangen an sich darzustellen.

Aber es war nicht anders, als hätte das Wetter ins Dorf geschlagen, sobald es verlautete, daß der Junker und der Pfarrer beim Vogt nachforschten, was unter dem alten Junker begegnet sei. Man sah in allen Gassen Leute die Köpfe gegen einander kehren und gegen die Wände. Es fehlte hier und dort dem einen und andern an der natür-

lichen Farbe. Böse Weiber wurden mit ihren Männern gut. Störrische Kinder gehorchten auf Worte. Eheleute und Hausleute fragten sich Sachen und sagten sich Sachen, daß allemal das eine nicht klug daraus werden konnte, warum jetzt eben das andere auf dieses falle.

Wenn der Vogt jetzt auch sagte, ich hätte ihm deinen Mantel verkauft, den uns doch, wie du wohl weißt, die Bettler gestohlen, sagte die durstige Stöffelin zu ihrem Mann Josli. Daß du jetzt auch mit dem Mantel kommst, versetzte dieser, von dem du weißt, daß ich so lange nicht glauben können, daß ihn die Bettler aus dem verschlossenen Kasten gestohlen. — Wenn er uns jetzt auch ausbringt, sagte die Betschwester Barbel zu ihrer Magd und Mithalterin ihrer stillen ehrbaren Abendtränke. — Wenn uns auch das Garn auskommt, so wir ihm alle Woche gebracht, sagt Christophs Lise zu ihrer Schwester Klara. Wir wollen schweigen, wie Käfer, erwidert Klara, und leugnen, wie Hexen, sagt Lise. Solche Reden flossen in allen Ecken. Ihrer viele sagten: Hätte der Teufel ihn nur vollends genommen und der Junker ihn nur zu vollends gehenkt! — andre wieder: So ein Ketzer kann das ganze Dorf in Unglück bringen; — noch andere: Es ist nicht recht und nicht in der Ordnung, daß der Junker also nachforscht. Wenn ein Schelm abgestraft ist, so ist seine Sache ausgemacht und man soll ihn dann gehen lassen. Wenn der Junker es ehrlich meinte und nicht suchte die Leute ins Unglück zu bringen, so würde er es gut sein lassen und nicht noch den Pfaffen also hinter ihn hetzen.

Am bangsten war es den Vorgesetzten, die an sehr vielen Verbrechen Hummels teil gehabt hatten. Die Dorfrechnungen, die sie verfälscht, die Waisenrechnungen, die bei dreißig Jahren kein Mensch untersucht hatte, das Gemeingut, mit dem sie so lange schalteten, wie Schelme, das alles und noch mehr trieb ihnen den Schweiß aus. Sie kehrten und drehten die Sache auf allen Seiten, wie etwa zu helfen wäre, und fielen auf den Gedanken, man müsse dem Vogt das Maul mit Geld stopfen, daß er nichts sage. Das wollte zwar nicht allen gefallen. Etliche sagten: Er hat uns in seinem Leben schon um vieles gebracht und jetzt sollten wir ihn noch füttern wie eine Gans? Lieber wollen wir ihn reden lassen, was er rede. Der geizige Moosbauer war am eifrigsten dieser Meinung und brüllte, daß man nur ihn hörte: Ja, ja, man muß ihn reden lassen, wenn er nicht schweigen will; um seinetwillen wird man uns nicht alle hängen. Aber die mehreren gaben ihm zur Antwort: Wenn du allein wärest, so könntest du es unserthalben probieren; aber um deinetwillen mit zu halten, kann uns nicht dienen. Ja mein Gott! Ja mein Gott! man muß machen, was man nur immer kann, daß er nichts rede, sagten die furchtsamen. Aber die größere Frage war, wie man zu ihm kommen wolle.

Etliche meinten, Kriecher könnte sich am besten ins Pfarrhaus hineinschleichen; aber andere sagten, dieser würde den Lohn nehmen und dafür uns samt dem Vogt dem Türken verkaufen. Andere rieten auf den Hartknopf, aber auch dieser gefiel den mehrern nicht. Es muß

einer sein, sagten sie, der, wenn etwas krummes darein schlägt, mit einem Wort Antwort gibt, und nicht mit einer Predigt. So wußten sie niemand; denn auch der neue Vogt, den etliche vieten, sagten die andern, ist kein Mensch, der imstand, etwas krummes grad zu machen. Einer sagte, er würde damit anfangen, dem Hummel zu sagen, er sei sein Nachfolger.

In dieser Verlegenheit stand Kalberleder auf und riet auf seinen Sohn. Die Bauern sperrten das Maul auf, sie konnten nicht ergründen, was sein Bub besonderes wissen sollte. Meinet ihr etwa, ich wisse nicht, was ich sage, erwidert Kalberleder; bei Gott! so wahr ich ein Bauer bin und einen Hof habe, auf den ich nichts schuldig, ich will Rat schaffen, und mein Bub soll euch helfen. Das wunderte die Bauern noch mehr, sie streckten die Köpfe wie Gänse, und fragten den Nachbar: Wie denn? Wie das? Sehet, antwortet Kalberleder, ich habe einen Nußbaum am Garten des Pfarrers, nahe an seinen Fenstern; und der Baum ist mir lieb, er trägt mir alle Jahr Nüsse und ich gäbe ihn nicht um vieles; aber ich will ihn daran wagen, mein Bub muß ihn umhauen; bei dieser Arbeit wird es nicht fehlen, es gelingt ihm, er lockt euch den Vogt ans Fenster oder bringt den Hans, oder die Köchin oder vielleicht selbst den Pfarrer dahin, daß er ihn einen Augenblick zu ihm hinein läßt. Die Bauern fanden den Rat gut und eilend holte einer den Buben vom Feld. Er mußte die Ochsen am Pflug im Feld stehen lassen und laufen, wie wenn es brennte. Er war bald da; dann gaben sie ihm Rat und nachdem er alles verstanden und eine halbe getrunken, nimmt er Pickel, Schaufel und Karst auf die Achsel, das Beil in die Hand, und geht auf seinen Posten, thut mit dem Karst um den Baum einige Streiche und singt dabei, wie wenn er einen halben Rausch hätte, den Kühreichen. Das lockte den Pfarrer ans Fenster; auch dem Hans in dem Garten kam es wunderlich vor. Er säte eben die ersten Bohnen, ging, die Hand noch damit voll, von seinem Gartenbeet gegen die Schattenecke, wo der Baum stand, grüßte den Kalberleder und sagte ihm: Ist es nicht schade um den Baum? Er trägt bald alle Jahre so viel Nüsse. Kalberleder antwortet: Mein Vater hat einem Glarner einen guten Baum zu Flintenschäften versprochen und dieser, denke ich, soll gut ausfallen. Ja, antwortet Hans, dann kann man wohl Türken damit schießen; aber er gibt keine Nüsse mehr.

Kalberleder. Es ist so, aber er schadet auch in der Wiese: die Nußbäume treiben die Wurzeln gar weit.

Hans. Dafür aber habt ihr doch ein Mittel?

Kalberleder. Was für eins?

Hans. Ihr hauet ihm auf eurer Seite die Wurzeln ab, dann treibt er auf unsere.

Kalberleder. Von diesem weiß ich nichts.

Hans. Wie ihr euch doch so ehrlich stellen könnt, ihr Nachbarn!

Kalberleder. Ja, jetzt weiß ich's wieder, mein Vater hat ihm einmal die kranken Wurzeln abgestochen.

Hans. Nachbar, das ist nicht so, ich stand dabei, es waren ganze gesunde Wurzeln; aber wir wollen das jetzt gut sein lassen; wenn du ihn umhaust, so treibt er dann auch nicht mehr auf unsere Seite. Kalberleder war froh, das Gespräch auf etwas anderes zu lenken und fragte den Hans, ob er glaube, daß der Herr Pfarrer zürnen würde, wenn er dem armen Vogt auch einen guten Abend sagen wollte. Du kannst ihn fragen, er steht am Fenster, antwortet Hans. Es ist wahr, sagt Kalberleder, nimmt die Kappe vom Kopf, grüßt den Wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer und sagt ihm: Euer Hans hat mir da eben gesagt, der Nußbaum, den ich jetzt umhauen will, habe in Euerm Garten so viel Schaden gethan; wenn einmal mein Vater das gewußt hätte, so hätte er ihn längst umhauen lassen.

Pfarrer. Das war um meinetwillen nicht nötig.

Kalberleder. Warum das nicht, Herr Pfarrer? Ja freilich, Ihr seid dem Vater gewiß lieb, er thäte Euch noch mehr zu Gefallen als dies. Dann rühmte er, was der Wohlehrwürdige Herr Pfarrer für christliche Stücke der Barmherzigkeit am Vogt erzeige und wie große Geduld er mit einem so elenden Menschen diese Zeit über getragen, und setzte endlich wie beiläufig und wie wenn nichts daran gelegen wäre hinzu, er möchte ihm doch auch einen guten Abend wünschen, er sei auch noch von der Mutter Seite nach halb sein Vetter. Ich mag's wohl leiden, wenn er eine Viertelstunde kürzere Zeit hat, sagte der Pfarrer und Kalberleder, der gar nicht dachte, daß dieses so leicht gehen würde, verlor fast den Atem und stand da wie ein Knab, der in seinem Leben das erste mal auf einem Markt ist und um seine zwei Kreuzer ein gutes Los kriegt. Bauer und Bäuerin hätten Unrecht geahnt, wenn ein Mensch so vor ihnen gestanden wäre und den Atem verloren hätte. Der Pfarrer aber ahnte nichts und Kalberleder war bald in der Stube beim Vogt und sagte ihm geschwind, wie wenn sein Leben an einem Augenblick hinge, was ihm die Vorgesetzten befohlen. Aber der Vogt antwortete wie wütend: Sie sind nicht besser, als ich und es schadet ihnen nichts, wenn sie schon auch an den Galgen müssen, wie ich. Ihre Buben können dann auch auf die Bäume klettern und ihnen Freudenschüsse schießen, wie mir. Kalberleder erschrak und suchte ihn mit guten Worten zu besänftigen. Sei doch kein Narr, sagte er, wenn sie auch unter den Galgen kommen, was hast davon? Sorg du für dich selbst, du hast genug Brot, wenn du sie nicht verrätst, und sie sind ja an dem, was dir begegnet, nicht schuld. Thue es doch meinem Vater zu gefallen, und dem Hügi, und dem Kienholz, sie lassen dich alle freundlich grüßen und bitten. Wenn die andern Kälber sind und einige Buben etwas gethan haben, das dich verdrießt, so sind doch diese unschuldig; und wenn du Geld willst, so sag es mir, ich habe bei mir im Sack. So bat er ihn freundlich und sagte dann noch: Rede doch leise, damit der Pfarrer nichts höre. Jetzt antwortete der Vogt: Wenn ich nur tot wäre!

Kalberleder. Du bist darum jetzt noch nicht tot; mache, daß du lebend Brot habest.

Vogt. Ich kann nicht allem helfen.
Kalberleder. Hast schon geschwatzt?
Vogt. Ich weiß nicht, was ich gesagt.
Kalberleder. Du kannst es ja verdrehen und wieder leugnen.
Vogt. Laß mich doch ruhig.
Kalberleder. Versprich mir, daß du es thun willst.
Vogt. Mein Versprechen hilft nichts.
Kalberleder. Mach dich doch nicht unglücklich!
Vogt. Ich bin es schon.
Kalberleder. Es ist jetzt vorüber.
Vogt. Ja vorüber!
Kalberleder. Laß dich bereden.
Vogt. Ihr seid alle falsch.
Kalberleder. Gewiß, gewiß nicht, wir meinens alle gut.
Vogt. Was macht meine Frau?
Kalberleder. Ich weiß es nicht.
Vogt. Weißt es nicht? Ich lasse sie grüßen.
Kalberleder. Thue doch, was ich sage.
Vogt. Es ist vergebens.
Kalberleder. Hast du schon geschwatzt?
Vogt. Er weiß sonst alles.
Kalberleder. Sag du das Gegenteil.
Vogt. Es klagen noch mehr Leute.
Kalberleder. Wer? was? was weißt du?
Vogt. Laß mich doch ruhig; der Pfarrer ist hinter der Wand.
Kalberleder. Du kannst ja leise reden.
Vogt. Laß mich doch ruhig.
Kalberleder. Sag, was du weißt.
Vogt. Sie sind alle Schelme.
Kalberleder. Mach dich nicht unglücklich! Wenn du ein Wort redest, so gibt dir kein Mensch im Dorf mehr einen Mund voll Brot.
Vogt. Ich heische ja keinen. Laß mich jetzt ruhig.

Mit diesem kam der Pfarrer in die Stube und Kalberleder rieb sich die Hände und sagte: Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ich will jetzt wieder an meine Arbeit. Schaff's gut, sagte der Pfarrer, und Kalberleder eilte wie eine Katze aus dem Taubenhaus zur Thür hinaus. Er sah, daß er nichts ausgerichtet und will jetzt den Baum auch nicht unnützer Weise umhauen. Er nimmt Karst, Pickel und Schaufel auf die Achsel und das Beil in die Hand und antwortet dem Hans, der ihn fragt, warum er jetzt schon von seiner Arbeit weggehe: Mein Vater meint vielleicht einen andern Nußbaum, ich muß ihn noch einmal fragen. Mit diesem geht er weg, wirft daheim Pickel, Karst und Schaufel an die Wand, daß die Stube zittert, steht dann an den Ofen und sagt zum Vater und den Bauern: Ihr hättet mich wohl können daheim lassen, es ist nichts, gar nichts. Aber Vater und Bauern wollten mehr wissen und fragen, ob er denn gar nicht schweigen wolle. Der

Junge schnurrt noch. Vater! sagt er, wenn ihr und sie alle unter den Galgen müßtet, so hättet ihr es, wie er, verdient.

Dies widersprachen sie nicht, sie fragten ihn nur wieder: Aber will er nicht schweigen? Nein, antwortet der Junge, ich glaube es nicht; er sagt, der Pfarrer wisse schon alles und es klagten noch mehr Leute. Das war den Bauern entsetzlich; sie gaben jetzt dem Kalberleder Schuld und nicht nur einer sagte: Wenn wir einen andern geschickt hätten, so wäre es gewiß besser gegangen. So macht man's einem, erwiderte der Junge, wenn man Narr ist und für andere Müh hat! Hättest du mich daheim gelassen, Vater! Der Alte setzte hinzu: Wenn ich nicht mehr Dank habe, so reut mich dann nichts mehr als mein Nußbaum. Aber der Junge winkte ihm und da die andern fort, sagte er: Ich war kein Narr, ich noderte nur so um den Baum, um deswillen steht er noch hundert Jahre. Das ist gut, sagte der Vater, was man nicht weggibt, das hat man noch.

24. Sie suchen bei dem Teufel Hilfe und dann beim neuen Untervogt.

Also konnte der Kalberleder nichts helfen. Aber jetzt gingen den Bauern die sonderbarsten Sachen durch den Kopf. Nicht nur einer dachte, wenn der Junker oder der Pfarrer tot wäre, so wäre allem geholfen. Aber es schlug sie doch niemand tot und betete sie niemand tot. Und die Bauern meinten jetzt noch, wenn sie dem Junker mit dem Weidverteilen Hindernisse in den Weg legten, so könnten sie ihm den Kopf dennoch vielleicht von ihren Schelmereien weg auf eine andere Seite lenken. Sie wußten die Herrenordnung wohl, wenn man ihnen gegen ihr Steckenpferd langt, so werden sie für alles andere blind. Aber sie hatten keinen andern Grund, als des Hartknopfs Wort, es sei an der Gemeinde nicht recht zugegangen und es sei ewig nicht wahr, daß der Hühnerträger ohne den Teufel das Geschrei und Geraffel, das sie gehört, habe machen können; dennoch hielten sie sich daran, lobten den Hartknopf, daß er so standhaft auf seiner Meinung beharrt und ungescheut gesagt habe, was sie nun selbst wahr fänden. Dieser schmollte mit dem Maul, wie wenn er Zucker äße, da er sich so loben hörte und sagte, von den Dorfmeistern also gestärkt, jetzt ganz laut, er wolle ewig verdammt sein, wenn es auf dem Berge zugegangen, wie der Hühnerträger erzählt; das sei alles eine abgeredete Sache, sie um die Gemeinweide zu bringen; es sei kein Wort daran wahr.

Man zog selbst den Triefaug ins Spiel und machte ihm begreiflich, sein Brotkorb hange daran, daß dem Glauben an dergleichen Sachen kein Abbruch geschehe. Dieser ließ sichs nicht zweimal sagen; wo er eine Klippertasche oder einen Haus Dampf antraf, bot er ihm eine Prise Tabak an und fing mit ihm an zu schwatzen. Was meint ihr, sagte er dann, wie hätte ich Haus und Hof zusammengebracht und wie würde ich einen so großen Aufwand das Jahr durch erstreiten,

wenn es keine bösen Leute und keine Gespenster gäbe? Ja, wenn ich reden dürfte! Eben die Herren, die dergleichen Sachen am stärksten wegleugnen, sind dann, wenn sie damit in die Not kommen (wie es ihnen dann, verdienter Weis, auch nicht selten begegnet), just die, welche am geschwindesten zu mir laufen und am meisten Dublonen zahlen, daß ich ihnen helfe. Dann sagte er: Ich will nichts geredet haben; aber wenn ich erzählen würde, wie es über diesen Punkt fast in allen Schlössern und Pfarrhäusern aussehen würde, wenn ich nicht wäre, ihr würdet Mäuler und Augen aufthun und gewiß sagen: Gott behüt uns unsre Bauernhütten!

Nun ging einem jeden, der in seinem Leben etwas gespenstermäßiges gehört hatte, davon wieder das Maul auf. Man erzählte jetzt in allen Ecken von neuem von der Haarlacherin Haus, in dem bei Jahren niemand wohnen können, bis es endlich der Vogt um einen Spottpreis gekauft und den Teufel durch den Hexenvater zu Münchthal ins Tobel hinter den Eichen verbannen lassen. Auch die Geschichte vom Krähenbaum bei der Schmiede wurde wieder hervorgesucht. Zehn Jahre nacheinander verfolgte Unglück das Haus und der Schmied wußte es sicher, wenn am Morgen der Vogel auf einem kohlschwarzen Ast absaß, so war das Unglück beschlossen, da half kein beten, kein rechtthun, es war am Abend im Haus.

Bei diesen Umständen ging es dem Hühnerträger am schlimmsten; er fand im ganzen Dorf keine Hühner und keine Tauben mehr feil, wo man hinkam, verschloß man ihm die Ställe. Nachdem er wohl eine Stunde also vergebens bald vor dieser, bald vor jener Thür gestanden, stellt er jetzt seinen Korb bei des Leupis Haus ab, sitzt neben den alten Bekannten, mit dem er in seinem Leben schon so manches Glas Wein in Fried und Einigkeit getrunken, auf seiner Bank ab, und sagt dann mit treuem Herzen: Leupi, es will nicht gut gehen, ich wollte, ich hätte mit dem Narrenteufel nichts zu thun gehabt, das Trinkgeld dafür ist mir übel bekommen. Aber das Wort war ihm kaum aus dem Mund, so steht der Leupi auf von seiner Bank und sagt: Behüt uns Gott und segne uns Gott, daß du dich um ein Trinkgeld in so etwas eingelassen. Und nun war es umsonst, der Hühnerträger mochte sagen, was er wollte, Leupi kam nicht mehr zurück und saß nicht wieder bei ihm ab. Er glaubte, er habe mit seinen Ohren gehört, daß der Hühnerträger selbst gesagt, er habe sich mit dem Teufel in ein Bündnis eingelassen, und eilend, wie wenn eine Frau anstatt eines Herrgottskindes einen Wechselbalg zur Welt bringt, geht nun das Gerücht von des Hühnerträgers Bündnis mit dem leidigen Satan von Thür zu Thür. Und nun ist das Eiredeln* des Hartknopfs eine bewiesene Sache; das ganze Dorf ist nun seiner Meinung, in allen Gassen sagt einer zum andern: Es wird jetzt wohl etwas anders gehen und man wird jetzt den Junker wohl meistern.

*) Eiredeln ist das Reden wie eines verwirrten Menschen.

Aber der schwangere Berg gebiert eine Maus. Die Dorfmeister getrauen sich nicht, dem Junker die Hexengründe vorzutragen und um derselben willen, wie sie wohl wünschten, ihm das Weid-Verteilen geradezu abzuschlagen; es ahnte ihnen, er möchte den ersten, der das anbringen würde, so beim Kopf nehmen, daß den andern die Lust zum Mithalten vergehen würde. Sie beschlossen also für einmal auch nur Umwege zu gebrauchen und ihm jetzt nur vorstellen zu lassen, die Zeit sei unschicklich zu dieser Verteilung, weil sie mit Vieh überstellt seien und Mangel an Futter hätten, und wenns möglich, ihn dahin zu bringen, zur Probe einen so schlechten Winkel vom Ried zu verteilen, daß er davon nichts anderes als Verdruß haben könnte, den letzten Punkt aber auf die Art vortragen zu lassen. Um dem Gnädigen Herrn ihre Unterwürfigkeit und Liebe zum Gehorsam zu zeigen, wollten sie, ungeachtet der Umstände, die für dieses Geschäft so widrig seien, dennoch das große Stück Landes zwischen beiden Tannenwäldern sogleich zu einer Probe zu verteilen anfangen.

Dessen einig gehen sie dann zum neuen Untervogt und sagen zu ihm, er müsse dieses von Amts wegen dem Junker vorbringen. Aber dieser antwortet ihnen: Es sind lauter Lügen, was ihr da anbringt; es ist ja dies Jahr mehr Heu gewachsen, als seit langem; euer Sommervieh kauft ihr erst im Maienmarkt und vom Tannenwinkel rede mir niemand ein Wort, er ist hierzu gar nichts nutz; ich kenne ihn wohl, ich habe ja meine Riedwiese gerade daneben und mein Vater und Großvater haben seit hundert Jahren so viel Kosten an sie verwandt, daß es nicht zu sagen ist, doch ist sie noch jetzt nichts nutz und das ganze Stück zwischen den Tannen ist völlig der gleiche Boden. — So dachte Jakobli. Aber die Bauern antworteten ihm: Neuer Herr Untervogt, du stehst zu spät auf, uns zu lehren, ob der Tannenwinkel etwas nutz sei, oder nichts; auch wissen wir sicher, auf welchem Markt wir das Sommervieh kaufen und ob das vorige Jahr wenig oder viel Heu gewachsen. Aber von dem allen ist jetzt ganz keine Frage. Die Frage ist nur, ob du thun wollest, was wir dir sagen und einhellig für gut finden, oder ob du von uns abstehen und blos ein Herrenknecht und kein Bauer mehr sein wollest. Thue was du willst, aber wir wollen dann auch thun, was wir wollen und glaube es nur sicher, deine Untervogtstelle wird dir schwer werden, wenn du wider uns sein willst. Sie sagten noch viel mehr und machten ihm so angst, daß er gleich alles versprach, was sie wollten und ihnen noch die Hand darauf gab. Aber dann schob er es von einem Tag zum andern auf, zu thun, was er ihnen versprochen.

25. Arners Vaterherz.

Indessen gönnte sich Arner keine Ruhe, bis er das Stück Land, das er verteilen wollte, von allen Seiten ganz kannte. Er ritt fast alle Tage mit seinem Rollenberger auf dieses Ried, er watete mit ihm durch Sümpf und Graben, durch Hecken und Dornen.

Ihre Mühe ward ihnen belohnt, sie fanden am Fuß eines elenden grienichten Hügels an der schlechtesten Weidstelle in einem Sumpfloch drei starke Quellen des fettesten Wassers, wahrhaftige Goldgruben fürs Dorf! Alle Pflanzen um die Quellen waren fetter, grüner und größer. In ihren Höhlen wuchs Brunnenkressig. Sie warfen den reinsten Sand aus, lagen so hoch und waren so stark, daß es auffiel, man könne mit ihnen einen großen Teil dieser Weide zu guten Wiesengründen umschaffen, welches für dieses Dorf, das beim Ueberfluß an Ackerfeld äußerst wenig Wiesengründe hatte, unendlich wichtig war. Arner maß mit eigner Hand die Stärke dieser Quellen und die Höhe ihrer Lage, und ruhte nicht, bis er vollends wußte, wie viel Land zu Wiesewachs und wie viel zu Ackerfeld tüchtig und was endlich zu Holzwachs übrig bliebe.

So sucht ein Vater seinen Kindern in seinem Garten Beete aus, daß sie darin Blumen, Kohl, Kräuter und Bäume pflanzen. Er zeigt ihnen den Ort der Tulpe, der Tuberose, des gemeinen Kohls, — den Platz der Zwergbäume und den der hochstämmigen und freuet sich dann im Geist dessen, was einst seine Lieben da pflanzen werden. Er freut sich des Kindes, das noch in der Wiege liegt, und des Säuglings und der Geschlechter, die noch ferne sind und fühlt, daß der Garten nicht sein ist, sondern daß er Vater ist, damit er gebe, vervollkomme und hinterlasse, was er hat und sie es nutzen und brauchen und Kindeskindern hinterlassen lernen, was sie bekommen. —

Das fühlte jetzt Arner beim Reichtum dieser Quellen und eine Thräne floß in sein Auge, als er in der kühlen Abendluft unter hohen Eichen, an Rollenbergers Seite, über den Berg ritt und im Schatten der Bäume am Ufer eines rauschenden Wassers still hielt und eine Weile den Pflichten des Vaters auf dem Thron und den Pflichten des Vaters in der niedern Hütte nachdachte. Hand und Zügel ruhten auf seinem Schoß, sein Auge sah gen Himmel und sein Herz war beim Vater der Menschen.

Therese empfing ihn beim Wäldchen unten am Schloßweg. Der Abend ging ihnen in Gesprächen über den Stand der Fürsten und des Adels vorüber und das letzte Wort Arners an Therese war dieses, daß ihr Reich nicht das ihre sei, daß sie Fürsten und Edle seien, damit sie ihrem Volk gäben und sicher stellten und vervollkommneten, was sie hätten und dieses nützen und brauchen und auf Kinder und Kindeskinder hinterlassen lehren, was sie ihm geben. — Im grund war es das gleiche Wort, daß Weisheit und Kraft in Erwerbung und Besorgung des Eigentums der Fuß des gesellschaftlichen Menschenglücks sei.

26. Gutmütigkeit ist dem Schurken wie eine Lockspeise zur Frechheit.

Er ließ es in keinem Stück an seiner Aufmerksamkeit mangeln. Er kam auch öfters zu den Taglöhnern am Kirchbau. Ihr Meister

hatte mit ihnen eine große Plage. Sie wußten, daß er zu gut war, sie wegzuschicken oder bei Arnern zu verklagen, darum fragten sie ihm nichts nach. Die meisten Menschen sind so; sie fragen dem Gutmütigen nichts nach; aber sie biegen sich gern unter Menschen, die mit Herz und Händen allfällig auch Henker werden könnten. Diese Taglöhner wollten es mit Gewalt erzwingen, daß alle Lumpen- und Schelmengewohnheiten der alten Schloßordnung auch ihnen erlaubt sein sollten. Bald traten sie mit Fleiß ganze Bretter entzwei, bald zerhauten sie ganze Seile u. s. w. Der Kalk z. B. ist in Bonal teuer, man muß ihn sieben Stunden weit herführen, deswegen forderte Lienhard von denjenigen, welche das Pflaster zubereiten sollten, daß sie nicht zu wenig Sand darein nehmen und ihn wohl durcharbeiten sollten; aber, was er immer sagte, so arbeiteten sie ihn nicht gut durch und die Maurer fanden immer Klumpen unzerlassenen Kalkes, so groß als Hühnereier in dem Mörtel. Zuletzt stellte er den Rüti Marx und den Kriecher von dieser Arbeit weg; dafür hießen sie ihn Wohldiener, Unglückstifter, egyptischer Treiber, brummten, wenn er etwas zu ihnen sagte, wie Bären und sagten untereinander, es gehe ihn ja nichts an, der Junker werde Junker bleiben, ob er ein Fäßchen Kalk mehr oder weniger bei diesem Bau verbrauche.

Viele griffen alles an, als hätten sie in ihrem Leben keine Arbeit unter den Händen gehabt. Rüti Marx that zu allem so lahm, daß gar oft drei oder vier um seinetwillen die Hände still hielten, ihm zuzusehen, wie mürrisch er etwas zur Hand nahm. Dieser und Kriecher sind fast ganz zu nichts tauglich, als etwa einen leeren Korb oder einen Nagel oder ein Seil zuerst eine halbe Stunde zu suchen und ihn dann einem andern zuzutragen, der ihrethalben den Korb füllen, den Nagel einschlagen und das Seil anbinden kann. Auch sperbern sie den ganzen Tag auf dergleichen Arbeit. Dann sagt der neidige Lenk, wenn er das sieht, zu den andern, sie müßten wohl Narren sein, sich mit der Arbeit anzugreifen, die Lahmen bekämen den Lohn, wie sie. Vor dem Marx ist gar nichts sicher; alles, was klein ist, verschwindet um ihn her.

Solche Leute hat er aus Gutmütigkeit zu seinen Taglöhnern erwählt. Ohne den Michel hätte er es unter ihnen nicht ausstehen können; sie hätten es dahin gebracht, daß er sich vor ihnen fürchten müssen. Aber dieser stellte sich allemal gegen die Lumpen, wenn sie seine Güte mißbrauchen und mit ihm unverschämt sein wollten.

27. Ein Schelm, aber für den Gesetzgeber ein wichtiger Mann.

Es fiel selbst dem Junker auf, wie sich dieser Mensch bei dem Bau auszeichne. Er fragte einen Abend den Lienhard, wer er sei. Dieser erzählte ihm dann seine Geschichte und freute sich, den Anlaß zu haben, ihm sagen zu können, wie dieser Mann so sehnlich wünsche, mit dem Junker reden zu können. Arner bestellte ihn auf morgen,

und da er kam, faßten ihn beide, Glülphi und er, tief in die Augen. Das verwirrte den Mann nicht, er beschrieb den Zustand des Schlosses und des Dorfes in der vorigen Zeit mit einem Mut und mit einer Wahrheit, die beide den Junker und den Glülphi aufmerksam machten. Und dann erzählte er, wie er selbst dem Vogt und den andern Dorfmeistern in der Zehntscheuer ganze Säcke voll Korn ab den Garben getreten und an den Seilen in den Schloßgraben hinunter gelassen habe; und wieder, wie er im Wald die Schloßzeichen von den Eichen und Tannen abgehauen und den Bauern geholfen, die Stämme als eigen Holz nach der Säge zu führen. Dann wieder, wie er mit dem Schloßknecht fast täglich um Seile, Säcke, Ketten, Körb und dergleichen gespielt und wie noch jetzt gar viele Bauern Kleider trügen, die mit solchen Schloßsäcken gefüttert, und wie ebenso halbe Wagen, Pflüge, Fässer und dergleichen Sachen mehr aus dem Schloß noch in ihren Häusern seien.

Der Junker fühlte, wie wichtig es ihm bei seinen Endzwecken sein mußte, diesen Sachen beweisbar auf die Spur kommen, aber er traute ihm nicht und befahl ihm nun, die Personen, die an allem dem, was er erzählt, teilgenommen, zu nennen. Der Michel that es, ohne sich einen Augenblick zu bedenken. Dann fragte der Junker noch: Willst du jetzt alles, was du von so viel Leuten erzählt, einem jeden, den es betrifft, so, wie du es mir hier sagtest, auch unter die Augen sagen? Jeden Augenblick, wenn Euer Gnaden befehlen, antwortete der Michel mit einer Entschlossenheit und Ruhe, die es dem Junker unmöglich machte, ihm ferner zu mißtrauen. Er versicherte ihn seiner Verzeihung für das Vergangene und befahl ihm, oder bat ihn jetzt vielmehr, ihm auf morgen ein schriftliches Verzeichnis derjenigen Sachen, die aus dem Schloß gestohlen und noch in den Häusern der Bauern zu finden wären, einzuhändigen, und kam in seinem Zutrauen während dieser Unterredung so weit, daß er ihn, noch eh er ihn von sich ließ, fragte, wie es auch komme, daß so wenig Menschen von dem Elend eines solchen Lebens zurückträten.

Michel antwortete ihm darauf: Die Menschen sind immer mit tausend Fäden an ihr altes Leben gebunden; um sie von demselben zurückzuführen, muß man ihnen diese Fäden alle abschneiden und neue anknüpfen, die sie an eine entgegengesetzte Seite ziehen und ihnen doch anpassen. Der Junker empfand, daß diese Antwort den ganzen Geist der wahren Volksführung in sich fasse. Er entließ ihn mit einer Art von Achtung, die gegen einen Menschen, der so wenig lang dem Galgen entronnen, fast unbegreiflich scheint. —

28. Es thut gar schwachen Leuten nicht wohl, wenn man sie zu obrigkeitlichen Personen macht.

Von den Dorfmeistern genötigt, kam jetzt auch Jakobli thu mir nichts zum Junker und stand vor ihm, wie ein Mensch, der Land und

Leute verraten oder aber sich selbst erhenken könnte. Der Junker hatte für ihn zwar schon, seitdem er ihm an der Gemeind geantwortet, „Was weiß ich?“ kein Herz mehr, und der Menschenkenner Glülphi hatte damals schon über ihn gesprochen, er werde bei seiner Vogtstelle ein elender Tropf werden; aber so schnell glaubte doch Arner nicht, daß es mit der Umschaffung eines Menschen zum Schurken an Leib und Seele zugehen könnte. Er kannte die Gewalt des Einflusses, den die niedern obrigkeitlichen Stellen auf Menschen, denen sie nicht anpassen, haben können, nicht von ferne. Aber er sah's jetzt. Der Mann stand vor ihm mit Katzenaugen, mit Schurkenrümpfen, daß er ihm nicht mehr gleich sah; auch standen seine Füße gegeneinander, wie wenn sie nicht fühlten, daß er auf ihnen stehe.

Glülphi lächelte. Arner sah's und nahm seinen Entschluß, den Fehler, der nun einmal geschehen, durch festes Benehmen gegen diesen Mann so viel als möglich gut zu machen. Nachdem der Vogt ein paarmal laut geatmet, brachte er dann an, das Weidverteilen werde viele Schwierigkeiten haben, daß es seiner unmaßgeblichen Meinung nach besser wäre, zuerst im kleinen eine Probe zu machen, und wie es ihm dünke, wäre der Winkel zwischen den Tannen hierzu nicht unschicklich. Was meinst du für einen Winkel? fragt ihn der Junker.

Vogt. Den Winkel unten am obern Tannenwald gegen den Berg.

Junker. (indem er ihn steif ansieht) Du meinst diesen?

Vogt. Ja, oder wenn Euer Gnaden einen andern belieben —

Junker. Aber du meinst diesen?

Vogt. Ja.

Junker. Im Ernst?

Vogt. Es sind viele Männer im Dorf dieser Meinung.

Junker. Aber du auch?

Vogt. Ja.

Junker. Kennst du den Winkel?

Vogt. Es ist ein groß Stück Land, wohl acht Mannwerk.

Junker. Aber ist er zu einer Probe vom Ganzen geschickt?

Vogt. Ich kenne ihn nicht so genau.

Junker. Du hast doch Güter, die an denselben stoßen?

Vogt. Ja.

Junker. Also mußt du ihn kennen.

Vogt. Ja, ich kenne ihn.

Junker. Aber du glaubtest, ich kenne ihn nicht?

Vogt. Daran dachte ich nicht.

Junker. Woran dachtest du nicht?

Vogt. Daß Sie ihn nicht kennen.

Junker. Sonst hättest du mir, denke ich, ihn nicht angeraten.

Vogt. Es ist mir leid.

Junker. Was ist dir leid?

Vogt. Daß ich ihn angeraten.

Junker. Warum ist's dir leid?

Vogt. Es scheint, er mißfällt Ihnen.

Junker. Aber hältst du ihn für gut?

Vogt. Ich kann ihn nicht rühmen.

Junker. Warum hast du ihn mir denn angeraten?

Vogt. Die Vorgesetzten waren alle dieser Meinung.

Junker. Aus was für Gründen?

Vogt. Ich weiß es nicht.

Junker. Haben sie es dir aufgetragen, diesen Winkel mir vorzuschlagen?

Vogt. Ja.

Junker. Und gesagt, er sei gut?

Vogt. Ja.

Junker. So! — Und die Hindernisse und Schwierigkeiten im Weidverteilen, welche sind es?

Vogt. Man sei nicht eingerichtet, die Weide zu entbehren.

Junker. Warum?

Vogt. Man habe nicht genug Futter und zu viel Vieh.

Junker. Ist es aber auch wahr?

Vogt. Ich glaube ja.

Junker. Weißt du es nicht für gewiß?

Vogt. Für gewiß könnte ich es nicht sagen.

Junker. Ist heuer Mangel an Futter?

Vogt. Ich glaube nicht, daß Ueberfluß sei.

Junker. Aber du selbst, hast du Mangel an Futter?

Vogt. Nein.

Junker. Hast du Ueberfluß?

Vogt. Ich kann's nicht leugnen.

Junker. Was leugnen?

Vogt. Ich meine, nein sagen.

Junker. Du hast eine besondere Sprache, aber ich kenne die Ursache. Und mit dem Vieh, ist's wahr, sind sie damit überstellt?

Vogt. Ich weiß es nicht recht.

Junker. Du weißt alles nicht recht. Es ist hier nichts zu machen, als das Heu zu messen und das Vieh zu zählen.

Mit dem schickte er ihn fort und befahl ihm, dieses Verzeichnis mit dem Weibel auf der Stelle zu machen und es ihm dann morgen ins Pfarrhaus nach Bonal zu bringen. Er setzte hinzu, er habe sonst noch mit den Nachbarn zu reden. Der Vogt stand vor der Thür, ähnlich wie Hummel, da er ihm das Wirtsrecht abgekündet, und die Schloßhalde hinab sagte er in einem: Wenn ich nur nicht mehr Vogt wäre! Es war nicht minder. Er hatte dem Junker sollen einschwatzen, der Winkel zwischen den Tannen schicke sich zum Verteilen, jetzt kommt er mit der Antwort, er sei nicht gut dazu; er hat ihm sollen einschwatzen, es sei keine schickliche Zeit zu dieser Verteilung, jetzt kommt er mit der Frage zurück: Warum? Mit einem Wort, er hat ihn führen sollen, wie wenn er ein Narr wäre, und er packt das Geschäft an, wie wenn sie Schelme wären.

Das ängstigte den Jakobli; er schwitzte bei den Vorgesetzten, zu denen er hin mußte, noch mehr, als bei dem Junker und wußte kaum ein Wort zu seiner Entschuldigung, als: Ich kann in Gottes Namen nicht helfen. So geschwind er konnte, schlich er von ihnen heim und klagte es dann seiner Frau, er sei genug Untervogt gewesen. Aber sie war gar nicht dieser Meinung und sagte: Nein, nein, du mußt noch mehr Untervogt bleiben; habe nur mehr Herz! Wenn du nicht genug Maul hast, so habe ich schon und will dir damit helfen. Er antwortet: Sieh nur, wie ich schwitze! Sie antwortet: Zieh nur ein anderes Hemd an, du bist dann gleich wieder trocken. Ich kann jetzt nicht, versetzte er, ich muß jetzt zum Weibel.

Aber indessen hatten die Dorfmeister schon zu diesem geschickt, daß er doch heute für den neuen Herrn Untervogt nicht zuhause sei. Dieser, als ein alter Schloßknecht, zürnte, daß ihm Jakobli den Vogtdienst wie vor dem Maul weggeschnappt und meinte, es sei ihm Unrecht geschehen, daß man ihm diesen Knaben vorgezogen. Er sattelte auf den Wink der Bauern sein Roß und den Zügel schon in der Hand, sagte er seiner zwölfjährigen Tochter: Wenn er kommt, so rufe ihm über den Zaun zu, ich sei nicht zuhause und lache ihm unter die Nase.

Das Töchterlein fehlte nicht. Sobald er kam, lacht es ihm unter die Nase, ruft ihm über den Zaun: Ihr wollt gewiß zum Vater, aber er ist nicht daheim. Der Vogt, der es doch merkte, daß es mit ihm spiele, antwortete ihm: Wenn ich dir gut zum Rat bin, so sag deinem Vater, er soll herunter kommen. Darauf antwortet das Kind: Wenn einmal jetzt der Junker Oberherr in eigner hoher Person selbst hier außen vor dem Zaun stände, ich könnte den Vater nicht machen herunter kommen, denn er ist nicht oben.

Vogt. Wo ist er dann?

Kind. Er ist fort gegangen.

Vogt. Wohin?

Kind. Ich weiß es nicht.

Vogt. Ist er lange fort?

Kind. Nicht so gar.

Vogt. Wie lange?

Kind. Ich denke zwei oder drei Minuten.

Vogt. So kannst du ihm ja nachschicken.

Kind. Ich habe jetzt just niemand daheim, der so wohl laufen kann, als unser Roß, und dann wüßte ich auch den Weg nicht.

Vogt. Es ist verflucht.

Kind. Was, Herr Untervogt, was ist verflucht?

Vogt. Daß er nicht zuhause ist; ich weiß jetzt nicht, was machen.

Kind. Ja, wenn er da wäre, er könnte euch wohl einen Rat geben.

Mit dem läßt es ihn stehen, läuft die Treppe hinauf zu seiner Mutter und steht mit ihr unter das Fenster, über den armseligen Vogt zu lachen, der fast weinen müssen, daß er den Vater nicht hinter dem Ofen angetroffen. Er aber geht jetzt mit schwerem Herzen wieder in

des Kienholzen Stube, wo die Vorgesetzten noch bei einander sitzen und meint, es müsse jetzt einer von ihnen ihm helfen, weil der Weibel nicht da sei. Diese aber verstehen es nicht so und antworten: Es heißt keiner von uns Weibel und der Junker hat es keinem von uns befohlen. Der Vogt bittet, sie sollen es ihm zu gefallen thun. Umsonst, sie lachen ihn nur aus und geben ihm endlich den Rat, er solle das Verzeichnis von Mund aus aufnehmen, dazu wollten sie ihm helfen. Darüber staunt er eine Weile, dann sagt er: Ja, aber beim Eid! Ja freilich beim Eid! erwiderten die Bauern, und nun kam das Verzeichnis zustande. Er schrieb es, wie sie es ihm angaben. Ein paar mal dünkte es ihm selbst, es sollte nicht so sein; dann hob er die Augen vom Papier auf, sah den Mann an, sagte: Aber ist es auch so? Ja freilich ist es so, sagten die Bauern, dann schrieb er fort.

Nun ist er fertig; es ist ihm eine Last ab. Er nimmt es unter den Arm, zufrieden, wie etwa ein Kind, das den Tag durch ein paar mal die Rute gekriegt, dennoch zufrieden ins Bett geht, wenn ihm die Mutter dann noch etwas gutes zumacht gibt. Auf dem Heimweg trifft er noch den Weibel an, der ihm dann vom Roß herunter ruft: Was gibt's neues, daß du so mit dem Papier unter dem Arm herum laufst? Der Vogt erwidert: Es ist verflucht, daß du nicht zuhause warst.

Weibel. Warum das?

Vogt. Du hast mir sollen helfen das Vieh messen und das Heu zählen.

Weibel. Das ist mir etwas ganz neues; ich habe die Arbeit noch nie gemacht.

Der Vogt merkte nicht, daß er sich versprochen, und der Weibel fragt dann wieder: Gibt's Krieg, daß man so alles aufschreibt?

Vogt. Nein, es ist nur wegen der Narrenweid.

Weibel. Sagst du der Weid um des Junkers oder um unsertwillen Narrenweid?

Vogt. Wenn sie mich nur nicht so plagte!

Weibel. Also ist es um deinetwillen, daß du sie Narrenweid nennst?

Vogt. Ich wollte einen Thaler aus meinem Sack geben, du wärst daheim gewesen.

Weibel. Mein Lohn ist sonst nicht so viel, ich bin nur der Weibel. Aber warum hast du nicht gerufen? Ich war ja nahe beim Hause, da du mit meiner Lise redetest.

Vogt. Hast du mich gehört mit ihr reden?

Weibel. Ja freilich, sie hat dir gesagt, ich sei nicht zuhause.

Vogt. Warum bist du doch auch nicht zurück gekommen?

Weibel. Ich habe gedacht, du könnest mir pfeifen, wenn's nötig sei.

Vogt. Ich habe nicht gedacht, daß du so nahe.

Weibel. Und ich nicht, daß dir etwas an mir gelegen.

Vogt. Deine Tochter hätte mir das auch können sagen, wie über den Zaun, du seist nicht da.

Weibel. Hat sie dir das über den Zaun gesagt?

Vogt. Ja, so laut hat sie mögen rufen.

Weibel. Darum hab ich, denk ich, noch gehört, aber es ist nicht höflich.

Vogt. Es hat mich auch nicht bedunkt.

Weibel. Aber ich muß heim, mein Roß schwitzt, es muß in Stall.

Vogt. Ich schwitze auch.

So schieden sie von einander. Der Weibel zu seinem Töchterchen, das sich so brav gehalten, und Jakobli zu seiner Frau, die ihm wieder sagt: Du mußt in Gottes Namen Vogt bleiben, wenn du schon schwitzest.

Lienhard und Gertrud.

Ein Versuch,

die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen.

Ganz umgearbeitet.

Zweiter Teil.

Ausgabe von 1790 bis 1792.

1. Wie viel der Lump und der Schelm thut, um nicht so zu heißen.

Also hatte Jakobli Thumirnichts sein Verzeichnis im Sack. Aber die Bauern trauten sich nicht, daß der Junker dasselbe eben so gutmütig, als er, einstecken werde. Es machte ihnen bang, daß er das Geschäft gegen sie, wie gegen Schelme, angegriffen, und das Wort, daß er morgen sonst noch etwas mit ihnen zu reden habe, ängstigte sie besonders. Dennoch gaben sie die Hoffnung nicht auf, ihn, wo nicht mit dem Tannenwinkel, doch etwa mit einem andern Winkel von demjenigen abzulenken, was sie nicht gern hatten, daß er nachforsche. Aber ihre Hoffnung war wie die Hoffnung eines Schiffbrüchigen, der, sich zu retten, nach einem Schilfrohr greift.

Eben die Männer, die gestern dem Moßbauer auf seinen Trost: „Man wird uns nicht alle hängen," geantwortet: Wenn du allein wärst, so könntest du es unserthalben probieren, aber wir mögen nicht mithalten, sagen jetzt seine Worte und wiederholen den elenden Grund, der Vogt könne, da er unter dem Galgen gestanden, kein Zeugnis mehr geben. Ein einziger, Renold, war nicht ihrer Meinung, er sagte dagegen: Nachbarn, ihr spielt groß Spiel. Die Erfahrung sollte euch lehren, daß ihr zu vieles gefahret. Alles, was ihr bis jetzt versuchtet, mißlang euch; oder sagt, was half euch des Strumpfwebers Predigt? Was des Kalberleders drei Streiche am Nußbaum? Was der Hexenlärm im Dorf und des Triesangs Geschrei, wie wenn alles bezaubert wäre? Und nun, was wird euch der Jakobli Thumirnichts helfen, und was euer Rat mit dem Tannenwinkel? Ihr habt den Junker bis jetzt wie einen Narren behandelt, aber er euch wie Schelme und am End fand sichs immer, er war gescheuter, als ihr. Darum ist dieses mein Rat. Gehet ihm mit Demut entgegen, ehe er euch die Wahrheit auspreßt; denn dieses wird sicher geschehen. Mich geht alles nichts an; ihr wißt, wenn ihr an euern Rechnungen kratztet, so wünschte ich euch immer einen guten Abend und wenn ihr Sägbäume aßet und Trottbäume trankt, so war ich nie da. Die Dorfmeister antworteten ihm: Du warst uns immer entgegen und jetzt bist du's wieder; aber wir thun nicht, was du uns rätst. Wir wollen nicht Schelme sein, wenn wir nicht müssen. Selbst der Schulmeister sagte: Die Demut sei jetzt kein goldener Apfel in silbernen Schalen und es sei, in Gottes

Namen, nichts zu machen, als zu leugnen. Reinold erwiderte, der Junker sei doch gewiß ein guter Herr. Sie antworteten ihm: Das glaub der Teufel. Es ist kein Herr gut auf Erden, bei Gott, es ist kein Herr gut auf Erden! Und einer sagte: Der beste würde seine Bauern in Abgrund versenken, wenn sie ihm im Abgrund mehr Zehnten und Bodenzinse liefern würden, als wenn er sie auf seinem Boden herum krabbeln läßt. Reinold erwiderte: Das ist doch nichts geredet; die Herren sind auch wie wir, der eine ist bös, der andere gut. Ja eben sind sie, wie wir, erwiderten die Bauern, aber du Narr, wenn wir heute Herren würden, so wären wir morgen wie sie. Der Stierenbauer Stoffel setzte hinzu: Ich mäste meine Stiere auch, aber zum metzgen.

So war alles einig, es sei keinem Herrn zu trauen; und dann schrie Hartknopf noch, man müsse sich nicht vom Hauptgrund lassen, es sei um den Glauben zu thun und um den Teufel. Er anerbot sich auch noch einmal, der Gemeinde einen Vortrag zu thun. Aber die Dorfmeister trauten sich mit dem Hexenbeweis nicht und antworteten ihm, er sollte machen, was er könne und möge, ohngefähr wie ein geschlagener Feldherr zerstreuten Husaren noch zuruft, sie sollten machen, was sie könnten und möchten. So groß war ihre Angst. Dennoch wären sie beinahe mit dem bloßen Schrecken davon gekommen.

Arners Güte machte ihn geneigt, ihrer wegen des Vergangenen zu schonen und sie nur wegen des Künftigen zu warnen. Aber der Menschenkenner Glülphi hielt ihn davon ab, indem er ihm bewies, daß bei dieser Behandlung seine Bauern in zehn Jahren noch sein würden, was jetzt. Er hatte Recht: Wer der falschen Scham der Schurken schont, verhärtet sie doppelt. Der verwilderte Mensch hat keinen größern Trieb, als zu verbergen, wer er ist. Er opfert diesem alles auf. Mord und Brand ist ihm nicht zu viel, wenn's zu diesem Endzweck sein muß. Die Wahrheitsfurcht der Verwirrung wird dann zum Wahrheitshasse der Verhärtung. Glülphi sagte mit Eifer: Zertretene Schamlosigkeit sind zertretne Dornen auf der Bahn des Lebens und für den herrschaftlichen Volksführer sicher der Schritt, mit dem er anfangen muß. Und Arner ging mit dem festen Vorsatz nach Bonal, der Dorfmeister nur insoweit zu schonen, als sie durch Bekenntnis des Vergangenen ihm die Mittel an die Hand geben würden, für die Zukunft das Dorf vor ähnlichen Fehlern sicher stellen zu können.

Indessen war ein Treibjagen im Dorf, alles zum Leugnen unter einen Hut zu bringen. Gleich Zigeunern, wenn sie entdecken, daß am folgenden Tage ihr Wald umgeben und eine Betteljagd auf sie gemacht werden soll, fürchtete sich das Volk vor Arnern, der am Morgen früh mit einem Vaterherzen, ihnen zu helfen, ins Dorf kam. Der gute Pfarrer empfing ihn mit der Wonne des Edeln, der seinen Erretter empfängt. Arner trübte einen Augenblick sein Auge, indem er ihm gleich sagte: Ihr Untervogt ist nicht wohl geraten! Der Pfarrer antwortete ihm: Es ist das Elend meines Lebens, daß ich immer an allen Menschen verirre. Arner sah eine Thräne in seinem Auge, sie

machte ihm Mühe und er lenkte die Unterredung schnell auf etwas andres, und im Gespräch über die Mittel, den Dorfleuten aus dem Elend zu helfen, wurde der Pfarrer bald wieder heiter. Sie kamen auf die immer mehr allgemein werdende sitzende Lebensart des Volks. Arner bemerkte, die Leute äßen bei derselben sicher zu viel und zu unvermischt Erdäpfel und setzte hinzu, es wäre doch so leicht einzurichten, daß auch die ärmsten Haushaltungen Milch und Obst zu ihren Erdäpfeln haben könnten.

Pfarrer. Und doch ist's nirgend eingerichtet.

Junker. Es ist für den Armen nirgend nichts eingerichtet, bis man ihn ins Spital bringt.

So kamen sie in einen Traum von Volksglück bis auf künftige Geschlechter hinab. Der Pfarrer sagte zuletzt: Alles große Wirken ins Volk müsse dabei anfangen, dasselbe in seinen ersten Bedürfnissen besser zu versorgen, und setzte hinzu: Auch die Einsetzung des heiligen Abendmahls sei nicht ohne den Endzweck, die Armen mit Speise und Trank zu erquicken, gewesen. Aber ein solches heiliges Abendmahl, sagte der Junker, würde die neuern Christen zuviel kosten, sie hätten sonst wegen ihres Glaubens viel Ausgaben — mit Büchern.

2. Wieder der schwache Vogt.

Der Vogt kam eine halbe Stunde später, als er sollte, und stand vor dem Junker zu, daß dieser ihm ansah, er denke nichts, als, wenn er nur wieder fort wäre. Arner fragt ihn, ob das Heu richtig gemessen und das Vieh sorgfältig gezählt sei.

Vogt. Nein, es hat mir niemand wollen helfen; der Weibel war nicht beihause.

Arner. Wie hast du denn das gemacht?

Vogt. Sie haben es mir angegeben.

Arner. So?

Vogt. Aber beim Eid, ich wollte es nicht anders.

Arner. Wirklich? — Haben sie die Aussagen unterschrieben?

Vogt. Nein.

Arner. Hat sie sonst niemand als du unterschrieben?

Vogt. Nein.

Arner. Sie können auf die Art sagen, du seiest mit der Feder verirret.

Vogt. Verirret. Das nicht.

Arner. Warum nicht?

Vogt. Ich hab's bei meinem Eid aufgeschrieben.

Arner. Das ist mir nicht genug; du mußt zurückgehen, sie ihre Aussagen bestätigen machen und sie mir von zwei Vorgesetzten unterschrieben zurückbringen.

So schickte er ihn fort. — Es ahnte ihm schon zum voraus, das Verzeichnis sei falsch. Der Vogt seufzte unter der Thür und

durfte den Bauern fast nicht sagen, was sie jetzt wieder thun sollten. Aber diese fluchten und wollten nicht thun, was er verlangte. Der Vogt bat sie und sagte, sie sollten es doch ihm zu gefallen thun und machen, was sie müßten. Aber sie hatten keine Ohren, bis er zuletzt das Tintenfaß in den Sack steckte und wieder fort wollte. Da fanden sie doch besser, zu bestätigen, was sie einmal gelogen, als durch öffentliche Weigerung Verdacht zu erregen. Also kam das zweite Verzeichnis zustande. Der Vogt sagte: Er wird, will's Gott, jetzt auch damit genug haben, und trug es, wie ein Knabe eine Probeschrift, die ihm dreimal gefehlt, mit zitternder Hand zum Schulmeister trägt, zum Junker.

Nun weiß ich, sagt dieser, da er es abnimmt, einmal sicher, was sie angegeben; jetzt fragt sichs nur noch, was daran wahr ist. Mit diesem schickte er ihn fort, zu thun, was er gestern thun sollen, nämlich, das Heu zu messen und das Vieh zu zählen.

Es war, wie wenn Jakobli den Atem verlieren wollte; und den Jammer voll zu machen, sagt er ihm jetzt noch: Du mußt den Weibel und den Michel und den Hühnerträger zu dieser Arbeit mit dir nehmen. Warum jetzt auch das? sagt der Vogt. Weil ich es will, erwidert der Junker. Und vor der Thür findet der Vogt den Weibel, den Hühnerträger und den Michel, die schon auf ihn warteten.

Er geht mit ihnen, wahrlich hinten nach, wie ein Knecht mit seinen Meisterleuten und murrt den ganzen Weg. Wenn der Junker es mit Fleiß ausgesucht, er hätte nicht zwei Menschen gefunden, mit denen er die Leute mehr hätte rasend machen können, als mit diesen, die er mir jetzt zugibt.

3. Die Form der öffentlichen Gerechtigkeit ist vielen großen Schelmen im Land ihr höchster und bester Trost im Leben bis zum Sterben.

Unter der Linde stand die Gemeine beisammen, wie nie seit Bonal steht. Es war, wie wenn die Reichen keine Mäuler und die Vorgesetzten keinen Hochmut hätten. Die sonst den Hut auf den Ohren trugen, trugen ihn jetzt gerade; die, denen sonst das Maul nie still stand, schwiegen jetzt. Aber etliche fanden, es sei doch nicht ihr Spiel, ihre Sorgen deutlich zu zeigen; diese fingen an sich zu stellen, als fürchteten sie sich nicht und behaupteten laut, so ein neuer Meister könne doch nicht alles zwingen, was er wolle; eine Gemeine habe auch einen Arm und dergleichen mehr. Sie wurden bald stille, da jetzt der Harschier aus dem Pfarrhaus daher kam und ihnen sagte, siebenzehn Vornehmste, die er alle auf dem Papier hatte, sollten den Augenblick zum Junker kommen. Was will er mit uns allein? fragten alle aus einem Mund. Der Harschier wußte es nicht und sagte, was er wußte, nämlich sie sollten im Augenblick kommen. Sie antworteten ihm, es

thue gar nicht so not, und flüsterten sich auf dem Weg noch ein, daß doch keiner so unglücklich sei und etwas bekenne.

Ihr Abziehen machte einen Unterschied an der Gemeinde. Eine Menge Leute lächelten gegen einander. Viele sagten: Wenn er Schelme sucht, so hat er sicher die rechten. Hie und da sagte jetzt einer, so ein gut Stück Land von der Gemeinweid wäre doch auch keine so schlimme Sache. Einige meinten, wenn die siebenzehn nicht wiederkämen, so sei niemand dagegen. Aber, wo dann so ein Wort floß, streckten die Hartknöpfe und die Ehrenverwandten der siebenzehn die Köpfe, daß den armen Leuten das Wort im Hals erstickte.

So würde es in einem Landstädtchen gehen, wenn Bürgermeister und Rat auf einmal miteinander zum Thor hinaus gingen. Die zünftigen Bürger würden über hundert und aber hundert Sachen auf einmal einer ganz andern Meinung werden, als vorher; aber auch dort würden die gescheckten Knechte der Herren und die Ehrenverwandtschaft, sobald so ein Wort flöße, die Köpfe strecken und die neuen Worte würden den zünftigen Bürgern, auch wie hier den armen Bonalern leicht wieder im Hals ersticken. Die Welt ist allenthalben dieselbe; man fürchtet sich vor gewaltigen Leuten.

Arner redete die siebenzehn, die langsam zu ihm hinschlichen und endlich bei ihm anlangten, freundlich, aber ernsthaft also an: „Nachbarn! Ihr habt euch im Gewirr der Unordnung und des herrenlosen Zustandes, in welchem euer Dorf bald seit Menschengedenken gelassen worden, zu vielfachen Verbrechen verleiten lassen. Ich will euch verzeihen, wenn euer Geständnis mir eure Gutmütigkeit und eure Bereitwilligkeit, in Zukunft nicht mehr also zu fehlen, versichern wird." Aber der verwilderte Mensch fürchtet den Gutmütigen nicht. Wenn die Stube vor seiner Stimme gezittert, seine Augen gefunkelt und die ungekämmten Haare sich herrschaftlich wild unter der Nachtmütze hervorgesträubt hätten, so hätten sie ihm vielleicht bekannt; aber jetzt, da er väterlich mit ihnen redete, lächelten sie gegen einander und nickten sich auf allen Seiten: Nein! Nein! — Sie hatten sich vorher entschlossen, die Sache müsse vor einen höhern Richter; denn auch hier waren die Bauern berichtet, die niedre Jurisdiktion so wenig, als den Pfarrer zu achten. Aber die armen Leute verbinden sich dadurch den unrechten Finger. Es war unter den Alten nicht so, sie nahmen gewöhnlich auch in größern Sachen mit dem Spruch des nächsten Herrn vorlieb und dachten mit Vertrauen, der weitere wird's nicht besser machen.

Aber die Bauern in Bonal waren völlig auf die neue Ordnung gestimmt. Die Gutmütigkeit Arners machte keinen Eindruck auf sie; sie flüsterten einander zu: Mit dem Speck fängt man die Mäuse, und einige, die von ihrer Nase glaubten, sie rieche alles, meinten, er sei darum so freundlich, weil er nichts wisse. Hügi stößt den Kalberleder, der bei ihm zusteht, und sagt ihm: Du bist der vorderste, sag du ihm, was wir abgeredet.

Gnädiger Herr! sagt jetzt dieser, wir wissen und begreifen nicht, was Sie wollen und was Ihre Klage ist.

Arner. Wer sind die Wir, in deren Namen du redest?

Kalberleder. Niemand, Niemand. Ich rede nur für mich selbst.

Arner. Sonst hat's das Ansehen, wie wenn du's mit jemand abgeredet hättest; es wird sich aber bald zeigen. Ihr andern, seid ihr auch der Meinung, es sei das beste, mir also zu antworten?

Das ist gewiß, wir wissen nicht, was Ihre Klage ist, antworteten die Bauern der Reihe nach, wie Pfeifen an einer Orgel. Arner erwiderte: Es ist eure Sache zu leugnen, wenn ihr's gut findet, hingegen die meine, es doch nicht so bald, wenn ein Schelm nein sagt, auch dabei gelten zu lassen. Sie wiederholten, sie wüßten in Gottes Namen nichts andres. Saret euer in Gottes Namen, erwiderte Arner, ich nehme die Antwort völlig in euerm Namen an. Weil ihr also gut findet, zu sagen, ihr wüßtet nicht, was meine Klage sei, so will ich sie euch sagen. Sie ist diese, daß ihr das Gemeingut veruntreut, die Gemeinrechnungen verfälscht und in allen Stücken, wo eure Diebshände hinlangen mögen, wie untreue, meineidige Buben gehandelt.

Das war jetzt so deutlich, daß sie wirklich erschraken und so betroffen schienen, daß Arner glaubte, sie würden in sich selbst gehen und bekennen. Auch war etlichen so angst, daß sie froh gewesen wären, wenn sie es wirklich gethan hätten; aber die Erfahrnern in den Rechten waren nicht dieser Meinung; sie wußten zu wohl, daß hundertmal, wenn ein Böswicht mit seinem Recht völlig zu Boden ist und aller Verstand ihn zu retten schon still steht, ihn dennoch der Buchstabe des Gesetzes gegen allen Verstand und gegen alles Recht noch retten kann.

Mosbauer, der in Sachen des Rechts das ist, was Hartknopf in geistlichen Sachen, lispelt seinem Nachbarn ins Ohr: Das Gesetzbuch! Einer sagt zum andern Ja! Ja! das große Gesetzbuch! und nun plötzlich tritt einer hervor und sagt mit dem Trotz eines Geübten in den Rechten: Ich begehre Recht und Gericht über diese Klage in aller Form und Ordnung, und über alles gesetzmäßige Bedenkzeit.

Arner sieht ihn mit Hohn an und fragt die andern: Ist das auch eure Meinung? Sie antworteten alle: Ja, ja. Und Arner erwidert: Ihr habt übel gethan, aber ihr habt gewählt. Nun rede ich nicht mehr mit euch als euer Herr, sondern als euer Richter. Gehet zurück unter die Linde, da will ich euch vor der ganzen Gemeine zeigen, was ihr seid, und das wird die Form und Ordnung in den Rechten bestimmen, die euch gehört. Damit schickte er sie als Gefangene fort unter die Linde und befiehlt dem Harschier, sie mit niemandem ein Wort reden zu lassen. Bald nach ihnen ging er auch selbst hin.

4. Auch die Weiber bestreiten Arnern sein Polizeirecht und die Männer thun noch etwas Schlimmeres dagegen.

Indessen hatten die Nachbarn, die das neue Verzeichnis machen sollten, nicht blos mit dem Heu und Vieh zu thun, vielmehr mit den

Weibermäulern. Die eine sagte, man durchsuche nur Schelmen die Häuser. Eine andere, man solle nur warten, bis ihr Mann heim sei, man müsse ihm sicher Satisfaktion geben. Wieder eine, es gehe den Junker nichts an, wie viel oder wie wenig sie Kühe hätten. Noch eine, der alte Junker sei auch Junker gewesen und habe weder Kühe gezählt, noch Heu gemessen. Den Hühnerträger wollten sie gar nicht hineinlassen; sie meinten, so einer, wie dieser, könnte ihnen ihr Vieh verderben, und einige sagten ihm unter die Nase: Wenn's sein muß, so kannst ja unter der Thür hinein gucken und eins — zwei — drei zählen, so gut, als wenn er hinter den Stieren zustehe. Zum Michel sagten etliche, er sei ein Schelm. Sie wußten es gar wohl, denn sie hatten ihm abgekauft, was er gestohlen. Aber wenn sie dann Ernst sahen, ergaben sie sich wie Weiber. Wenn der Weibel oder ein anderer auch nur im Scherz hieß an die Worte denken, verkehrten sie wieder, was sie geredet, oder sagten, was eine Frau sage, sei nichts, und man könne nichts draus machen.

Dem Jakobli Thumirnichts trieb es den Schweiß aus, daß das Heu und das Vieh nicht mit seinem Verzeichnis übereinstimmte, daß er vielleicht weiß nicht was gethan hätte, dem Junker zu verbergen, daß seine erste Vogtsarbeit so übel geraten sei. Aber der Hühnerträger und der Michel und das Lächeln des neidigen Alten verhüteten so böse Gedanken. Der Küster und der Schulmeister waren die einzigen Männer, die daheim waren; der Küster wegen des Mittagläutens, der Schulmeister wegen der Schule. Diese redeten, wie alle Halbgeistlichen, noch mehr, als die Weiber. Der Schulmeister wollte bei einer Nachbarin für eine Stunde eine Kuh entlehnen, damit sich in seinem Stall finde, was er angegeben; aber diese fand es zu gefährlich, dem Herrn Schulmeister jetzt mit ihrer Kuh also zu dienen. Der Küster that alle Fenster auf seiner Bühne zu, daß man nicht recht sehe, wie viel Heu er habe, und deckte das hintere noch mit Stroh, so viel er hatte. Als die Männer kamen, eilte er schnell zu ihnen hinunter, rieb sich die Hände, zog seine Mütze ab und sagte so züchtig, als wenn der Pfarrer vor ihm stünde: Ihr Herren, ihr wisset wohl, ich mache keinen Halm Futter, als auf dem Kirchhöfli, und das macht etwa eine Klafter aus, wie ich es angegeben. Ja, ja, sagte der Vogt, du wirst einmal keine zwanzig Klafter haben, aber wir müssen doch sehen.

Küster. Es ist so dunkel auf der Bühne, daß einer ein Bein brechen könnte, wenn er ihn nicht gewohnt ist, ihr könnt ja dieses Kläfterli sonst aufschreiben. Wir dürfen nicht, sagte der Weibel, und Michel: Man kann ja nur ein Fenster aufmachen, so ist's dann schon heiter.

Küster. Ja freilich, auch das, wenn's sein muß.

Er geht murrend vor ihnen die Treppe hinauf, öffnet ein Fenster, aber nur das hintere kleine. Der Vogt sagte, vermutlich, damit er kein Bein breche, noch auf der Treppe: Es wird so sein. Aber Michel, der bei Tag und Nacht den Beinbruch weniger fürchtete, geht näher

hinzu, findet das überworfene Stroh verdächtig und fragt: Ist hinter diesem Stroh kein Heu mehr?

Küster. Gott bewahr! Es ist alles lauter Stroh.

Michel. Das ist denn viel Stroh und große Wellen. Mit diesem hebt er eine vom Boden; hinter ihr liegt das Heu am Tag. Das schmeckt nicht nach dem Kirchendienst.

Küster. Mein Gott, das ist zweijähriges Heu, an das ich gar nicht mehr dachte.

Michel (der eine Hand voll vom Boden dem Auge nähert). Es ist diesjähriges Emd —

Der Vogt und alle lachen. Der Küster jammert, wie wenn er einen Grablohn verloren und bittet, sie sollten doch auch nicht so scharf mit ihm sein. Sie antworteten ihm: Es sei mehr, als zwei Klafter. Er bittet, sie sollten doch nur anderthalbe schreiben; aber sie durften nicht.

Sein Bruder, der Schulmeister, war während der Zeit, daß sie beim Küster waren, so unruhig, daß er mit den Kindern etlichemale im Glauben und Vaterunser verirrte und das wieder fragte, was sie ihm eben beantwortet hatten. Mürrischer als jener, und noch im Eifer, daß die Nachbarin, deren Kind doch auch zu ihm in die Schule komme, ihm mit der Kuh nicht dienen wollen, sagte er zu den Männern: Meine Frau hat vorgestern die Kuh, die ich angegeben, verkauft, ich kann nichts dafür.

Hühnerträger. Du mußt das nicht sagen, deine Kuh ist schon vor drei Wochen tot, ich habe sie selbst angetroffen, da sie der Metzger von Illan über den Berg geführt.

Schulmeister. Es scheint, du treffest alles an, was über den Berg geht, den Teufel, den Vogt, und jetzt, wie du meinst, auch meine Kuh; aber es sieht manche der andern gleich.

Er schaffte es aber mit der Antwort nicht gut. — Der Hühnerträger erwidert: Blind mußt du mich nicht machen; ich kannte deinen Stumpfschwanz gar wohl und kann es mit dem Metzger dir beweisen, es sei deine Kuh gewesen.

Schulmeister. Und dann, was ist zuletzt daran gelegen und was geht es dich an, ob die Kuh ein paar Tage früher oder später verkauft worden? Genug, ich bin nicht schuld und habe nichts davon gewußt. Ich kann nicht auch noch auf die Kuh acht haben; ich habe genug mit den Kindern zu thun.

Das geht uns nichts an, erwidert Michel, ob du mit den Kühen, oder mit den Kindern zu thun habest, aber wir müssen aufschreiben, du habest nur eine Kuh und nicht zwei. Da wollte er sie bitten, weils doch nur eine Vergeßlichkeit sei, sie sollten sie ihm auch beide aufschreiben. Sie wollten nicht und er sagte noch, sie wüßten auch wenig, was das heiße: Wer nicht Barmherzigkeit geübt — — Das kümmerte sie nicht, sie fürchteten um des Narren-Schulmeisters kein unbarmherziges Gericht.

5. Er macht die Blinden sehen.

Also hatten sie ihr Geschäft vollendet. Der Junker war indessen unter die Linde gekommen, ließ dann die siebenzehn Dorfmeister als Gefangene vorführen und sagte der versammelten Gemeine: Ich habe von den Gefangenen begehrt, daß sie die Vergehungen, deren ich sie schuldig weiß, mit Zutrauen auf mein Wort, ihrer in diesem Falle zu schonen, bekennen sollen; aber sie schlugen mir Recht und Gericht vor, in aller Form und Ordnung. Und nun will ich ihnen zeigen, wer sie sind. Daraus wird dann von sich selbst erhellen, was für eine Form und Ordnung des Rechts ihnen gebührt. Nun befahl er dem Schreiber, aus dem Verzeichnis des Michels von den Sachen, die aus dem Schloß gestohlen und noch in den Häusern des Dorfs zu finden waren, diejenigen Artikel zu lesen, welche diese siebenzehn betrafen.

Dieser las jetzt: Die Bühne des Kalberleders ist mehr, als halb, aus dem Schloß. — Das Hebeisen des Hügis ist aus dem Schloß. — Des Mosbauers Stoßkarren ist aus dem Schloß. Also las er vierzig Artikel, die aus dem Schloß gestohlen, sich in den Häusern dieser Dorfmeister befanden und von allen siebenzehn war keiner, dem er nicht etwas Gestohlnes vorlas.

Dann sagte Arner: Das ist nicht meine Klage, es ist nur meine Rechts-Notdurft, euch zu zeigen, was für Form und Ordnung im Recht euch gehört. — Dann wiederholte er: Meine Klage ist: Daß sie das Gemeingut veruntreut, die Gemeinrechnungen verfälscht und in allen Stücken, wo ihre Diebeshände haben hinlangen mögen, wie untreue, meineidige Buben gehandelt. Und nun wiederhole ich die Frage: Begehrt ihr gegen diese Klage, wie vorhin, Recht und Gericht in aller Form und Ordnung? Sie begehrten es nicht mehr. Ihr Mut war entsunken, das dicke Gesetzbuch tröstete sie nicht mehr, selbst Mosbauer begehrte jetzt weder Abschrift der Klage, noch gesetzliche Bedenkzeit. Sie bitten um Gnade. — Er antwortet: Es ist eine Viertelstunde zu spät und läßt sie mit drückender Umständlichkeit öffentlich erzählen, wie sie alles gemacht, worin sie eigentlich die Rechnungen verfälscht und wie sie die Trottbäume und Säghölzer geteilt u. s. w.

Dann ließ er zwölf arme Männer in die Vorgesetzten Stühle setzen und befahl den siebenzehn diesen zwölf Bettlern, so wie sie da waren, auf den Knieen zu handen der Gemeine Abbitte zu thun. Er hieß die zwölf Armen ihre Hüte aufsetzen und da sie keine hatten, sagte er zum Weibel: Man gebe ihnen nur der Vorgesetzten ihre. Die großen Hüte schwankten auf ihren Köpfen, wie auf Zaunstecken. Die siebenzehn erstickten fast ob der drückenden Abbitte; aber sie mußte geschehen und er sagte ihnen am Ende noch: Ihr habt es also wollen.

Ehe sie vollendet war, kamen die Männer mit dem letzten Verzeichnis von Vieh und Heu zurück. Auch der Schulmeister und der Küster schlichen jetzt unter die Linde. Sobald die Menschen, die nicht wußten, was es heißt, Barmherzigkeit ausüben, von ihnen weg waren,

waren sie mit einander zu Rat gegangen und hatten gefunden, es sei notwendig, daß sie, wenn die Unglücksstifter, wie sie es gewiß thun würden, wegen der kleinen Fehler einen Lärm anfangen würden, bei der Hand seien. Also verließen sie die Schule. Der Küster bestellte das Mittagläuten und sie gingen traurig und mürrisch zur Linde hin.

Aber oben an der Kirchgasse sehen sie die siebenzehn auf den Knieen. Es schien ihn nicht anders, als ob sie Gras rauften und der Schulmeister sagte zum Küster: Ich glaube, er macht sie ein Hexenstückchen probieren. Aber der Küster, der seine Augen weniger verderbt hatte, als der andere, sah, daß sie auf den Knieen lagen und sagte: Bruder, ach mein Gott! es sind die Vorgesetzten, es sind lauter breite Rücken und gute Röcke, und sie liegen vor ihm auf den Knieen. Das ist doch wider das Christentum! Der Heiland sagt ja ausdrücklich, da er mit dem Teufel redet: Du sollst anbeten deinen Gott und ihm allein dienen. Dies meinte der Schulmeister. Sie wußten eine Weile nicht, was sie thun wollten; zuletzt gingen sie doch unter die Linde.

Die Verzeichnisse waren alle falsch. Die siebenzehn und noch sieben dazu waren alle im Fehler. Arner ließ die sieben andern auch hervorkommen und sagte dann zu allen: Ihr habt mich also auch hierin betrügen wollen! Sie antworteten nichts. Nur der Küster wagte zu sagen: Das werden doch Euer Gnaden nicht glauben!

Arner. Was muß ich denn glauben?

Küster. Einmal ich bin nur verirret, Wohlerwürdiger Herr Junker, ich habe euch gewiß nicht betrügen wollen.

Arner. Du bist also nur verirret?

Küster. Nur um ein Klafter.

Arner. Wieviel Klafter hast du überall?

Küster. Zwei.

Arner. So bist du doch dann um das Halbe verirrt.

Küster. Ja, aber in Gottes Namen.

Arner. Schweig mit dem in Gottes Namen. Hat man dir gesagt, du müssest beim Eid ausreden?

Küster. Ja.

Arner. Hat man dirs beide Male gesagt?

Küster. Ja.

Arner. Du bist ein Betrüger.

Er schwieg jetzt, aber murrete gegen den Boden. Dann sagte sein Bruder, der Schulmeister: Gnädiger Herr, meine Frau hat den Stall unter Händen, nicht ich. Ich bin darin völlig unschuldig, daß ich eine Kuh zuviel angegeben.

Arner. Du bist also in der Kuh verirret, wie dein Bruder in dem Heu.

Schulmeister. Ja, aber ich kann wegen meines christlichen Berufs halber nicht in den Stall.

Arner. Was hast du für einen christlichen Beruf?

Schulmeister. Ich bin Schulmeister.

Arner. Kannst du die zehn Gebote?
Schulmeister. Ja freilich.
Arner. Wie heißt das achte?

Ich weiß wohl, was ihr meint, sagte der Schulmeister und wollte noch mehr reden. Aber der Junker unterbrach ihn und sagte: Du bist ja Schulmeister, das ist genug; aber schweig jetzt.

Nach ihm stand der Stierenbauer Stoffel auf und sagte keck, wie auf dem Markt, wenn er einen Ochsen kauft und dem Händler einschlägt: Gnädiger Herr, ich erwarte das Vieh, das ich angegeben, alle Stunden. Der Junker erwidert: Man hat dich doch nicht gefragt, wieviel Vieh du erwartest, sondern wieviel du habest.

Stoffel. Das ist wahr; aber da ich mein Vieh schon gekauft hatte, mußte ich doch bei der Angabe des Futters darauf zählen, wie wenn ich es schon hätte.
Arner. Wie viel Stück Vieh erwartest du dann noch?
Stoffel. Acht, Gnädiger Herr.
Arner. Und diese acht sind alle schon gekauft?
Stoffel. Gewiß, Gnädiger Herr!
Arner. Und kommen alle in ein paar Tagen?
Stoffel. Ganz sicher, wie ich gesagt.
Arner. Ich will deine Entschuldigung gelten lassen, wenn ich sie wahr finde.

Auf dieses Wort stehen wohl vier bis fünf hervor und sagen, sie erwarten auch Vieh, das sie wirklich gekauft. Selbst der Schulmeister berichtet jetzt, er habe seine Kuh nur dem Metzger vertauscht und dieser bringe ihm wieder eine andere. Der Junker antwortet ihm: Du vergissest, daß deine Frau melket, mistet und füttert und du wegen deines christlichen Berufs nicht in den Stall kannst. Zu den andern sagte er: Ich antworte euch, was ihm, ich will eure Entschuldigung gelten lassen, wenn ich sie wahr finde, aber da ihr so unvorsichtig gewesen, in der zweifachen eidlichen Angabe gar nichts davon zu melden, bin ich doch nicht im Fall, euch ganz blindlings trauen zu können.

Die Augen wurden den guten Leuten jetzt größer, einer sah den andern an, aber keiner sagte ein Wort. Der Junker fährt fort: Habt ihr schriftliche Scheine für das Vieh, das ihr gekauft, bei euch? Es antwortet niemand. Habt ihr dergleichen zuhause? Auch jetzt antwortet niemand. Warum antwortet niemand? fragt jetzt der Junker. Ohne schriftliche Zeugnisse könnt ihr mir ja eure Aussage nicht wahr machen. Jetzt sagte einer: Ihr werdet's ja dann sehen, daß es wahr ist, wenn das Vieh kommt. Aber der Junker sieht ihn an, daß er die Augen niederschlägt und froh wäre, er hätte nichts geredet. Der Junker sagte jetzt ernsthaft: Es ist genug an zweimal, ich will nicht auch noch das drittemal von euch betrogen sein. — Wenn ihr mir eure jetzige Aussage nicht wahr macht, daß ich an dieselbe kommen kann, so müsset ihr im Schloß erwarten, bis die Zeit sie erheitert

und euer Vieh da ist. Dies verwirrte die Nachbarn und einer fragt: Aber warum wollet Ihr uns nicht heim lassen?

Arner. Um des einzigen Grundes willen, weil ihr, wenn ich euch heim lasse, in zweimal vier und zwanzig Stunden euere Ställe alle voll Vieh machen könnt, wenn ihr jetzt schon keine Klaue davon gekauft. — Es schweigt jetzt alles und Arner sagt wieder: Nachbarn, ihr habt mich ja gar nicht betrügen wollen, euere Käufe sind schon alle in der Ordnung und euer Vieh kommt ja schon morgen. Und dann zum Stoffel: Nicht wahr, deine Haupt Vieh kommen sicher, wenn ich doch schon nicht heim lasse?

Stoffel. Nein, wenn Ihr mich nicht heim lasset, meine Käufe sind noch nicht alle richtig.

Junker. Aber doch auch etliche werden richtig sein?

Stoffel. Das wohl.

Junker. Wie viele?

Stoffel. Ich weiß nicht recht.

Junker. Doch auch sechs — oder fünf — oder vier — oder drei Stück werden dir sicher kommen, wenn du schon da bleibst?

Stoffel darf nicht von einem einzigen geradezu ja sagen. Es ist genug, sagt jetzt der Junker, wir verstehen jetzt einander, aber ich wußte es schon zum voraus. Auch diese Aussage ist Meineid wie alle vorherigen. Und nun befahl er mit Verachtung, aber ohne ein zürnendes Wort, den sieben neuen, neben den siebenzehn Alten niederzuknieen. Und befahl dann dem Schreiber, einem jedem von allen vier und zwanzig vorzulesen, was sie im alten Verzeichnis angegeben und dann, wie es sich beim Zählen und Messen befunden habe. Und ein jeder mußte dann bei jedem Verzeichnis laut und vernehmlich antworten: Es ist so. Der Schreiber las: Der Geschworene Kalberleder, zuerst zehn Klafter Heu, und jetzt achtzehn. Ist's nicht so?

Kalberleder. Es ist so.

Schreiber. Weiter zuerst siebenzehn Stück Vieh, und jetzt zehn. Ist's nicht so?

Kalberleder. Es ist so.

Schreiber. Weiter, Christoph Kalberleder, sein Bruder, zuerst zwölf Klafter Heu und jetzt neunzehn. Ist's nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Zuerst vierzehn Stück Vieh und jetzt neun. Ist's nicht so?

Christoph. Es ist so.

Schreiber. Weiter, Jakob, sein Bruder, der dicke, zuerst neun Klafter Heu und jetzt fünfzehn. Ist's nicht so?

Jakob. Es ist so.

Schreiber. Ferner zuerst dreizehn Stück Vieh und jetzt acht. Ist's nicht so?

Jakob. Es ist so.

So las er fort, bis alle vier und zwanzig so viel sie mußten „Es ist so" gesagt hatten. Dann ließ er sie gehen.

Ihre Weiber konnten nicht erwarten, bis sie heim kamen. Sie sahen sie an der Kirchgasse und beim Brunnen auf den Knieen und liefen ihnen jetzt, da sie kamen, aus Stall und Küche entgegen, zu fragen: Herr Jesus, was ist euch doch auch begegnet? Aber es war den Männern nicht ums Erzählen. Die einen jammerten, wie ihnen die Kniee so weh thäten; andre sagten, sie sollten sie nur auch verschnaufen lassen, ehe sie reden müßten; noch andere sagten, es sei ihnen so weh, daß sie ins Bett wollten. Aber ob sie verschnaufen oder ins Bett wollten, sie mußten jetzt doch erzählen, was ihnen widerfahren. Sie thaten's auch alle, der eine früher, der andere später, je nachdem er auch einen Meister zuhause hatte. Die Weiber wurden wie rasend; sie sagten alle: Wenn er euch zuletzt nur auch um Geld gestraft hätte! Selbst die Rabserbäuerin, die jede faule Birne vom Boden hebt und zusammen sucht, sagte, hundert Thaler würden sie nicht reuen, wenn nur dies nicht wäre. Die Kienholzin sagte: Sie gehe ihr Lebtag nicht mehr zur Kirche und noch weniger zu Markt. Die Kalberlederin schlug ihren Schweinen, denen sie eben zu Mittag brachte, auf die Schnauze, daß beide bluteten. Und die Mosbäuerin warf ihres Mannes Hut ins Feuer, weil ihn der Bettelmann Niggeli aufgesetzt hatte. So ging ihnen diese Schande zu Herzen. Dann erzählten auch sie, wie sie indessen daheim eben so große Not ausgestanden hätten.

Indessen daß in den großen Häusern alles so jammerte, verspotteten die Armen vor ihren Weibern und Kindern die Dorfmeister, wie sie vor ihnen auf den Knieen lagen, und die Kinder machten aus dem Jammer der dicken Leute ein Spiel. Es wird noch jetzt im Dorf getrieben und heißt das Niggeli-Spiel. Alle, die fett sind, knieen dann nieder und hängen (die Köpfe), und die hagern sitzen vor ihnen auf Stühlen und setzen die Hüte auf. Mitten unter dem Mutwillen dieser Verspottung erwachte hie und da reines Gefühl der Menschheit, das den gedrückten Elenden gegen die Anmaßung aller gewaltthätigen Leute in jeder Lage der Erde empört.

Es ist wahr, sagten ihrer viele, wenn bald einer nur einen Gugelhut und einen Hund vermögen, so hat er geglaubt, es dürfe ihn niemand mehr um etwas strafen, als etwa um Geld. Aber so lange einmal die Trauben dem Armen reifen, wie dem Reichen, so ist es nicht glaublich, daß es ein Recht von Gott sei, des gleichen Falles den einen so, den andern anders zu strafen. So sagten die Leute.

6. Sie sehen jetzt, daß er Meister worden.

Nachmittag versammelte Arner die Gemeinde wieder unter die Linde und legte ihr den Plan der Riedverteilung vor. Jetzt zeigte es sich, wie weit er vorgerückt war, daß er die Schamlosigkeit der Vorgesetzten zertreten hatte. Sie waren alle wie umgekehrt. Niemand legte der Weidverteilung ein Wort in den Weg. Die Armen zeigten

ihre Freude laut, und die Reichen sagten jetzt: Ja, ja, es kann so gut kommen. Aber dennoch ahnte es niemand, was ihnen Arner jetzt zeigte, nämlich, daß der Wert des Anteils von dem Ried, welcher einem jeden Gemeindsgenossen zuteil werden müsse, sich auf vierhundert Gulden belaufe. Mehr als Zweidrittteile der Gemeindsgenossen besaßen nicht die Hälfte dieser Summe eigentümlich; also verdreifachte Arners Wohlthat dasselbe.

Aber die Menschlichkeit, mit welcher er ihnen diese Wohlthat gab, bewegte sie noch mehr. Er sagte zu ihnen: Dieses Land ist euch von euern Altvordern, ohne daß eine herrschaftliche Abgabe darauf haftet, als Gemeindgut mit dem natürlichen Endzweck hinterlassen worden, durch dasselbe Vorsehung zu thun, daß eure Armen weder durch die Reichen, noch durch die Herrschaft, noch durch Zufälle ganz alles Lebensgenusses beraubt werden können. — Als solches den Armen gesichertes Gut lasse ich es euch ohne einige Abgabe, ausgenommen den Zins von dem Kapital, das es mich kosten wird, die Wasserleitung in Ordnung zu bringen. Ich schweige vom Eindruck dieser Rede. Die Bonaler waren bei aller ihrer Verwilderung doch Menschen.

So weit kam Arner in den vierzehn Tagen, in welchen Hummel noch als Gefangener in Bonal war, mit dem Dorf. Der Pfarrer hingegen hatte mit dem Vogt vergebliche Mühe. Es war kein Sinn mehr für irgend eine andre, als blos tierische Empfindung in ihm. Er sperrte die Augen auf, wenn der Pfarrer von Gott redete und machte ein Maul, nicht anders, als wenn er nur, ihn zu plagen, von Gott spräche. Der Pfarrer fragte ihn einmal, was er auch für einen Trost habe, wenn er sterben sollte. Er antwortete, er wisse keinen, als nicht daran zu denken und einen Augenblick darauf, es werde ihm auch gehen, wie andern Leuten; die, so er kenne, seien alle nicht besser, als er.

Er ließ ihn einmal zu seiner Frau heim. Der Jammer ihrer Tage brachte die Arme dem Triefaug unter die Hände. Dieser gab ihr von seinen Himmelstropfen und sagte, sie würden feuern, wie der höllische Teufel, aber, wenn sie durchgebrochen, dann komme es schon anders. Er hatte Recht, sie feuerten, wie der höllische Teufel und da sie durchgebrochen, kam es wirklich anders; sie versank in eine Abschwächung, die ihr den Tod brachte. An dem Abend, da ihr Mann heim kam, war es besser mit ihr, als seit etlichen Tagen und sie erzählte ihm auch die ganze Nacht, was ihr alles begegnet sei; wie die Vorgesetzten ihr zuerst zugemutet, daß sie es machen müsse, damit er sie in nichts hineinziehe und da sie das nicht können, ihr alles Herzenleid angethan und wie das ganze Dorf eine Freude an ihrem Unglück gehabt; sogar der elende Kriecher sei noch vor ihr Bett gekommen, sie zu quälen und mit seinem Ausspötteln ihr zu sagen, wir würden jetzt die Wochenbrötchen, die wir ihm beim Pfarrer abstehlen wollten, wohl selber brauchen. So klagte sie über viele; dann aber sagte sie auch,

Gertrud und der arme Rudi und der Hans Wüst hätten ihr gethan, was sie gekonnt.

Er gab ihr fast auf nichts Antwort und einmal sagte er: Es scheint, es sei doch nicht so gar schlimm, da du noch so reden magst. Sie antwortete ihm: Wenn ich dann nicht mehr reden mag, so wird es auch nicht mehr schlimm mit mir sein. Da sie vom Hund erzählte, erwachte er, wie aus dem Schlaf und fragte allen Umständen nach. Der arme Türk heulte die erste Nacht vor dem Pfarrhof so stark, daß die Nachbarn an der Kirchgasse sich vorstellten, sein Heulen könnte Unglück bedeuten und ihn der Frau durch den Wächter mit dem Bericht zum Hause sandten, es sei besser, er heule, wo er daheim sei, als beim Pfarrhof, den sie wieder aufbauen müßten, wenn er abbrennte und an der Kirchgasse, wo alle großen Häuser bei einander ständen. Sie mußte ihn von Stund an anbinden. Jetzt da er den Meister im Hause roch, schleppte er den Stall an der Kette und kam aus der Scheune bis zum Haus. Hummel sprang aus dem Bett, öffnete ihm die Thür und der Hund stand mit beiden Vorderbeinen und dem Stall, an dem er angebunden war, am Hals an ihn auf und voll Freude über seinen getreuen Hund sagte er zu seiner Frau: Es ist mir doch in der Welt niemand so treu, wie mein Türk. Sie antwortete ihm: Du hast aber auch niemand den zehnten Teil Gutes gethan, wie ihm.

So ging diese Nacht vorüber. Sie that der Frau nicht wohl, sie war morgendes noch kränker und ihn bewegte sie auch nicht. Er gab dem Pfarrer, da er ihn am Morgen fragte, wie es um sie stehe, zur Antwort: Ha, was weiß ich? Sie ist schon manchmal also gewesen.

7. Ein Bild von tiefem Menschenelend.

Indessen gingen die vierzehn Tage, in denen er im Pfarrhaus sein mußte, vorüber. Am Ende derselben sagte er einmal zum Pfarrer, er wollte fast noch lieber wieder unter den Galgen, als also in die Kirche. Ich will seine Lebensgeschichte, die der Pfarrer an diesem Tage seinen Zuhörern vortrug, nicht wiederholen. Der gute Pfarrer suchte besonders auffallend zu machen, wie sehr er bei allem Anschein des Reichtums, der Gewalt und des Ansehens elend gewesen sei. Von allem, sagte er unter anderm, was einem Menschen das Leben angenehm machen und sein Inneres beruhigen kann, genoß er nichts. Sein Vater hatte bis an sein Grab kein größeres Kreuz, als seinen reichen Sohn. Seine Frau sah ihm bei zwanzig Jahren nie ins Gesicht, ohne zu denken, er komme nicht den rechten Weg ab der Welt.

Sein einziges Kind, ein schwächlicher, aber gutmütiger Knabe, sagte auf dem Todbett, er habe nichts auf dem Herzen, als den Kummer, sein Vater werde nicht selig. Die Armen zitterten vor ihm, wenn er nur um den Weg war. Alles haßte, alles fürchtete ihn. Es machte ihm freilich eine Weile nichts. Im Taumel seines Tierlebens empfand er, so lange alles ging, wie er wollte, von seinem Menschenherzen

nichts. Aber die Zeit, in der er so ohne Sorgen ein Tier sein konnte, ging frühe vorüber. Die Kraft dazu verließ ihn, ehe er vierzig Jahr alt war. Es griff ihn ein Kopfweh an, das er mit ganzen Gläsern von Branntwein, die er auf den Scheitel schüttete, stillen wollte. Aber die Krankheit ließ sich nicht meistern, wie die Bauern in Bonal. Er wurde lahm und mußte drei Monat an der Krücke gehen. Das macht einen Unterschied für eine solche Dorfobrigkeit. Man fürchtet einen Untervogt, der an der Krücke geht, nicht, wie einen, der auf guten Füßen steht. Das Mark war ihm aus den Beinen, die Kleider hingen an ihm wie an einem Zaunstecken; er hatte keine Kraft mehr, als im Maul. Was er ehedem mit lachender, sorgenfreier Bosheit wie ein leichtes Spiel that, das ängstigte ihn jetzt im siechen Körper und brachte ihn zur Wut, daß ihm keine Stunde mehr wohl war. Dann bald darauf schwemmte ihm der Bergbach seine Mühle weg. So an Seel und Leib und Gut geschwächt, wollte er doch noch immer der Mann scheinen, der er zuvor war; aber das brachte ihn in allen Stücken immer noch mehr zurück und zuletzt in einen Geldmangel, der ihm bei seinem wilden, gewaltthätigen Herzen so weh that, daß er, wenn er sich hätte töten dürfen, schon lange nicht mehr auf der Welt wäre; aber er fürchtete sich, zu sterben, wie er Angst hatte, zu leben. So sank er von Elend zu Elend bis zu den wütenden Thaten, die ihn unter den Galgen brachten.

Das ist der Gesichtspunkt, in welchem der Pfarrer der Gemeine seinen Lebenslauf vortrug. Nach der Predigt verkündigte er dann, daß auf den künftigen Donnerstag ein jeder, der mit dem Vogt in Rechnung stehe, öffentlich unter der Linde mit ihm rechnen müsse.

8. Vieler Menschen Sorgen.

Die Bonaler hatten zwar schon, sobald sie vernahmen, daß Arner und der Pfarrer bei dem Gefangenen seinen Lebensumständen nachforschten, gefürchtet, es möchte so kommen; aber da er nun die siebenzehn Großen im Dorf abgestraft und nichts weiter gefragt hatte, glaubten sie, er lasse das übrige gut sein; und nun sahen sie sich in ihrer Hoffnung betrogen. Es konnte ihnen nichts schrecklicher sein, als ihre Saufschulden so vor dem Junker und vor allen Leuten bekennen zu müssen. Sie vergaßen den Vogt und die ganze Predigt. Einige gingen wie sinnlos aus der Kirche. Die Speckmolchin vergaß die Mittagssuppe zu salzen; die Mosbäuerin ließ die Katze das halbe Fleisch fressen, da sie bei ihr stand. Ihr Mann fragte sie, was ihr im Kopf stecke. Sie antwortete ihm, man sei in seinem Haus immer und ewig nur geplagt und es gebe alle Tage was neues. Dann aber murrte sie bei sich selbst, sie werde es dem Narren doch beichten müssen, wirft die Gabel aus der Hand auf den Tisch und sagt: Ich habe das Tuch dem Vogt versetzt. Was für ein Tuch? fragte er.

Sie. Das, so an der letzten Wäsche weggekommen.

Er. Das schöne Tuch, ob welchem du die Wäscherin also in die unterste Hölle hinab verflucht hast?

Sie. Ja, deine schöne Tochter hat dich schon hundertmal mehr gekostet, als zehn dergleichen Tücher wert sind. — Die schöne Tochter war eine uneheliche, und es trieb den Hausmeister zur Thür hinaus, daß er in allen Fällen, was seine Frau auch immer anstellte, nur dieses hören müsse.

Auch die durstige Stoffelin gestand jetzt ihrem Mann Josli, daß sie den Mantel in Gottes Namen dem Vogt versetzt habe. Er antwortete: Warum hast du denn doch auch immer erzwingen wollen, daß ihn die Bettler gestohlen? Du mußt auch denken, erwiderte sie, es thut einer Frau auch weh, wenn ihr der Mann lieb ist und er sie dann für eine Diebin hält.

Am untröstlichsten war die Betschwester Barbel. Sie konnte den ganzen Nachmittag weder beten noch lesen, ging immer nur die Stube hinauf und hinunter, warf die Hände von einander, stampfte mit den Füßen und heulte so laut und so wütend, als nur immer eine gemeine Sünderin in der Trostlosigkeit ihres Lumpenlebens stampfen und wüten kann. Drei ganze Stunden raste sie so nacheinander. Auf einmal wards wieder still in der Stube; sie kommt jetzt getröstet hinaus in die Küche zu der Mithalterin ihrer stillen Abendtränke, zählt ihr wieder die Eier, mißt ihr den Rahm vor zum Kuchen, den sie zu Nacht will, und sagt: Du! der liebe Gott hat mir geholfen; er hat mir in Sinn gegeben, das Spinnerbabel heiße wie ich; um einen halben Gulden geht es für mich gern unter die Linde und dem Vogt bringe ich den Kuchen, den du jetzt machst, damit er gewiß schweige; es würde mir jetzt doch auf den Schrecken nicht wohl thun, vieles zu essen. Und nun konnte sie wieder beten und lesen, redete ordentlich mit der Spinnerbabel ab, zahlte ihr den halben Gulden zum voraus und brachte bei finstrer Nacht auch dem Vogt den Kuchen; aber nicht ganz, sie hatte ihn auf dem Weg und vorher schon rings herum angezehrt und gekostet. Er war gar gut.

Bis auf die Schulkinder hinunter war alles in Aengsten. Diese standen in allen Ecken zusammen und rieten untereinander, wie sie es doch dem Vater und der Mutter anbringen wollten. Vor des Baumwollen-Mareilis Haus standen noch bei der Dämmerung mehr als ein Dutzend also beisammen; alle kannten sie und meinten, es könnte niemand in der Welt besser für sie mit den Eltern reden. Sie merkte, daß sie so etwas wollten, und fragte sie unter der Thür: Habt ihr guten Rat miteinander? Nicht so gar guten, antworteten die Kinder; kamen dann traurig näher hinzu und folgten ihr in die Stube. Da stehen sie an dem Ofen; keines darf eine Weile anbringen, was sie wollen; endlich nimmt eines das Mareili bei der Hand, weint und sagt schluchzend, sie seien alle dem Vogt schuldig und sie solle doch um aller Liebe willen so gut sein und mit ihren Müttern reden. Nein, nein! erwidert das Mareili, wenn ihr nichts andres wißt, so geht nur wieder,

wo ihr hergekommen. Was denket ihr auch, in euerm Alter Saufschulden haben! Wenn ihr also fortfahrt, ihr bekommt Kupfernasen und Triefaugen und werdet Gespenster an Leib und Seele, ehe ihr ausgewachsen. So predigte sie ihnen wohl eine Stunde; endlich versprach sie doch, was sie baten.

Aber morgendes, da sie mit den Müttern reden wollte, jammerten diese noch mehr, als die Kinder, ob dieser unglücklichen Rechnung. Die Kaminfegerin sagte, ihr Mann schlage sie zu Tod; die Hürnegritte, sie dürfe nicht abwarten, bis er heim komme; und die Kallacherin, sie wollte, sie wäre hundert Klafter tief unter dem Boden. Sie predigte ihnen, wie den Kindern, und diesen ging jetzt der Fehler wie nichts durch. Vater und Mutter durften jetzt nicht mit ihnen zanken, wie sie gethan hätten, wenn es ihnen allein ausgekommen wäre.

Hie und da pochten einige wenige Weiber mit ihren Kindern, daß sie nicht in diesem Unglück seien; aber zwei Schwestern verirrten ob ihren Töchtern wie gute Mütter. Die eine hieß Hügin. Ihrer Schwester, der Lindenbergerin, Tochter stand den ganzen Abend bei ihr am Ofen und hängte den Kopf und bat sie endlich, sie sollte doch mit ihrer Mutter reden, sie sei dem Vogt zwei Gulden schuldig. Ja freilich will ich ihr sagen, was du für ein schönes Kind bist, antwortet die Hügin; aber komm mir nur nicht mehr ins Haus; du könntest mir das meine auch noch verführen. So sagt sie, springt über die Gasse zu ihrer Schwester und trifft da, sobald sie die Thür aufthut, ihre Tochter an, die wie die andere daheim am Ofen, den Kopf hängt. Ehe sie die Schwester grüßt, sagt sie zu dieser: Es ist gar nicht nötig, daß du hier seiest; packe dich nur heim! Das verdrießt die Lindenbergerin; sie antwortet: Es werde doch besser sein, sie sei hier als im Wirtshaus. Was sagst du, Hügin, meinst du, ich habe ein Kind, das Saufschulden hat, wie du eines hast?

Lindenbergerin. Behüt' mich Gott davor, aber du hast so eines.

Hügin. Schwester, den Augenblick hat mich deine Tochter gebeten, ich solle es dir doch sagen.

Lindenbergerin. Mein Gott, nein, deine hat mich den Augenblick dasselbe gebeten. So lange mußten sie reden, bis sie merkten, daß sie beide verirrt waren.

9. Vorfragen zur Einrichtung einer guten Bauernschule.

Indessen das Lumpendorf sich abermals also wegen seines guten Herrn ängstigte, ging dieser ruhig und jetzt hoffnungsvoll seinen Weg fort. Mit Glülphi überzeugt, daß Weisheit und Kraft in Erwerbung und Aeufnung des Eigentums, so wie solches in Bonal erworben und geäufnet werden kann, der Hauptgesichtspunkt der Schule sein müsse, die sie einzurichten hätten, fanden beide, sie müßten das Eigentliche dieser Schuleinrichtungen bei denjenigen Menschen erforschen, die sich in der guten Führung ihres Berufs, sowie in der guten Erziehung

ihrer Kinder vor andern im Dorfe auszeichneten. Der Pfarrer nannte ihnen in Rücksicht auf den größeren Feldbau einen Lindenberger, von dem er aber doch bemerkte, das Jahr komme und gehe, man sehe ihn nie in der Kirche und er und seine Leute besorgten während des Gottesdienstes Haus und Stall, wie wenn nichts daran gelegen wäre. In Rücksicht auf den kleinern Feldbau sowie auf den Hausverdienst nannte er ihnen Gertrud und sagte: Niemand zieht so viel, wie sie, aus so wenig Land und ihre Kinder arbeiten beides, im Haus und auf dem Feld mit gleicher Lust.

Endlich in Rücksicht auf größere Gewerbsamkeit und Handlung rühmte er den Baumwollen Meyer und von diesem sagte er: Es fängt mir an zu ahnen, er sei einer von den Menschen, ob denen ich zu meinem Schaden verirrt; das ist gewiß, er verachtet mich und sagt, ich sei der Narr aller Leute. Vielen war ich's wirklich, und er ist's von keinem. Er hat sich von nichts zum reichsten Mann im Dorf gemacht und denkt beim Anschein einer Härte, die mir fürchterlich ist, tief über die Menschen. Wenn er mit mir redet, so kann ich mich nicht enthalten, ihm Recht zu geben; aber seine Gesichtspunkte sind außer meinem Kreise. Er lenkt alles auf Arbeit und Gewerbsamkeit zurück und ich bin ein Pfarrer.

10. Ein Bergbauer, der das Kind mit dem Bade ausschüttet.

Arner eilte mit dem Mittagessen, er wollte noch heute in alle drei Häuser. Der Pfarrer und Glülphi begleiteten ihn; sie kamen zuerst zu dem Lindenberger. Dieser sagte ihnen, wenn er seine Meinung über die Schulen sagen dürfe, wie es ihm ums Herz sei, so wollte er eine schöne Wiese von seinem Hof verlieren, wenn seine Kinder in gar keine müßten. Für Bauernkinder, sagte er, seien ihre Aecker, ihre Wiesen, ihre Ställe und Kornböden die rechte Schule. Die Bücherschulen machten ihnen die Köpfe von dem, was sie darin haben sollten, leer und füllten sie hingegen mit Sachen, die ihnen so viel nützten, als das fünfte Rad am Wagen. Die Bücherbauern dächten nicht ans Land, wenn sie zu Acker fahren und nicht ans Vieh, wenn sie füttern. Die Herren gestanden ihm, schlechte Schulen hätten diese Wirkung; aber sie wollten ihm begreiflich machen, es könnte anders sein und anders werden. Er lachte darüber und sagte: Unbrauchbarkeit hänge an den Büchern, wie die Trauben an den Reben.

Sein Entscheiden gefiel ihnen nicht; doch blieben sie bei ihm und fanden auch hier, was Glülphi in seinem Leben so oft bemerkt hatte, daß, wer immer in seinem Thun etwas Festes und Wahres hat, sich dadurch allem übrigen Wahren und Guten nähere, selbst demjenigen, dem er geradezu zu widersprechen scheint, und zwar oft unendlich mehr, als er selbst glaubt. Sie sahen seine ganze Ordnung im Haus und Feld um so viel sorgfältiger an, als der Mut seines Widerspruchs sie dennoch auf ihn aufmerksam machte. Seine Saat war auf dem dürren

Berg grüner, als die Saat der andern im flüssigen Thal; hinter der Sense waren seine Wiesen weiß von der Fette des Grases; die Furchen hinter dem Pflug waren wie gemodelt; seine Keller voll Obst und Milch; die Kammern voll Tuch und eigenes Gespinst. Ein Knabe von zehn Jahren warf Haufen von Gras, wie ein Mann, vom Wagen. Ringsum war Reichtum; aber nur das Vieh glänzte. Wer etwas angriff, that's, wie wenn's ihm nichts wäre; und alles, bis auf den Misthaufen, war in der Ordnung, wie wenn nichts daran zu thun wäre. Dieser war so hoch wie der Schweinstall, so breit, als die halbe Scheune und ringsum wie ein Bienenkorb geflochten. So war alles in allen Stücken in Ordnung.

Aber wenn die Herren mit den Kindern reden wollten, flohen diese weit weg und lachten dann in einer Entfernung, wie die Kinder der Wilden. Der Vater sah es und sagte zu den Herren: Das Jahr kommt und geht, sie sehen niemand, der nicht große Schuhe hat, wie sie; aber ich bin froh, setzte er hinzu, daß sie schüchtern sind. Wenn sie zu jedermann hinzustünden, wie die schlauen Diebsbuben im Dorf, sie würden alle Stunden betrogen. So fühlte er die Lücke, die in ihrer Erziehung war, selbst, aber er meinte, es sei keine und sagte: Wenn meine Vorfahren, die, so lange die Kirchenbücher reden, von Vater auf Sohn meinen Hof besessen, so wenig schüchtern gewesen wären und so wohl hätten reden können, als die Bauern, die alle acht Tage vor Audienz kommen, so wäre ich sicher nicht mehr auf demselben. — Man konnte den Knecht und das Kind kaum unterscheiden; aber man sah, daß ihnen allen so wohl war. Es kann auch nicht anders sein; alles, was sie brauchen, wächst ihnen im Ueberfluß; sie geben fast für nichts Geld aus, deswegen auch Leute und Vieh mager werden, wenn sie vom Berg hinab ins Dorf dingen, verkauft werden oder auch heiraten.

Da der Mann sah, daß sie sein Thun und Wesen mit einer solchen Aufmerksamkeit betrachteten und um seiner Meinung willen ihm nicht Unrecht thaten, mischte sich nach und nach guter Wille in sein Selbstgefühl und er sagte jetzt, wie wenn er sich beim Pfarrer entschuldigen wollte: Ich weiß wohl, daß wir auch nicht alles thun, was wir sollten. Die Herren fingen auch an zu lächeln, denn sie sahen, daß der Mann vieles geleistet und daß er ihnen nicht aus bösem Willen widersprochen, sondern blos darum, weil er den raren Vogel einer so guten Bauernschule, als er fühlte, daß sie sein sollte, in seinem Leben nirgends gesehen hatte. Und je mehr sie auch die schüchternen Kinder beobachteten, die also vor ihnen flohen und zu keinem Wort zu bringen waren, je mehr fanden sie auch von diesen, daß ihnen weit weniger mangele, als es den Anschein hatte.

Glülphi sah das am meisten. Wie ein Kenner durch alle Unscheinbarkeit des Pferdes, das eben in der Wildnis gefangen worden, von allen Seiten ausschlägt und nur entfliehen will, die innere Brauchbarkeit des Tiers dennoch durchsieht, so bemerkte auch Glülphi die

Brauchbarkeit dieser halb wilden Kinder. Er empfand bestimmt, daß eine Schule vieles leisten müßte, wenn sie diesen Kindern in Rücksicht auf die feste Bildung ihrer Berufskräfte etwas hinzusetzen wollte, ohne dasjenige in ihnen zu schwächen, was sie wirklich besitzen.

Ehe sie weg gingen, bot ihnen der Mann noch die Hand und sagte nach der Bauern Art: Ich bitte, nicht zu zürnen. Die Herren lächelten alle; Glülphi drückte ihm freundlich die Hand und sagte: Guter Nachbar, wir dürfen dir nicht sagen, wie weit wir dir Recht geben.

11. Ein Mann, den man nicht in diesem Dorf suchte.

Von ihm weg gingen sie zum Baumwollenmeier. Dieser Mensch hatte in der Jugend das Glück, einem alten vertriebenen Franzosen, dem er Strümpfe strickte, so lieb zu werden, daß er ihn an einem Abend, da er die andern Arbeiter alle entlassen, noch bei ihm bleiben hieß und dann zu ihm sagte: Kind, du hast Anlagen, es kann etwas aus dir werden und wenn ich jünger wäre, so wollte ich für dich sorgen; aber ich bin den achtzig Jahren näher als den siebenzig, also gehörst du nicht in meine Welt, ich muß dich der künftigen lassen und doch möchte ich etwas an dir thun. Mit dem gab er ihm vier Thaler und sagte: Wende das wohl an, um schreiben und rechnen zu lernen, aber brauche es ja zu nichts anderem. Dann erzählte er ihm noch: Ich bin in den Jahren, in denen du jetzt bist, aus meinem Lande vertrieben worden, und besaß in einem fremden Lande so wenig, als du jetzt; aber ich konnte schreiben und rechnen und Strümpfe stricken und damit konnte ich mir helfen. Ich lehrte zuerst ums Brot ein paar Buben, die noch einmal so groß als ich waren, stricken und trug dann meine und ihre Arbeit nach der Stadt; die Herren, die sie mir abkauften, baten mich, ich sollte doch noch mehr Kinder stricken lehren. Ich lehrte alle Wochen ein paar mehr; die Herren gaben mir Geld, sie gaben Wolle, sie sahen, daß ich alles ordentlich aufschrieb und die Rechnung nie hinter den Wirt machte. Ich verdiente alle Wochen mehr. In zwei Jahren hatte ich hundert Kinder, die mir strickten, war den Herren in der Stadt nichts schuldig und kaufte meine Wolle, wo ich sie am wohlfeilsten fand. Dann ging ich mit meinen Strümpfen nach Frankfurt und ein Jahr darauf nach Bozen und löste aus jedem Stück ein paar Batzen mehr. Das zahlte mir nicht die Reisekosten; aber ich konnte schreiben und rechnen, und nachdem ich jetzt Bekanntschaft hatte, konnte ich meine Ware verbrauchen, ohne daß ich mehr von der Thür weg mußte. So habe ich angefangen und so kannst auch du anfangen, wenn du recht schreiben und rechnen lernest.

So redete der Alte. Der Baumwollenmeier lernte schreiben und rechnen und folgte ganz der Wegweisung des Mannes. Dieser kam gegen die neunzig, sah noch das Aufkeimen seines Glücks und entfaltete vielseitig den großen Gedanken in dem Herzen des Jünglings, wie vieles ein einziger Mensch mit Arbeitskenntnis, Ordnung und guten

Sitten zum Glück seiner Nebenmenschen beitragen könne. Aber unglücklicher Weise fiel der Meier mit dem besten Willen, den er zu diesem Endzweck hatte, in den Zeitpunkt, in welchem der Junker mit dem Hummel durch ihre Begünstigung einer allgemeinen Gaunerordnung im Dorf es ihm unmöglich machte, für jemand anders, als für sich selbst zu sorgen.

Dieser Baumwollenmeier war natürlich einer ganz andern Meinung, als der Lindenberger. Er fand ohne Schreiben und Rechnen kein Heil auf Erden; er sah aber auch den Gegenstand in einem umfassenden Gesichtspunkt an und sagte darüber: Die größere Geldmenge, die in der Welt in Verkehr gebracht worden, hat die Umstände des Volks und die Natur ihrer Brotquellen verändert; sie hat das Eigentum der Menschen verkleinert, indem sie ihre Zahl größer gemacht und dabei den Wert aller Dinge verdoppelt. Das Brot der mehrern ruht nicht mehr auf dem Feldbau; von zehn Menschen hat kaum einer mehr genug Erde, um sein Notwendiges auf derselbigen zu bauen. Der Zusatz des Hausverdiensts ist der Menge notwendig, um leben zu können, aber wenn dieser den Menschen einen wahrhaft guten Zustand versichern soll, so setzt er weit mehr Ausbildung, Einrichtung und Biegsamkeit voraus, als der Feldbau. Das Volk muß unter seinen jetzigen Umständen ohne Maß mehr wissen und verstehen, um in eben dem Grad sowohl genährt, gekleidet und versorgt zu sein, als es da zu wissen und zu verstehen braucht, wo der Leute nicht die Hälfte sind und Feld und Brot nicht das Halbe kostet.

Aber diese Abänderung in seiner Bildung, die die Abänderung seiner Umstände fordert, ist allenthalben versäumt worden. Der Staat hat zu diesem Endzweck nichts gethan; er hat alles dem Zufall überlassen und den Reichen, aber der Zufall ist das Gegenstück aller guten Ordnung und die Reichen bekümmern sich um das Volk um kein Haar mehr, als insoweit sie es brauchen und insoweit sie an ihm zu gewinnen glauben. Auch gewinnen sie oft wirklich am meisten an ihm, wenn es unversorgt in einem Bettlerzustand genötigt ist, alle acht Tage vor ihrer Thür um Arbeit, wie um ein Almosen, anzuhalten. So dem Zufall und den Reichen dahin gegeben, werden die Menschen Mückengeschlecht, das in der Mittagsstunde eines Südwinds zu tausenden geboren wird, um in der Abendluft des nämlichen Tages wieder zu vergehen.

Ich selbst, sagte er, brauche einige hundert solcher Mückenmenschen und bekümmere mich, weil es so ist und es niemand anders haben will, um nichts, als um ihre Arbeit; aber, setzte er dann mit Festigkeit hinzu, es könnte freilich anders sein. Die größere Geldmenge und der allgemein belebte Verkehr könnte die Zahl der Menschen noch weit mehr vergrößern und dennoch versicherten Wohlstand auch in die niedersten Hütten des Volks verbreiten. Ich selbst habe in meinen jüngern Jahren nichts mehr gewünscht, als in meinem Dorf zu diesem Ziel zu gelangen. Ich habe alle Mühe anwenden und Zeit und Geld

nicht sparen wollen, dahin zu gelangen, meine Arbeiter in gute häusliche Umstände zu versetzen, aber nachdem die Dorfmeister mir zuerst hundert Hindernisse in den Weg gelegt und hundert Verdrießlichkeiten zugezogen, die ich alle nicht achtete, bekam ich endlich aus der Kanzlei die obrigkeitliche Weisung, daß ich als ein Unterthan mich in meinen Schranken halten und in nichts einmischen solle, was mich nichts angehe, auch namentlich mich gar nicht dafür bekümmern solle, was die Leute, die ich bezahlt, dann weiter mit dem Geld, das sie verdient, machen und vornehmen, als welches gänzlich und so vollkommen ihnen gehöre, daß, wenn sie es vor meinen Augen in den Bach werfen wollten, ich nicht im geringsten befugt sei, darüber mein Maul zu brauchen; welches ich auch in Zukunft bei Vermeidung oberkeitlicher Strafe und Ungnade ferner zu thun mich nicht unterstehen werde. Dahinab sinkt der Einfluß der Herrschaft, wenn sie selbst unwirtschaftlich und verwildert im Taumel ungegründeter Genießungen die feste Aufmerksamkeit und die richtigen Begriffe von den ersten Stützen des häuslichen Wohlstandes der Menschen verloren hat.

Der Mann fuhr fort zu erzählen: Man hat bei uns einen bald nur insoweit für einen Ehrenmann gehalten, als er wöchentlich seinen Hausverdienst richtig in der Kanzlei oder im Wirtshaus wieder abgegeben. Daraus aber ist jetzt weniger nicht entstanden als dieses, daß wenn ich heute mein Geld aus meinem Gewerb zurückziehen und in etwas andres setzen werde, morgen zwei Dritteile meiner Arbeiter aus dem Lande gehen müßten; dahingegen, wenn man mich in meiner guten Absicht nicht gestört hätte, vielleicht kein einziger von ihnen allen nicht ein wohlhabender Mann wäre. Sicher wären in diesem Fall zehn und zwanzig, die mir alle nacheiferten und die zur Stunde, wenn ich aufhören sollte, alle meine Arbeiter beschäftigen würden.

Was hast du denn, fragte Arner, zu diesem Endzweck eigentlich thun wollen? Er antwortete, er habe seine Arbeiter alle dahin zu bringen gesucht, von ihrem Verdienst soviel sie konnten beiseits zu legen, um ihr Alter sicher zu stellen und ihre Kinder versorgen zu können, und zu diesem Endzweck eine Schule einzurichten, darin ihre Kinder genugsam im schreiben und rechnen, ebenso wie in mehreren Hausarbeiten geübt würden, wodurch dann die Gefahr, darin das Volk durch die Veränderung seiner Umstände und durch das Anhänglich werden seines Brots vom Baumwollenverdienst ganz gewiß in großem Maße vermieden worden wäre.

Der Junker fragte ihn dann weiter, was jetzt zu diesem Endzweck zu thun wäre. Meier forderte eine Schuleinrichtung, durch welche die Kinder den Tag über ihren nun so tief in Verwirrung gebrachten Eltern entrissen, mit der Festigkeit und Ordnung einer zum Haus- und Fabrikverdienst wohleingerichteten Wohnstube zu allem dem gezogen würden, was jetzt ein Kind notwendig wissen und können muß, um mit nichts in der Hand sich dennoch einen sichern Weg zu guten häuslichen Umständen zu bahnen. Hauptsächlich aber forderte er frühes

Angewöhnen zum sparen und beiseitslegen eines Pfennigs, um die Kinder sicher zu stellen, daß sie alle, wenn sie ausgewachsen wären, einen Anfang zu einem ehrlichen Hauswesen in ihrer Hand fänden.

Junker. Ob das möglich?

Meier. Ein Kind, wenn es wohl zur Hausarbeit gezogen ist, verdient vom siebenten Jahr an zwölf, fünfzehn bis zwanzig Batzen. Legt man ihm davon im Anfang wöchentlich einen, dann zwei Batzen beiseits, so kommt es vor den zwanzig Jahren auf hundert Gulden.

Junker. Werden die Eltern dazu Hand bieten?

Meier. Ich hätte sie unter einem Strohdach, als ein armer Anfänger, dahin gebracht, wenn Hummel und der Junker es gelitten hätten.

Junker. Aber ich?

Meier. Sie haben siebenfach mehr Mittel dazu in Ihrer Hand.

Junker. Zum Exempel?

Meier. Versprechen Sie einem Kind, das durch seinen Hausverdienst sich vor dem zwanzigsten Jahr zehn Dublonen beiseits gelegt, etwa einen kleinen Acker zehntfrei.

Junker. Was würde eine solche Begünstigung der Fabrikarbeit für eine Wirkung auf den Feldbau haben?

Meier. Ohnfehlbar eine gute.

Junker. Wie das?

Meier. Junker, alles, was überhaupt das Volk zum Sparen bringt und sein Eigentum vergrößert, das äufnet auch den Feldbau und eine für den Hausverdienst wahrhaft gute Erziehung muß dieses um so mehr thun, da die Art des Feldbaus, die die einige ist, zu welcher die meisten Menschen jetzt geführt werden müssen, darin besteht, sie instand zu setzen, von nichts zu einer Ziege, von einer Ziege zu einem entlehnten Acker, dann zu einem eignen und so hierauf zu einer Kuh, zu mehrern Aeckern bis zu einem Zug im Feld zu gelangen. Diese Art des Feldbaues, sagte er, ist dem Geist des Haus- und Fabrikverdienstes, bei dem es ebenso auf die Kunst, am Faden kleiner Anfänge immer weiter zu schreiten, ankommt, vollkommen ähnlich und die Vorschüsse, die es auch nur zum kleinsten Anfang im Feldbau, sowie zu jedem Vorschritt in demselben braucht, können dem armen Volk jetzt durch nichts mehr in die Hand gebracht werden, als wenn man es für seinen Hausverdienst und für die gute Zuthaltung desselben wohl erzieht. Er überzeugte Arnern, daß eine solche Hinlenkung des Armen, sich durch den Hausverdienst den Weg zu dem ehrenfesten Zustand des Landeigentümers zu bahnen, unstreitig auch dazu dienen müsse, den Feldbau zu befördern.

Die Herren fühlten überhaupt alle das Weitgehende der Gesichtspunkte dieses Mannes und sein tief angelegter Plan zur Volksbildung erregte um so mehr Aufmerksamkeit bei ihnen, da er selbst gethan, was er anriet, und wirklich also von nichts zu einer Ziege, von einer Ziege zu einer Kuh und von einer Kuh zum größten Hof gelangt war.

Er machte sich auch gar nichts daraus, zu gestehen, daß er also in der größten Armut angefangen; aber er traute dennoch dem Junker, der den einfältigen Meier zum Vogt machen konnte, nicht alles und lächelte zu vielem, das er sagte.

Seine Schwester hingegen war ganz von ihm eingenommen. Sie hatte in ihrem Leben von einem Junker keinen andern Begriff, als wilde Völker vom lieben Gott, wenn sie nichts von ihm wissen, als daß er donnere. Jetzt sah sie einen, der gutmütig war, wie ein Mensch aus dem Volk und ward so zutraulich, daß sie ihm ihre ganze Ordnung mit den Spinnerleuten erklärte und ihm zeigte, daß man auch mit dem besten Herzen notwendig müsse hart sein und den Leuten in gar nichts helfen könne, wenn die Herrschaft sie zu Lumpen mache, oder, welches eins sei, sie dazu machen lasse. Es ward Arner schwer, daß sie so redete, aber sie fuhr fort und erzählte ihm jetzt, daß sie vor dreißig Jahren noch selbst in seinem Schloß gebettelt habe. Ich erinnere mich, sagte sie, die Tage meines Lebens daran; es war im Winter Anno vierzig, an einem der kältesten Tage. Eure Ahnfrau muß mich vom Fenster hinab gesehen haben, sonst wäre ich erfroren; sie kam in ihrem Pelz und an einem Stecken die große, alte Schloßtreppe hinab. Ich hatte mich hinter die Stauden im Hof an den Boden gelassen und war wie erstarret, so daß ich umfiel, da sie mir die Hand gab und mich aufrichten wollte. O mein Gott! wie die Menschen damals auch noch mitleidig waren! Sie kleidete mich von Fuß auf warm und gut, wie ichs in meinem Leben nie hatte und ging den ganzen Morgen nicht von mir weg. Sie setzte während der Zeit einen jungen Knaben neben mich auf die Ofenbank, der ihr gar lieb gewesen sein muß. Sie hat ihm die ganze Zeit zugesprochen, daß er doch mitleidig werde sein Lebenlang.

Arner konnte seine Rührung nicht verbergen; es war sein letztes Denken. Die Ahnfrau nahm ihn von dem Lehrer und den Büchern weg, setzte ihn zu diesem Kind, zeigte ihm sein ganzes Elend und sagte ihm dann: Lieber Karl, ich bin alt und bleibe nicht mehr lange bei dir; aber denke an mich, die Zeiten werden schlimm; man macht sich nichts mehr daraus, ob Leute, die einem angehören, verfaulen oder verfrieren. Aber, wenn die Herrschaft einmal dein ist, so werde du doch nicht so. Laß eher die Mauern an der Burg alle einfallen, als die Menschen, die dir angehören, in einen solchen Zustand kommen, wie dieses Kind vor dein Schloß und vor deine Augen gekommen.

12. Was ein einziger Mensch mit Arbeitskenntnis, Ordnung und guten Sitten zum Glück seiner Nebenmenschen beitragen kann.

Die Herren gingen von dem Baumwollenmeier weg zu Gertrud. Diese gute Frau hatte von der Stund an, da sie es der Kathrine versprochen, sich des armen Rudis anzunehmen, keinen Tag unterlassen,

an dieser Haushaltung zu thun, was eine Mutter. Sie war durch Elend und Mangel in eine Verwilderung hinabgesunken, daß der Junker beim Anblick derselben sich nicht enthalten konnte, zu sagen: Sieben Kühe und sieben Wiesen können dieser Haushaltung die Menschlichkeit nicht wieder geben, die sie verloren. Gertrud gab sie ihr wieder, aber mit unendlicher Mühe.

Da sie am Morgen nach dem Freudentag, an dem der Junker ihnen die große Wiese wieder gab, ins Haus kam, lagen die Kinder noch im Bett, ihre Hudeln in allen Winkeln der Stube am Boden und die Katze saß auf dem Tisch in dem Becken, aus dem sie zur Nacht aßen. Der Vater war im Stall bei der Kuh; aber er konnte nicht einmal melken. Er saß da, wie ein Schneider und es war, wie wenn er die Kuh nicht anrühren dürfte. Gertrud nahm ihm das Becken, molk die Kuh und sagte ihm: Es thut ihr nicht weh. Er stund neben ihr, die Beine bis an die Waden voll Mist, das Haar über die Stirn hinunter, Hände so schwarz als die Erde und sagte dann in diesem Zustand zu ihr: Mein Gott! wie bin ich auch so ein glücklicher Mensch! Gertrud wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Es fehlt viel, antwortete sie ihm, als daß du in diesem Zustand glücklich sein solltest. Er staunte sie an, wie wenn er nicht wüßte, was sie meine. Sie aber fuhr fort: Armer Rudi, dein Elend hat dir deine Sinne geschwächt, daß du nicht einmal mehr siehst, wo es allenthalben mangelt, eh du mit deiner Haushaltung wieder in einer Ordnung bist, daß man nur auch von fern daran denken dürfe, sie sei einer glücklichen ähnlich. Jetzt begriff er sie, jammerte über die Frau selig, die ihm also die Sinne genommen und ganz schuld sei, daß er und die Kinder seien, wie sie seien und sagte selbst, er sei in der Verwirrung, in der er gelebt, dahin gekommen, daß, wenn nur niemand in der Stube gejammert habe, es hungere oder es friere ihn, er dann geglaubt habe, es sei alles so weit in der Ordnung, als es ihm möglich wäre, es darin zu bringen und dann sei er hundertmal selbst aus Mutlosigkeit auch mitten im Tag auf einer Strohwelle oder sonst an der Sonne gelegen, das Elend, dem er nicht abhelfen konnte, zu verschlafen.

Gertrud zeigte ihm, wie dieses jetzt nicht mehr so sein könne und munterte ihn auf, auf der Stelle eine andere Ordnung zu machen. Sie zog den Kleinen ihre Hudeln ordentlich an; sie wusch und kämmte alle und half dann dem Vater auch die schwarze Stube reinigen und blieb bis auf den Mittag da. Es ging dem guten Mann jetzt zu Herzen, er fühlte sein Elend und das Elend seiner Kinder noch nie also und da sie weg war, konnte er eine Weile nicht fort arbeiten. Er fegte nicht und bürstete nicht, die Hände standen ihm still, er staunte nur und sagte zu sich selbst: Ich meinte einmal, ich wäre im Himmel, wenn ich so eine Frau hätte.

Gertrud fand auch, er habe eine nötig und dachte an ihre beste Freundin, des neuen Untervogts Schwester, die aber gar nicht, wie er war. Sie hatte beim Weggehen die Kinder geheißen, diesen Nachmittag

zu ihren Kindern kommen. Sie kamen, sobald sie gegessen; aber sie meinten, die andern sollten jetzt im Augenblick von ihren Rädern aufstehen und sich mit ihnen lustig machen. Das geschah nicht. Sie waren freundlich, redeten mit ihnen, aber standen nicht auf, hielten keine Hand still und des Rudis Kinder mußten müßig dastehen und hatten Langeweile. Gertrud wollte es also; sie konnten nicht einmal Baumwolle rupfen. Das ging so bis auf den Abend, da die Kinder der Gertrud einesmals Feierabend sangen.

Feierabend! Feierabend!
Lieb' Mutter! Feierabend!

Lachend wickelten sie die Flocken und das Garn zusammen, stellten ihre Räder in die Ecken und nun ging's auf die Wiesen.

Aber des Rudis Kinder konnten sich nicht einmal lustig machen; wo ein Dorn war, hing er an ihnen; wo sie eine Pfütze sahen, stampften sie hinein. Der Gertrud Kinder fragten sie: Aber sagt denn der Vater nichts, wenn ihr also heim kommt? Sie antworteten ihnen: Er sieht's nicht, und das älteste erzählte dann, wie viel größer ihre neue Wiese sei, als diese da.

Um sechs Uhr gingen der Gertrud Kinder heim, um zu beten; die andern begleiteten sie; aber sie konnten auch das nicht. Man verstand nicht die halben Worte ihres Vaterunsers, und sie hatten doch eine Mutter, die die Erklärung der Offenbarung Johannes studierte. Nach dem Beten erzählte ihnen Gertrud, wie viel ihre Kinder mit dem Spinnen verdienten und wie sie einem jeden alle Woche ein paar Batzen davon in seinen Sparhafen gäbe. Die Kinder des Rudis thaten ihre Augen groß auf. Gertrud zeigte ihnen diese Sparhafen und die neuen Batzen vom Junker und reizte sie durch diesen schönen Anblick, daß sie ihr versprachen, auch spinnen lernen zu wollen. Die armen Kinder träumten die halbe Nacht von den neuen Batzen und erzählten einander, was sie alles daraus kaufen wollten, wenn sie auch so Sparhäfen hätten. Auch sprangen sie am Morgen früh zur Gertrud und saßen mit Freuden an die neuen Räder, die sie ihnen angeschafft hatte.

Aber so geschwind als einem unbärtigen Dorfknaben, der im Rausch vom Werber Thaler genommen, die Freude über die schöne Hutfeder, die er noch obendrein bekommt, vergeht, so geschwind verging den unerzogenen Kindern die Freude über das Spinnen. Kindern, die nie eine Nadel, nie einen Flocken und sonst nie eine Arbeit in den Händen gehabt hatten, war auch das leichteste schwer. Sie sagten in der ersten Stunde schon, sie könnten es nicht lernen; in der andern weinten sie und gingen am Mittag mit dem Vorsatz heim, nachmittag nicht wieder zu kommen. Aber der Vater hatte Gertrud versprochen, nicht nachzugeben, bis sie sich eine tägliche regelmäßige Arbeit fest angewöhnt hätten. Also mußten sie wieder kommen, aber der Mut war ihnen entsunken und die Arbeit geriet noch schlechter als am Morgen. Vergeblich munterten die Kinder der Gertrud sie auf; vergeblich ließ der gute Heirli sich von ihnen die Augen verbinden und zeigte ihnen,

daß er die Arbeit auch blind könne; vergeblich gab ihnen Gertrud, was sie gutes im Haus hatte. Es war ihnen, sie seien in einem Gefängnis; ihre Sinne waren nicht bei der Arbeit, sie waren immer beim Gedanken, von diesem Elend loszukommen. Sie wollten es vom Vater erzwingen, daß er sie nicht mehr schicke; aber er blieb standhaft. Die Kinder begegneten ihm unverschämt, sie fingen an, Gertrud zu hassen und die Arbeit mutwillig zu verderben; sie sagten unter einander, es sei nicht recht, wie es ihnen die Frau mache, es gehe sie ja nichts an, ob sie spinnen könnten oder nicht, sie seien jetzt reich und sie hätten es nicht nötig. Hatten sie das Garn verdorben, so verbargen sie es und warfen es in den Bach. Lise, das älteste, war das schlimmste; sie wiegelte die andern auf und sagte immer, sie wollte lieber wieder arm sein, sie hätten doch auch können vorher ruhig ausschlafen und es habe sie niemand so geplagt. So stößt ein wilder Vogel, wenn er eingesperrt wird, den Kopf eine Weile gegen die Wand, aber dann ergibt er sich endlich.

Gertrud verlor die Geduld nicht. Die kleinsten gaben zuerst nach und sagten der Lise selbst, es muß ja doch sein; wir wollen lieber lustig sein wie die andern. Sie schüttelte den Kopf und sagte ihnen: Ihr seid Narren; aber da es ihnen dann wirklich besser ging, schämte sie sich und nach und nach ergab sie sich auch und nun eiferten sie alle auf einander. Gertrud eilte, das Gift ihrer innersten Stimmung, die sie so störrisch machte, zu zerstören. Sie sah, daß dieses in dem wilden Geist der Dorfordnung seinen Sitz habe, die nach Hummels Art in gedanken- und sorgenlose Ruhe gewiegt, alle Bande und Pflichten des Lebens zu lästig findet und die Menschen nach einer Freiheit lüstern macht, die alle Mittel ihrer Erhaltung und Versorgung untergräbt. Sie war überzeugt, dieser rohe Sinn des wilden Lebens sei so tief in ihnen eingewurzelt, daß, wenn sie auch jetzt für eine Weile ihre Halsstarrigkeit besiegen ließen und sich dem Joch der Notwendigkeit unterwürfen, so werde er dennoch nicht in ihnen ersterben, wenn ihre innerste Stimmung nicht durch Aufmerksamkeit auf Gott und durch Furcht vor der Sünde im allgemeinen eine der rohen Eigensüchtigkeit des wilden Lebens ganz entgegenstehende Richtung erhalten habe.

So dachte sie. Und so wie die guten Kinder an ihren Rädern stiller wurden, so wie ihnen ihre Arbeit leichter ging und die Runzeln des Zorns über sie von ihrer Stirne wichen, führte sie dieselben zum Glauben an Gott und ihren Erlöser. Mit der Einfalt einer Heiligen entlockte die gute Frau den armen Kindern Thränen über ihre Sünden, über ihr Versäumnis und über ihr Elend und brachte sie dahin, daß sie ihre Fehler aufrichtig als Fehler gegen Gott und ihren Erlöser ansahen. Und nun bat sie die Kinder um Verzeihung, daß sie bis jetzt so streng mit ihnen hätte sein müssen. Die Kinder weinten. Und die gute Frau sagte: Sowie ihr Gott folgt, so muß ich euch nichts mehr sagen. Jetzt bitten die Kinder: Nein, sag uns doch immer alles und lehre uns ferner und verzeih uns! Eine Blume aus dem harten

Boden der Berge in die milde Erde des Gartens versetzt, ändert nicht so, wie diese Kinder, da Gertrud Glauben an Gott und Furcht vor der Sünde in das Innerste ihrer Stimmung hinein brachte.

13. Auch den Alten bringt sie in Ordnung.

Sie that am Vater nicht minder. Wer einen Elenden aus dem Gewühl seiner Umstände herausreißt und ihm einen Ort zeigt, wo er sorgenlos über See und Berg hinsieht und Ruhe findet, thut ihm, was Gertrud dem Rudi, da sie die Last seiner unerzogenen Kinder ihm abnahm. In den ersten Tagen drückte es ihn freilich von neuem wieder nieder, daß die armen Kinder allemal mit Weinen von der Frau heim kamen und immer sagten, sie könnten das Spinnen nicht lernen. Es zerriß ihm sein Herz, daß die älteste Tochter an dem Abend, an dem sie am stärksten erzwingen wollte, morgendes nicht wieder zu gehen, ihm noch sagen durfte: Ihr seid die Schuld, daß wir jetzt so leiden müssen; warum habt ihr uns nie etwas gelehrt, bis wir so alt geworden? Sieben Tage gaben sie dem Vater kein gutes Wort. Er erschrak, wenn es Mittag läutete und wenn es Abend ward.

O! es ist keine erschrecklichere Empfindung, als die Empfindung des Vaters, der in dem Auge des Kindes, das er liebt, Verachtung und Vorwürfe liest. Die Erde ist voll solcher Kinder, und es rettet tausend Eltern nichts von dem nagenden Wurm dieser Empfindung, wenn ihre Kinder nicht auf der Bahn des Glaubens an Gott und der Furcht vor der Sünde selbst von dem Irrtum und dem Verderben zurückkehren, dem die Weltumstände den Erfolg der bestgemeinten Menschenerziehung immer aussetzen. Das rettete jetzt den armen Rudi von der Last dieser Empfindung, die sein Herz zerriß. Sowie die Kinder auf Gott zu achten anfingen, wurden sie auch wieder gut mit ihm; und das erheiterte sein Herz. Er hatte seine Kinder wieder gefunden. Er sah, daß sie glücklich werden konnten und strengte sich nun auch selbst alle Tage mehr an, alles um ihn her in eine Ordnung zu bringen, die in dem Grad, als sein Herz sich der Wonne inniger Befriedigung überlassen konnte, immer mehr Reiz für ihn hatte. Er weißte die schwarzen Wände der Stube und kaufte auf dem Markte sieben Kupferstiche mit schönen Farben: den Heiland am Kreuz, die heilige Maria, den Nepomuk, den Kaiser, den König in Preußen und einen weißen und einen schwarzen Husaren. Diese alle machte er an die weiße Wand auf und sagte dann zu den Kindern: Das erste, das mir sie anrührt, kriegt auf die Hände. Das gefiel ihnen nicht und der Heirli, der über alles lachend sein Maul braucht, antwortete: Ich weiß doch jemand, dem du nicht auf die Hände geben kannst, wenn er sie schon anrührt. Der Vater wußte nicht, wen er meine. Weißt du noch, sagte das Kind, wie die Fliegen der Großmutter Himmelsleiter schwarz

gemacht haben, daß man kein Wort mehr darin lesen kann? Es ist gut, erwiderte der Vater, daß ihr keine Fliegen seid.

Niemand freute die schöne Stube mehr, als die gute Gertrud. Sobald sie hinein kam, sagte sie zu sich selbst: Diese muß mir meine Meierin sehen.

14. Ein Heiratsantrag, — nicht von einem Mann.

Es gelang ihr bald, sie hinein zu führen. Sie rief ihr aus dem Fenster auf die Gasse. Die Meierin dachte an nichts, sprang in die Stube, kannte sie nicht mehr und sagte einmal über das andere: Das ist auch anders worden. Gertrud zeigte ihr die schöne Kuh im Stall. Die Meierin ging zu ihr hin, streichelte sie und sagte: Es muß doch eine Lust sein, so eine zu melken; sie hat ihres gleichen nicht im Dorfe. Dann ging Gertrud mit ihr unter der großen Reihe blühender Bäume durch die neue Wiese, wo das Gras am dichsten war, hinein. Die Meierin sagte: Es ist doch Schade, wir vertreten das Gras. Gertrud erwiderte: Nein, es ist nicht Schade, du mußt mir einmal jetzt auch sehen, wie es dem Mann wieder aufgegangen. Noch dachte die Meierin an nichts, folgte ihr in ihre Stube und fand da des armen Manns Kinder, die sie vorher im ganzen Elend ihrer Verwilderung gekannt, sich selbst nicht mehr ähnlich, fast wie der Gertrud Kinder in Ordnung bei ihren Rädern. Sie erstaunte. Gertrud zeigte ihr jetzt den guten Heirli. Er lag zurück in ihrem Arm, sein blaues Auge sprach Liebe. Das Nannchen war schön; die Meierin sagte selbst: Es ist wie ein Engel. Alle, alle waren jetzt heiter und froh. Das Erstaunen der Meierin ward immer größer. Gertrud nimmt dann noch das kleine vierteljährige aus der Wiege und gibt's ihr auf den Arm. Sie schaukelte das Kind, das mit der vollen Farbe des Erwachens auf ihrem Arm noch halb entschlafen doch nicht weinte. Und nun sagt Gertrud: Wenn die armen Kinder jetzt auch nur wieder eine Mutter hätten!

Aber jetzt fällt der Meierin wie ein Blitz auf, was sie denke. Sie fühlt das Kind nicht mehr, das sie auf dem Arm hat, sie gibt es schnell und entfärbt der Gertrud zurück. Was ist das jetzt? fragt diese. Die Meierin atmet ein paarmal und sagt dann: Es ist mir, ich sei lange genug hier gewesen.

Gertrud. Nur weil ich dieses gesagt?

Meierin. Du magst jetzt raten!

Gertrud. Ich wollte einmal doch gern, die armen Kinder wären wieder versorgt.

Meierin. Das glaube ich dir wohl.

Gertrud. Es ist mir, in der Welt haben es keine so nötig.

Meierin. Das ist jetzt doch nicht.

Gertrud. Warum?

Meierin. Sie haben an dir schon eine Mutter.

Gertrud. Das ist nicht geredet.

Meierin. Wohl freilich. Nicht wahr, Kinder, das ist eine rechte Mutter?

Gertrud. Es ist dumm, wie du mir's machst.

Meierin. Wie du mir's machen wolltest.

Gertrud. Es wäre doch nichts so erschreckliches.

Meierin. Glaubst du?

Gertrud. Wie er's jetzt hat, darf er sich anmelden, wo er will.

Meierin. Anmelden sicher.

Gertrud. Du spottest.

Meierin. Und du bist parteiisch.

Gertrud. Worin?

Meierin. Er hat doch acht Kinder.

Gertrud. Nur sieben.

Meierin. Das ist ein Unterschied.

Gertrud. Und er ist so herzgut.

Meierin. Und noch gar jung.

Gertrud. Dies sagte ich nicht.

Meierin. Eben nimmt es mich Wunder.

Gertrud. Er scheint doch jetzt weniger alt.

Meierin. Seit vierzehn Tagen.

Gertrud. Das ist gewiß.

Meierin. Er sah fürchterlich aus.

Gertrud. Jetzt sicher nicht mehr.

Meierin. Das freut mich. Aber ich muß einmal heim.

Gertrud. Wart noch ein wenig.

Meierin. Nicht einen Augenblick.

Gertrud. So unfreundlich lasse ich dich einmal nicht fort.

Meierin. Worin bin ich unfreundlich?

Gertrud. Du mußt mir den Kindern auch behüt euch Gott sagen.

Meierin. Das kann ich wohl.

Sie thut's, und sagt dann: Hast's jetzt gehört? Ich habe ihnen behüt euch Gott gesagt.

Gertrud. Und wenn du wieder kömmst, so sagst du ihnen dann wieder: Gott grüß euch.

Meierin. Ja, wenn ich wieder komme.

Nun geht sie und Gertrud glaubt an ihrem Schritt und an allem zu sehen, daß der erste Wurf für ihren guten Rudi nicht übel geraten.

15. Ein Volkserzieher neben einer Bauernfrau.

Auf die Art hatte Gertrud diese Haushaltung aus ihrer Verwilderung gezogen und für Vater und Kinder so weit gesorgt. Die Kinder des guten Mannes saßen jetzt wie gewohnt neben den ihren an ihrer Arbeit und sangen mit ihnen das Lied:

Auf Gott, und nicht auf meinen Rat
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Bei dieser Zeile hielten sie still, als Arner, Glülphi und der Pfarrer in die Stube hinein traten. Die Herren hatten sich gestern beim Baumwollenmeier verspätet und kamen erst am Morgen drauf zu der Frau. Sie erwogen die Nacht durch den tiefen Plan des Mannes; aber die Forderung, dem verwilderten Volk seine Kinder die meiste Zeit des Tages von der Seite zu nehmen und sie in einer Schulstube in allen Rücksichten den festen Einrichtungen einer ihrer künftigen Bestimmung ganz anpassenden Hauserziehung zu unterwerfen, schien ihnen beinahe unausführbar. Die Schwierigkeiten der Sache standen vor ihren Augen wie ein Berg, über den kein Weg ist für den Fuß des Wanderers.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, kamen sie in die Stube der Frau. Alles wollte aufstehen; Arner winkte und bat, sie sollen doch fortsingen und sitzen bleiben. Die Herren schlichen in der engen Stube still zwischen den Rädern in den Winkel, der frei war und litten nicht, daß Gertrud auch nur ein Rad auf die Seite stellte, ihnen Platz zu machen. Sie kannten des Rudis Kinder nicht mehr. Arner erstaunte. Er sah sie noch vor seinen Augen, wie sie in ihrer, einem Kalmuckenloch ähnlichen Stube, ohne ein Zeichen von Menschlichkeit, wie verscheuchte Vögel in alle Winkel schossen, die jetzt nach kurzen drei Wochen in allen Teilen einer guten menschlichen Bildung so fortgeschritten waren, daß man sie kaum mehr von der Gertrud eigenen Kindern unterscheiden konnte. Es war ihm, er sehe die Erstlinge seines besser erzogenen Volks vor seinen Augen. Und der Leutnant ließ seine Falkenaugen wie ein Blitz herumgehen von Kind auf Kind, von Hand auf Hand, von Arbeit auf Arbeit, von Aug auf Aug. Je mehr er sah, je mehr schwoll sein Herz vom Gedanken: Sie hat gethan und vollendet, was wir wünschen. Die Schule, die wir suchen, ist in ihrer Stube. Er war nun von der Möglichkeit und Ausführbarkeit einer Schulstube, die auch den entferntesten Endzwecken des Baumwollenmeiers genug thun würde, überzeugt.

Eine Weile war alles still. Die Herren konnten nichts, als sehen. Gertrud schlug das Herz vor dieser Stille, die an Ehrerbietung grenzte Arner unterbrach sie. Um Gotteswillen, sagte er, wie hast du es mit diesen armen Kindern gemacht, daß du sie in dieser Zeit hast dahin bringen können? Auch Glülphi sagte: Sage sie uns doch, sage sie uns doch, wie hat sie das gemacht? Die gute Gertrud wußte nicht, was sie antworten sollte. Aber die Herren waren so freundlich

und fragten so liebreich, daß sie endlich antwortete: Ich habe es in Gottes Namen ein wenig erzwungen. Das denk' ich, sagte Glülphi; aber man sieht ihnen keinen Zwang an, sie sind so freudig und ruhig.

Gertrud. Sie warens lange nicht.

Glülphi. Es war auch nicht möglich.

Gertrud. Sie meinten, sie wollten's erzwingen, nicht ins Gleis meiner Hausordnung zu müssen.

Glülphi. Es ist natürlich; sie mußten notwendig über sie ungehalten werden.

Gertrud. Sie wurden es wirklich im höchsten Grad und auch über ihren Vater.

Glülphi. Aber jetzt sind sie es doch nicht mehr?

Gertrud. Nein, Gottlob!

Glülphi. Aber, daß sie hierin so geschwind Meister worden ist!

Gertrud. So geschwind ging es nicht. Es ist mir, ich sehe ihre wilden Runzeln noch zwischen ihren Augen; sie meinten, ich sei die böseste Frau auf der Welt und thue ihnen das größte Unrecht.

Glülphi. Aber wie kam diese Meinung ihnen wieder aus dem Kopf?

Gertrud. Wie es geht. Alle Menschen, die im Anfang wider etwas die Wände hinauf und hinabspringen, wenn sie sehen, daß alles nichts hilft, bequemen sich zuletzt.

Glülphi. Aber mit einem Mißmut, wovon ich keine Spur auf den Gesichtern dieser Kinder mehr sehe.

Gertrud. Ich suchte dieses freilich zu verhüten.

Glülphi. Wie?

Gertrud. Ich machte ihnen Freude, soviel ich konnte, und sobald ihnen die Arbeit leichter war und damit auch die stärkste Gewalt ihres ersten, ich darf wohl sagen, Rasens vorüber war, nahm ich in Gottes Namen die Bibel zu Hilfe und das Beten.

Glülphi. Hat dieses soviel geholfen?

Gertrud. Das ist gewiß. Sowie es in sie hinein kam, ihr Gott und ihr Erlöser fordere von ihnen, was ich, schalkten sie nicht mehr mit mir.

Glülphi. Hörten sie plötzlich auf?

Gertrud. Das nicht. Aber dennoch war's, als wenn ihre Empfindungen gegen alle Menschen in ihrem Innern wie ein Rad umkehrten, sobald sie anfingen, ihr Thun und Lassen vor Gott zu untersuchen.

Glülphi fand in diesem Gesichtspunkte den Mittelpunkt aller Kraft dieser Frau. Dann redete er noch mit ihr über die wichtige Art, wie sie das Lernen ihrer Kinder mit ihrer Arbeit verbinde und das erste dem letzten also unterordne, daß es in ihrer Stube völlig als eine Nebensache neben dem Hauptzwecke, dem Brotverdienst der Kinder, für jede Stunde sicher zu stellen, auffiel. Er bat sie, diese Verbindung der Arbeits- und Lehrübungen ihm in allen Teilen zu

zeigen. Sie that es. Die Kinder lasen, rechneten und lernten auswendig, ohne eine Hand an ihrer Arbeit still zu halten. Diese ward auch in keinem Faden schlechter. Auch der Erfolg dieser Uebungen, sowie ihre ganze Ordnung machte ihn immer mehr erstaunen. Das Bild seiner Schuleinrichtung stand immer fester und heiterer vor seinen Augen; aber er empfand auch, daß die Ausführung derselben auf tausenderlei Aufmerksamkeiten beruhe, zu denen er sich nicht fähig fand, und fragte die gute Gertrud staunend, ob sie nicht glaube, daß die Einrichtung, die sie mit ihren zwölf Kindern habe, auch mit dreißig und vierzig auszuführen wäre? Sie antwortete, sie könne nicht sehen, warum das nicht möglich sein sollte, und setzte hinzu, eine Frau sei in einer solchen Schulstube notwendig.

Als Glülphi sie fragte, ob sie ihm zur Einrichtung einer solchen Schulstube helfen wolle, gab sie lachend zur Antwort: Ja freilich! Da sie aber Ernst sah, entschuldigte sie sich und berief sich auf den Junker, der wohl wisse, daß es ihr nicht möglich sei. Dieser versetzte, er habe keine größere Angelegenheit, als diese, und ersuche sie, ihr möglichstes zu thun. Jetzt sagte die Gute mit einer Thräne im Aug, wenn es so sei, so wolle sie eher alles versäumen, es sei ihre Schuldigkeit. Nein, nein, erwiderte der Junker, du mußt nicht mehr thun, als du wohl kannst. Dann sagte sie noch, sie wisse eine Margreth, die in allen Arbeits- und Erziehungsaufmerksamkeiten gar vieles mehr sei, als sie, und diese komme ihnen gern zu Hilfe, und Glülphi war damit zufrieden.

16. Ein Versuch, einen größern Stein des Anstoßes in vielen Dingen aus dem Weg zu räumen.

Also schieden sie auch von ihr. Sie hatten unstreitig in allen drei Häusern, beim Lindenberger, beim Baumwollenmeier und bei ihr weit mehr erfahren, als sie erwartet. Sie waren alle drei in dem Hauptgrundsatz, daß Weisheit und Kraft in Erwerbung und Aeufnung des Eigentums das vorzügliche Ziel guter Schuleinrichtungen sein müsse, übereinstimmend und konnten sich nicht verhehlen, daß ihre so ungleichen Gesichtspunkte einzeln alle viel Wahrheit enthielten.

Der Grundsatz des Lindenbergers, den Berufskenntnissen und Berufsfertigkeiten vor den Bücherkenntnissen in der Auferziehung des Volks den Vorzug zu geben, schien ihnen im allgemeinen ohne weiteres richtig; hingegen mußten sie auch finden, daß die ganze Kraft des Mannes in seinen Hofmarken eingeschlossen war und sie waren überzeugt, daß, wenn die Welt sieben Stunden von ihm weg in Brand stehen sollte, er mit seinen Ochsen fortpflügen würde, wie wenn ihn das gar nichts anginge.

Auch beim Baumwollenmeier fanden sie, ungeachtet der Richtigkeit seiner Grundsätze und seines tief angelegten Plans zur Volksbildung eine Lücke, die ihn zur vollkommenen Ausführung desselben unfähig

machen würde. Es liegt in seinem Auge eine ewige Strenge. Würde er herrschen, er würde dem Böswicht auf den Nacken treten, dem Schurken die Larve von der Nase reißen und den Thoren mit Streichen lehren im Gleis gehen. Aber er würde den Thoren und den Schurken und den Böswicht nicht beruhigen. Ihn selbst beruhigt sein fester Sinn freilich. Aber das Volk kann nie werden, was er ist. Er thut Recht, weil er Recht thun will, aber dieses thut nur Recht, wenn es Gott fürchtet und der Mangel einer auf Gott achtenden Stimmung seines Innersten würde den Mann ewig unfähig machen, beim Volk auszurichten, was Gertrud in ihrer Stube mit ihren Kindern ausrichtete.

Glülphi fand den Mangel dieser auf Gott achtenden Stimmung auch in sich selbst und war ehrlich genug zu gestehen, daß er, ungeachtet der Redlichkeit und seltenen Ausbildung von Kraft, deren er sich bewußt war, dennoch in tausend Fällen von gemeinen Menschen, die in der Einfalt der Gottesfurcht erzogen worden, in der Ueberwindung seiner selbst, oft sogar in kleinen unbedeutenden Gelüsten beschämt werde. Seine tiefe Kenntnis der Verhältnisse der gesellschaftlichen Menschheit überzeugte ihn noch mehr, daß es im allgemeinen unmöglich sei, dem Volk ohne feste Hinlenkung zur Aufmerksamkeit auf Gott einen beruhigten, oder auch nur einen erträglichen Lebensgenuß zu versichern.

Er redete darüber mit Lebhaftigkeit auf die Art: Der Mensch mit Gefühlen für Genuß, Ruhe, Freiheit und gesicherte Selbständigkeit erschaffen, wird im gesellschaftlichen Leben von allen Seiten zertreten und verhärtet. Im sauer gemachten Leben fühlt er sich unter tausend Hemmungen elend, und ohne ein festes Gegengewicht gegen diese Lagen in seinem Innersten zu besitzen, muß ihn die Kraft seiner Naturgefühle und die Gewalt seiner Eigensüchtigkeit notwendig entweder unempfindlich oder falsch, oder gewaltthätig und rasend machen. Ist das nicht wahr? Was ist der gesellschaftliche Mensch anders, als ein Gemisch von allem diesem? Warum wollen wir uns dieses verhehlen? Es ist allgemein; der Mensch wird in allen Ständen gehemmt und zertreten. In den obern versüßet ein Schari Wari von Spielwerk ihnen das Leiden in dem Grad, als sie sich zu Narren machen lassen, ich wollte sagen, zu Kindern, wenn Kinder, die es ewig bleiben, nicht Narren werden müßten. Aber in der Tiefe des Volks hat der Mensch nicht einmal diesen Schari Wari zum Trost Er muß die Hand küssen, die ihn schlägt, und seinen Treiber rühmen, daß er ihn zum Heil führe.

Wenn der Pfarrer am Sonntag Windeln vor seinem Fenster sieht und ihm sagen läßt, er solle seine Wäsche am Werktag aufhängen, so darf er ihm nicht antworten, er könne sein Kind nicht bis an den Werktag naß liegen lassen; er muß die Windeln ab der Sonne thun, und wenn ihm die Ruhe seines Lebens lieb ist, dem Wohlehrwürdigen sagen lassen, es sei ihm leid und er wolle es nicht mehr thun und er lasse ihm danken.

Wenn ihn ein stolzer Verwalter vorfordert, so muß er laufen und kommen. Er darf von ihm die Achtung nicht fordern, die ein Mensch dem andern schuldig ist. Thut er's, der Verwalter wird ihm antworten: Du bist ein Bauer, ich bin dir keine schuldig. Weißt du, sagte ein solcher zu einem Mann, den ich kenne, wenn ich in deine Stube komme, so mußt du den Hut abziehen und ich behalte meinen auf. Du mußt mir zu deiner Stube hinaus, wenn ich will, und mir meinen Hund füttern und mit mir über Berg und Thal laufen. Die Menschheit trägt diese Lagen ohne den Glauben an Gott nicht ohne innere Verheerung; aber der Gottesfürchtige nimmt ruhig dem Pfarrer die Windeln vom Fenster und füttert lachend dem Verwalter den Hund.

So redete der Leutnant und setzte hinzu: Aber diese innerste Stimmung zur Aufmerksamkeit auf Gott, ohne welche der gesellschaftliche Mensch die Ansprüche seiner Naturgefühle ebenso wenig mit seinen Kräften ins Ebenmaß, als mit seinen Lagen in Harmonie bringen kann, liegt dennoch in unserer Natur. Der Mensch, sich selbst überlassen, in seinem wilden und verwilderten Zustand, ist nichts weniger als aufmerksam auf Gott. Ohne das Wort: „Es ist kein Gott" auszusprechen, nähert er sich im wesentlichen der Sache gänzlich einer gottesleugnerischen Stimmung. Glülphi behauptete: Die feste, den Willen des Menschen stimmende Aufmerksamkeit auf Gott sei eine Folge des Unterrichts, der Führung, Bildung und Versorgung desselben, mit einem Wort, der Kunst seines gesellschaftlichen Fortschritts. Deswegen denn auch der gesellschaftliche nicht wohl versorgte Mensch im allgemeinen diese Aufmerksamkeit nicht habe, sondern in einer Gott nicht achtenden, im wesentlichen vollkommen gottesleugnerischen Stimmung dahin lebe. Hingegen fand er dann auch, daß reiner und das Innerste unserer Natur stimmender, beruhigender Glaube an Gott auch neben den dümmsten Meinungen über ihn Platz habe.

Der Pfarrer gab ihm in beiden Gesichtspunkten vollkommen Recht und sagte, er finde die innere Stimmung des Volks im allgemeinen je länger je mehr ohne Aufmerksamkeit auf Gott, sowie er auch gestehen müsse, daß einer der Irrtümer, die am meisten zur Unbrauchbarkeit seines Lebens beigetragen hätten, dieser gewesen sei, daß er der Aufmerksamkeit auf Gott bei Menschen, die dumme Meinungen von ihm hegten, nicht genug Achtung erwiesen.

Auf die Art forschten die Herren, um ihre Schule einzurichten, in die Tiefen der Menschheit. Was sie fanden, ist alte Wahrheit, die jedes Kind weiß. So wirft der Mensch in die Tiefen der Meere die Angel aus und was er fischt, ist gemeiniglich schlechter, als die Forelle im Bach, die der Bauerjunge mit der Hand fängt.

Das war ihnen jetzt ausgemacht, daß die Weisheit und Kraft in Erwerbung und Erhaltung des Eigentums, wozu die gesellschaftliche Menschheit geführt werden muß, ihrer Bildung zur Gottesfurcht untergeordnet werden müsse und ohne diese Unterordnung nicht wahrhaft zu erzielen sei.

17. Der Gesetzgeber steigt von seinen Höhen zu Ziegenbubenordnungen und zu kleinen Kreuzererspärnissen hinunter.

Arner blieb die ganze Zeit vom Sonntag bis am Donnerstag in Bonal und säumte keinen Augenblick, alles, was er zur Gründung und Beförderung des Wohlstandes dieser armen Leute jetzt schon thunlich und ausführbar fand, anzubahnen und einzurichten.

Schon am Dienstag ließ er einen Wagen voll junger Stämme zu Fruchtbäumen und eine ganze Herde Ziegen aufs Ried kommen, in der Absicht, der Nahrungslosigkeit der Aermsten Vorschub zu thun. Alles, was Füße hatte, lief auf das Ried, die Großen um die Bäume, die Kleinen, um die Ziegen zu sehen. Die Kinder trieben ihr Spiel mit den guten Tieren. Einige neckten sie; andere rissen ihnen Laub von den Hecken; des Maurers Heirli setzt sich zu einer schönen ins Gras, gibt ihr sein Abendbrot und rings herum tönt die Freude der Kinder.

Arner kam, stellte sich in den Kreis der Leute und sagte ihnen: Die alten Fruchtbäume, die sein Großvater schon gepflanzt habe, müßten eigentümlich gemacht werden, damit sie besorgt werden und etwas abtragen könnten und wollte nun sogleich den Wagen voll junger Stämme verteilen. Er hatte es kaum gesagt, so drängten sich Reiche, Freche und Geizige vor. Sie wollten die Auswahl von den Bäumen haben. Dies nicht, sagte Arner, ließ die Bäume alle in eine Reihe legen und die Nachbarn sich auch in eine stellen und so mußte einer nach dem andern die Bäume nehmen, wie sie die Ordnung traf. Viele hängten das Maul, wie wenn ihnen Unrecht geschähe.

Dann sagte Arner: Es thut mir so weh, eine Menge Haushaltungen unter euch zu wissen, die nicht einmal imstand sind, täglich ihren Kindern auch nur eine Suppe zu geben, die ihrem Alter angemessen wäre; ich habe darum diese Ziegen hieher kommen lassen und will einem jeden Hausvater, der es nötig hat, gern den Wert von einer für einige Jahre, bis ihr etwas besser in Ordnung seid, vorstrecken. Es meldeten sich sieben und zwanzig um diese Wohlthat; aber der Lump, der Schlägler, der Tröler, der Säufer und der Spieler war auf ihren Gesichtern, wie abgemalt. Arner sagte mit einigem Unwillen: Ihr sehet doch auch gar aus! Ein Sigmund, der ehemals reich war, hatte das Herz ihm zu antworten: Es vermögen nicht alle Leute wohl auszusehen. Das empörte Arnern; er antwortete ihm: Wohl freilich, es vermag jedermann nicht auszusehen wie ein Schurk und wie ein Lump und wie du. Etliche von den Reichen sagten überlaut: Es hat wahrlich ihn und nicht wenigen von den andern ihr gutes Geld gekostet, ehe sie dahin gekommen, also auszusehen. Sie mißgönnten ihnen die Wohlthat und es kauften noch zwei und dreißig Väter ihren Kindern Ziegen.

Dann versammelte Arner die Kinder, die Ziegen hatten und sie chüten sollten, um sich her und sagte ihnen: Kinder! Ihr müsset mir eine Hüteordnung machen und mir versprechen, daß ihr dasjenige für

kein braves Hüterkind achten, nicht unter euch zählen und nicht mit euch auf den Berg lassen wollet, welches über die Ziegen schwört und flucht oder sie schlägt und ihnen Steine nachwirft; ebensowenig dasjenige, das seinen Mithirten böse Worte gibt, sie schimpft, schilt oder gar schlägt, am wenigsten eines, das beim Hüten frevelt oder seine Ziegen zu Schaden gehen läßt.

Die Kinder versprachen ihm das alles. Ihr guter Wille freute ihn und er sagte dann zu den Eltern: Wenn ich es nur auch dahin bringen könnte, daß euch ein jedes von euern Kindern, wenn es erwachsen ist, sicher einen guten Pfennig zum Anfang eines ehrlichen Hauswesens vorfinden würde! Die armen Leute staunten ihn an und sagten nichts. Er fuhr fort: Ihr glaubt, es sei unmöglich und doch wäre es so leicht. Wenn ihr eure Kinder zu mehrerem Fleiß anstrengt und ihnen dann von den acht, zehn bis zwanzig Batzen, die eines in der Woche verdienen kann, im Anfang einen, dann anderthalben, dann zwei Batzen beiseit legt, so könnt ihr es sehr leicht dahin bringen, daß ein jedes vor seinem zwanzigsten Jahr auch seine hundert Gulden beieinander hat. Das schien den Nachbarn unmöglich. Aber der Junker setzte hinzu: Ich gebe einem jeden Kind, dessen Eltern diese Einrichtung für es machen, einen zehntfreien Acker. Mit diesen Worten schien es ihnen nicht mehr also. Sie sagten jetzt untereinander: Man muß das Eisen schmieden, indem es warm und es vergehen hundert Jahre, ehe so ein Wort einem Junker entfährt. Etliche nahmen schnell ihre Kinder beiseits und fragten selbige: Wie ists? wollet ihr alle Wochen ein halbes Pfund mehr spinnen, wenn wir euch das thun? Die Kinder sagen alle ja und bitten, daß sie ihnen doch also zu hundert Gulden und zu zehntfreien Aeckern verhelfen wollen.

18. Hindernisse, die dem Endzwecke, dem Volk zu helfen, immer im Weg stehen.

Wie ein Funken ein Strohfeuer entzündet, so entzündeten diese zehntfreien Aecker die Köpfe der größern Bauern; es wurmte ihnen, daß ihre Töchter dann nichts haben sollten; einer sagte dem andern: Der Zehnten ist doch von uns und kommt uns das Jahr durch sauer genug an, und das ist nicht recht. Der Junker bemerkt ihr Kopfschütteln und fragt seinen Jakobli Thumirnichts, was sie hätten. Dieser weiß nicht, auf welche Seite er will. Er hatte zuerst den Bauern gesagt, sie sollten die armen Tröpfe doch nur machen lassen, es werde keiner zu hundert Gulden kommen. Jetzt sagt er dem Junker, dergleichen zehntfreie Aecker würden die Bauerntöchter auch freuen.

Junker. Es würde, denk' ich, jedermann freuen, wenn man ihm alles nachlassen würde, was er schuldig ist, aber es fragt sich nur, wer die Wohlthat verdiene.

Jakobli. Eben meinen sie, sie und nicht die Spinnerleute müßten doch für den Zehnten das Jahr durch früh und spät sein.

Junker. Ich will einer jeden Bauerntochter, deren Vater ein armes Kind ins Haus nimmt und so lange unklagbar erzieht, als die armen Spinnerkinder Batzen ersparen müssen, auch so einen zehntfreien Acker geben.

Das gefiel ihnen nicht. Es antwortete keiner, aber untereinander sagten sie: Wir müssen das kaufen, was er den andern verehrt. Etliche sagten: Sie hätten von den Alten gehört, wenn man einen leeren Winkel im Haus habe, so solle man eher eine Bürde Dornen hinein legen, als einen fremden Menschen. Andre meinten, wenn sie etwas erziehen wollten, so wollten sie es lieber im Stall, als in der Stube. Einige hochmütige sagten zwar auch: So ein Kind würde mit den andern essen und man könnte es zuletzt immer zu etwas brauchen und wenns nur wäre zum Hühnerfüttern oder zum Gras ausrupfen; aber andre ahnten eine List dahinter und sagten: Wer weiß, was er unter „unklagbar erziehen" versteht und wenn einem dann so ein Kind vor der Zeit stürbe, so müßte man ja alle Mühe vergebens gehabt haben.

Sie wurden einig, es möge sich nicht erleiden und gaben ihm keine Antwort.

19. Fortsetzung.

Hindernisse von den Müttern selbst.

Die Spinnerväter gingen mit ihren Kindern freudig heim, aber von zehn Müttern war nicht eine, die nicht den Kopf schüttelte und sagte, der Junker sei ein Narr, daß er ihnen so etwas angebe und sie noch die viel größern, daß sie es sich angeben ließen. Was wollte doch, sagten sie, so ein Herr auf einem Schloß, wo alles vollauf ist, wissen, was in Häusern, wo man sich des Bettelns kaum enthalten kann, möglich oder unmöglich ist? Wenn man hundertmal keinen Batzen für Salz hat, so ist's einmal einfältig, es nur ins Maul zu nehmen, Dublonen sparen zu wollen. Etliche von den liederlichsten sagten gar: Was wollen doch die Männer von einer Haushaltung reden? Es weiß keiner, was eine ist.

So redeten die Spinnerweiber. Warum? Es sagt keine dem Mann, was sie wirklich verdiene; alle sagen ihm einige Batzen minder und heißen dann das hinter dem Mann also Extparte ihren Fuchs, mit dem sie sich, jede nach ihrer Art, die eine im Kaffee, die andere im Wein etwas zu gute thut. Jetzt fürchteten sie, das Batzensparen der Kinder möchte ihnen ihren Fuchs ausbringen und kleiner machen, darum sagten sie so eifrig: Was wollte doch ein Mann von einer Haushaltung wissen? Es weiß keiner, was eine ist. Aber die zehntfreien Aecker steckten den Männern zu stark im Kopf; sie ließen die Weiber nicht Meister und antworteten ihnen: Es muß jetzt einmal so sein, wir

habens versprochen. Und die Kinder jauchzten schon in allen Gassen, daß Gottlob einmal jetzt ihre Mütter nicht Meister geworden.

20. Fortsetzung.

Noch einmal, Hindernisse von den Reichen.

Das Jauchzen der Armen tönte den Reichen wie ein höhnendes Scheltwort in ihren Ohren. Ihre Töchter heulten vor Zorn. Die Väter wollten sie trösten und sagten, sie wollten ihm gewiß vom Zehnten doppelt und dreifach abstehlen, was er ihnen also entziehe. Die heulenden Töchter erwiderten, es sei ihnen um die Ehre zu thun und um den Hochmut und nicht um ein paar Garben. Ihre Mütter gaben ihnen Recht und etliche schwuren, es müsse nicht also sein.

Ihr werdet es doch mit euerm Maul nicht anders machen, sagte selbst der Hügi. Es weiß es einer doch nicht, antwortet ihm seine Frau, läßt den Dorfmeister stehen, geht zu ein paar Nachbarsweibern, redet mit ihnen ab, es müsse nicht so sein; und wie ein Blitz stehen in allen Gassen und vor allen armen Häusern dicke Weiber. Wo eine eine Gevatterin hatte, oder eine Taglöhnerin, oder eine Schuldnerin, oder irgend etwas wußte, daß eine arme Haushaltung im dritten oder vierten Geschlecht jemand von ihnen fürchten müsse, da stand eine solche unter der Thür oder vor den Fenstern und sagte: Was denket ihr auch, um einer solchen Dummheit willen alle Leute im Dorf vor den Kopf zu stoßen? In Ewigkeit werden eure Kinder weder hundert Gulden, noch zehntfreie Aecker beieinander sehen. Aber Feinde werdet ihr euch machen auf Kind und Kindeskinder hinunter. Einmal uns komme keine mehr vor's Haus; es mag ihr vorfallen was will.

Die Spinnerfrauen lachten und ließen ihre Männer antworten. Diesen ward bald angst. Nein, nein, sagten sie, wenn's so ist, so wollen wir euch nicht vor den Kopf stoßen, wir haben's nicht nötig. Nun so macht, sagen die dicken Frauen, dem Narrenlärmen, den eure Kinder im Dorf haben, ein Ende und sagt ihnen, daß es damit nichts sei, und macht sie heim kommen. Ja freilich, ja freilich, antworteten die Männer, und schicken, wen sie um den Weg finden, ihnen mit dem Bericht nach, es sei nichts mit der Sparhafensache und sie sollten heim kommen. Die dicken Frauen meinten nun, ihr Spiel sei gewonnen; die Spinnerweiber, ihr Fuchs sei gerettet, und die armen Männer seufzen, wie sie es doch morgen dem Junker anbringen wollen. Aber es kam alles anders.

21. Ein Gesetzgeber muß Hilfsmittel von der Art nicht übersehen.

Die meisten Spinnerkinder waren beim Baumwollen Mareili. Die gute Tochter redete mit ihnen ab, sie müßten alle in einem Zug miteinander dem Junker danken und suchte ihnen den schönsten Bund

Garn, den sie im Haus hatte, aus. Aber plötzlich kommt der Krummhäuslerin Christoph und des Hallöris Betheli mit dem Bericht, sie müßten alle heim kommen, es sei nichts mit dem Sparhafenwesen. Die Kinder wurden alle bleich. Und was ist das? Was ist das? fragte das Mareili. Des Hallöris Betheli erzählt ihr den Lärmen der dicken Weiber und das Mareili sagt: Wenn's nur das ist, so will ich doch auch ein Wort dazu reden. Das tröstete die armen Kinder wieder. Der ganze Haufen ging zwischen Furcht und Hoffnung mit ihr gegen die Gasse, in welcher die meisten von diesen Weibern bei einander waren. Sie hatten ein Wesen, sie hatten ein Thun, so lange sie allein waren; aber das Wort stand ihnen im Mund still, da sie das Mareili mit dem Kinderhaufen daher kommen sahen. Wie wenn diese nicht da stünden, sagt das Mareili zu den Spinnerweibern: Schämt euch, wie ihr Mütter seid! Aber ich weiß eure Gründe und eure Ordnung und sage euch nur dieses: Wenn ihr nicht wollt, so müßt ihr. Ich glaube, ihr habt das Brot von mir, nicht von ihnen, und wenn's auf das Zwingen ankommt und also gilt, so denkt an mich, ich will euch zeigen, daß ich es kann! Mit einem Wort, wenn euere Männer morgen dem Junker nicht versprechen, was heute, und die Einrichtungen mit dem Batzensparen bis übermorgen nicht in Ordnung sind, so habt ihr es dann mit mir zu thun und ich bin euch gut dafür, ich kann euch die zwei Batzen für euere Kinder am Garn zurückhalten, und das muß mir dann so wahr sein, als ich in meinem Leben ein Wort wahr geredet.

Wenn eine Gewerbsfrau an einem Bettelort so redet, so ist die Wirkung entschieden. Die dicken Frauen räumten den Fleck und die Spinnerweiber wußten nicht, wie sie dem Mareili gute Worte genug geben wollten. Sie versprachen ihm, was sie wollte, schimpften jetzt selbst über die Frauen, die fort waren, und das Mareili sagte dann zu den Kindern: Lauft nur wieder in alle Gassen und jauchzt und singt; der Sparhafen muß euch nicht fehlen. Auf diese Art wurden die guten Kinder von dem Fuchs ihrer Mütter und von der Gewaltthätigkeit dieser Frauen erlöst.

Die dicken Frauen stampften nun daheim und fluchten über das Bettler Mareili, das alles im Dorf zwingen könne, was es nur wolle. Ihre Männer trösteten sie nicht, sie zankten noch mit ihnen und sagten, sie hätten es wohl voraussehen können, daß es so kommen würde. Es war ihnen angst, das Mareili verklage sie noch beim Junker. Hügi sagte zu seiner Frau: Denk doch nur, wie es geht; des Pfarrers Hans hat dem Kalberleder sagen dürfen, wenn er den Nußbaum, mit dem er den Pfarrer zum besten gehalten, in zweimal vierundzwanzig Stunden nicht umbaue, so solle er dann sehen, was weiter begegne. Der arme Kalberleder sah in der gleichen Stunde den Junker unter dem Fenster gegen den Nußbaum, und ob es schon mehr als einen Büchsenschuß weit weg war, meinte er doch, er habe es gesehen, daß der Pfarrer gewiß mit ihm von nichts anderem geredet. Das machte

ihm so angst, daß er im Haar kratzte, dem Buben rief und sagte: Du mußt ihn in Gottes Namen umhauen, und er liegt jetzt wirklich am Boden.

22. Eine Dorffrau, die nicht standesgemäß handelt.

Die ganze Zeit über, da das Mareili alles so meisterte, streckte eine Renoldin, die in der Nähe wohnt, den Kopf so weit sie konnte, zum Fenster hinaus. Es belustigte sie königlich, wie Reiche und Arme vor diesem ehemaligen Bettlermädchen zum Kreuz krochen.

Diese Renoldin war schon längst des unflätigen Unterschieds müde, den etwa ein Dutzend Narrenbauern zwischen sich und den andern machten und der keinen andern Grund hat, als daß sie von Vater und Großvater her mehr Ochsen im Stall und mehr Eide am Hals haben. Sie war aber auch unter dem Vorgesetztenvolk die einzige Frau, der es von Herzen wohl machte, ein armes Kind mit einer guten Miene und mit einem guten Rock vor Augen zu sehen. Dafür wird ihr das Leben von allen Seiten verbittert. Im Herzen gut, wie das Mareili, will sie jedermann dienen, und wenn sie glaubt, es leide jemand oder es geschehe ihm Unrecht, so stößt sie um seinetwillen Freunde und Verwandte, selbst Vater und Mutter vor den Kopf und kommt dann doch nicht dazu, jemandem wirklich zu helfen. Unbekannt mit dem wahren Zustand der Armen, wirft sie ihre Gaben in den See. — Von Jugend auf frei, lebhaft und sorglos, von Kummer und Anstrengung noch nicht gebeugt, hat sie keine Vorsichtigkeit, sieht die eignen Fehler der Armen nicht und mißkennt die Mittel, die sie selbst anwenden müssen, sich zu helfen. Darum passen ihre Räte nicht und ihre Hilfe ist vergeblich; sie wird von denen, die bei ihr betteln, betrogen und von denen, die niemanden helfen wollen, ausgelacht und gescholten.

Das ist die Renoldin, die während das Mareili das Dorf meisterte, also den Kopf zum Fenster hinausstreckte. Nachdem sie verstanden hatte, was jene eigentlich wolle, nimmt sie zwei von ihren Kindern mit sich, geht zu ihr hinaus, bietet ihr die Hand und sagt dann: Du hast dich brav gehalten, Mareili, und dein Zug, dem Junker zu danken, freut mich, daß mir diese zwei gewiß auch daran müssen, wenn sie schon keine Spinnerkinder sind und gottlob nicht nötig haben, diese Arbeit zu treiben.

Die Armen freuten sich, daß diese Kinder auch mit mußten und die Renoldin sagte noch: Ach die armen Kinder, sie haben keine Kleider, komm doch den Abend zu mir, ich will ihnen auf diesen Zug leihen, was ich im Haus habe.

23. Drei Pfarrer, ein Vikari und viele Irrtümer.

Der Junker und Glülphi waren während dieser vier Tage fast in allen Häusern des Dorfs gewesen, der Pfarrer fast immer in einem.

Die arme Kienastin lag seit ihrem Wochenbett ohne Hoffnung darnieder. Die Härte ihres Susannelis, die sie verlassen, kränkte sie tief auf ihrem Lager und noch mehr ihr ganz verlornes Leben. Es steht im Anfange des Wortes Gottes: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Davon wußte der Pfarrer Flieg in Himmel, unter dem sie aufgewachsen war, nichts. Er kannte auch den Schatten der Kraft nicht, die erfordert wird, um nicht ein Schurke und ein Tropf auf Erden zu werden und ließ sichs nicht einmal träumen, daß alle Himmelserkenntnis für den Menschen vergeblich ist, wenn er aus Schwäche und Mißstimmung für seine irdische Lage auf Gottes Boden ein Schurke und ein Tropf werden muß.

Diese Kienastin war ihm eins seiner liebsten Pfarrkinder; wenn er von ihr redete, so war das wenigste, das er von ihr sagte, sie sei ein Engel und ein himmlisches Kind. Sie war wirklich ein gutes Kind; aber dabei zu einem Träumerleben höchst geneigt. Auch ließ sie die Heilserkenntnis, die er in sie hineinbrachte, bis an ihr Grab ohne alles Heil. Es kam nach ihm ein Blinder mit zehn Kindern, die alle wie Zigeuner erzogen in jeder Küche standen, wo man Fleisch kochte. Der alte Junker nahm ihn aus Erbarmen. Er hatte zur Gewohnheit, immer ein paar Pfründen zum Almosen auszuteilen. So gab der große König invaliden Soldaten — Schuldienste. — Bei diesem Emérité konnte sich die arme Kienastin freilich wenig ihres Glaubens laben. — Es ging ihr mit ihm wie den Kranken im * * Spital mit ihrem Arzt, — sie sahen ihn nie. —

Nachdem er gestorben, wählte der Junker den jetzigen Pfarrer und nun glaubte die arme Frau, sie habe, wills Gott, doch auch wieder jemand, mit dem sie ein Wort von Gott und göttlichen Dingen reden könne. Aber es stank in ihrer Stube, wie in einem Schweinstall, da sie ihm von der Pracht des himmlischen Jerusalems erzählte und wo er die Augen hinwandte, da fiel ihm auf, Mann und Kinder und Haus seien nicht versorgt. Auch sagte er ihr geradezu, die Nadel und das Waschbecken, der Karst und der Besen wären für sie bessere Mittel zur Seligkeit, als ihre Bücher. Die arme Frau meinte, er rede wider Gott und trug ihm diese Worte nach, so lange sie lebte.

Er hatte wirklich Unrecht. Er hätte die unschuldigen Wortfügungen und Redensarten, an welche die gute Frau von Kindesbeinen auf gewohnt war, nicht so verächtlich behandeln und die Lehre von der Seligkeit nicht mit der Schaufel, dem Karst und dem Besen in Vergleichung bringen, sondern trachten sollen, sie am Faden des Worts Gottseligkeit zu dem Fegen und Waschen zu bringen, das sie versäumte. Er erkannte es jetzt selbst, aber die Schule seiner Zeit lehrte ihre Geistlichen Wörter zu waschen, nicht Menschen zu beruhigen.

Die arme Frau verlor ihr Leben und ungetröstet auch von diesem sank sie von Elend zu Elend und kam bis an den Rand des Grabes, ohne den Irrtum ihres Lebens und die Quelle ihres Jammers zu sehen. Der nahe Tod öffnete ihr, wie vielen Menschen, die Augen.

Der Anblick aller der Armen und Unversorgten, die so innig beklemmt vor ihrem Bett stunden und sie, ungeachtet dessen, was sie an ihnen versäumt hatte, doch liebten, bewegte ihr Herz; sie konnte es sich nicht mehr verhehlen, alle, alle seien um ihretwillen elend. Das Wort des Pfarrers vom Karst und Waschbecken, das sie seit zwanzig Jahren nicht vergessen hatte, schien ihr nun nicht mehr wider Gott zu sein. Sie empfand seine Wahrheit; aber doch sagte sie noch jetzt zum Pfarrer, er hätte es ihr anders sagen sollen. Es war ihr wohl bei ihm, sie konnte jetzt über den Irrtum ihrer mißverstandenen Gottseligkeit und das Unglück ihrer unausgebildeten Menschlichkeit weinen.

Sie hatte noch eine Freude, die sie innig erquickte; der Junker sandte ihr eine Ziege. Als die sieben und zwanzig Armen ihre Tiere alle hatten, fragte er noch, ob jetzt niemand mehr sei, der etwa noch eine notwendig habe. Jedermann sagte nein; aber der Michel trat hervor, erzählte die Umstände dieser elenden Haushaltung und der Junker befahl ihm, die schönste, die er noch finde, für sie zu kaufen. Dieser wählte sie mit einer Sorgfalt aus, wie wenn er sie für sich selbst kaufte und da er sie brachte, konnte weder Kienast, noch die Frau ein Wort vorbringen. Der Michel verstand ihre stumme Sprache, ließ das Tier stehen und eilte mit einer Thräne im Aug aus der Stube.

Der Pfarrer ging ihm nach vor die Thür und bat ihn, er solle doch nicht vergessen, recht für sie zu danken. Dann saß er wieder hin zur Sterbenden. Die Kinder trieben die Ziege zu ihr; sie streichelte sie und dankte Gott und dem Junker, daß er sie am End ihres Lebens noch also erquickt.

Ihr Mann melkt das Tier und mit Wonne und inniger Freude im Auge hält er mit zitternder Hand ihr den Löffel zum Munde und sagt: Wohl bekomm's dir, du liebe Frau!

24. Der Unterschied zwischen Salz und Arsenik ist nicht größer.

Der Pfarrer fand die gute Frau jetzt von dem Wahrheitshaß, den er zwanzig Jahr in ihr vermuten können, völlig rein und erstaunte wirklich, daß sie bei allen Hemmungen eines schwachen Kopfs und eines zaghaften Herzens mitten durch alle Folgen ihrer Erziehung und ihrer elenden Umstände dennoch so viel Wahrheitsempfänglichkeit in sich hatte erhalten können, als er bei ihr fand. Es machte ihn von neuem auf die Folgen der Gottesfurcht aufmerksam.

Er verglich jetzt die gutmütige Stimmung dieser einfältigen, fehlervollen, eigensinnigen und sogar pflichtvergessenen Frau mit dem traurigen Zustand des Johannes von Gnautschan, der vorgestern gestorben. Dieser war ein Mann von Kraft und Gefühl für alles, außer für Gott und Religion. Ganz unempfindlich und tot für religiöse Gefühle und beraubt des Trostes, den uns dieselben im Unglück und Tod gewähren, grinzte er gegen Wahrheit und Tod, wie ein eingesperrter Tiger gegen den Stock seines Meisters. Noch nicht vierzig

Jahre alt, lag er da, ausgezehrt, die schwarzen Augen zwischen den Runzeln des Grimms und des Neids tief ausgehöhlt, den Tod auf den Lippen, das runde Gebiß wie eine Zange auf einander. Als der Pfarrer zu ihm kam, fragte ihn der Kranke, was er bei ihm wolle; es sei ihm besser, man lasse ihn ruhig, das Reden thue ihm gar nicht wohl. Bis zum Ausatmen behauptete er, wenn er einen Augenblick Atem fand, er sei nicht krank. Nur den Tag vor seinem Tod sagte er zu seiner Frau: Du hast immer einen Lärmen, ich müsse sterben; wenn du das meinst, warum frägst du mich nicht, wie du auch dies und jenes machen müssest? Sie antwortete: Der liebe Gott wird's dann wohl machen. Aber er erwiderte: Nein, der liebe Gott wird's nicht machen, du mußt es machen. Er wollte sie nicht mit ihm beten lassen; der liebe Gott, sagte er, hat das Plauderwesen nicht nötig. Wenn es sein muß, will ich ihm mit zwei Worten sagen, was nötig ist. Er betete auch wirklich, bis er röchelte. Aug und Lippen waren schon starr, da noch ein Schall eines Gebetswortes aus dem toten Munde tönte. So war der Mann, dessen Todbett der gute Pfarrer jetzt mit dem Todbett der armen Kienastin verglich.

25. Herzklopfen, Sinnesänderungen, Wortverdrehungen, Unverschämtheiten und andere Heiratsbewegungen.

Indessen die Herren auf die Art mit jedem Tag in Bonal Freude und Glück um sich her verbreiteten, machte Jakobli Thumirnichts sich selbst und andern Leuten mit seinen Dummheiten recht viel Mühe und Verdruß. Er kam zufällig dazu, da der Junker zur Gertrud sagte: Der gute Rudi sollte jetzt eine Frau finden und beifügte, er werde sich dieser Haushaltung immer als Vater annehmen. Der Vogt, mit dem der Junker gar nicht redete, mischte sich ins Gespräch und sagte: Wenn doch die Leute dieses wüßten, Rudi hätte vor Abend schon hundert Frauen. Der Junker sah den Tropf an und Gertrud sagte: Weißt du was? Sage es deiner Schwester. Geschwind antwortet der Vogt: Es gibt ja noch viel Töchter ohne sie.

Gertrud. Nein, er findet gewiß keine, die besser für ihn wäre.

Junker. Wenn das so ist, so rede mit ihr.

Vogt. Wohl freilich findet er, die besser für ihn sind.

Junker. Es ist mir ein Gefallen, wenn er wohl versorget wird; rede mit ihr. Die Frau, die er nimmt, kann bei Leben und Sterben auf mich zählen.

Vogt. Wie Sie befehlen, gnädiger Herr!

Junker. Nicht, daß es sein müsse.

Vogt. Es soll an mir nicht fehlen, ich will mein möglichstes thun.

Man sah ihm an, daß er nicht wollte oder nicht durfte; aber er ließ es nicht an sich kommen und wiederholte noch dreimal: Nein, nein, es soll an mir nicht fehlen. Kaum kann er los werden, so läuft er eilends zu seiner Schwester. Er denkt, es sei alles ein abgeredetes

Spiel und das erste Wort, das er sagt, da er in die Stube hinein tritt, ist dieses: Ich hätte doch nicht geglaubt, daß ich so eine Schwester hätte! Was für eine Schwester? erwidert die Meierin. Er meinte, sie verstelle sich nur und antwortete mürrisch: Es braucht sich nicht, daß du jetzt noch den Narren mit mir treibst; ich habe das nicht verdient usw. Endlich aber mußte er ihr doch sagen, was begegnet war. Die Farbe der Meierin änderte sich während dieser Erzählung ein paar mal; dennoch unterbricht sie ihn nicht, sagt ihm nicht, was sie denkt, läßt ihn reden, bis er nichts mehr weiß und fragt dann: Aber was hast du dazu gesagt?

Vogt. Du kannst dir's wohl einbilden.

Meierin. Ich will mir's nicht einbilden, sag mir's nur selbst.

Vogt. Ich habe es ihm wohl versprechen müssen.

Meierin. Was?

Vogt. Mit dir zu reden.

Meierin. Nun, so rede jetzt mit mir, was ist deine Meinung?

Vogt. Du weißt wohl, was ich und meine Frau schon lange wünschen.

Meierin. So, und dem Junker hast du versprochen, bei mir dem Rudi das Wort zu reden?

Vogt. Was wollte ich machen?

Meierin. Ich bin ein Weib, aber ich würde mich schämen, ein einzigesmal in meinem Leben so zum Vorschein zu kommen, wie du jetzt.

Vogt. Aber du nimmst ihn doch nicht?

Meierin. Das will ich dir dann sagen, wenn du einmal ein Mann bist, jetzt bist du ein Bube.

Mit diesem läßt sie ihn stehen und eilt zur Gertrud. Diese sieht sie von ferne und ahnt an ihrem Laufen, sie wisse, was mit ihrem Bruder vorgefallen. Der arme Rudi, der eben da ist, verbirgt sich hinter die Thür. Die Meierin feuerte im Anfang, es sei unverschämt und eselsköpfig, wie sie es ihr mache. Gertrud ließ sie reden, bis sie endlich sagt: Du wirst mir doch auch sagen wollen, was begegnet ist? Nun erwidert Gertrud: Weißt du das noch nicht und thust mir also? Dann erzählte sie ihr, wie der Junker mit den Kindern des Rudis so freundlich gewesen und nachdem man davon geredt, ihr Vater sollte doch jetzt wohl eine Frau finden, wo er wollte und versichert habe, er werde sich dieser Haushaltung als Vater annehmen.

Meierin. Hat er das gesagt?

Gertrud. Ja.

Meierin. Und da weiters?

Gertrud. Mischte sich dein Bruder, mit dem er nicht redete, in's Gespräch und sagte: Wenn dieses bekannt wäre, er würde noch vor morgen hundert Frauen haben.

Meierin. Der Narr!

Gertrud. Ich fand auch, er sei's; und weil er so unverschämt war, so sagte ich ihm, er solle mit dir reden.

Meierin. Und da, was sagte er?

Gertrud. Zuerst, es gebe noch mehr Töchter; aber der Junker hieß ihn von andern Töchtern schweigen.

Meierin. Hat er das gesagt?

Gertrud. Ja.

Meierin. Und da mein Bruder?

Gertrud. Hat gekeucht, gehustet und mit dem Maul alles in der Welt versprochen.

Die Meierin sagte jetzt nichts mehr, als: Es war doch dumm. Der Zorn war vorüber. Und der Rudi, der bis jetzt hinter der Thür gestanden, kommt nun, da es so still wird, hervor. Die Meierin zieht den Fuß hinter sich und sieht ihn drei Schritt vom Leib mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen an. Er steht mit der Mütze in der Hand so niedergeschlagen vor ihr, daß sie ihm in allen Adern ansieht, daß er nichts hoffe. Mit an Boden gehefteten Augen und einem Mund, der sich dem Weinen nähert, sagt er dann, er wisse wohl, es sei zu viel von ihm, daß er an sie gedacht, und sie solle es einmal auch an der Gertrud nicht zürnen wegen dessen, was vorgefallen.

Der Mann gefällt der Meierin wider ihr Vermuten, wie er mit der Mütze in der Hand so dasteht. Noch hebt er die Augen nicht vom Boden und es scheint, sie wünschte, daß er einmal aufsehe. Wie du auch dastehst, sagte sie zu ihm, als wenn du ein Almosen wolltest um Gotteswillen. Mit dem hub er den Kopf auf und sieht in ihren Augen etwas, das ihm die Fingerspitzen bewegte. Der Mund stammelte und die Augen wurden so groß, wie wenn er sie ganz darein nehmen wollte, da er sagt: Es ist nicht viel anders.

Meierin. (Lachend.) Dann sag ich: Helf dir Gott, Rudi!

Rudi. Wenn du mir nur recht Helf dir Gott sagst.

Meierin. Wie muß ich das machen?

Rudi. Du mußt mir selbst helfen.

Meierin. Bettler! Weißt du was? Es sind der Thüren so viele, wo man dir gern „Helf dir Gott" sagt.

Rudi. Thue es doch du gern!

Meierin. Bettler, werde nicht unverschämt; du weißt ja wohl, es ist zu viel, daß du an mich denkst. Ich will ja thun, was du willst; ich will es an der Gertrud nicht zürnen. Nicht wahr, das war ja, warum du mich batest? Aber jetzt geh wieder hinter die Thür und laß mich ruhig. So schickt sie ihn fort, aber sie eilt jetzt auch nachhause, sitzt hinter den Ofen, zündet kein Licht an und redet im Dunkeln mit sich selbst. Nein, das ist nichts, ich kann ihn nicht nehmen. — Acht Kinder und er so alt. Um des Junkers willen nehme ich doch keinen Mann. Indessen steht er ihr immer vor den Augen und sie zündet noch kein Licht an. Gutmütig ist er, fährt sie fort, daß nicht leicht jemand gutmütiger sein kann — und Gertrud hat darin Recht, er hat sich geändert, wie seine Kinder, und er scheint gewiß jünger.

Der reiche Sonnenwirt, den ihr die Vögtin geben will, steht ihr ebenso vor den Augen. Sie hatte ihn in ihrem Leben nur zweimal gesehen. Einmal an einer Hochzeit, da er Speck aß, daß ihm das Fett an beiden Seiten vom Maul hinab troff; das anderemal, da er der Untervögtin ein großes Schwein schlachtete. Er stieß ihm die Hand tief in den Hals und ließ das Blut so darüber hinab rinnen, wie wenn es ihm wohl thäte. Sie verglich jetzt beide und sagte dann: Das ist gewiß, wenn es einer von ihnen sein müßte, so wäre es der Rudi; aber es muß ja keiner sein. — Noch im Traum kam ihr der Sonnenwirt vor und sie ließ einen Schrei, wie wenn man sie morden wollte.

Indessen hatte die Untervögtin von des Weibels vernommen, was ihr Mann in der Stube der Gertrud dem Junker versprochen. Als er heim kam, sagte sie ihm: Du bist nicht mehr ein Mensch, du bist ein völliges Vieh, was du die Zeit her für Streiche machst. Er wollte sich entschuldigen. Der Junker, der Junker — Du Narr, erwiderte sie, der Junker — der Junker — hättest du ihm nicht sagen können, du seiest nicht fürs Kuppeln Untervogt und er solle nur mit mir reden? Nach der Regel des goldenen ABC. — Buchstabe W:

Wenn Jemand mit dir zanken will,
So sollst du dazu schweigen still

bat er sie um das Nachtessen und sagte, er sei müd und schläfrig. Sie antwortete ihm: Wenn du nur zu fressen hast, so ist dir dann alles recht.

Am Morgen früh eilte sie dann selbst zur Meierin hin, um mit ihr zu reden. Diese hatte den fetten Vetter aus dem Traum noch auf der Stirne. Die Vögtin sah ihre Runzeln und sagte: Es scheint, du habest nicht wohl geschlafen. Nein, erwidert die Meierin, es hat mir von deinem Vetter geträumt, daß ich einmal über das andere „Pfui Teufel!" rufen müssen.

Vögtin. Ich kann mir's heute einbilden.

Meierin. Meinst etwa, es sei nicht wahr?

Vögtin. Sei's wahr. Wenn du den Bettelbuben nimmst, so kannst du auch am Tag und nicht nur in der Nacht „Pfui Teufel!" rufen.

Meierin. Meinst etwa den Rudi?

Vögtin. Wen anders?

Meierin. So, er ist doch nicht völlig ein Bettelbub.

Vögtin. Was anders?

Meierin. Seine Wiese ist 5000 Gulden wert.

Vögtin. Der Sonnenwirt hat zehnmal so viel.

Meierin. Das weiß ich wohl.

Vögtin. Warum nimmst du ihn dann auch nicht?

Meierin. Weil es mir vor ihm ekelt.

Vögtin. Du solltest nicht so sein.

Meierin. Ich kann jetzt nicht anders.

Vögtin. Ich habe doch auch so eine große Verwandtschaft und keinen Menschen darin, dem es so ekelt.

Meierin. Ich weiß wohl, es gibt dergleichen Verwandtschaften, in denen es Niemand vor nichts ekelt.

Vögtin. Du thust ihm Unrecht.

Meierin. Worin?

Vögtin. Er ißt sicher nicht mehr, als andre Leute.

Meierin. Doch, Schwester, er mag entsetzlich viel, und dann stopft er's noch so wunderlich ins Maul hinein.

Vögtin. Er will ja keinen Mundvoll mehr vor deinen Augen essen und auch nicht mehr schlachten.

Meierin. Ich möchte keinen Mann, der mir so viel zu gefallen thun müßte.

Vögtin. Er thut es gern.

Meierin. Das wäre ihm eine Plage sein Lebelang; gib ihm doch eine Frau, bei der er essen und schlachten darf.

Vögtin. Der verfluchte Rudi muß ihm jetzt in den Weg kommen.

Meierin. Sachte, sachte, Schwester! Wenn er etwa mein Mann werden müßte?

Vögtin. Ich kann einmal jetzt nicht anders, es bringt mich auf, daß du jetzt dieses meinem Mann und mir zu leid thun willst.

Meierin. Schwester, mein Vater und Mutter sind tot und du und dein Mann seid wohl seit vierzehn Tagen Vögtin und Vogt, aber nicht die meinen.

So schickte sie die Meisterin fort, die mit ihr nicht weiter kam.

26. Einlenkung zur bürgerlichen Freiheit, mit Festhaltung des stehenden Fußes der Dinge und der positiven Rechte aller Klassen der Menschen.

Indessen gingen die vier Tage vorüber, der Donnstag näherte sich und mit ihm die Sorgen des Volks wegen der Rechnung. Die Vorfälle der Tage, die Güte des Junkers, der Eifer der Männer und Weiber, die Sorgen der einen für den Hochmut und der andern für den lieben Fuchs und noch viel andres ließ die Leute eine Weile ihre Rechnung vergessen. Jetzt kam der Jammer von neuem. Es machte selbst dem Junker Mühe, mit seinem Volk nicht anders, als diesen Weg gehen zu können; aber er mußte es durchaus. Kein Knecht ändert einen lieben Fehler, bis er überzeugt ist, daß ihn sein Herr weiß; noch weniger eine Magd, so lange sie fühlt, daß ihre Allsehende das nicht sieht, was sie ihr verbirgt. Es ist kein Mittel, die Menschen zu ändern, als Tag um sie her zu verbreiten und ihre Unordnungen solchen Augen zu unterwerfen, die sie scheuen müssen.

Arner hatte nun mehr als je in den Wohnstuben der armen Leute gesehen, daß der Glaube, das Volk könne sich durch Freiheit

besser, als durch herrschaftliche Einmischung in Ordnung bringen und versorgen, ein Traum ist, und daß das Volk notwendig immer in dem Grad noch mehr elend werden muß, als die Herrschaft es sich selber überläßt. Es ist wahr, es ist ein Traum und ein volksverderblicher Traum, so wie man's jetzt ausspricht: „Der Mensch ist frei." Der Mensch ist nicht frei. Der König ist ein Sklav und der Bürger dient. Er wird nicht frei geboren, der Mensch, er wird ein Kind geboren, um durch Unterwerfung und Gehorsam zu demjenigen Grad von Freiheit und Lebensgenuß gebildet zu werden, auf den ihn seine Lage, Umstände und Kräfte im reifen Alter mit Weisheit Anspruch machen lassen. Man rufe den Adel zur Pflicht und entziehe ihm die Mittel nicht, sie zu erfüllen, so wird die natürliche Ordnung der Dinge sich wieder herstellen und das Wimmern des Menschengeschlechts ohne Zertrümmerung der Staaten sich enden.

Es beugte Arnern tief, daß er dem Dorf diesen Tag nicht schenken und seiner Güte nicht freien Lauf lassen konnte. Er fühlte, wie noch nie, die ersten Bande seines Standes und die Last seiner Pflichten, indem ihm der Jammer des Volks lebhaft vor Augen stand, den sein Großvater durch Mangel an Erfüllung derselben notwendig gemacht hatte. Er konnte die Nacht durch nicht schlafen. Die Worte der Großmutter: Denk an mich, Karl, die Zeiten werden schlimm! kamen ihm die Nacht durch zu Sinn. Freilich sind sie schlimm worden, seufzte er, sie könnten nicht schlimmer werden. Er hat mir meine Burg zu einem Königssitz gemacht, aber mir ein Volk hinterlassen, an das ich ohne Scham und Schrecken nicht denken darf.

Sein guter Karl, der neben ihm lag, hörte sein Seufzen und fragte ihn: Lieber Papa, fehlt dir etwas? Er antwortete: Nein! Das Kind erwiderte: Wohl Papa! es fehlt dir doch etwas. Meinst du, ich wisse es nicht? Es ist allen Leuten so angst wegen der Rechnung, es ist dir gewiß auch angst.

Arner. Wer hat dir gesagt, daß allen Leuten so angst sei?

Karl. Viele Knaben. Die halben haben heute keine Freude haben mögen. Einer gar, er ist sonst der freudigste und freundlichste unter allen, aber heute mochte er gar nicht reden und sah so blaß aus, daß man ihm ansah, wie angst es ihm war. Ich nahm ihn an der Hand hinter den Zaun und fragte ihn, was ihm doch fehle. Er wollte es mir im Anfange nicht sagen, aber ich ließ nicht nach. Endlich sagte er mir, sein Vater und seine Mutter und seine Schwester weinten sich fast zu Tod wegen der Rechnung. Da ers sagte, ist ihm selbst das Weinen angekommen, daß er fast nicht reden konnte. Ich bin bei ihm geblieben hinter dem Zaun, bis er sich wieder erholt und man ihm's nicht mehr so gar ansehen konnte. Papa, du bist doch auch nicht so bös mit seinen Leuten?

Arner. Ich bin mit keinen Leuten bös.

Karl. Ich weiß es wohl, ich hab es ihm auch gesagt; sie fürchten dich nicht, aber sie schämen sich.

Arner. Wer sind sie?

Karl. Ich weiß nicht, wie sie heißen. Er heißt Jakobli und ist ein schöner Bub; er ist gar nicht kotig, wie die andern; er hat ein Haar wie Seide; seine Leute wohnen beim Kreuzbrunnen, es sind drei Tritte vor dem Hause.

Arner fragte am Morgen beim Pfarrer diesen Leuten nach. Wie froh bin ich, erwiderte dieser, daß Sie mich an sie erinnern; ich wollte gestern mit ihnen von diesen Leuten reden und habe es wegen der elenden Kienastin, die mir immer im Kopf steckt, vergessen. Im ganzen Dorf bedaure ich wegen der Rechnung niemand, wie diese Haushaltung. Die armen Leute haben sich immer vor allen Wirtshausschulden gehütet bis auf den letzten Winter, da die Frau vom Herbst an bis jetzt bettlägrig und so elend gewesen, daß der arme Mann ihr bald alle Nacht wachen muß. Er thut es mit einer Geduld und Liebe, die ich im Dorf gewiß keinem andern Mann zutrauen dürfte und ich kann's in Gottes Namen ihm nicht verargen, daß er, um sich wachend zu erhalten, dann und wann ein Glas Wein aus dem Wirtshaus hat kommen lassen, wenn er es auch schon nicht auf der Stelle hat bezahlen können. Mein Gott! Junker! setzte der gute Pfarrer hinzu, es ist nicht möglich, daß ein Mensch, der sonst Alters halber nicht mehr alle Kräfte hat, es aushalten könne, den Tag über bei schlechtem Essen zu arbeiten und dann noch die Nacht durch ohne Schlaf zuzubringen. Und die Tochter, die im Buch eingeschrieben ist, ist ganz und gar unschuldig; sie hat gewiß keinen Tropfen von dem Wein getrunken, den sie dem lieben Vater brachte. Auch sagt er, sie müsse ihm diese Schande nicht ausstehen, er wolle selbst unter die Linde; aber sie bittet ihn um Gottes Willen, er solle doch dies nicht thun und sie nur gehen lassen.

Arner ward gerührt und sagte zum Pfarrer: O Gott, wie wären diese Leute anders, wenn man anders mit ihnen umgegangen wäre! Dann rief er dem Karli: Gehe zu deinem Jakobli zum Kreuzbrunnen und sage ihnen, sie sollen nur daheim bleiben, ich sei wegen ihrer Rechnung schon berichtet.

Die guten Leute konnten es dem Knaben kaum glauben; die Tochter schlich ihm mit blassem Gesicht nach ins Pfarrhaus, zu fragen, ob es auch wahr sei.

27. Viele arme Leute und eine von der Gesetzgebung notorisch verderbte Frau.

Wer will das Volk beschreiben, das dann nach einer Stunde unter der Linde vor Arnern stund, vom alten Meier an, der dreißig Jahre lang alle Tage zum Vogt kam und seinen Platz am Tisch hatte, den ihm niemand nehmen durfte, bis auf des Halloris Kind, das noch am letzten Tag der Herrschaft des Hummels der Mutter den ersten Batzen stahl und ihn ihm brachte? Wer will sie zeichnen, diese zweihundert,

wie sie einander an Leib und Seele, an Händen und Füßen, an Nasen und Ohren so ungleich und dann wieder auf eine Art so gleich waren? Wer will den Unterschied treffen zwischen denen, die Speck bei ihm aßen und Branntwein tranken und denen, die Zucker bei ihm schleckten und Kaffee tranken; zwischen denen, die ihn mit Geld bezahlten und denen, die ihm Baumwolle daran gaben, oder altes Eisen, oder gestohlne Pflüge und Wagen, oder die für ihn falsche Zeugnis ablegten, und wenns nicht anders sein konnte, noch Eide thaten? Wer will sie beschreiben? Ich eile mit dem Bilde dieser Stunde vorüber, wie Arner, dem sie so weh that.

Nicht der Leute einzelne Thaten, nicht der Inhalt der Rechnung, die vor ihm lag, sondern das Bild der Verstellung, die aus allen Gesichtern hinter den Trümmern ihrer Verheerung hervor sah, drückte ihn am meisten. Die Kinder bedauerte er besonders. Er ließ sie zuerst vorrufen. Etlichen, die er kannte, sagte er: Bist du auch da? Und fast zu allen: Ich will dir verzeihen, aber thu das nicht mehr. Wie froh waren sie, da sie erlöst waren, besonders die Spinnerkinder, die jetzt noch mit den andern zum Baumwollen-Mareili konnten, wo sich ihr Zug, dem Junker zu danken, versammelte.

Die meisten Weiber thaten, wie wenn sie vor ihm in die Erde hineinsinken wollten. Er sagte zu vielen: Es ist euch nicht halb, wie ihr thut, und zu einer gar: Ich meine, ein Krug Wein, den du allein trinken könntest, würde allem diesem Jammer ein Ende machen. Die Ursach zu diesem Wort fiel sichtbar auf. Doch eine verstellte sich nicht. Ihr Atem tönte von ferne, ihre Lippen waren wie zusammengewachsen; wenn sie selbige öffnete, schnappte sie nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trocknen. Sie stand da, gebogen wie eine Sichel, die langen Hände fast auf dem Boden. Arner fragte sie: Bist du krank?

Sie konnte eine Weile nicht reden und sagte dann mit Mühe: Man mißgönnt mir das nötige Brot, darum bin ich in diesem Unglück. Ihr Zustand ging dem Junker zu Herzen; er fragte die Umstehenden, was an der Sache sei. Alles sagte, es sei wahr, ihre Sohnsfrau mißgönne ihr das Brot, und sie seien doch reich. Arner hieß jetzt die hustende Frau sich niedersetzen und sagte zu ihr: Beruhige dich, es wird, will's Gott, jetzt wohl anders kommen. Sie weinte und antwortete: Ich habe dreizehn Kinder gehabt und meiner Lebtage mich immer mehr angreifen müssen, als ich bei meinem schwachen Körper fast erleiden mögen, und jetzt kann ich in Gottes Namen die Erdäpfel und die rauhen Speisen nicht mehr vertragen.

Die Sohnsfrau kam bald nach ihr auch hervor und war für Zucker und Kaffee weit mehr schuldig, als die Großmutter für Wein. Diese saß noch neben dem guten Herrn. Die junge zitterte.

Arner fragte sie: Von wem ist euer Vermögen? Sie antwortet: Vom Vater selig und von der Mutter.

Er. Also nicht von dir?

Sie. Nein.

Er. Wer genießt dasselbe?

Sie. Mein Mann, ich, die Kinder und die Mutter.

Er. Ihr genießt also der Mutter Vermögen?

Sie. Ja.

Er. Ist sie selbst unklagbar versorgt? Sie schweigt. Er fragt wieder. Sie antwortet: Ich will es besser machen, wenn etwas fehlt.

Er. Weißt, was darauf steht, wenn einer dem andern sein Gut raubt?

Sie will nicht, aber sie muß ihm antworten: Der Kopf. Und Arner setzte noch hinzu: Ich will sicher Mittel finden, dich zu strafen, wenn du fortfahren wirst, der armen alten Mutter das zu thun, was in jedem anderen Fall den Kopf kostet, wenn's ein Fremder dem anderen thut. Damit schickte er sie fort. Sie eilte heulend heim. Am frohesten darüber war ihr lieber Mann; der sagte ihr: Ich habe es dir hundertmal gesagt, aber du fragtest ihm nichts nach; frage ihm jetzt auch nichts nach.

Nach ihr kam die Speckmolchin. Diese stand keck vor den Tisch nicht wie die Unschuld, aber wie die Frau eines Mannes, der bei jeder Schelmerei gewohnt ist, hinter dem Schutz des dicken Gesetzbuches so viel Zeit, Frist, Rechtswohlthaten und Gegengriffe gegen den Kläger zu erhalten, daß dieser, wenn er nicht ein Narr ist, den Prozeß gegen ihn aufgibt, ehe er recht angefangen. Unerschrocken, wie die Frau eines Geübten in den Rechten, steht sie vor Arnern hin, runzelt die Stirn, schüttelt den Kopf und sagt mit wackelnden Backen, der Vogt habe sie wie ein Schelm und ein Dieb aufgeschrieben, sie sei ihm weder Heller noch Pfennig schuldig, sei auch Jahr und Tag nicht in seinem Haus gewesen, geschweigen, daß sie etwas auf Borg von ihm sollte genommen haben. Es standen im Buch Tücher, die sie ihm versetzt hatte. Sie leugnete auch das. Man findet die Tücher auf dem Tisch. Sie behauptet, sie gehörten nicht ihr, sie habe sie in ihrem Leben nicht gesehn. Man zeigt ihr ihren Namen darauf. Sie sagt, sie seien ihr gestohlen worden, und fordert, daß der Vogt ihr gesetzmäßig beweise, daß sie ihm selbige gebracht.

Aber der Junker versteht die alte Rechtsordnung nicht, und erkennt, daß auf zweifache Aussagen in solchen Sachen die Gefangenschaft bei ihm stehe. Diese Ordnung der Dinge ist der Frau neu. Ihr Mann hatte sie heilig versichert, es stehe auf keiner Seite des Gesetzbuchs, daß der Junker dieses thun dürfe, aber sie getraute sich doch nicht, und sagt: Wenn es so ist, so will ich es lieber gethan haben. Nein, nein, erwidert Arner, du mußt es nicht lieber gethan haben, du mußt es wirklich gethan haben. Der Mut ist ihr entfallen, sie will ihn jetzt um Verzeihung bitten. Mich nicht, sagte Arner, sondern den Hummel; wenn er schon ein Schelm ist, so ist er es nicht für dich.

Die dicke Frau mußte ihm die Hand bieten und abbitten. Ihr Mann zitterte nicht mehr, da er vor dem Bettler Niggeli und den übrigen zwölfen abbitten mußte, als sie jetzt. Es ist, als wenn die

Finger des Mannes, die der Henker schwarz gemacht hatte, sie an der Hand brennten, und sie erstickte fast an den Worten der Abbitte.

Möchten doch solche geübte in den Rechten alle, wie die Speckmolchin, schwarze Finger anrühren müssen! Ach! sie würden das im Spaß thun, wie sie im Spaß Sachen, die kaum fünf Batzen wert sind, zum Eid treiben, die niederträchtigen!

Auf sie folgte das Spinnerbabeli und alles stieß die Köpfe zusammen. Der Junker fragte, was diese Bewegung bedeute und Hummel gestand sogleich, die rechte Barbel, die sonst die fromme heiße, sei am Sonntag, da es schon finster war, noch zu ihm gekommen und habe ihn um der Erbarmungen Gottes Willen gebeten, sie nicht zu verraten, wenn das Spinnerbabeli an ihrer statt unter die Linde komme. Das Spinnerbabeli entschuldigte sich mit ihrer Armut und sagte, sie habe geglaubt, der halbe Gulden, den sie ihr dafür gegeben, sei geschwind verdient. Indes saß die Fromme zuhause, las in dem Buch Hiob und deutete allen Jammer, den ihm der Teufel und sein Weib machten, auf sich selbst und ihre jetzige Trübsal. Sie schickte ihre Magd an die Kirchgaß, um hinter einem Haus unbemerkt zu sehen, wie es mit dem Spinnerbabeli ablaufe. Diese sieht gleich, daß es nicht geht, wie bei den andern, daß die Leute die Köpfe zusammenstoßen, daß der Junker links und rechts etwas fragt, und jetzt, daß er dem Harschier hervor ruft. Mit dem springt die Getreue wieder heim und erzählt, was sie gesehen. O mein Gott, ruft die Fromme, der Teufel hat mirs wohl in den Sinn gegeben, daß ich die gottlose Tochter für mich hinsenden solle! Sie hat mich jetzt, bei meiner armen Seele, gewiß noch selbst verraten. Der Junker ließ sie holen, aber die Aebtissin im Totenkranz geht nicht anders neben dem Knochenmann, als diese Barbel neben dem Harschier unter die Linde ging.

Nach ihr kam das Hühnerbetheli, ihre Eltern bettelten das Brot und sie hatte am Kopf und Hals Seiden- und Sammetschnüre. Wie kommst du zu Seiden und Sammet? fragte sie Arner.

Sie antwortet: Ich habe es verdient.

Er. Sonst verdient man Geld und nicht Sammetschnüre.

Sie. Ich habe sie gekauft.

Er. Hast auch gute Hemden?

Sie. Ja.

Er. Und Bett und Schrank?

Sie. Dieses noch nicht.

Er. Und deine Eltern und Geschwister haben sie auch Sammetschnüre?

Sie. Nein.

Er. Aber haben sie gute Röcke und Schuhe und Hemden?

Sie schwieg jetzt, aber sie mußte antworten, nein sagen und den Vater und die Mutter und alle Geschwister bringen. Sie kamen in ihren Lumpen; das Elend selbst ist nicht elender, als sie. Dann fragte sie Arner: Ist jetzt das dein Vater und das deine Mutter und sind das

deine Geschwister, und du bist jetzt dieser Leute Kind und dieser Kinder Schwester? Sie mußte zu allem antworten. Und er sagte dann: Gehe jetzt nur wieder; aber dies will ich immer thun, wenn Bettlerleute Hoffart treiben können, so müssen sie mir wenigstens alle Jahre einmal, wie du jetzt, neben den Ihrigen zur Schau stehen.

Auf die Art ging die schreckliche Reihe von Menschen bei ihm vorbei. Viele Männer warfen den Kopf auf, als wäre ihnen nicht daran gelegen. Der alte Meier, der dreißig Jahre seinen Platz am Tisch hatte, sagte: Was ich schuldig bin, das will ich bezahlen, und übrigens ist's kein Schelmenstück, wenn's einer hat und vermag, wenn er trinkt, bis er genug hat. Der Junker antwortete: Das kann wahr sein, aber es führt zu dem, was es nicht ist. Ha, erwiderte der Alte, dem so lange bei seinem Wein wohl war, ohne daß er ihn eben zum Schelmen gemacht hatte: Ich habe einmal doppelt zu meinem Geld Sorge, wenn einer da ist, der Wasser trinkt, wenn Wein auf dem Tisch steht.

Der Küster und der Schulmeister wollten eine Predigt halten, warum sie dem Vogt schuldig seien, aber der Junker sagt ihnen: Schweiget, ich kenne euch ja schon!

Auf die letzte hieß er fast jedermann, der reden wollte, schweigen, so drückte ihn die Stunde, und er eilte, sobald er los wurde, von der Linde weg in die Einsamkeit eines Gebüsches am Ende des Gartens im Pfarrhause.

28. Drei gute Frauen und die Tochter eines Mannes, der sich selbst entleibt hat.

Indessen Arnern also der schwere Morgen vorbei ging, brachten die drei Weiber, das Baumwollen-Mareili, die Renoldin und Gertrud den Kinderzug in Ordnung, der ihm für die zehntfreien Aecker und für die Einrichtung mit dem Batzensparen danken sollte. Das Baumwollen-Mareili hatte den Müttern schon am Montag gesagt, sie müßten die Kinder waschen und kämmen und ihnen, was sie immer Schönes hätten, anziehen. Auch gingen diese mit ihnen zum Bach und zum Brunnen und gaben ihnen ohne Murren, was sie hatten; aber es waren meistens nichts, als alte, arme, elende Lumpen. Von zehn Müttern war kaum eine, die einen guten Stich nähen konnte; viele konnten die Kinder nicht einmal waschen und kämmen. So tief sinkt der Mensch, wenn er Jahr aus und ein keinen Freuden- und keinen Ehrentag mehr hat.

Die drei Weiber hatten auch vom Morgen, da es tagte, bis zum Mittagläuten alle Hände voll mit diesen Kindern zu thun. Sie hatten links und rechts von allen Seiten zusammen getragen, was man ihnen für diesen Zug leihen wollte, Schuhe, Strümpfe, Hemden und was sie fanden. Die meisten Kinder konnten sich nicht einmal anziehen; ihrer

viele hatten in ihrem Leben noch keine Schuhe an den Füßen und seitdem man sie getauft hatte, keine reine Wäsche mehr am Leibe gehabt.

Als ihre Arbeit vollendet war, wählten sie dem Zug eine Königin, die ihn führen und dem Junker die Rede halten sollte. Der Kreis der Kinder stand um sie her, Hand in Hand. Ihre Augen durchforschten ihn. Nebenaus, wie wenn es sie nichts anginge, stand eine Tochter unter einem blühenden Birnbaum, armselig gekleidet, aber schön wie der Tag. Alle drei sehen auf einmal auf sie und alle drei sagen: Wir haben gewählt!

Ach, es ist die älteste Tochter des Rickenbergers, der an einem dunkeln Abend mit dem Himmel gerechnet, ihn ins Thal Josaphat eingeladen und sich dann erhängt hatte. Sie denkt an ihren Vater. Seitdem er gestorben, trägt das gute Kind ihn immer im Herzen. Ach, er ist um ihretwillen gestorben, denn er glaubte, er könne sie nicht mehr erhalten. Er kam noch, eh' er ging, vor seines Babelis Bett, drückte ihr die Hand und wünschte ihr wimmernd eine gute Nacht. Das Babeli weinte und wußte nicht warum. Er war noch nie so in ihre Kammer gekommen. Es ahnte ihr Böses; sie konnte nicht schlafen. Dann kam die Mutter jammernd, der Vater sei nicht da und die Hausthür sei offen. Das Kind schlug die Hände zusammen und sprang ängstlich mit der Mutter hinunter. Sie suchten den Vater und fanden ihn bald. Ein schreckliches Geschrei durchdrang das Thal. Sie sanken beide ohnmächtig unter seinen Baum und das Volk fand am Morgen alle drei beieinander. Jetzt trägt die Tochter den Vater immer im Herzen. Um Mitternacht, wenn die Mutter meint, sie schlafe in ihrer Kammer, liegt sie auf seinem Grabe. Dieses ist auf der Anhöhe des Berges, zwischen Felsen und Dornen, über ihm thürmt sich eine steile Felsenwand; neben ihm fällt ein grauer Bach, der zwischen schwarzen Steinen schäumend in den Abgrund stürzt. Er löst sich fallend in Staub auf, sammelt sich im Abgrund wieder und fließt nun, ein stilleres Wasser in der Itte fort bis in den silbernen See. Zwischen grauen Eichen ist hier der weite Himmel enge und am Mittag ist die brennende Sonne kühl. Da durchwacht die Verlassene ganze Nächte. Rings um den Grabhügel des Vaters hat sie Blumen gepflanzt, blaue Veilchen, gelbe Tulpen, blaßrote Rosen und helle weiße Sternenblumen und in der Mitte auf demselben die große Sonnenblume. Sie staunt sie so gern an, wenn sie ihr hohes, sinkendes Haupt neigt. Rings um den Garten sind Dornen, die sie selbst geflochten, gegen das Wild und den einzigen Eingang für Menschen verlegte sie immer eine große Strecke mit Gesträuch.

Die ganze Reihe Kinder dachte nichts anders, als: Wer wird doch Königin werden? Sie allein dachte es nicht; sie hörte ihren Namen nicht, da man ihn aussprach. Die Renoldin bemerkte ihr Staunen, ging von hinten auf sie zu, kehrte sie um und sagte ihr: Du bists! Es war, wie wenn sie aus dem Schlaf erwachte. Alles umringte sie, alles bot ihr die Hand, alles wünschte ihr Glück. Das gute Mädchen!

wie war ihr zu Mut! Seitdem ihr Vater gestorben, dachte sie nie mehr: Die Menschen sind gut; sie dachte nur immer: Der Vater war gut; jetzt dachte sie wieder einmal: Die Menschen sind gut und konnte nur weinen. Die Renoldin nimmt sie lachend am Arm. Komm Königin, sagt sie, komm, laß heute die neidigen Bauerntöchter weinen und sei du mit uns fröhlich! Sie führt sie dann mit ihr heim, gibt ihr ihr weißes Patenkleid mit roten Bändern und setzt ihr ihre Patenkron auf, die schönste im Dorf. Das Babeli bittet, sie soll doch das nicht thun, es stehe ihr nicht an. Sie antwortet: Sieh denn im Spiegel, ob es dir nicht anstehe.

Sie bittet wieder, aber jene sagt: Närrin, es muß jetzt so sein, es ist nicht für dich, es ist für den Zug und den Junker. Dann lehrt sie ihr die Rede und kommt selbst, wie eine Brautführerin hoffärtig mit ihrer Königin zurück auf des Mareilis Wiese zum Zug der Kinder. Sie war wie ein Engel; ihr Kleid weiß, wie der gefallene Schnee; goldne Locken wallten über die Patenkrone und die roten Bänder flogen, wie in den Wind. So stund die Königin vor dem Zug.

Jetzt war alles in Ordnung, die Reihe gestellt, die Königin voran, die jüngsten nach ihr, die ältesten beschlossen den Zug. Sie sollten jetzt gehen, da sagt ein Kind noch: Wenn wir nur auch vor den großen Häusern vorbei wären und alle sagten: Ja, wenn wir nur auch vorbei wären! Warum das? fragt die Renoldin. Die Kinder sagen: Man wird uns sicher auslachen und allerhand zuleid thun. Die Renoldin denkt nach und sagt dann: Nehmt meine Diane mit und wenn euch jemand etwas macht, so deutet ihm nur mit dem Finger und sagt: Diane, gib du Bescheid.

Es war wirklich gut, daß sie ihr Geleit hatten. Sobald sie an die vornehme Straße kamen, in welcher das Stroh auf allen Häusern gut ist, gings an ein pfeifen, spotten und nachlaufen, wie unter den Vögeln, wenn eine Eule sich vor ihnen am Tage zeigt. Zehnmal wollte der Renoldin Liese der Diane rufen und zehnmal bat die Königin: Thue doch das nicht! Jene gehorchte, aber bei des Kalberleders Haus fragte sie nicht mehr. Der Bube hatte den Mistwagen in die Straße gestellt, daß sie kaum vorbei konnten und nun warf er die Gabel voll Kot über den Wagen mitten in den Zug. Es fehlte wenig, so wäre der Krummhäuslerin Betheli über und über voll Mist geworden. Nun rief Liese dem Hund, zeigte ihm hinter dem Wagen den Bengel und sagte: Gib du Bescheid. Dieser that es treulich. Wie ein Windspiel war der kleine Hund dem Kalberleder an den Beinen und wie ein Blitz wieder davon. Dieser warf ihm allerhand nach, aber er traf ihn nie. Der Kinderzug stand still; sie lachten über den Eifer des Knaben, der nie traf, und über die Leute in den großen Häusern. Die Königin bat die Liese: Ruf ihn doch wieder zurück; aber sie ließ den Hund kämpfen, bis er heiser war, da rief sie: Schweig jetzt Diane, du hast genug geredet. Das war sein Wort; bis man es ihm sagte, ließ er nie von seinem Krieg ab.

Die Kinder zogen fröhlich weiter und die großen Häuser ließen sie jetzt auch ordentlicher gehen; aber wenn der Hund ihnen nicht geholfen hätte, man hätte sie ausgelacht bis an des Pfarrhauses Thür.

29. Vaterempfindungen und eine Milchsuppe.

Arner lag auf einer Rasenbank in seinem Gartengebüsch und benetzte den Boden mit Thränen ob dem Bild der Menschen, die heute vor ihm gestanden waren. Er sah ihrer Verheerung kein Ende; und der Schmerz seiner Sorgen stieg aufs höchste, als ihn ein Geräusch wie aus dem Schlaf erweckte. Er kehrt sich um, sieht den Zug der Kinder bis ans Ende des Gartens und den Engel an ihrer Spitze. Er ist wie erstarrt, er weiß noch nicht, was er sieht.

Die Königin redet ihn an: Lieber Junker Vater! Wir armen Spinnerkinder von Bonal kommen, Ihnen mit Freuden für alles Gute, das Sie uns gethan, zu danken, weil wir jung sind; und wenn wir alt werden, wollen wir immer thun, was recht ist und Sie an uns freut, daß wir Ihnen immer mehr lieb werden und lieb bleiben bis ans Ende unsers Lebens; und dann vergelte es Ihnen Gott in Zeit und Ewigkeit, was Sie an uns gethan.

Vergelte es Ihnen Gott in Zeit und Ewigkeit, was Sie an uns gethan, wiederholte die Reihe der Kinder, bis ans Ende des Gartens. Ihr Dank schallte durch das Thal und der Wiederhall brachte ihn von den Winkeln der Berge zurück.

Ein Vater, der das Kind seines Herzens verloren glaubt und es dann plötzlich wieder erblickt, hat in diesem Augenblick keine Freude in seinen Augen, er sieht es steif an, zweifelt, wen er sehe und wird fast ohnmächtig, eh er glaubt, daß es sein Kind ist. So sah auch Arner diese Kinder lange stillschweigend an. Es übernahm ihn zu sehr, er konnte nicht glauben, daß der Engel, der da stand, und die Reihe Kinder bis ans Ende des Gartens die Kinder der Menschen seien, die heute vor ihm gestanden und deren Elend er kein Ende sah. Aber jetzt sieht er, sie sind's, sie sind's. Seine Arme breiten sich aus, Wonne ist auf seinen Lippen. Es ist, als wollte er die ganze Reihe umarmen. Kinder, Kinder! sagt er, ihr könnet nicht glauben, wie es mich freut und wie es mir wohl thut, daß ihr dieses gethan. Er mußte noch einmal sein Gesicht wegwenden und mit einer Thräne im Auge seufzen: Mein Gott! konntest auch in diesem Augenblick für mich mehr thun?

Die ganze Reihe umringt ihn und er bot ihnen allen die Hand. Dann setzte er sich wieder auf seine Rasenbank, nimmt des Halloris bräunliche Enne auf seine Schoß, will mit ihr reden; die Kleine deckt mit dem Händchen den Mund und lacht nur, was er immer fragt; dann bald nickt sie mit den schwarzen Augen Ja und Nein und nach einer Weile geht ihr der Mund auf; nach und nach redet sie mit ihm, wie mit dem Vater daheim. So alle. Sie drängen sich dicht an ihn

an, man sieht ihn nicht mehr, wie man den flötenden Schäfer nicht mehr sieht, wenn ihn die liebe Herde umlagert. Der Mund ist allen offen. Sie erzählen ihm von den guten Frauen, die sie schön gemacht und ihnen das alles gegeben; sie zeigen ihm Strümpfe und Schuhe und viele sagen, sie hätten in ihrem Leben noch keine getragen; einige greifen nach seinen schönen Sachen, nehmen den goldenen Hut und das Achselband, und was noch mehr an ihm glänzte, in die Hand, zeigens einander und sagen: Das ist auch schön! Es war ihm so wohl unter ihren Händen; keinem König ist so wohl, er mag um sich haben, wen er auch will. Der Kreis dieser Kinder belebte in ihm die Hoffnungen der Zukunft; er vergaß alle Welt und tändelte mit ihnen, wie ein Vater im Kreis seiner Geliebtesten tändelnd alle Welt vergißt.

Also fand ihn der Leutnant und der Pfarrer. Sie hörten beide, da sie aus dem Dorf zurück kamen, den Jubel des Gartens, stellten sich hinter die Haselhecken des Hags und sahen ihm eine Weile zu; sie regten den Fuß und öffneten den Mund nicht. Das Auge des Pfarrers sah oft gen Himmel und die Lippen des Leutnants waren fest auf einander.

Arner sah sie nicht, bis das Kind, das er auf dem Schoß hat, ihm den Kopf auf die Seite kehrt, mit dem Finger gegen die Haselstaude zeigt und sagt: Siehe da! Bravo! Bravo! riefen Leutnant und Pfarrer und sprangen zu ihnen hinein in ihren Kreis. Sie umarmen sich alle, und mit der Wonne der Menschlichkeit sagt Arner: Unser Bund soll ewig währen! Unser Weg ist leichter, als wir selber dachten, erwidert Glülphi. Der Junker versetzte: Die armen Leute frönen ja noch, uns ihn zu bahnen. Es macht niemand Gold, setzte Glülphi hinzu, und niemand keinen edlen Stein; sie liegen beide im Kot der Berge. Das Thun der Menschen ist nur, daß wir sie suchen und reinigen.

Sie ließen die Kinder nicht heim. Die Pfarrerin machte ihnen ein herzerquickendes Essen. Eine barfuß gehende Magd goß die Gebsen*) der heutigen Milch in einen großen dampfenden Kessel; eine andere, die Schuhe an hatte, schnitt Körbe voll frisches Brot in das Becken, klopfte ungezählte Eier leicht auf den reinlichen Tisch, warf die Schalen beiseits und goß den schleimichten Saft und die gelben Dotter dreimal in vollen Becken in die hochaufsiedende Milch. So kochte das Essen. Sie gossen es wieder in die hölzernen Gebsen, trugen dann diese auf den Köpfen in den wimmelnden Garten, stellten sie rauchend am Ende in dem Gebüsch ab und legten zu jeder Gebse einen Korb zerschnittenes Brot und gelbe hölzerne Löffel von Buchsbaum.

Nun saß alles, alles zusammen. Niemand wollte im Pfarrhaus, niemand etwas anders essen. Der Junker verteilte die Kinder, zehn zu einer Gebse von den kleinern und acht von den größern. Dann saß er selbst zu einer, zu einer andern der Pfarrer, und so zu allen zwölf Gebsen jemand von ihnen. Die Kinder hatten von Morgen früh

*) Gebsen sind hölzerne Milchbecken.

nichts gegessen, und es war schon spät. Der Junker erwartete, daß sie gierig hineingreifen und in der guten Suppe wühlen würden. Aber sie aßen nicht hastig; es hatte ein jedes in der Gebse seine kleine Ecke, in die es immer wieder mit dem Löffel hinein kam. Keines langte in die Mitte der Schüssel; keines nahm ihn mehr als halb voll.

Wo Karl saß, ging es nicht so; er reizte sie, geschwinder zu essen und nicht so Achtung zu geben, wie es die andern, bei denen ein Großer saß, von selbst thaten. So eine gute Suppe hatten die Kinder noch nicht gegessen; das Brot darin war weiß, wie die Milch und wie ein Schwamm, der fast zu nichts wird, wenn man ihn drückt. Etliche Kleine fragten, ob das auch vom gleichen Mehl sei, wie sie daheim hätten? Andre winkten ihnen, daß sie schweigen sollten, es sei einfältig geredet, es sei nur reiner gemahlen. So saß die ganze Reihe beim Essen, wie ein gutes stilles Haus an einem festlichen Tage.

30. Hoher Sinn des wahren Adels und die Feier des Vaternamens.

Arner erwartete jetzt seine Gemahlin und seine Tochter, die ihn wieder abholen wollten. Sie kamen. Karl hörte zuerst den Wagen, warf den hölzernen Löffel auf den Rasen, sprang auf, rief: Die Mama, die Mama! und lief ihr springend entgegen. Alles steht auf, der Junker, der Pfarrer, alles läuft ihr entgegen. Sie sieht ihn und die laufenden Kinder und steigt aus dem Wagen; die Töchter rufen: Der Papa, der Papa! Die Menge umringt sie und die Kinder rufen, wie Karl: Die Mama, die Mama!

Nun sind sie beieinander. Eine Zähre ist in ihrem Auge, da sie Arnern umarmt. Sie grüßt die Kinder mit offenen Armen und mit der Wonne der Edeln, die ein Vater erzog, der die Waisen seiner Herrschaft so gut als seine Kinder für die seinigen achtete. Wenn ein dankbares Volk seinen Fürsten nach erhabenen Thaten mit Jubel empfängt, die Pferde ihm abspannt und den Wagen selbst triumphierend zieht, ist die Freude des Edeln nicht inniger, als Arners und Theresens Wonne, da sie, von der Freude der Kinder umringt, wieder mit ihnen in den Garten gingen. Therese, ihre Töchter und Rollenberger, der mitkam, wollten von der guten Pfarrerin nichts anderes annehmen, sie wollten mit den Kindern von ihrer Milchsuppe essen und setzten sich mit ihnen zu ihren Gebsen.

Arner erzählte jetzt seiner Geliebten die Geschichte des Tages, den entsetzlichen Morgen, seine tiefe Trauer in dieser Hecke, sein sprachloses Erstaunen bei der Erscheinung der Kinder, die innige Freude, die darauf folgte, all sein Tändeln mit ihnen und die ganze Lust des fröhlichen Essens. Die Tochter des Edeln, der die Waisen der Herrschaft für die seinigen hielt, seufzte bei der Beschreibung des Morgens und ward heiter, da er die Lust der Mittagsstunde beschrieb.

Nun erzählte Therese, wie ihr Ahnherr seinen Namenstag so mit den Kindern seiner Herrschaft gefeiert und wie er das Jahr durch nie so fröhlich gewesen als an diesem Tag. Er war, sagte die Edle, nichts weniger als reich; er hatte nur ein einziges Dorf, aber er lebte darin wie in seiner Haushaltung. Wenn dann alles um ihn her an diesem Tag fröhlich war, trank er allemal das erste Glas für den Herzog, der ihm so lieb war, und das zweite für die Armen. Er hielt den Becher oben am Tisch hoch in der Hand und sagte: Gott segne die hölzernen Schüsseln und die, so daraus essen. Dann ging's wie ein Rundgesang um den Tisch. Er gab den Becher der Ahnfrau, die hielt ihn hoch auf wie der Ahnherr und sagte: Tochter, komm, küsse deine Mutter und sag es ihnen allen, daß ich es sein will.

Sie nahm nun ein buntes seidenes Tuch, das ihre älteste Tochter wie einen Gürtel getragen und jetzt abgelegt hatte und band es der errötenden Königin um die schlanken Hüften, mit diesen Worten: Tochter, das ist für den Vaternamen, den du dem Junker wieder gegeben; das arme Volk hat ihn seinen Edeln so lange nicht mehr gegeben. Der ganze Kreis feierte den Vaternamen.

31. Eine Weiberarbeit, die ganz eigentlich ins Fach der Gesetzgebung gehört.

Nun schlich sie sich weg. In der Ecke des Gartens nahm sie die barfuße Magd mit, ihr den Weg zu den drei Weibern zu zeigen, die den Zug also eingerichtet hatten. Sie wollte zu allen, um ihnen zu danken. Die barfuße Magd führte sie zuerst zu dem Baumwollen-Mareili, die am nächsten wohnte. Da sie kam, stand die kleine Person hinter einem Haufen größerer Weiber. Diese hatten von dem Kirchhof gesehen, wie der Junker mit ihren Kindern so gut war, wie er sie auf den Schoß nahm, mit ihnen tändelte und sogar aus einer Schüssel mit ihnen aß. Sie kamen jetzt alle, ihr zu danken. Die meisten hatten den lieben Fuchs, der sie drückte, in diesem Augenblick wirklich vergessen und Arners Güte ging etlichen zu Herzen, daß sie mit nassen Augen zum Mareili sagten, sie hätten es in ihrem Leben nicht geglaubt, daß ihre Kinder, wenn sie auch hundert Jahr alt würden, eine solche Freude und eine solche Ehre erlebten. Da seht ihr, sagte das Mareili, eben als Therese die Thür aufthat, wie ihr an euern Kindern Mütter gewesen wäret, wenn ich euch und eure dicken Frauen über sie Meister gelassen hätte.

Sie sah Theresen hinter den großen Weibern nicht, aber diese kehrten sich schnell um, reihten sich auf beiden Seiten und Therese stand vor dem Mareili. Sie hatte sie noch nie gesehen, aber sie irrte sich so wenig, als wenn man unter einem Schwarm Gänse einen Schwan sieht. Sie ging zu ihr hin, bot ihr die Hand und dankte ihr für die Güte und Liebe, die sie den armen Kindern erwiesen,

sowie für den Dienst, den sie dadurch ihrem guten Junker geleistet hatte. Unaussprechlicher konnte das Mareili nicht belohnt werden. Sie zitterte, da jene ihr die Hand gab und dankte. Die Junkerin war fröhlich, setzte sich auf der Bank nieder, nahm sie wieder bei der Hand und sagte: Sitz jetzt zu mir her, du mußt mir erzählen. Was machst du jetzt? Wer sind die Weiber, die bei dir sind? Und was sind das für dicke Weiber, die du nicht Meister lässest? Diese erzählte ihr nun von dem Eifer der Reichen, wie sie das Batzensparen und die zehntfreien Aecker den Spinnerkindern mißgönnten, wie sie Gewalt brauchen wollten, aber doch nicht zu ihrem Ziel gekommen.

Dann redete Therese auch mit den Spinnerfrauen und fragte: Seid ihr alle Mütter von den Kindern im Pfarrhaus? Sie sagten alle ja und wollten ihr danken. Sie nahm es nicht an. Danket, sagte sie, dem Mareili! Ohne Leute im Dorf, wie sie, könnten wir euch nicht helfen. Diese will das nicht an sich kommen lassen, sie sagt: Mein Gott! Das ist jetzt auch gar nichts. Aber Therese erwidert: Es ist vollkommen so und es kann nicht anders sein; du bist im Dorf und siehst die Wahrheit, und wir sehen, was man uns angibt.

Im Weggehen dankte sie ihr wieder, hieß sie den Abend zu ihnen ins Pfarrhaus kommen und ging dann zu der Renoldin. Diese war eben in einem großen Jammer; ihre Mutter hatte schon zwei Stunden mit ihr gezankt, daß sie sich des Kinderzugs angenommen und noch bei ihren Schwestern Schuhe und Strümpfe und Hemden dazu entlehnt hatte. Meinst du etwa, sagte sie zu der Tochter, es sei nicht genug, daß ich an dir ein so ungeratenes Kind habe? Willst jetzt auch noch deine Schwestern verführen? Daß das Baumwollen-Mareili zu den Bettlerleuten steht und ihnen hilft, hat seine guten Gründe, sie war selbst nichts anders; aber daß du in deinen Umständen deine Kinder mit diesen Bettlerkinder ziehen lässest und deiner ganzen unschuldigen Verwandtschaft diese Schande anthust, das ist, weiß Gott, über alle Maß unverantwortlich und gottlos. Was hast du vom Junker und was geht dich der Narr an? Sie werden ihn gewiß noch auf den Esel setzen, wie's recht ist. Du thust mir dieses nur zu leid, du weißt, daß du mich damit in's Grab bringst; aber es macht nichts, schlag du nur brav Nägel an meinen Totenbaum, die Zeit wird gewiß kommen, wo du an deine Mutter denken und sehen wirst, sie habe es gut gemeint und dir gut geraten, wenn du es jetzt schon nicht glaubst.

So gings in einem fort, bis die Junkerin die Thür aufthat. Aber, wie der Mond oft im Sturm der Nacht zwischen Wolken, die den ganzen Himmel bedeckten, dennoch plötzlich hindurch scheint, so plötzlich erheiterte sich das Auge der Alten im Sturm aller Falten des Antlitzes. Die Junkerin bemerkte es nicht; sie ging treulich und freundlich gegen die Junge, bot ihr die Hand und dankte ihr, wie dem Baumwollen Mareili. Die gute Renoldin konnte nicht antworten, ihre Augen standen im Wasser. Die Alte glühte vor Zorn, aber sie nahm gleich lächelnd das Wort, dankte der gnädigen Frau für die Ehre, die

sie ihrer Tochter erwiesen und bat dann, sie solle es doch nicht in Ungnaden nehmen, ihre liebe Tochter habe einmal diese Natur, daß, wenn sie etwas, sei es Freude oder Leid, so übernehme, sie sich in den ersten Augenblicken nicht wohl fassen könne.

Sie blendete die Junkerin nicht ganz, die die Tochter steif ansah. Die Alte redete immer fort, die gnädige Frau habe gar zu viel Mühe genommen; ihre Tochter habe ja nichts gethan, als was ihre Schuldigkeit sei und sie möchte nur wünschen, daß sie imstand wären, dem Junker oder der Junkerin in mehrern Gelegenheiten zu dienen.

Dieses Geschwätz währte der Junkerin zu lange, sie hatte auf der Zunge zu sagen, sie sei nicht um ihretwillen, sie sei um der Tochter willen da; doch sagte sie es nicht, aber auch nicht viel anders, und eilte weg. Sie sah, daß die Tochter litt und zeigte ihre stille Teilnehmung in ihren Augen, bot ihr beim Weggehen die Hand und sagte, sie solle diesen Abend mit dem Baumwollen-Mareili und der Gertrud zu ihnen kommen.

Die Alte begleitete die Junkerin bis unter das Haus und brüstete sich, da sie fort war, unter der Thüre bei den Nachbarsweibern, daß die Junkerin zu ihnen gekommen. Die Tochter stampfte in der Stube vor Zorn. Sobald die Mutter hinauf kam, sagte sie ihr: Du hast dich aber einmal schön aufgeführt, du Erzschalk! Die Tochter war aufs äußerste gebracht; sie vergaß jetzt die Mutter, sah nur die falsche alte Frau vor ihren Augen und antwortete: Ich wollte lieber, ihr hättet mir vor der Junkerin die Hand aufs Maul gegeben, als daß ihr also mit ihr geredet habt. Ich kann alles leiden, nur nicht die gottlose Falschheit, die kann ich nicht leiden. Mich, schrie jetzt die Alte, mich kannst du nicht leiden? Du hast mich deiner Lebtag nicht leiden können. Gott im Himmel sei es geklagt! — Mit dem schlug sie die Thür zu, lief von ihr weg und erzählte daheim ihren Schwestern, was sie für eine gottlose Tochter sei und wie sie mit der Mutter umgehe. Und nachdem sie ihnen viel über sie gelogen, fragte sie dieselben, ob sie auch glauben könnten, daß so ein Kind in den Himmel komme, wenn es sterben sollte? Die Schwestern sagten weder ja noch nein dazu; aber die Mutter versicherte, es wird einmal schwer halten.

Von der Renoldin weg ging Therese zur Gertrud. Diese war bei dem Hübel-Rudi. Und also eilte sie in die Hütte des Mannes. Die schöne Stube, die ganze neue Ordnung, und er selbst so umgeschaffen, daß sie ihn kaum mehr erkannte, das alles erquickte die Edle, daß sie in ihrer Freude zuerst mit der Gertrud nur von ihm und seinen Kindern und dieser ganzen neuen Ordnung redete und erst dann ihr, wie dem Baumwollen-Mareili und der Renoldin für alles, was sie für diesen Kinderzug gethan, dankte. Gertrud erwiderte beschämt: Es ist ja nichts, was ich dafür gethan; und da die Edle dennoch ihren Dank wiederholte, sagte die Fromme und Gute: Mein Gott, mein Gott! Euer Junker hat mir meinen Mann, meinen Kindern ihren Vater und uns allen mit ihm alles gegeben, was wir haben, und ich

habe eine Stunde oder zwei mit andern Weibern an etwas gearbeitet, das auch ohne mich ihm gleiche Freude gemacht hätte.

Thereſe nahm die gute Frau an ihrer Hand mit ſich ins Pfarrhaus, wo ſie das Mareili und die Renoldin ſchon bei den Kindern fanden. Dieſe waren den guten Frauen, ſobald ſie ſie ſahen, von ihren Spielen entgegengelaufen. Sie ſagten dem Junker allemal, wenn eine kam: Das iſt jetzt die Frau, die uns dies und das gegeben. Sie hingen dem Baumwollen-Mareili an; ſie jauchzten neben der Renoldin und boten der ſtillen Gertrud die Hand.

Der Junker dankte ihnen wie ſeine Gemahlin und war mit ihnen freundlich, wie ſie. Die Renoldin mußte ihm die Diane zeigen und die Künſte, mit denen ſie die Kinder an dem böſen Miſtbuben rächte. Sie vergaß jetzt ihren Hauszank und die böſe Mutter und zeigte ihm lachend die Künſte des Hundes. Das Baumwollen-Mareili mußte ihm die Dorfgeſchichte dieſer Tage und den Streit der dicken Weiber erzählen. Und die Gertrud fragte er in einer Ecke: Wie geht es mit des Untervogts Schweſter? Mit ihr, antwortete dieſe lachend, geht es, will's Gott, gut; aber er wird vollends ein Narr, wenn Ihr aus dem Vogt nicht wieder einen Menſchen macht! Ich ſeh' es wohl, erwiderte der Junker, aber geb' er den Dienſt auf, wenn er nicht Vogt und Menſch zugleich ſein kann. Ach, ſagte Gertrud, er iſt mit ſeiner Ehre übel geplagt. Vogt ſein kann er nicht, und den Dienſt aufgeben darf er nicht.

Arner. Warum?

Gertrud. Weil die Frau Frau Untervögtin bleiben will, da ſie es einmal iſt. So? verſetzte Arner, kehrte ſich um und dachte: Ich habe übel gefehlt. Alles nahm jetzt an den Spielen der Kinder teil und der Abend ging vorüber, wie er in den ſtillen Freuden der glücklichſten Haushaltung vorüber geht.

Heilige Geſetzgebung! Wenn wirſt du dir ſelbſt nicht mehr widerſprechend die Menſchen zu ihrer natürlichen Stellung hinlenken und ſie den erſten Genuß ihres Standes nicht mehr trüglichem, genußleerem, alles vergiftendem Flitter aufopfern machen? Erhebe dich wieder aus dem Staub deines Kriechens vor betrogenen Thronen und dem Schlamm eines Staats, in dem alles verſinkt! Gib deinen Edeln ihre Vaterrechte wieder, und die Bildung, ſie zu erfüllen, — Bildung vom Thron aus, wie du vom Thron aus die Führer des Heeres zum zweiten nachgeſetzten Dienſt des Staats auch bildeſt, aber einſeitig und zum Nachteil des erſten, dem die Natur ſelbſt den zweiten untergeordnet hat.

32. Eines guten Mannes Tochter auf ſeinem Grab.

Es war ſpät, der Mond ſchien ſchon, da Arner und ſeine Gemahlin aus dem Pfarrhauſe mit ihren frohen Kindern heimfuhren.

Die Königin des Zuges eilte, sobald sie heim kam, zum Grabe des Vaters. Die gute Tochter entzog sich den Freudenthränen der Mutter und dem Wirbel der tausend viel fragenden Schwestern und war schon bei dem Grabe, als der Junker unten vorbei fuhr. Sie benetzte wieder das Grab des ewig geliebten, konnte vor Thränen nicht reden, seufzte nur immer: Mein Vater, mein Vater! Die Menschen sind gut; aber mit dir waren sie es nicht. So liegt sie mit ihrem weißen Kleide und ihrer Patenkrone auf des Vaters Grab. Himmel und Erde ist tot um sie her, auch kein Lüftchen weht in die Wipfeln der leicht beweglichen Buchen. Sie hebt ihr Auge gen Himmel, dessen weite Wölbung von deckenden Aesten, wie von einem Gitter durchschnitten, dennoch auch unter dem Wechsel sich kreuzender Schatten groß und hehr und blau und gestirnt ist. Wie heilig ist diese Stille!

Sie betet zu Gott und zum Vater. Jetzt hört sie den Wagen des Junkers unten im Thal, sie beugt sich wieder zur Erde, stärker rinnen die Thränen vom Auge, ihr Schluchzen wird tiefer, ihre Stirn sinkt auf den Boden und ihr Busen schlägt die Erde des Grabes. Der Wagen kommt näher. Sie hört auf der Jammerstelle ihr Loblied an Gott, der den Mond und den Menschen geschaffen; ihre Thränen stillen, sie hebt ihre Stirn vom Boden, der Mond bescheint durch die hohe Wölbung der Buchen die geliebte Stelle des Jammers, als wenn Gott auf sie leuchtete. Ihre Seele wird heiter; Himmel und Erde schienen ihr jetzt schöner und die Blumen dufteten ihr Wohlgeruch zu. Sie horcht mit Wonne hinunter auf den frommen Gesang und betet ihn nach, bis er seinen Ohren entgeht; dann neigt sie die Stirn wieder, aber ruhiger, aufs Grab. Mein Vater, mein Vater! sagt sie dann, wäre er dagewesen, du wärest nicht gestorben. Warum mußtest du sterben, ehe er kam? Mein Vater, mein Vater! Er ist wie du; er thut seinem Volk mehr, als kein Herr auf Erden, und du thatest uns auch mehr, als kein Vater auf Erden. Ach, warum mußtest du sterben, ehe er gekommen?

Sobald Arner nach Hause kam, schrieb er noch an Bylifsky: „Daß mir niemand mehr sage, man könne dem Volk nicht helfen. Man will ihm nicht helfen. Die Mittel es zu thun, liegen im Innersten seines Elends.

Es ist die leichteste Arbeit auf Erden; aber man lernt sie, indem man sie thut."

Dann beschrieb er ihm die Geschichte des Tages, den sorgenvollen Morgen, die entzückende Mittagsstunde und die stille Beruhigung des Abends. Er entwarf noch das Bild aller seiner Hoffnungen, malte die Kraft des Leutnants und die Güte des Pfarrers, und legte die Skizze bei, in der er Theresen zu gefallen, sich selbst mit dem ganzen Haufen Kinder um ihn her, in dem Augenblick, in dem ihm ein Mädchen den Kopf umdreht und den Pfarrer und Leutnant, wie sie ihm hinter den Haselstauden zusehen, abgemalt.

Das letzte Wort des Briefes war: „Wenn mich gleich alle Welt, und an ihrer Spitze der Mann, der dem Teufel gleich sieht, auslachen, so gehe ich jetzt dennoch mit Mut und Vertrauen meine Straße!"

33. Ein nichtswürdiger Minister neben einem edlen Fürsten.

Arner meinte unter dem Mann, der dem Teufel gleich sieht, den Helidor, der wirklich mit der Zeichnung vom Teufel in Lavaters Physiognomik auffallende Aehnlichkeit hat. Dieser Mann, der Bylifkys und aller guten Menschen am Hof Feind war, hatte sich seit Jahr und Tagen des Herzogs ganz bemächtigt und dadurch den kleinen Rest der guten Wohlmeinenheit, die noch am Hof war, völlig verbannt. Der Herzog war mit einem Engelsherzen, aber auch mit aller Unerfahrenheit eines Kindes in seinem einundzwanzigsten Jahr an die Regierung gekommen. Er hatte einen verschuldeten Staat, ein elendes Volk und eine ewige Fastnacht am Hof gefunden. Er wollte es nicht so haben, er wollte es anders erzwingen, bot jedem Projektmacher die Hand und jeder Schwärmer und jeder Heuchler fand Eingang; aber sein Volk ward elender, der Staat immer verschuldeter und die Lustbarkeiten am Hof immer größer. Der junge Mann that alles, seinem Volk zu helfen, er opferte sich selbst auf; aber er kam nicht zum Ziel. Es rieb ihn fast auf, er verlor Farbe, Mut, Heiterkeit und beinah die Sinne. Ein Leibarzt alter Art sagte im alle Morgen, wenn er ins Zimmer trat: Ihre Durchlaucht! Ihre Durchlaucht! Die Welt ist ein Narrenhaus, lassen Sie sie sein, was sie ist und werden Sie gesund! Ihre Durchlaucht gaben ihm freilich im Anfang zur Antwort: Er ist ein leichtsinniger Mann; schweige er davon und gebe er mir meine Arznei; aber der Leibarzt schüttelte den Wanst und sagte, der Spruch gehöre mit zur Arznei, und Ihre Durchlaucht müßten geruhen, ihm zu erlauben, denselben wenigstens vier Wochen noch alle Tage also sagen zu dürfen.

Ihre Durchlaucht ließen den Narren machen. Und es half. Der Herzog fand alle Morgen mehr Wahrheit in dem Wort des Mannes, der dabei also lachend seinen Wanst schüttelte. Sein Glaube an Projektmacher, Schwärmer und Heuchler stimmte sich während der Kur wirklich hinunter; aber sein Herz änderte sich nicht. Sobald er wieder gesund ward, konnte er nicht aufhören, sich an Menschen zu binden, die ihm angaben, daß sie am Volk väterlich handeln wollten.

Er betrog sich an allen. Diese Väter hatten alle ihre Kinder, und die so dergleichen thaten, als hätten sie keine, hatten grade die meisten. Das Volk blieb bei allen hinten nach. Der Herzog ließ nichts ununtersucht; er ging einmal sogar zu den Frommen hinüber und fand bei diesen wirklich mehr wahre Kenntnis der Umstände des Volks, als bei den andern sich nennenden Menschenfreunden, die ihn bisher mit ihren Vorschlägen alle betrogen und für den guten Dienst der Menschen weit weniger brauchbar waren, als die Frommen. Aber dennoch thaten ihm auch diese kein Genüge. Das Ganze ihrer Einrichtungen und das

Innerste ihrer Stimmung behagte ihm nicht. Er konnte nicht an Leute glauben, die so wenig mit festem Tritt, als mit unverstellten Augen vor ihm zustanden. Der Gedanke, das Menschenglück bestehe in einer Stimmung, die ihn in einem hohen Grad schwäche, empörte ihn. Er kannte den Zusammenhang des Schwachseins mit dem Krummwerden, und es schien ihm für das Menschengeschlecht wesentlich, daß es so viel möglich grade bleibe.

So schwamm er Jahre lang wie auf den Wellen des Meeres und fand für sein Herz nirgend ein sicheres Ufer. Dieser Zustand führte ihn dahin, daß er endlich anfing, das Menschenglück für unerreichbar und die Wahrheit für einen Traum anzusehen. Er achtete von nun an den Stand der Fürsten für den elendesten auf Erden, sich selbst für einen geplagten Sklaven, die besten Diener des Staats für arme Karrenrosse und ihre Arbeit für ein elendes Ziehen eines überladenen Wagens auf einem grundlosen Boden. Er warf ganze Stöße Regierungsschriften ins Feuer und sagte dann, wenn sie Asche waren: Das ist jetzt ihre Wahrheit. Es ekelte ihm vor allen Geschäften, er suchte nur das drückende Gefühl seiner verschwendeten Kräfte zu entfernen, aber er konnte es nicht. Er floh oft von seinen Menschen weg in eine einsame Hütte des Landmanns und seufzte mit Thränen: Wäre ich wie dieser einer! Wo er einen Elenden sah, verfolgte ihn der Gedanke: Ich dachte sie glücklich zu machen, und jetzt sind sie so. Selbst mein Gesetz macht sie elend und mein Name ist in der Hand meiner Schurken, wie ein Diebsschlüssel, der ihre Kisten öffnet, ohne daß sie es wissen.

In dieser Stimmung war er, da er den Helidor vor einem Jahr kennen lernte. Zerstreuung und kurze Zeit waren dem guten Herrn wieder körperliche Bedürfnisse geworden, und Helidor besaß die unnachahmliche Kunst, jeden Spiegel umzukehren und jedem Gedanken Weg zu bahnen. Seine Entschlossenheit malte das Leben leicht, er lenkte jede Mühseligkeit ab, zerschnitt den Faden, den er nicht auflösen konnte und räumte aus dem Weg, was darin lag. Es schien, als thue er dem Volk nicht Unrecht, indem er es im höchsten Grad that; es schien, er kehre ihm nur den Rücken, weil es vergeblich sei, ihm die Hände zu bieten, und ihm selbst nichts nütze.

Der gute Herzog meinte, was er wider die Menschen sage, sei nichts andres als die Folge trauriger, aber nur allzuwahrer Erfahrungen. Es ahnte ihm nicht, daß gottesleugnerische Menschenverhöhnung das Innere der Kraft dieses Mannes sei. Und doch war es nicht anders. Wie der Löwe, der seinen Ochsen zum Mahl fand, sich dann ruhig auf brennenden Felsen sonnt und täglich gemästet brüllend in die Höhle zum Schlaf kehrt, so ruhig besorgte der Liebling sein Mahl und die Stunde des Schlafs, der Menschengebeine nicht achtend, die um ihn her lagen. Seinen Vertrauten sagte er's deutlich, alle Grundsätze der öffentlichen und Privatsicherheit seien ein Traum, und wer daran glaube sei ein Narr. Die Regierungskunst sei die erste aller

Taschenspielerkünste und der Zweck des Regenten, sowie eines jeden Mannes von Kraft und That, sei kein anderer, als mitten unter einer für seinen Dienst gefesselten Herde selbst keine Fesseln zu tragen und den ruhigen, gemächlichen und sorgenfreien Zustand eines Wilden im Wald sich noch durch Sklavendienste der gehorsamen Blinden und Gläubigen, die um ihn her wohnen, zu versüßen und zu erhöhen, soviel als nur möglich. Er achtete das Menschengeschlecht für schlechter als das Hundegeschlecht und schätzte den Wert der einzelnen Menschen nach dem Grad der Kraft, mit der sie die andern ihrem Dienst unterwürfen.

Das war der Hofmann, von dem Arner schrieb. Er hieß Helidor, und weil er ungeheuer dick war, so nannte ihn der Hof Helidor den Großen.

34. Vorzügliche Gesichtspunkte bei der Erziehung des Landvolks.

Nun säumten Arner und seine Freunde nicht länger zu ihrem Hauptwerk zu schreiten, nämlich die Erziehung der Jugend dieses Dorfs den festen Einrichtungen einer ihrer Lage und Umständen angemessenen Bildung zu unterwerfen. Arner entließ den alten Schulmeister seines Dienstes mit Beibehaltung seines Gehalts. Dann stellte er am Sonntag Glülphi als Vorsteher der Erziehungsanstalt, die er anstatt der alten Schule einrichten wolle, dem Dorf vor. Den Grundsatz einmal festgesetzt, daß Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigentums, so wie solches in Bonal geschehen könne, das vorzügliche Ziel ihrer Schuleinrichtungen sein müsse, suchte Glülphi alles Wahre, das er hierüber in den verschiedenen Grundsätzen des Lindenbergers, des Baumwollenmeiers und der Gertrud angetroffen, in seiner Anstalt zu vereinigen.

Er sah, daß die Kinder der wenigen Bauern, die schuldenlose Höfe besitzen, dann wieder diejenigen, die viele Güter haben, aber dabei Schulden, und endlich derjenigen, die weder Land noch sonst ein beträchtliches Eigentum besitzen sämtlich in wesentlichen Stücken einer sehr verschiedenen Erziehungsart bedürfen. Er unterschied deswegen diese Kinder in drei verschiedene Abteilungen, die er dann insoweit einer merklich verschiedenen Führung unterwarf. Für die zwei ersten Abteilungen fand er den Grundsatz des Lindenbergers, daß ihre Aecker und Wiesen, Ställe und Scheunen ihre natürliche Schule sein müsse, vollkommen richtig, wie auch, daß man zu verhüten habe, daß weder die Bücher, die Schule, noch irgend etwas anders, die Festigkeit ihres Erfahrungsgangs unterbreche und das Lästige derselben schwäche, und so den eigentlichen Grund ihrer Erziehung untergrabe. Er unterwarf deswegen die zwei Kinder dieser zwei Klassen keinem langen Aufenthalt im Schulhaus. Der Endzweck seiner Führung mit ihnen beschränkte sich, Ueberlegung, Zweckmäßigkeit, Ordnung und Verhältnismäßigkeit in das Innere ihrer Stimmung hinein zu bringen, um sie fähig zu

machen, die vielseitigen Teile ihres Berufs einzeln, im Zusammenhang und untereinander, und in ihren Beziehungen auf das Ganze heiter ins Auge zu fassen, den Grund ihres Wohlstands von dem trüglichen Schein augenblicklicher Genießungen richtig zu unterscheiden und also ihre natürliche Hausschule wohl benutzen zu lernen.

Aber auch bei diesen zwei Abteilungen hatte ein wesentlicher Unterschied ihrer Führung statt. Er hielt dafür, die ersten seien in einer Lage, daß er ihnen nach gehöriger Vorbereitung die glücklichen Gesichtspunkte öffnen können, durch die sie sich instand setzen könnten, sich selbst und viele ihrer Nebenmenschen um sie her zu einem weit größern Wohlstand zu erheben, als sie bisher genossen, wie sie besonders als die natürlichen Ernährer des Fabrikvolks in der Lage seien, von der Gewerbsamkeit dieser Leute in dem Grad Nutzen zu ziehen, als sie sich auch die Kenntnisse und Fertigkeiten dieser Erwerbsquellen eigen machen würden. Er zeigte ihnen deswegen auf der einen Seite den großen Grad der Ausbildung, der erfordert wird und die vielfachen Schwierigkeiten, die die Verbindung des Landbaues und der Industrie haben, dann aber auch die ungleiche, mehr oder minder leichte Art, wie dieselbe möglich und ausführbar sei, sowie die vorzüglich wichtigen und ausgedehnten Folgen, die die gute Ausführung auf den Unternehmer, auf seine Arbeiten und ein ganzes Dorf notwendig haben müsse. Doch weit entfernt, sie durch das Vormalen solcher fernen und großen Endzwecke den Kreis ihrer Sphäre mißkennen zu machen, band er ihre Ausführung fest an denselben und hatte die wesentliche Sorgfalt, jedes Wort, das er hierüber redete, mit dem Baumwollenmeier, dessen Festigkeit wir hierin kennen, zu überlegen, und dieser nahm es dann auf sich, diejenigen Knaben, die bei einem ausgezeichneten Vorschritt in den Kenntnissen und Fertigkeiten des Feldbaus den Wunsch äußern würden, sich über die Möglichkeit der Verbindung einiger Gewerbsamkeit mit ihrer Landlage belehren zu lassen, hierin zu führen.

Bei den Kindern der zweiten Abteilung, nämlich deren Eltern zwar große, aber mit Schulden belastete Höfe haben, suchte er alle Endzwecke zu entfernen, welche der Sicherheit ihrer beschränkten Lage gefährlich werden könnten. Er zeigte ihnen durch die Geschichte Hummels und durch hundert Beispiele, wie der verschuldete Landeigentümer so leicht an jedem Faden in Verwirrung und dahin gebracht werden könne, sich mitten unter imgrund nicht ganz schlechten Umständen nicht mehr halten zu können, wie also der Zustand der großen Verschuldung unleidendlich und wie unumgänglich nötig es in ihrer Lage sei, vor allem aus dahin zu streben, der Schulden los zu werden, eh sie nur daran denken dürften, sich noch mehr in irgend einer Sache auszudehnen. Er ruhte nicht, bis sie die Gefahr, das Lästende und Hemmende ihrer Verstrickungen, sowie die vernünftigen Maßregeln, sich in ihren Lagen aus denselben herauszuziehen, vielseitig einsahen und fühlten.

Er drang in sie, keinen auch noch so kleinen Nebenverdienst in dieser Lage zu verachten, sich in ihren Ausgaben, im Essen und Trinken,

in Kleidern und allem als wirklich arm anzusehen und mit Festigkeit allen möglichen Einschränkungen zu unterziehen. Er schilderte ihnen in dieser Rücksicht die weisern Sitten der Bergbauern und besonders des Lindenbergers und brachte ein wirkliches Verzeichnis zustande, was dieser jährlich mehr als bis jetzt an Geld ausgeben müßte, wenn er bei den ein und dreißig kleinen und großen Personen, die auf seinem Hof lebten, sich nicht fast mit allem das Jahr durch an Essen, Trinken, Kleidern und was er sonst braucht, ab seinem Hof versehen könnte, und wenn er viele unnütze Sachen, die der bei weitem nicht so wohlhabende Dorfbauer kauft, sich auch anschaffen wollte.

Aber es war eigentlich die dritte Abteilung der Kinder, denen er sich vorzüglich widmete, nämlich diejenigen, deren Eltern weder Land noch sonst ein merkliches Eigentum besitzen. Diese von den Vorteilen der ersten und überall von einer guten häuslichen Führung entblößten Armen unterwarf er völlig der Führung seines Erziehungshauses oder seiner Schulstube, deren innere Einrichtung in allen wesentlichen Teilen eine genaue Nachahmung der Hauseinrichtungen der guten Gertrud war. Wie sie, sah es der Leutnant als den Grund dieser Einrichtungen an, daß diese guten Kinder von Anfang an täglich ihr Brot verdienten. Er hielt keine Dorferziehung und überall keine Anstalt zur Volksbildung im großen ausführbar und dienstlich, bei welcher nicht dieser Grund zum voraus festgesetzt und die Erziehung der weitern Endzwecke des Gegenstandes auf denselben gebaut und durch ihn angebahnt wird. Spinnräder, Webstühle und Ruhkissen waren also die ersten Bücher, die er in den drei großen Zimmern, die ihm der Junker in einem an das alte Schulgebäude anstoßenden Haus einrichten ließ, den Kindern in die Hände gab. Vom frühen Morgen bis an den späten Abend saßen sie unter der Aufsicht der Margareth, die ihm Gertrud zu dieser Absicht auswählte, an derjenigen von diesen Arbeiten, die sie selbst oder ihre Eltern für sie ausgewählt hatten, um dadurch ihr Brot zu verdienen. Sie hatten dabei den Vorteil, zugleich täglich und stündlich auch die andern Arbeitsgattungen vor Augen zu haben und ihre Art und Natur, ihre Güte, ihre Fehler, ihre Abträglichkeit und ihre Schwierigkeiten kennen zu lernen, wodurch sie von der elenden Einseitigkeit und Beschränktheit bewahrt würden, welcher so viele arme Kinder bei einem Spinnrad oder bei einem Webstuhl für ihr ganzes Leben aufgeopfert werden. Sie durften alle, aber erst nach vollendetem eigenem Tagesverdienst, sich auch in jeder andern Arbeitsgattung, die ihnen angenehm war, üben und es stand eine Belohnung darauf, wenn ein Kind, ohne Versäumnis des für seinen Broterwerb erwählten Arbeitszweigs, in einer bestimmten Zeit noch eine andere Arbeitsgattung in einem gewissen Grade der Vollkommenheit lernte. Dann um sie in dem kleineren Feldbau, dessen Verbindung mit dem Hausverdienst er zu ihrer Bildung so wesentlich fand, zu üben, richtete er ihnen ein großes Stück Landes zu einem Schulgarten ein. Ein jedes Kind hatte in demselben drei Beete, in welchen es pflanzen durfte, was es wollte,

und es war ein Preis darauf gesetzt, welches von allen die meisten und schönsten Pflanzen in seinen drei Beeten hervorbringen würde; aber es waren nur die Abendstunden einiger bestimmten Tage, die sie auf diese Arbeit verwenden durften. Die Gehilfin seiner Schulstube, Margareth, hatte in der Mitte dieser Kinderbeete ein großes Stück Landes, auf dem sie alles dasjenige pflanzte, was die Kinder in ihren Beeten hatten. Selbst die innere häusliche Wirtschaft, die Erhaltung und Besorgung des Gepflanzten den Winter über, die Kenntnis der Vorteile und Sorgfaltsregeln, daß nichts zugrund gehe, daß alles in der besten Zeit und mit den größten Vorteilen benutzt werde, alles dieses waren Gegenstände, für die Glülphi in seiner Schule Einrichtungen machte, daß sie seinen Kindern so gut als in der besteingerichteten Haushaltung genugsam vor Augen gelegt und unter die Hände geben würden. Sie hatte Schweine, Federvieh und Kaninchen, die sie aus dem Abgang des Schulgartens erhielten, auch Ziegen und Schafe, die der Hirt mit der Dorfherde zur Weide trieb. Sie lernten die Besorgung des Hanfs und des Flachses von seiner Aussaat bis er in Zwilch und Tuch dem Schneider und der Näherin unter die Hände kam und eben so von der Wolle, von der Schafschur an, bis sie zum Kleid ward.

In allen diesem genoß Glülphi von der Margreth eine Hilfe, deren Größe er vorher sich selbst nicht vorstellte. In jeder häuslichen Arbeit vollkommen Meister, sah sie es, sobald in der Schulstube eine Hand still stand. Sobald ein Faden fehlte oder irgend etwas ein Kind aufhielt, stand sie bei ihm und ging nicht von ihm weg, bis sein Geschäft wieder in Ordnung war. Im Garten war es eben so. Sie verwendete auf die Besorgung der kleinsten Pflanze die Aufmerksamkeit, die sie dem Kind in der Schulstube gönnte; auch gelang es keinem Kind, so sehr sie sich anstrengten, in irgend einem Beet etwas schöner hervorzubringen, als sie alles. In tiefer Armut erzogen, kannte sie alle Vorteile der Not, die diesen Kindern in ihrer Lage so wesentlich waren. Sie lehrte sie das junge Laub der Buchen am Schatten dörren, daß es weich wird und gut zu Betten, fast wie die Federn, die dem Armen zu teuer sind. Sie lehrte sie in den Gräben der Wälder in den Stümpen alter faulender Bäume eine Erde suchen, die ihnen zu Mist diente, in den Hecken und in den fetten Stellen der Weiden Pflanzen zusammenlesen und Laub und Gesträuch; und ebenso bei den Sümpfen, Quellen und Bächen ausgraben und zu Haufen schlagen. Sie lehrte sie die Erde brennen und zeigte ihnen besonders den vorzüglichen Reichtum, den man dem kalkartigen Boden durchs Feuer gibt. So führte sie die armen Kinder in allen Teilen der Wirtschaft mitten durch alle Beschränkungen der Armut am Faden der kleinsten ihnen unzweideutig erreichbaren Anfänge zu der frohen Aussicht von gesicherten Lebensgenießungen, die selbst den reichern Bauern bei seiner ungezogenen Rohheit, bei allem seinem Geld bei weitem nicht zuteil werden.

Und so wie er die Kinder der reichen Güterbesitzer dahin zu lenken suchte, das Fabrikvolk und alle ohne Landeigentum lebende Ein-

wohner auf eine billige, auf gegenseitigem Vorteil ruhende Art von sich abhängig zu machen, trachtete er dann im Gegenteil hinwieder, die Kinder der Armen dahin zu bringen, daß sie dem natürlichen Endzwecke der ersten entgegenarbeiten und durch eigene vielseitige Ausbildung sich in den Stand setzen könnten, von den reichern Bauern unabhängig in den ersten Bedürfnissen des Lebens sich selbst versorgen zu können.

35. Vollendung auch des Schlechtesten ist Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit führt unendlich weit.

Den Hauptzweck des Unterhalts also festhaltend und die andern Endzwecke der Schule ihm unterordnend, trachtete er dann, eben wie Gertrud, seinen guten Kindern alles, was sie neben der Arbeit lernen sollten, so beizubringen, daß sie nicht von ihren Arbeitplätzen aufstehen mußten. Er malte ihnen die Buchstaben an eine schwarze Tafel und sie mußten also auf derselben sie kennen, zusammensetzen und lesen lernen, ohne daß ihre Arbeit um deswillen einen Augenblick stillstehen durfte. Wenn sie dann lesen konnten, befestigte er ihnen auf ihren Arbeitsplätzen ihr Lesebuch so vor den Augen, daß es wieder ihrer Arbeit nicht hinderlich war, und sie mußten ihm aus demselben laut nachsprechen, was er ihnen vorlas. So lernten sie auswendig und auf gleiche Art auch rechnen und singen. Die Arbeitsstunden des Morgens und des Nachmittags waren alle in diese Uebungen abgeteilt. Zum Schreiben waren nur wenige Stunden des Nachmittags bestimmt. Aber Glülphi ersetzte durch die Vollkommenheit seiner Handschrift, durch seine vorzügliche Gabe, es ihnen mit Leichtigkeit beizubringen und endlich durch Fleiß und Ordnung den Mangel an Zeit, den er auf dieses Fach verwenden konnte, mehr als genugsam.

Die Festigkeit der Arbeitsführung, durch welche die guten Kinder an unzerstreute Aufmerksamkeit und an das geduldige Vollenden einer jeden Sache, bis sie recht war, gewöhnt wurden, erleichterte ihnen das Lernen sehr. Ueberhaupt zeigte sich bei dieser Verbindung der Kopfübung mit den Handarbeiten der Unterschied der Kinder viel lebhafter und vielseitiger, als wenn man nur eins mit ihnen allein treibt. Bei einigen war der Kopf offen und die Hand ungeschickt. Bei den Reichen mangelte es meistens auf einer Seite, bei den Armen weniger. Die gedrückten Hausarmen hatten bei weitem nicht den offenen Kopf der eigentlichen Bettelleute. Unter den Kindern der größten Lumpen waren die besten Rechner. Auch findet man den Bauernrechner fast immer im Wirtshaus. Viele, die in ihrem Leben fast nichts in den Händen gehabt, als den Löffel, hatten Mühe, schreiben zu lernen. Einige, die in aller Kopfarbeit die schwächsten waren, bewiesen vorzüglichen Fleiß bei der andern Arbeit. Einige, die, was man wollte, auswendig lernten, zeigten in allen Sachen wenig Verstand. Ueberhaupt aber fand er die Kinder der meisten Armen Kopfs und Hände halber viel geschickter,

als er erwartete. Es ist immer so, weil Not und dringendes Bedürfnis dem Armen gar viel durch die Hände gehen macht, daß er hundert und tausendmal mit Geduld und Anstrengung darin herumdrehen muß, bis er Brot daraus ziehen kann.

Auch suchte Glülphi diese Kraft der Umstände, die die Natur selbst der bessern Bildung der Armen zum Grund gelegt, auf alle Weise zu benutzen. Er hielt überall soviel auf den Drang der Umstände und auf den Schweiß der Lernzeit, daß er behauptete, der Mensch sei bei allem, was er wisse und könne, dennoch imgrund immer nur in soweit in seiner Lage vorzüglich brauchbar, als sein Wissen auf den Schweiß seiner Lernzeit und auf den Drang bildender Umstände gebaut sei. Dieser Gesichtspunkt mußte ihm besonders in Rücksicht auf die Grundlage einer Schule wichtig sein, in welcher es darauf ankam, arme Kinder in die Lage zu setzen, sich mit nichts in der Hand aus eigenen Kräften aus der Unbehülflichkeit eines gänzlich vergnügenlosen Zustandes herauszureißen und ihnen den Weg zu Lebensgenießungen anzubahnen, die von ihrem gegenwärtigen Zustand so weit entfernt schienen.

Er war dabei überzeugt, daß die Sitten eines jeden Standes und Gewerbs und auch des Landes und Ortes, in welchem ein Mensch wohnt, für denselben so wichtig sind, daß in tausend Fällen sein Glück, seine Ruhe und der Friede seiner Umgebung darauf beruht, ob er ein ungetadeltes Muster dieser Sitten sei, und suchte daher mit aller Sorgfalt seine Kinder dahin zu bringen, daß sie hierüber sich um so mehr keine Fehler angewöhnten, da das Wesen der Berufsbildung, die sie nötig hatten, vollkommen ähnliche Aufmerksamkeit fordert. Die Schulstube mußte ihm so reinlich sein, als eine Kirche; er duldete nicht, daß nur eine Scheibe am Fenster mangele oder ein Nagel an der Wand oder am Boden nicht recht eingeschlagen sei. Die Kinder durften ihm während des Lernens weder etwas essen, noch mit einander reden. Wenn es kotig war, mußten sie die Schuhe auf eine Bank vor der innern Thür der Schulstube stellen. Sie mußten täglich gewaschen und gekämmt sein; er schnitt vielen die Nägel selbst ab den Fingern und den meisten Knaben die Haare in Ordnung. Wo sie einander antrafen, mußten sie sich grüßen; es durfte keines dem andern in die Rede fallen, so wenig als in den Weg stehen. Wenn sie am Mittag und am Abend aus der Schule gingen, mußte eines nach dem andern vor ihm stehen und ihm Behüt Euch Gott sagen; dann sah er ein jedes vom Kopf bis zu den Füßen an; und sie sahens an seinen Augen, wenn irgend etwas an ihnen nicht in der Ordnung war. Auch hierin konnte er sich ganz auf die Margreth verlassen. Sie sah im Augenblick, wenn hierin etwas fehlte und kannte die Umstände der Leute so wohl, daß sie in solchen Fällen zugleich sah, ob etwas, das in Unordnung schien, not war.

Auf die Art besorgte Glülphi seine Kinder auch hierin. Sein Auge umfaßte die Bedürfnisse ihres Lebens und er that ihnen allen ein Genüge. Entfernt von Lieblingsaufmerksamkeiten auf das, was

nur ihn selbst reizte und erhaben über Einseitigkeit sowohl, als über die Endzwecke der Eitelkeit, die ihn verleiten könnten, mit schimmernden Forthüpfen auf der Oberfläche der Dinge das Wesen derselben nicht genugsam zu gründen, sagte er dem Kind das b nicht, bis es das a recht kannte.

Ueberzeugt, daß man sich des Erfolgs der Erziehung in ihren Hauptendzwecken durch bestimmte Vollendung ihrer einzelnen Teile bis auf einen gewissen Punkt mit eben der Zuverlässigkeit versichern könne, als sich ein Feldherr durch sorgfältige Ausbildung der einzelnen Soldaten des Erfolgs eines Manövers zu versichern imstande ist, gründete er jeden Vorschritt in seiner Erziehung auf die Vollendung ihrer einzelnen Teile. Er eilte in keinem Stück zum Nachteil des andern vor. Er hielt auch, wie Gertrud, das Gelernte zu behalten, fast für wichtiger, als etwas neues zu lernen. Er knüpfte in allen Stücken das heutige an den Faden des gestrigen und hatte, wie sie, in allem, was sie lehrte, seine Wiederholungstage, so wie die Margreth nie unterließ, die Arbeit eines jeden Tages mit derjenigen des vorhergehenden zu vergleichen. Dieser Grundsatz führte Glülphi dahin, seine Kinder nicht nur in dem von ihnen erwählten Zweig ihres Brotverdienstes zur Vollkommenheit zu bringen, sondern auch sie alle ihre Erziehungsvorteile seines Hauses in einem Grad genießen zu machen, der alle Unzuverlässigkeit in dem, was sie wußten, entfernte, und sie dadurch fähig machte, den Zweig ihres Broterwerbs nicht nur in einer beschränkten Lage für sich zu genießen, sondern denselben sogar in jeder Gegend mit Sicherheit und so viel als unabhängend von Hilfe und begünstigenden Umständen ihren Arbeitszweig selbst zu etablieren.

Er hielt besonders auch in dieser Rücksicht die Angewöhnung der Kinder, jeden Gegenstand des Erwerbs nicht anders, als nach genauen Ausrechnungen zu beurteilen, für wesentlich, sowie er überhaupt dem Menschen zur sichern Brauchbarkeit im bürgerlichen Leben feste Uebungen im Rechnen unumgänglich, notwendig glaubte und dafür hielt, selbige könnten ihm durch nichts ersetzt werden, als durch solche Erfahrungen, die die mehrern an Kopf und Herz und Beutel zugrund richteten, ehe sie dieselben brauchen könnten. Schon Gertrud hielt das Rechnen in ihrem kleinen Kreis für wesentlich. Glülphi ging auch hierin ihre Bahn, trug aber für diesen Gegenstand vorzügliche Sorgfalt. Er war ihm auch ohne Rücksicht auf Wirtschaft als die beste Art der Kopfübung und der Ausbildung der innern Wahrheits-Empfänglichkeit seiner Kinder höchst wichtig.

Sein Einmal Eins hatte folgende Form:

2
2 — 4
3 — 6
4 — 8
5 — 10

6 — 12
7 — 14
8 — 16
9 — 18
10 — 20

Es ward ausgesprochen:

2 und 2 sind 4.
2 mal 2 sind 4.
2 in 2 geht 2 mal;

und dann weiter:

2 und 2 sind 4 und 2 sind 6.
3 mal 2 sind 6.
3 in 6 geht 2 mal.
2 in 6 geht 3 mal u. s. w.

Das Kind durchdachte das Einmaleins als Grundlage der Abwechslungen aller Zahlenverhältnisse, indem es dasselbe auswendig lernte. Er machte ihnen die Natur der Zahlenveränderungen besonders dadurch einleuchtend, daß er ihnen diese Veränderungen, soviel er konnte, auf den einfachen Vor- und Rückmarsch der 10 ersten Grundzahlen zurückführte. Zu diesem Endzweck hatte er verschiedene Tabellen.

Z. E. Erste Veränderung der Grundzahlen:

0.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.

Dann weiter:

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.
1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.	1.
0.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.

Diese Tabelle lief auf diese Art durch alle 10.

Dann folgte eine größere, die in jeder Grundzahl bis auf 100 fortschritt.

2	in	2	geht	1	mal.	1	mal	2	ist 2.
2	—	3	—	1	—	1	—	2	— 2.
2	—	4	—	2	—	2	—	2	— 4.
2	—	5	—	2	—	2	—	2	— 4.
2	—	6	—	3	—	3	—	2	— 6.
2	—	7	—	3	—	3	—	2	— 6.
2	—	8	—	4	—	4	—	2	— 8.
2	—	9	—	4	—	4	—	2	— 8.
2	—	10	—	5	—	5	—	2	— 10.

2	von	2	bleibt	0.	0	und	2	ist	2.
2	—	3	—	1.	1	—	2	—	3.
4	—	4	—	0.	0	—	4	—	4.
4	—	5	—	1.	1	—	4	—	5.
6	—	6	—	0.	0	—	6	—	6.
6	—	7	—	1.	1	—	6	—	7.
8	—	8	—	0.	0	—	8	—	8.
8	—	9	—	1.	1	—	8	—	9.
10	—	10	—	0.	0	—	10	—	10.

so weiter in 2 — bis auf 100.

Dann weiter in 3 — 4 bis auf 10. — Allemal bis auf 100.

Z. E. in 8.

8	in	8	geht	1	mal.	1	mal	8	ist	8.
8	—	9	—	1	—	1	—	8	—	8.
8	—	10	—	1	—	1	—	8	—	8.
8	—	11	—	1	—	1	—	8	—	8.
8	—	12	—	1	—	1	—	8	—	8.
8	—	13	—	1	—	1	—	8	—	8.
8	—	14	—	1	—	1	—	8	—	8.
8	—	15	—	1	—	1	—	8	—	8.
8	—	16	—	2	—	2	—	8	—	16.

8	von	8	bleibt	0.	0	und	8	ist	8.
8	—	9	—	1.	1	—	8	—	9.
8	—	10	—	2.	2	—	8	—	10.
8	—	11	—	3.	3	—	8	—	11.
8	—	12	—	4.	4	—	8	—	12.
8	—	13	—	5.	5	—	8	—	13.
8	—	14	—	6.	6	—	8	—	14.
8	—	15	—	7.	7	—	8	—	15.
16	—	16	—	0.	0	—	16	—	16.

36. Bauernerfahrungen in aller Einfalt benutzt.

So sehr Glülphi auch mit Erfolg an seinen Kindern arbeitete, so sah er doch die Keime der menschlichen Fehler, die ihn in allen Lagen und Verhältnissen elend machen, sich von allen Seiten in ihnen entwickeln. Er sah die Kinder der Reichen die mehr in der Schule angebundenen Armen ausspötteln. Sie verbargen die keimenden Gelüste von Wucher und Druck gegen die andern nicht einmal vor ihm, so wenig als die Gedanken, die sich in ihnen entspannen, sie könnten mit aufrechtem Rücken dennoch dahin gelangen, daß die andern bei aller Armseligkeit ihrer Anstrengung ihnen doch nur dienen müßten. Ebenso deutlich sah er in den Kindern der Schuldenbauern den Hang zur Verfänglichkeit und betrüglicher List, durch ihre Anstrengung

schuldenlos zu werden, zu der er sie führte, sich stärker in ihnen entfalten. Ebenso standen in den Kindern der Armen alle Folgen ihrer gänzlichen Verwahrlosung vor seinen Augen. Wie des Rudis Kinder, fanden viele den Zwang der Schulstube unleidendlich, stemmten sich wider das Mühselige der Anstrengung, deren sie nicht gewohnt waren, zeigten einen drückenden Unwillen gegen ihn, gegen die Margreth und sogar gegen ihre Eltern. Andere arbeiteten fleißig, aber von einem ekelhaften Geiz geleitet, der in allen Worten und Handlungen durchschien. Wieder andere thaten, was sie mußten, mit so sichtbarer Heuchelei, daß es auffiel, und sobald sie ab der Ketten waren, so handelten sie nicht mehr so. Einige zeigten einen Hochmut, von dem man voraus sah, daß er niemand erträglich sein würde, und andre einen Leichtsinn, der sie der gefährlichsten Handlungen fähig machte. Andere verbargen hinter sanftem Einschmeicheln eine stille Härte des Willens, der kein Unrecht scheute und keine Mittel für schlecht hielt, wenn sie nur zu seinem Zweck dienten.

Von allen Seiten sah er bei den armen Kindern sich Keime entfalten, sich selbst und andern das Brot, das sie verdienen würden, zu verbittern. Er sah in Schalksaugen, in krummen Mäulern, in Stichelreden, in Anmaßungen und hundert Sachen allgemein den Keim einer Gemütsstimmung aufgehen, der die Menschen untereinander in ewigen Verlegenheiten quält.

Er sah, er konnte es sich mit jedem Tage weniger verhehlen, daß die Gutmütigkeit, von der er im Anfang glaubte, daß sie allgemein und mit tiefer Kraft im Innern der Kinder liege, wie ein nichtiger Schatten in ihnen verschwindet, sobald Nutzen und Schaden, Leidenschaft, Drang und Bedürfnisse ihr in den Weg kommen. Er sah sogar, daß das innere Wesen der Berufsbildung, das Hinlenken der Aufmerksamkeit des Geistes auf Geld und Gut und die Anstrengung unserer Kräfte für Sparsamkeit und Erwerb diesem flüchtigen Sinn der Gutmütigkeit, der unserm Blut, wenn nichts anderes darin wallt, wirklich natürlich scheint, nichts weniger als vorteilhaft ist. Ebenso sah er die Erkenntnis von Recht und Unrecht in ihrem Einfluß auf die innerste Stimmung der Kinder, sobald sie an heftige Wünsche und Begierden anstößt, ganz unwirksam. Das Wort: Es ist nicht recht, machte sie, wenn's gut ging, einen Augenblick rot und hernach thaten sie, was sie wollten. Noch mehr, sie verdrehten, von diesem Wort einen Augenblick zum Stutzen gebracht, dann nur destomehr in sich selbst die Wahrheit und ihr Innerstes wurde durch die Erkenntnis, welcher sie entgegen handelten, offenbar schlechter und härter, als wenn sie ununterrichtet, blos in den Tag hineingethan hätten, was sie gelüstete.

So fand er die Lücke, die er schon in der Stube des Lindenbergers und des Baumwollenmeiers bemerkt, auch in der seinigen. Er sah die ganze Kraft der weisesten Berufsbildung an den Anmaßungen unserer eigensüchtigen, ungesellschaftlichen Natur scheitern und uns die gegenseitige Wohlmeinenheit und Gutmütigkeit nicht versichern, ohne

welche die ersten Vorteile einer guten Berufsbildung so wenig genießbar sind, als diejenigen des ganzen gesellschaftlichen Zustandes. In tausend und tausend Erfahrungen lag eine Lücke vor seinen Augen, die die Bildung zur Weisheit und Kraft in Erwerbung und Aeufnung des Eigentums nicht ausfüllten.

Er fand auch kein Mittel, sie auszufüllen, als auf der Bahn der Gertrud, seine Kinder zur Anbetung Gottes und zur Unschuld des Glaubens hinzulenken. Er sah freilich, daß die Weisheit der Berufsbildung auch die Kraft der Gottesfurcht gründe und daß der beruhigte häusliche Zustand zahllose Hindernisse, die der Führung der Menschen zur reinen Gottesverehrung in dem Weg stehen habe. Ebenso sah er in der festen Ausbildung der Menschen zur häuslichen Weisheit ein vorzügliches Mittel, das innere Gift des Aberglaubens, dem der Mensch bei seiner Hinlenkung zur Gottesfurcht so allgemein ausgesetzt ist, zu schwächen. Er war also bei allem Gefühl der Lücke, welche auch die weiseste Berufsbildung in der allgemeinen Stimmung der gesellschaftlichen Menschheit noch offen läßt, dennoch überzeugt, daß die Berufsbildung der Menschen, als die vorzüglichste Grundlage der Führung zum Glauben und zu allen Vorschritten der Veredlung unserer Natur, deren sie durch den Genuß der weisesten Ausbildung fähig ist, muß angesehen werden.

Den Gegenstand also ins Auge fassend, ging er dann mit der Einfalt der Gertrud zu Werk. Er richtete ihre Aufmerksamkeit auf Gott, entwickelte die Hoffnungen des ewigen Lebens und machte die Gefühle der Liebe und des Glaubens in ihnen rege. Hohe, erhebende Lieder ertönten jeden Morgen und des Abends die stillern Stimmen des Danks und der prüfenden Sorgfalt und das Bild der Allgegenwart Gottes. Des Sonntags heilige Stille erhob ihr Herz. Des Heilandes opfernde Thaten, sein hohes Erstehen vom Tode, sein Ruf an die Menschen zur Kindschaft Gottes und seine Verheißung des reinen heiligen Geistes und des ewigen Lebens wirkten mit siegender Kraft gegen die Eigensüchtigkeit einer Natur, deren gewaltsamen Anstoß ohne Glauben an Gott von keiner Weisheit besiegt wird.

Staunend sah Glülphi an den Kindern die Wirkungen des Glaubens und der glücklichen Einfalt, deren reine Genießungen ihm selbst das Menschen abschwächende Leben der Kopfarbeit und anders entrissen. Er sah es. Der Glaube der Kinder und das heilige Zeichen der Unschuld und Furcht vor der Sünde gründete ihre Gleichmütigkeit, sicherte ihren Willen, gab ihnen Gewalt über sich selbst, hemmte die zahllosen Anlasse zum Unwillen, zur Gewaltthätigkeit und bösen Laune und machte vielseitig die entgegengesetzten Empfindungen des Edelmuts, der Wohlmeinenheit und Gutmütigkeit in ihnen rege und schützte sie also vor der Verhärtung, zu welcher der Wirrwarr der Weltumstände, die Härte des Berufszwangs, die Gewaltsamkeit der Eigentums-Kollisionen und überhaupt das ewige Anstoßen unserer innersten Naturgefühle gegen alles, was ist, den Menschen sonst allgemein endlich hinbringen.

In diesen Vorschritten hemmten ihn weder seine persönlichen Zweifel an vielem, noch der Aberglaube der Margreth an seinem menschlichen Gange. Diese gute Gehilfin seiner Schulstube glaubte an die Gespenster; aber das irrte den Mann nicht. Er war überzeugt, das Ganze ihres Thuns bilde in seinen Kindern die ersten Grundlagen der wahren Weisheit mit einer Kraft, die gegen die Folgen einiger einfältigen Vorstellungen weit überwiegend das eigentliche Gegengift gegen dieselben in sich enthalte. Er lächelte also nur, wenn sie so etwas sagte; denn er wußte wohl, daß das Stückwerk des menschlichen Wissens allenthalben im Kot des Irrtums liegt. Er haßte deswegen keinen Irrtum und glaubte, die Kraft des Menschen in der Wahrheit sei in dem Grad groß, als er den stärksten Gegenschein gegen seine Lieblingsmeinungen immer freundlich ins Auge zu fassen imstand und gewohnt ist.

Also selbst über den Aberglauben erhaben, redete er wenig dagegen, sondern suchte vielmehr und vorzüglich selbst durch seine abergläubische Margreth die innern Kräfte der Weisheit in seinen Kindern fest zu gründen. Er war überzeugt, daß es nicht die Bestimmung der Vernunft ist, die schwankenden Begriffe der einfältigen Gutmütigkeit Gassen zu jagen. Man führt die Menschen vom Irrtum nicht ab, wenn man schon den Worten ihrer Thorheit widerspricht, aber wohl, wenn man den Geist ihrer Thorheit in ihnen auslöscht. Es hilft nichts zum Sehen, wenn man nur die Nacht beschreibt und die schwarze Farbe, ihren Schatten, malt, sondern nur dann, wenn man Licht anzündet, kann man zeigen, was die Nacht ist und wenn man den Star sticht, was die Blindheit gewesen; und eben so wenig lernt ein Mensch dadurch den rechten Weg an einen Ort finden, wenn man ihn auf allen Nebenstraßen herumführt, auf denen er verirren könnte.

37. Von der Weitläufigkeit im Religionsunterricht und vom Prädikantenübel.

Der Erfolg, mit dem Glülphi arbeitete, überzeugte den Pfarrer von Bonal von der Wichtigkeit seiner Unterordnung der Schulbildung unter die Berufsbildung. Aber er fühlte auch, daß er zum Mitwirken auf diesen Gegenstand nach den Gesichtspunkten, die er jetzt für wahr hielt, unendlich zurück sei und empfand, daß der Leutnant und selbst die Margreth mit einem Wort bei den Kindern zu diesen Endzwecken mehr ausrichteten, als er mit hunderten.

Er schlug, so viel er konnte, in ihre Endzwecke ein, baute in dem, was er mit ihnen redete, auf dasjenige, was sie mit ihnen thaten und da er sah, daß sowohl die Zeit, welche die Ausbildung ihrer Berufsfertigkeiten forderte, als die Einfachheit, mit welcher der Leutnant in seiner ganzen Führung mit den Kindern umging, eine Aenderung und Verkürzung alles wörtlichen Unterrichts notwendig erheische, so that er noch in seinem Alter Riesenschritte in der Abänderung seines

Volksunterrichts auch in der Religionslehre. Er ließ seine Kinder die meisten Zankapfelfragen nicht mehr auswendig lernen, die seit zweihundert Jahren das gute Volk der Christen auf dem Weg der Vernunft, der Liebe, der Heiligung, des Glaubens unzweideutig im vollen Lauf still gestellt haben. — Er zeichnete ihnen die weisen und frommen Stellen, die sie in ihrem Lehrbuch noch auswendig lernen mußten, von den übrigen, die er gern in ihnen ausgelöscht gesehen hätte, wie den vorjährigen Schnee. Er redete je länger, je weniger, und wenn jemand um die Ursache dieses Unterschieds in seiner Lehrart fragte, so antwortete er, der Junker wolle keine Schriftgelehrten zu Bauern und es nütze dem Menschen nichts, so viele Warum und Darum in ihn hinein zu morden, er verliere meistens darüber einen großen Teil seines natürlichen Verstandes und nicht minder seine Alltagsbrauchbarkeit an Händen und Füßen. Der eifrige Alte ging hierin fast weiter, als der Leutnant wünschte; aber imgrund waren sie einig, daß Weitläufigkeit im Wortunterricht für den Glauben, die Liebe und die Weisheit ein wahres Gift sei.

Die Wichtigkeit dieses Uebels, das sie untereinander das Prädikantenübel hießen, beschäftigte sie oft. Der gute Pfarrer meinte, es herrsche nur in seinem Stand und fragte einmal den Leutnant, wie er auch in seinem vom Umgange mit Geistlichen entfernten Leben den großen Schaden dieses Prädikantenübels so gut habe einsehen gelernt. Der Leutnant antwortete: Mein lahmes Bein und vieljähriger Brotmangel zeigte mir dieses Uebel in allen Ständen; und auch vorher im Dienst hatte ich eine große Erfahrung vom Prädikantenübel in Stiefeln und Sporen. Dies war mein Obrist selbst; er war ein Schurke, wie keiner, und konnte reden, wie keiner. Es ist in allen vier Weltteilen nichts gutes, von dem er nicht sprach; aber auch in allen vier Weltteilen nichts, das er mit einem Finger berührte; bis auf den Profossen hinunter war niemand, dem er nicht, sobald er ihn unter die Augen kriegte, an den Fingern vorerzählte, was er in seinem Fach ändern und besser machen könnte; und vor der Front, wenn's Ernst galt und die schwarzen Vögel anfingen zu pfeifen, rief er dann allemal, daß Berg und Thal ertönte: Kinder, es ist für euern König und für euer Vaterland, haltet euch wohl! und dann zog er sich schnell zurück, wo es sicherer war.

Ebenso ist es bei uns, erwiderte der Pfarrer, ebenso weisen wir das unversorgte Volk an den ewigen König und das ewige Vaterland hin und rufen ihm zu: Haltet euch wohl!

38. Eines guten Mannes Art, Bauernmeinungen zu bestreiten.

Indessen konnte es nicht anders sein, es mußten den Herren auch Hindernisse aufstoßen. Schon an dem Sonntag, da Glülphi, als ihn Arner der Gemeine vorstellte, von Baumwollenrädern, Webstühlen und Spitzrucken in der Schulstube redete, wars ein allgemeines Ge-

murmel unter den Leuten, die zur Kirche hinausgingen, er sei ein Narr; eine Hausstube sei keine Schulstube, und ein Schulmeister könne nicht Vater und Mutter sein; es sei viel, wenn er eine solche Herde nur dazu bringe, daß sie stillsitzen und recht schreiben und lesen lernen; er werde es aber wohl erfahren. Einige sagten, es werde damit gehen, wie mit des alten Junkers Schafen, die, wie sie sagten, anstatt Wolle Seide getragen; er habe sie vier hundert Stunden weit aus heißen Ländern ab den Bergen kommen lassen, um sie dann in seinem kalten Thal beim Marschfutter innert zwei Monaten zugrund gehen zu sehen. Einige fluchten, wenn einmal sie noch in die Schule müßten, sie würden das nicht leiden, daß man darin arbeiten sollte; weil es aber nur ihre Kinder betreffe, so könne man es ihrethalben probieren.

Alles war in der größten Erwartung, was diese sagen würden, wenn sie das erstemal heim kämen. Weit die meisten konnten ihren Lehrer nicht genug rühmen, so lieb ward er ihnen in der ersten Stunde; auch die Margreth lobten fast alle und weit die meisten brachten mehr und bessere Arbeit mit, als sie in dieser Zeit zuhause gemacht haben würden. Viele Mütter schüttelten darüber den Kopf; hie und da sagte eine mit verbissenem Maul: Hättest du jetzt dieses nicht eben so wohl daheim machen können? Aber hie und da antwortete ein Kind: Nein, du kannst es einem nicht so zeigen, wie die Frau. Etliche, wenn die Kinder ihn so rühmten, gaben ihnen zur Antwort: Neue Besen kehren alle wohl, oder sonst ein Wort, das den Kindern zeigte, sie könnten ihn nicht leiden, denn sie waren ihm nicht gut, weil sie glaubten, er sei stolz und möge ihnen das Maul nicht gönnen. —

Er hatte das Basenartige der Schulmeister nicht, das die Bauern von ihnen fordern, weil es alle haben; aber er brachte sie an einem Regentag, wie ein Meister, von ihrer Meinung zurück. Es ist eine Ordnung in Bonal, daß ein vor zwanzig Jahren verfaulter Steg vor dem Schulhaus, in dessen Nähe Glülphis neue Stuben waren, niemals wieder zurecht gemacht worden; seit dieser Zeit mußten die Kinder, wenn es ein paar Tage regnete, bei der Kengelgaß immer, wenn sie in die Schule wollten, durchs Wasser waten. Der alte Schulmeister achtete das nichts: Er meinte, Bauernkinder seien nicht recht erzogen, wenn sie nicht, wie die Schweine, alles nicht achten und noch dazu lachen, wenn sie bis an die Ohren hinauf im Kot stecken. Aber, sobald Glülphi das Wasser in der Gasse sah, stand er im vollen Regen in der Straße und hob die Kinder, so wie sie kamen, eines nach dem andern über die nasse Stelle.

Die Nachbarn sahen dem Manne, der, wie sie meinten, niemanden sein Maul gönnen mag, hinter den Fenstern lachend zu und glaubten nicht anders, als er werde bald anfangen zu fluchen, ob denn niemand im Dorf sei, der ihm helfen könne. Aber, da er fort machte, als denke er nicht an sie, sich auch nur nicht umsah, ob jemand um den Weg sei und er in seinem roten Rock schon durch und durch naß war, daß alles an ihm troff, sagten sie zuletzt zueinander: Es muß doch

ein guter Narr sein, daß er dieses thut und fanden selbst, es sei vielleicht sonst seine Art nicht, so gar freundlich zu sein, als die andern Schulmeister.

39. Einfluß des Schulmeister-Handwerks auf die innerste Stimmung schwacher und schlechter Menschen.

Der alte Schulmeister konnte es nicht ausstehen, daß Glülphi den Kindern lieb war. Man hatte ihm immer vorgeworfen, sein Schalksnarrenwesen sei der Grund, daß die Kinder ihn alle haßten; aber er wollte es nie an sich kommen lassen und behauptete immer, wenn ein Engel aus dem Himmel kommen und Schul halten würde, die Kinder würden ihn hassen und es könne nicht anders sein, sie haßten von Natur alle Zucht und folglich auch alle Schulmeister.

Jetzt stand das Gegenteil vor seinen Augen; er konnte es nicht begreifen, und doch war es so natürlich. Alles, was die Kinder fühlten, war ihm nichts. Er fühlte nur sich selbst. Er stieß mit Rohheit an ihre Empfindungen, er verwirrte sie, wenn sie vor ihm stunden, daß sie aus Angst doppelt fehlten. Er schonte des Sturms ihres Innern nicht, wenn er auch die edelsten Empfindungen zum Grund hatte und kam mit ihnen nie zum Ziel des Gehorsams, bis er sie so niederträchtig und falsch gemacht hatte, als er selbst war. In diesem Geist schulmeisternd, wie ein Zuchthausknecht, war er imstande, auf das Geringste, das ihm zuwider war, ihnen zu sagen: Ihr bringt mich um Leib und Seele und noch dazu ins Grab; oder: Wenn ihr die Hölle um nichts verdienet, so verdient ihr sie um mich und dergleichen mehr. Er gab ihnen den ganzen Tag kein gutes Wort. Seine Stirn war nie heiter, sein Auge lächelte ihnen nie. Er war nicht imstande, eine angenehme Empfindung in ihnen rege zu machen. Wenn sie fehlten, so war er mürrisch und wenn sie recht thaten, ein Sauertopf; selbst wenn er belohnen wollte, so war er drückend.

Jetzt wars anders. Glülphi schonte ihrer Empfindung, als des innern Heiligtumes ihrer Kraft. Nie glühte das Auge eines Kindes; nie war eine Lippe blaß vom Fühlen des Unrechts, das ihm geschehen. Bei ihm ward ihnen nie Angst. Wenn ihre Hastigkeit fehlte, so führte er sie zur Ruhe; er lächelte den Sturm von ihrer Stirne weg und war ihrer Seele Meister, wie ihres Sitzens und Lernens. Das höchste, was er einen sagte, was man auch immer fehlte, war: Du bist ein schlechter Kerl, oder: Es gibt nichts aus dir. Aber dieses wirkte, denn es war wahr.

Was der andre sagte, war eine Lüge; die Kinder achteten es auch für nichts anderes. Es war ihr Sprichwort: Wenn wir dann wieder metzgen, so sagt er acht Tage oder vierzehn nicht mehr: Es sei Gott geklagt! und dergleichen. Auch das Narrenholz brauchte Glülphi bei seinen Strafen selten, das der andere immer in den Händen hatte. In seinen Händen war es unzweideutig ein Narrenholz. Glülphi strafte

sie meistens mit Uebungen, die dem Kind den Fehler abgewöhnen sollten, den er bestrafen wollte, denn er glaubte, die größte Kraft des Guten und Bösen im Menschen liegen in dem Grad seiner Angewöhnungen an dasselbe. Der Träge mußte ihm Steine tragen und Holz spalten; der Vergeßliche mußte ihm Schulbote sein und im Dorf alles ausrichten, was er bedurfte; der Leichtsinnige durfte viele Spiele nicht mitmachen, die er den andern erlaubte; der Unhöfliche und Unanständige war in dem allem zurückgesetzt und mußte, wo er immer gern der erste war, der letzte sein; der Ungehorsame mußte in einem andern Zimmer ohne Rat und Hilfe sehen, wie er mit seinem Brotverdienst sonst zurecht komme und die Schulführung entbehren, bis er sich selbst zum Gehorsam geneigt fand. Aber mitten in allen Strafen war er gleich gut mit ihnen und sagte selbst zu den Kindern: Die Trägheit, der Leichtsinn, die Unhöflichkeit und der Ungehorsam sind Gewohnheiten, wie das Gegenteil und es ist gar nicht um's Zanken und's Zornigwerden zu thun, sondern nur, daß ihr euch das Rechte angewöhnt, wie ihr euch das Schlechte schon angewöhnt habet.

Durch diese Liebe gewann er das Herz der Kinder alle Tage mehr; aber eben dieses brachte den alten Schulmeister fast von Sinnen; er war in aller Absicht das, was das Schulmeisterhandwerk aus einem erzschwachen und dabei einbildischen Menschen notwendig machen muß. Im Anfang that er gegen den neuen Mann dick und stolz; er hielt ihn für nichts anders, als für eine Art Herrenbettler, dem die Alfanzereien, die er dem Junker um seiner guten Suppen willen angegeben, gar bald wieder von sich selbst erleiden würden, er verglich auch das ganze Wesen, wo er immer davon redete, mit dem schwangern Berg in der Fabel, der zuletzt eine Maus geboren. Aber jetzt, da es nicht sobald kam, wie er geglaubt und vielmehr alle Tage mehr, auch seine besten Leute, mit dem Bericht kamen, es rühme ihn bald jedermann und es sei wie verzaubert und wie wenn ers den Kindern anthun könne, er richte mit ihnen aus, was er wolle, jetzt fing ihm die Maus, die aus dem Berg heraus kam, an, so groß zu scheinen als ein Elephant und die Angst brachte ihn dahin, daß er auf das Wort der Leute, es sei wie verzaubert, sich in seinem schwachen Kopf vorstellen konnte, es sei gar wohl möglich, daß so etwas dahinter stecke. Er ging bei Nacht und Nebel sogleich anderthalb Stunden weit zum Senn im Münchhof und bot ihm Geld an, wenn er dem Schulmeister etwas dafür thun könne, daß er nicht mehr so mit den Kindern ausrichte, was er wolle.

Aber der Hexenmeister im Münchhof getraute sich nicht, ihm zu helfen; er sagte, wenn es Kühe, oder Ochsen, oder Pferde betreffen würde, so sollte es ihm nicht feylen, aber an einem Schulmeister, der etwas könne, die Kinder zu lehren, dürfe er sich nicht wagen; er habe den Fall noch nie erlebt. So ungetröstet vom Münchhöfler war er ein paar Tage wie rasend; er wußte nicht mehr, was er den Leuten wider den Ruhm des Manns sagen wollte, als auf einmal Lumpen

von Hartknopfs Gattung ausbreiteten, der Schulmeister sei kein rechter Christ und das ewige Heil der Kinder sei in Gefahr, wenn man sie länger unter seinen Händen lasse. Das brachte den alten Schulmeister wieder völlig ins Gleis; er sah jetzt, woran er sich zu halten habe, und konnte nicht begreifen, daß er so lang so einfältig sein können, das nicht zu sehen. Es schien ihm jetzt vollends nicht mehr, daß der Leutnant wider ihn sei, er dachte vielmehr, er sei wider Gott. Nun kehrte er alles auf diese Seite, er hieß ihn einen Heidenmann, seine Schule eine Heidenschule und verglich das, was man darin trieb, der Kaufhausarbeit im Tempel zu Jerusalem, mit dem Beifügen, es verdiente nichts besseres, als daß man mit allem verfahre, wie der liebe Heiland mit den Tischen der Wechsler und Taubenverkäufer. Doch nahm er sich in acht, daß er alles das nur da sagte, wo er sicher war, daß es nicht dem Junker überbracht würde.

Er war gar nicht von der Art der mutvollen, ehrlichen alten Phantasten, die Leib und Leben, Ehre und Gut an das setzten, was sie für Gottes Sache und für wahr hielten; er war vielmehr von der neuen Art, von mutleeren, ängstlichen Zucker- und Kaffee-Phantasten, die zu ihren Brot gar Sorg haben und für die Ehre Gottes eifern, wenn ihre Einkünfte in Sicherheit sind, auch in allen Stücken nie weiter ehrlich sind, als sie leibshalben wohl können. Sobald man ihm sagte, der Junker könnte ihm die Fronfastengelder einziehen, wenn er zu laut rede, so zog er sich zurück. Aber es that ihm so weh, seinen Empfindungen darüber so oft und viel Gewalt anthun zu müssen, daß er manchmal wie ein Narr darob ward und sogar etlichemal in der Nacht aufstund und mit einer Geißel in der Hand an Stuhl und Bänken probierte, wie es auch käme, wenn einer, wie der Heiland im Tempel, die Spinnräder und Schreibtische auch so unter und über sich kehren, und alles samt dem Heidenmann die Treppe hinunter oder zum Fenster hinauswerfen würde.

40. Die Kraft des Wirtshauses auf den Volksgeist.

Nicht nur dem alten Schulmeister, auch manchem andern wurmte es hie und da, es könnte doch sein, man lehre Gott und göttliche Dinge nicht recht in der Schule. Aber die mehreren achteten das nicht. Ohne Aufhetzung war es natürlich, daß das rohe Volk nicht danach fragte, was der Leutnant den Kindern von Gott sage, wenn sie nur vieles und schönes Garn aus der Schule heim brachten und das Maul hielten, wenn Vater und Mutter allfällig einander halb tot schlugen, oder verfluchten. Andre fanden, so lange die Kinder von der Margreth Gespensterhistorien aus der Schule heimbrächten, so habe es mit der Religionslehre keine Gefahr. Denn, wenn der Leutnant von der neuen Lehre und vom Unglauben angesteckt wäre, so würde er dieses nicht an ihr leiden.

Weit mehr als der Glaube ging den meisten das geschlossene Wirtshaus zu Herzen. Nimmt man einen Fisch aus dem Wasser und legt ihn aufs Trockne, so kann es ihm nicht anders sein, als es vielen Menschen in Bonal war, seitdem dieses Haus geschlossen worden. Alle Tage fingen mehr Leute an, sich herauszulassen, der Mißbrauch einer Sache hebe den guten Gebrauch derselben nicht auf; die arme Bauersame habe doch auch sonst so wenig, womit sie etwa das Herz erfreuen könne. Andere, die sich weniger schämten zu zeigen, um was ihnen zu thun sei, sagten, er sei ein Unmensch; wenn man ihm seine Keller einschlagen und machen würde, daß er ohne einen Tropfen sein müßte, was er dann dazu sagen würde? Der drückende Mangel von Gelegenheit, das alles täglich zu finden, was ein jeder bisher im Wirtshaus suchte, erregte die größten Verwirrungen. Wo die Frau Meister war, mußte der Mann unter die Bank, und wo er Meister war, da mußte sie darunter. In vielen Haushaltungen war die Unordnung so unchristlich, daß gar oft Kinder am Morgen und Mittag ungegessen davon und in die Schule liefen, um aus dem Lärm heraus zu kommen. Viele Weiber sagten bei den Brunnen, sie wollten lieber in die Hölle, als ein Jahr bei ihren Männern leben, wenn der Junker das Wirtshaus nicht wieder öffne. An andern Orten sagten die Männer, sie ließen sich scheiden, wenn er den Wunsch ihrer Weiber nicht erfülle. Ein Kuchnerin machte vor Verdruß darüber ihr Kalb sterben. Sie ging, seitdem dieses Haus geschlossen war, mit ihm um, wie viele andere seit eben dieser Zeit mit ihren Kindern. Das Kalb starb; von den Kindern noch keines, aber die Bauern sagten, die Kinder möchten gar viel mehr erleiden. Ein Leuppi that auf dem Todbette nicht wie ein Christ; er gab dem Pfarrer, da er zu ihm kam und fragte, wie es auch gehe, zur Antwort, er sei am Einpacken, wenn er mit wolle. Der gute Pfarrer schüttelte den Kopf und sagte, was das auch für eine Rede sei für einen Menschen in seinen Umständen. Der Kerl fuhr in seinem Ton fort, es sei kein Wunder, man könne ja nur zu keinem Glas Wein mehr kommen, wenn man vor Durst ersticke. Damit kehrte er sich gegen die Wand und ließ den Pfarrer stehen. Dieser sah, daß er nichts bei ihm nütze, ging heim, schickte ihm Wein, den dieser austrank und dann starb er.

Laßt euch dieses nicht ärgern; es geschieht gar zu viel dergleichen unter dem Mond. Hätte der Mann eine Viertelstunde, ehe der Pfarrer zu ihm kam, einen Krug Wein gefunden, so würde er ihn auch, wie ein anderer Christ, auf dem Todbette abgehört und mit ihm vor seinem Ende noch gebetet haben.

41. Ein Stein des Anstoßes und ein Versuch, ihn zu heben.

Der Junker öffnete seine Torfgruben, um diesem Jammer abzuhelfen und die durstigen Leute aus ihren Wohnungen heraus und von einander in seine Torfgruben zu treiben. Er versprach denen,

die darin arbeiten wollten, alle Wochen zweimal einen Abendtrunk. Das halbe Dorf meldete sich für diese Arbeit. Er nahm mehr als fünfzig an und damit erlöste er also eine Menge Weiber von einer großen Plage und gewöhnte eine Menge Männer an eine tägliche Arbeit. Er zeigte auch hierin, daß er nicht der Mann sei, der, um eine Unordnung abzustellen, eine neue anrichte. Aber wenn er heute einer Unordnung abhalf, so war morgen wieder eine da, und wenn er heute eine Schwierigkeit besiegte, so stand morgen eine andere da. Es konnte nicht anders sein; die Uebel hatten zu tief Wurzeln geschlagen, und dann waren noch in allen Gassen Leute, die ihm mit Fleiß Hindernisse in den Weg legten.

Die Dorfmeister hatten nichts weniger als vergessen, daß sie vor dem Bettelmann Niggeli und seiner Gesellschaft hatten niederknieen müssen; und so war auch der Eifer wegen des Batzensparens und der zehntfreien Aecker nichts weniger als gestillt. Je mehr es geriet, je mehr die armen Kinder verdienten, je niedriger wurden die Söhne und Töchter der Reichen. Ferner hatten bis jetzt die Leute in den großen Häusern diejenigen in den kleinen als eine Art Knechte und Dienstleute angesehen, die gleichsam dafür in der Welt seien, ihnen um den halben Lohn zu Gebot zu stehen. Eine solche dicke Frau war gar leicht imstande, ihre arme Gevatterin einen ganzen Nachmittag bei ihr arbeiten zu lassen und sie dann am Abend vor dem Nachtessen statt alles Lohns mit einem Stück Brot und einer abgerahmten Milch heimzuschicken. Aber jetzt wollten die Armen es nicht nur nicht mehr so verstehen, sondern gingen soweit, daß sie gleich unverschämt wurden, wenn sie auch nur von ferne einige Hoffnung zu blauem Himmel sahen, und auch solchen Leuten, die ihnen vorher wirklich gutes gethan hatten, mit Undankbarkeit begegneten und ihnen sogar in Notfällen sagen ließen, sie hätten keine Zeit für sie, sie sollten sich selbst helfen.

So ist das Volk. Wenn es hungert, so kriecht es; wenn es den Wanst voll hat, so zeigt es die Zähne. Aber der Mensch ist nicht so, und die Gesetzgebung könnte ihn auch im niedrigsten Stand höher heben, wenn die tausende von obrigkeitlichen Personen und Lehrern menschlicher wären. Das Betragen der Armen machte den Reichen immer mehr böses Blut und dabei gewann auch die Meinung, es sei mit dem Christentum in der Schule doch nicht alles richtig, von neuem wieder Fuß. Das Dorf teilte sich darüber wirklich in zwei Parteien; die eine hieß des Junkers und die andere der Bauern Partei. Auf der ersten waren der Pfarrer, der Baumwollenmeier, die drei Weiber, der alte Renold, der Hühnerträger und dann im stillen einige Arme, deren Kinder brav Geld aus der Schule heim brachten. Auf der Bauern Seite standen fast alle Leute, deren Strohdächer ganz waren, die Vorgesetzten, der Schulmeister, der Hartknopf und mehrere ihrer Art, die jetzt immer mehr über die unchristlichen Schuleinrichtungen und über die Verkürzung des Religionsunterrichts zu lärmen anfingen. Auf der andern Seite schlugen sich auch einige rohe Leute, denen an

dem, was man glaube, gar nichts gelegen war und die die sogenannten Frommen haßten, aus diesem Grund auf die Seite des Junkers.

Diese Lage der Sachen schien den Fortgang des Guten in seinem Fundament zu untergraben. Es zeigten sich allenthalben Mißtrauen und Empfindlichkeiten; auch die unschuldigste Rede ward verdreht. Schlechte Leute von beiden Seiten übten Bosheiten aus. Die einen spotteten der gläubigen Narren, die dann gegessen haben, wenn sie brav beten. Andere jammerten, man sei in den letzten Zeiten und der liebe Gott werde an Bonal ein Zeichen thun, wie an Sodom und Gomorrha. Mit einem Wort, es war ein Same von Bitterkeit und Gährung hingeworfen, der alles mißstimmte. Selbst des Junkers beste Leute machten Mißschritte, die unangenehm waren. Einmal rief sein Hühnerträger, anstatt: „Jung Tauben, jung Tauben, wer hat jung Tauben feil?" — „Jung Teufel, jung Teufel, wer hat jung Teufel feil?" Natürlich nahmen das eine Menge Leute als eine Stichelei auf ihren dummen Teufelsglauben auf und behaupteten gar, der Junker stecke dahinter, mit dem Zusatz: Ein Mann, dem vom Wirtshaus an bis zum Katechismus nirgends nichts recht liege, sei hiefür nicht zu gut.

Indessen vernahm Arner von allem diesem kein Wort, bis er es von ohngefähr in den Torfgruben entdeckte. Er ging fast alle Tage zu diesen Arbeitern, saß Stunden lang bei ihnen, mischte sich in ihre Gespräche, suchte ihnen die Vorteile einer bessern Lebensordnung von verschiedenen Seiten einleuchtend zu machen und gab dabei auf einen jeden von ihnen so viel acht, als er konnte.

Vom ersten Tag an fielen ihm zwei Brüder in die Augen, die sich durch ein stilles, ordentliches, bedächtliches und gleichmütig scheinendes Betragen vor den andern auszeichneten, und mit jedem Tag nahm sein Wohlgefallen an ihnen zu. Aber allemal, wenn er mit ihnen zu reden anfing, erröteten sie, er sah ihnen an, daß sie froh waren, wenn er wieder aufhörte und wußte den Grund lange nicht. Endlich vernahm er, sie seien mit dem Küster und dem Schulmeister verwandt und glaubten, er wisse nicht, daß sie im einen und andern gar nicht des neuen Schulmeisters Meinung seien. Es machte dem Junker Mühe, daß sie so einfältig sein konnten, zu denken, er würde nicht mehr freundlich mit ihnen sein, wenn er dieses wüßte und er verdoppelte nun seine Aufmerksamkeit gegen sie. Die Torfgräber meinten alle wie die Brüder, er müsse es nicht wissen; sie hielten es für unmöglich, daß ein Herr mit einem Bauern freundlich sein könne, wenn er von ihm wisse, daß er nicht seiner Meinung sei.

Endlich brachte er diese und jene mit Lachen zur Sprache und erklärte sich darüber also:

Liebe Leute, alle miteinander, die erste Meinung, die ich bei einem Menschen suche, ist, guter Wille, recht zu thun. Wenn ich diese finde, so verstehe ich mich mit seinen übrigen Meinungen leicht; aber wo diese mangelt, da bedanke ich mich für die übrigen alle; sie können den meinigen, wie sie auch immer tönen mögen, nicht gleich sein. Das

hatten weder die Brüder noch die Torfgräber erwartet; viele von diesen murrten untereinander, dieses sei jetzt der Dank, daß sie es mit ihm gehalten und in solchen mißlichen Sachen seine Partei genommen. Aber der Junker brauchte keine Partei und war noch weniger im Fall, auf beiden Achseln zu tragen; er sagte deswegen zweien rohen Menschen, von denen es auffiel, das blos ihre Gottesnichtachtung die wahre Ursache der Leichtigkeit war, mit der sie dem Pfarrer und dem Leutnant in allem Recht gaben: Das Widersprechen von ehrlichen Leuten ist mir unendlich lieber, als das Rechtgeben von Schurken.

Dieses Wort öffnete den zwei Brüdern den Mund, daß sie ihm mit Vertrauen erzählten, die ruchlosesten Menschen im Dorf brauchten jetzt den Umstand, daß der Pfarrer und der Leutnant im Religionsunterricht einen Weg gingen, den sie und viele andere in Gottes Namen einmal nicht recht finden könnten, dazu, alles, was Religion sei, zu verspotten und Jedermann, der nicht völlig damit einstimme, daß Geld verdienen besser und mehr wert sei, als alle Gottesfurcht, anfahren, wie wenn man das Leben verschuldet hätte.

Junker. Es ist doch weder des Pfarrers noch des Leutnants Meinung, daß Geld verdienen mehr wert sei, als Gottesfurcht.

Die Brüder. Aber diese Leute nehmen es nicht anders und glauben, Ihr beschützet die Leute bei dieser Meinung.

Junker. Sie haben so sehr Unrecht, daß ich nicht wüßte, womit man mir mehr zuwider handeln könnte, geschweige daß ich ein Wohlgefallen daran haben sollte.

Da die Torfgräber jetzt sahen, daß er den Brüdern Recht gab, kamen ihrer viele schnell auf ihre Seite und einige sagten laut, es seien Ziegenbuben im Dorf, die den Heiland wie Judas verkaufen würden, wenn sie den Anlaß dazu hätten, und diese meinten, wenn sie dem Pfarrer und dem Schulmeister in diesen neuen Sachen Recht gäben, so hätten sie auch den Junker auf ihrer Seite. Dieses, und besonders das Wort Ziegenbuben, welches die Bauernpartei des Junkers Anhängern zum Beinamen gab, war jetzt den andern zu hart. Es stand einer auf und sagte: Man muß unparteiisch sein! Es gibt unverschämte Leute auf beiden Seiten und imgrund ist es völlig gleich, wenn die einen bei Dummheiten, die sie machen, glaubten, sie hätten den Junker in Hinterhut, und die andern bei ihren Bosheiten das gleiche vom lieben Gott glaubten. Einmal mich dünkt, sie seien beide Narren, und ich muß hinzusetzen, das letzte scheint mir das Schlimmere, denn das Böse der Leute, die sich hinter Gott verstecken wollen, thut nicht so laut, aber es ist giftiger, als das Geschrei der andern Narren.

Der Junker widersprach nicht, er sagte nur, sie hätten beiderseits Unrecht; und die zwei Brüder waren billig genug zu erklären, sie möchten nichts weniger, als daß man glaube, sie dächten, daß ein jeder, der ihnen Recht gebe und dem Schulmeister widerspreche, um deswillen ein braver Mensch sei und in den Sachen zu Werk gehe, wie er sollte. Der Junker stimmte hierein völlig mit ein. Das freute

die zwei Brüder um so mehr, da sie selbst erkannten, daß der Leutnant und der Pfarrer gar nicht dachten, wie die Ruchlosen, denen an Gott und Ewigkeit, an Recht und Unrecht gar nichts liegt. Sie hörten im Gegenteil täglich mehr, daß beide Herren die Kinder nach ihrer Art, aber aufrichtig zur Gottesfurcht und zum Heiland hinführten. Der jüngere dieser Brüder sagte dann so erheitert, wie wenn ihm großes Glück begegnet wäre, zum Junker, es freue ihn doch, zu sehen, daß sie in ihren Meinungen nicht so weit voneinander seien. Nimm das für immer an, erwiderte der Junker, ehrliche Leute sind auch in ihren Meinungen gar nie so weit von einander. Es war nicht anders, als wenn eine Decke von den Augen dieser Menschen weggefallen wäre; sie sahen ein, daß ihr Eifer zu groß gewesen und sagten im Heimgehen zu einander: Es muß nicht mehr so sein, die Herren meinen es gut, sie haben in vielem gewiß Recht, und so weit wir finden können, daß sie es haben, wollen wir ihnen öffentlich Recht geben. Sie waren überzeugt, die Trennung mache auf beiden Seiten schlechte Leute.

Aber das war den Leuten, die auch auf ihrer Seite schon schlecht waren, nicht recht. Diese behaupteten, wenn der Eifer in solchen Sachen abnehme, so verlören alle Gründe ihre halbe Kraft, und legten sich, wie die Halbgeistlichen in solchen Fällen immer thun, destomehr aufs Feuerblasen. Sie verschrieen sogar die zwei Brüder, weil sie sich also hatten einnehmen lassen, als Mameluken, die den Mantel nach dem Wind hingen, und bewegten Himmel und Erde, ihre Blinden zu warnen, daß sie die Augen nicht aufthäten, die Freundlichkeit der Heiden zu sehen, die wider Gott sei. Doch es half alles nichts. Der Junker zerstörte seine Partei, so bald er spürte, daß er eine hatte, und dadurch verlor sich die Kraft der andern.

Mit vereinigten Bemühen bestrebten sich jetzt der Leutnant und der Pfarrer, ohne im geringsten im wesentlichen den Gang ihres Thuns zu ändern, in den Ausdrücken über die Gegenstände der Religion diejenigen Bilder, Wortfügungen und Redensarten zu gebrauchen, von denen sie sahen, daß sie den ehrlichsten und im ganzen genommen auch verständigsten Leuten im Dorf heilig waren.

42. Sorgfalt wirkt im ganzen vielleicht mehr Gutes, als Kraft.

Sie waren im Anfang nicht so vorsichtig gewesen. Der alte Pfarrer drückte sich über den Schaden des Predigens und großen Wortwesens im Unterricht so lebhaft aus, daß wer seine Geschichte kennt, wohl sah, daß der Stachel, der in seinen Jugendjahren über diesen Gegenstand sein Innerstes verwundete, noch jetzt in ihm steckte. Seine Lebhaftigkeit hierin trug vieles zu der Trennung bei, der sie jetzt entgegenarbeiten mußten. Der gute Alte konnte dadurch, ohne daß er's dachte und wollte, dennoch noch einmal in seinem Leben die schwache Gutmütigkeit von sich entfernen, die doch das höchste ist, wohin bis jetzt das Groß der Menschheit hat gebracht werden können.

Es war ein Mann im Volk, stark von Gefühl, von einer männlichen Kraft und mutvoll, die Bahn zu brechen, wo immer die Stärke des Menschen ihn hinführen konnte. Dieser machte Riesenschritte in seiner Erkenntnis, sobald er mit dem Leutnant und dem Pfarrer bekannt wurde. Die Richtung seines Geistes und die Kraft seiner Erfahrung stimmten sein Innerstes mit ihren Grundsätzen harmonisch. Was sie ihm sagten, war plötzlich sein eigen; er trug's schnell in seine Sprache über und sagte es denn noch stärker. Die Herren, und besonders der Pfarrer, freuten sich dessen, wie die Kinder, und dachten nicht weiter und vergaßen alle Sorgfalt, den Einfluß eines solchen Mannes auf's Volk mit der Wahrheitsempfänglichkeit desselben ins Ebenmaß zu bringen; und deswegen führte ihn die Kraft seines Selbstgefühls bei der Richtung, die sie genommen, dahin, daß ihn die schwache Gutmütigkeit ängstlich und die frömmelnde Bosheit rasend machte. Wer nun nichts in sich selbst hatte, sondern nur aus den Büchern redete, konnte nicht neben diesem Mann bestehen, konnte dem nicht antworten, der die Bücherwörter nicht brauchte, sondern lauter ihm eigene, lebhafte, treffende Ausdrücke und den Bauern im täglichen Leben gewöhnliche Bilder fand. Man verstand die andern nicht mehr, wenn er redete, oder vielmehr, man fühlte, daß man sie nie verstanden. Er verglich die Mühe, den Kindern in den unmündigen Jahren die Religion durch's Auswendiglernen beizubeingen, dem Thun eines Bauern, der sein Vieh an Hals und Füßen mit Ketten an der Krippe fesseln würde, damit es sein Futter fresse, das ihm vor dem Maul liegt. Und auf den Einwurf, die Leute könnten ja auf diese Art die Religion völlig verlieren, antwortete er: Es ist kein Mittel, seine Aecker und Wiesen nicht zu verlieren, wenn man schon auswendig lernt, wo sie liegen. Das wahre Mittel sie nicht zu verlieren, ist, auf denselben zu arbeiten. Die Ausdrücke und Bilder, die er brauchte, waren stark, wie die Rosse an seinem Zug, und gerade, wie die Furchen, die er im Felde machte; aber wenn er in Eifer kam, auch so schneidend, als sein Pflugeisen.

Der Bänkelsänger Christen erfuhr es auf eine sehr empfindliche Art. Er ließ sich durch Essen und Trinken verführen, ihm im Barthaus zu widersprechen und Gottes Wort und der Seelen Heil und das, was man beim Unterricht der Kinder inacht nehmen müsse, ins Maul zu nehmen. Lindenberger zog sein Gesicht in Falten, wie der Himmel vor einem Wetter, sobald dieser nur anfing zu reden und antwortete ihm dann: Du, es muß einer nüchtern an Leib und Seele und nicht durch seine Schuld lahm und aussätzig sein, wie du, wenn er das Wort Gottes und der Seelen Heil in's Maul nehmen und davon reden will, wie man Kinder erziehen und zu Menschen machen soll, die Behüt uns Gott davor; einmal den deinigen nicht gleich sehen. Der Bänkelsänger, den man sonst Lump und Schelm und was man will, sagen kann, ohne daß er's achtet, zitterte ob diesem Wort und ging, ohne eine Silbe zu antworten, mit blassen Lippen aus der Stube.

Es war zu erschrecklich, es war ganz wahr; auch sagte ein alter, ehrlicher Uli, sobald jener aus der Stube war: Lindenberger, wenn er schon ein Lump und ein Schurk ist, so kann er doch Recht haben, und du hättest seine Kinder nicht hineinziehen sollen, das ist nicht recht gegen einen Vater, er mag sein, wie er will. Und dann kann ich einmal auch nicht fassen, daß du in allen Stücken Recht habest und es will mir so wenig, als dem Christen in den Kopf, daß es z. B. mit dem Auswendiglernen der Religion just sei, wie du sagst, und es dünkt mich hart, was du davon redest. Lieber Uli, antwortet Lindenberger, es tönt freilich hart, aber sieh einmal, überlege es und gib mir dann Unrecht. Wie käme es wohl, wenn jemand eine Heiden- und Zigeunerreligion den Kindern auf die Art in den Kopf bringen würde? Nimm an, er würde sie lehren, die Sonne sei der liebe Herrgott, der Mond seine Frau und die Sterne seine artigen Kinder. Nimm an, er hätte dann viel große, alte Bücher an der Hand, in denen sich hundert und hundert Menschen Mühe gegeben, diesen Zigeunerglauben zu erklären, tausend Gründe aufzusuchen, warum er wahr, schön und gut sei, warum man ihn annehmen und was man antworten müsse, wenn jemand sagt, er sei nicht wahr. Denk dann ferner, man würde den armen bethörten Geschöpfen, ehe sie noch wissen, was links oder rechts ist, diesen Zigeunerglauben am Himmel zeigen, sie machen Freude daran haben, Thränen darüber vergießen, Lieder davon singen und dann, wenn sie also unmündig für diesen Glauben zum voraus eingenommen sind, sie das Vernünftigste, was man über diese Himmelsreligion sagen kann, noch auswendig lernen lassen würde; glaubst du nicht, solche Menschen müßten über diesen Gegenstand für die Tage ihres Lebens am Kopf und an der Seele wie lahm werden?

Solche Worte waren unstreitig für das Maß der Wahrheitsempfänglichkeit, das Bonal noch hatte, zu stark. Sie störten die Beruhigung in den Empfindungen guter Menschen, die das Licht des Glaubens genießen, wie das Licht der Sonne, ohne zu denken, woher es kommt, und wohin es geht. Sie kränkten die Unschuld derer, die den guten Kern des Glaubens aßen, ohne der Würmer zu achten, die an seiner Hülse nagen. Sie öffneten dem Niederträchtigen den Mund zum Gespött über die Frömmigkeit. Sie stärkten den Hang der Ruchlosen, ihn mit der wurmstichigen Hülse selbst wegzuwerfen und erweckten in vielen Gedanken, die ihre Kraft gegen die Sünde schwächten. Sie entfalteten dem hüpfenden Leichtsinn die gebundenen Flügel zu einem Mückentanz um ein brennendes Licht. Es war nicht sein Wille, er sah es auch nicht, er sagte seine Meinung und pflügte dann pfeifend den Acker, unbekümmert, was der eine oder andere aus einem Wort, das er so hinwarf, machen würde. Entfernt, den ruchlosen Sinn derer zu billigen, die seine Meinung zur Stärkung ihrer Gottlosigkeit mißbrauchten, verachtete er diese so sehr, daß er nicht einmal gegen sie redete. Er war edel und gut, aber die Richtung seines Geistes für die Erkenntnis der Wahrheit war nicht die Richtung des Lehrers; sie

lag in ihm nicht im freundlichen, schonenden Herzen, sie lag in der Kraft seines Geistes und sprach, wenn sie anstieß, wie der Blitz aus den Wolken.

Der Leutnant und der Pfarrer mußten ihn mit Mühe jetzt von der Unachtsamkeit seines Ganges zurückführen. Er sagte zuerst, die Wahrheit könne nie schaden, und wer eines ehrlichen Mannes unschuldige Worte mißbrauche, der sei ein Schurke und ein Heuchler; er könne durch dieselbe nicht schlechter werden, weil er es vorher schon sei, und es sei nicht der Mühe wert, sich nur zu achten, was die Wahrheit auf so ein Gesindelvolk für einen Eindruck mache. Glülphi lächelte und hatte folgendes Gespräch mit ihm: Sag mir, Lindenberger, sprach er, lohnt es sich mehr der Mühe, Fleiß und Arbeit auf gute, als auf schlechte Aecker zu verwenden?

Lindenberger. Ohne Widerrede auf gute.

Glülphi. Aber, wenn du wenig gute und viele schlechte Aecker hast, auf welche wirst du dann wohl mehr Mühe verwenden?

Lindenberger. Ich muß dann wohl auf die schlechten.

Glülphi. Warum?

Lindenberger. Weil ich meinen Raub von denen nehmen muß, die ich besitze.

Glülphi. Und die Wiesen, tragen die schlechten nicht auch wenig ab?

Lindenberger. Sie sind nur um deswillen schlecht.

Glülphi. Und was für Mühe du darauf verwendest, es wirkt doch nicht wie auf den guten.

Lindenberger. Bei weitem nicht.

Glülphi. Und doch besorgst du sie, besonders wenn du viele hast, ebenfalls mit Sorgfalt.

Lindenberger. Ich muß wohl.

Glülphi. Du denkst nicht, es mag sich nicht erleiden, sie zu besorgen, weil sie nicht die Hälfte abtragen?

Lindenberger. Wenn sie auch nicht den dritten und nicht den vierten Teil abtragen, so muß ich sie doch besorgen.

Glülphi. Aber, ist etwa die Arbeit an solchen schlechten Aeckern und Wiesen leichter und geringer, als diejenige auf den guten?

Lindenberger. Im Gegenteil, sie ist schwerer und größer.

Glülphi. Und dennoch unterziehst du dich ihr?

Lindenberger. Wie oft muß ich es sagen!

Glülphi. Ich hielt es nicht für möglich, daß du auf schlechte Aecker und Wiesen eine Mühe verwenden solltest, von der du behauptest, es lohne sich's nicht, sie gegen schlechte Menschen auch zu gebrauchen.

Der Mann empfand die Wahrheit der Lehre und sagte lächelnd: Ich will lernen schweigen.

Glülphi. Kannst du nicht sorgfältiger reden?

Lindenberger. Die Achtsamkeit, die Sie haben, liegt nicht in mir und es ist mir zuwider, in etwas einzutreten, wenn ich nicht gerade heraus reden darf.

Glülphi. So schweige dann, mein Freund, und schweige oft.

Lindenberger. Vielleicht lerne ich dann reden, wenn ich genug geschwiegen habe.

Indessen lag ein so hoher Grad von innerer Wohlmeinenheit und reiner Güte im Leutnant und im Pfarrer, daß dieser Mißtritt bei ihnen nicht ganz die Folgen hatte, die er unvermeidlich gehabt haben würde, wenn diese hohe Wohlmeinenheit, die das Wesen einer jeden menschlichen Religion ausmacht, die Kraft ihres Anstoßes an die unwesentliche Teile derselben nicht gemildert hätte. Dennoch klagten hie und da Leute, es sei ein so großes Uebel, man wisse gar nicht mehr, woran man sich halten könne und was man glauben müsse. Ihrer viele wußten sich über diesen Einwurf gar nicht zu helfen; aber das Baumwollen-Mareili, das doch nicht einmal schreiben kann, fand ungesucht die einige wahre Antwort, die der unberichteten, unwissenden Einfalt über diesen Punkt kann gegeben werden. Sie sagte zu ihren Spinnerweibern, die ihr auch ins Haus kamen, darüber zu klagen: Es hat schon gefehlt, wenn es einem Menschen in dem, was Gottes Wort ihm sagen, oder nicht sagen wolle, auf's Erklären und darauf ankommt, was andere Leute dazu sagen. Aber wie machst es dann darüber, wenn es dir nicht auf's Erklären ankommt? fragten die Weiber. Ihr guten Leute, antwortete sie, ihr solltet doch das wohl wissen. Wenn ein Mensch auch kein Wort lesen kann und ihm die Leute noch so hundert und hundert Sachen vorschwatzten, die in der Bibel stehen sollten und die eine schwarz und die andere weiß ist, so kann er darüber einmal, wie's mich dünkt, nur denken, es sind ja so viel Sachen von Gott in der Welt, die einem jeden Menschen zeigen, was Gott von ihm wolle und was für ihn Gottes Wort sei. Wenn ich Sonne und Mond anschaue, so seh' ich's, ich seh's im Garten, ich seh's im Feld und gerade ihr, wie ihr vor mir stehet, seid mir das Wort Gottes. Wenn ich euch ansehe, was ihr von mir wollt und was recht ist, daß ich euch thue, so ist ja dieses ein Wort Gottes an mich; und dann meines Bruders Kinder, für die ich versprechen muß, das ist ja alles Gottes Wort, das mein ist und mein eigen gehört, wie es keinem Menschen gehört und an keinen gerichtet ist. Und wenn ich diesem Wort Gottes folge, so fehlt's nicht, ich verstehe das andere, insoweit es mich angeht, gewiß recht und für mich genugsam. So redete das Baumwollen-Mareili und die Spinnerweiber gestanden, dieses Wort Gottes, das einem jeden eigen gehöre, erkläre das andere, das allen gehöre, einem jeden, so weit ers nötig habe, genugsam.

43. Andelikatesse und Standesirrtümer adliger Leute.

Unter den Schwierigkeiten, die Arnern in seinem Weg aufhielten, war es nicht eine der geringsten, daß ein alter Onkel, den er beerben sollte, fast alle Monat für ein paar Tage und oft für mehrere zu ihm kam. Er war dessen unter dem Großvater gewohnt und blieb jetzt

bei seiner Uebung, wenn gleich die überall veränderte Ordnung im Schloß und die Seltenheit großer Gesellschaften ihm nicht behagte. Doch mit ihm waren sie nicht geplagt: er ließ gut sein, was er nicht ändern konnte und liebte den Frieden. Aber so war's mit Sylvia, einer Nichte, die er mitbrachte, nicht. Sie ist eine erschreckliche Edle; sie rümpft Nase und Mund, wenn man von einer schwangern Frau redet und vergleicht die jungen Kinder mit geschornen Meerkatzen. Von Standesanmaßungen wie eine Staubwolke herumgetrieben, hat sie keinen Augenblick eine ruhige Seele; das Wort, das sie spricht, ist eine Kränkung und der Wink, den sie gibt, eine Leichtfertigkeit. An den Wirbel der Hauptstadt gebunden, haßt sie die Stille des Landes und ist übellaunig, wenn sie mit dem Onkel außer die Thore muß. Sie hält Arnern für einen halben Wilden und seine Art zu sein für schlechter, als diejenige von bloßen Bürgersleuten, die etwas mehr, als der Pöbel, zu genießen wissen. Allemal, wenn sie kommt, macht sie Verdruß im Hause, dieser fehlt nie. Das erstemal band sie mit dem guten Rollenberger an. Sie sah, daß er mit dem Karl von landwirtschaftlichen Gegenständen redete und dachte sogleich, es sei wegen Mangel an Kenntnis der hohen Wissenschaften, die sich für den Adel schicken, daß er dergleichen Bauernsachen mit ihm verhandle, und nun fragte sie ihn vor der ganzen Gesellschaft: Wo haben Sie Ihre Studien gemacht, Herr Rollenberger? Er antwortete: Ich bin nicht von Haus gekommen.

Sylvia. So; aber haben Sie eine Bibliothek?

Rollenberger. Nein.

Sylvia. Was ist Ihre Hauptwissenschaft?

Rollenberger. Ich habe nicht Zeit gehabt, mich in irgend eine, als die Landwirtschaft, tief hinein zu arbeiten.

Sylvia (sieht die Gesellschaft spöttisch lächelnd an und fährt fort): Haben Sie auch schon Kinder unter den Händen gehabt, ehe Sie hieher kamen?

Rollenberger. Ja freilich.

Sylvia. Wie ist's Ihnen gegangen, hat man Sie etwa fortgeschickt?

Rollenberger. Das eben nicht.

Sylvia. Wo waren Sie Hofmeister?

Rollenberger. Bei meinem Vater.

Sylvia (betroffen zu einer Dame neben ihr): Das ist eine Frechheit. Zu ihm hastig): Wer ist Ihr Vater?

Rollenberger. Der Amtmann von Kleeberg.

Sylvia. Und Sie haben seine Kinder erzogen?

Rollenberger. Ja.

Sylvia. Was haben Sie selbige gelehrt?

Rollenberger. Was es braucht, um allfällig mit Ehren ein rechter Amtmann und eine rechte Amtmännin zu werden.

Sylvia. Wie viel hatten Sie dergleichen Amtleuten Gänse zu führen?

Rollenberger. Fräulein, es waren keine darunter.

Die Gesellschaft unterbrach das Gespräch, das das Fräulein so sehr wider den Rollenberger aufbrachte, daß sie gleich nach Tische von Arnern forderte, er solle ihr den Mann zum Haus hinaus schaffen. Arner schlug es ab. Bald darauf beliebte es ihr, zu sagen, daß es ihr auch nicht behage, neben einem Menschen am Tisch zu sitzen, der den Bauernkindern und vielleicht auch den Töchtern die Haare abschneide. Arner erwiderte ihr, es sei ihm leid, daß sie von diesem Mann nur dieses vernommen habe und er behalte seinen Platz am Tisch, denn er sei sein Freund. Dergleichen Freunde, erwiderte sie, seien gut, wenn kein ehrlicher Mensch um den Weg sei, und damit eilte sie in die Stube des Onkels, schmeichelte dem Alten, bis er in guter Laune war und klagte dann über die wenige Achtung, die dieses Bauernvolk für sie beide habe und wie es ein Narrenleben auf diesem Schloß sei; sie erziehen den Karl, daß er bei weitem nicht einmal zu einem rechten Knecht gut werden könne und die Töchter desgleichen. Arner mache sich eine Narrenvorstellung, was er aus seinen Affenbauern herausbringen wolle und opfere diesem Eselseinfall seine Haushaltung, seine Ehre und alles auf. Das schien dem Alten so wahr und klar. Ja, ja, sagte er zu der artigen Nichte, ich muß mit ihm reden. Der Bauer ist ein Bauer und er wird keinen Edelmann aus ihm machen; er hat auch keine Ehre davon und macht sich nur ein mühevolles Leben. Auch die Art, wie er den Knaben erziehen ließ, fand er nicht passend für seinen Stand und sagte ihm dann laut Abrede noch diesen Abend, Rollenberger sei gar nicht Manns genug für eine Erziehung, wie solche einem Kind von seinen hohen Rechten zukomme. Arner antwortete mit Gutmütigkeit: Für die Hauptsachen unsers Standes ist Rollenberger besser, als ich nicht leicht jemand finden könnte; was dann das anbetrifft, daß der Knab sich mit der Zeit in der Welt auch äußerlich seinem Stand gemäß zu zeigen lerne, will ich zu rechter Zeit dafür sorgen

Rollenberger kannte auch wirklich alle Teile der herrschaftlichen Oekonomie, sowie alle Verhältnisse des Schlosses gegen die Unterthanen und ein weises, zweckmäßiges, den Erfolg sicher stellendes Benehmen in jedem Fall war ihm vollends geläufig, und Arner hielt die Bildung seines Sohnes in diesen Gegenständen für die Hauptsache seiner Standeserziehung; auch hielt er den festen und freien Sinn, den er sich bei seiner Landerziehung in ihm entwickeln sah, sowie die Vorteile des körperlichen Wachstums, die damit verbunden sind, selbst für den Nebenzweck, sich einst im Aeußerlichen gut zu benehmen, für wesentlich vorteilhaft. Der gute Alte antwortete ihm: Ich hoffe einmal, du werdest es thun; es wäre ja schade für seine hohen Rechte, wenn er also müßte erzogen werden. Sylvia fiel ihm in's Wort. Onkel, sagte sie, der Vetter achtet die größten Rechte seiner Herrschaft für nichts.

General. Wie das? Wie das?

Sylvia. In allen Stücken.

Arner. In allen Stücken ist kein Beweis, Base! In welchen?

Sylvia. Wollen Sie Exempel?

Arner. Was anders?

General. Ich werde sie einmal auch gern hören.

Sylvia. Dergleichen gibts genug.

Arner. Nun denn einmal eines.

Sylvia. Haben Sie den schon angefangenen Schloßweg durch die Felsen, den Ihr Herr Großvater mit so vieler Mühe von den Bauern erstritten, nicht freiwillig von selbst wieder eingehen lassen?

Arner. Ja, aber dies beweist nicht, daß ich die größten Rechte meiner Herrschaft für nichts achte.

Sylvia. Ich meine, es beweise.

General. Einmal sieht's der Sache ziemlich ähnlich.

Arner. Es war wohlüberlegt. Der Weg wäre in einem Menschenalter nicht zustand gekommen.

General. Er wäre für das Schloß herrlich geworden.

Arner. Er hätte die Unterthanen unendlich gedrückt.

General. Man kann in solchen Sachen nicht allen Schwierigkeiten ausweichen.

Arner. Ich hatte nicht einmal ein Recht dazu.

Sylvia. Was sagen Sie?

Arner. Ich habe kein Recht zu diesem auf hundert Jahre hinaussehenden Tyranneiprojekt gehabt.

Sylvia. Ihr Herr Großvater wäre also ein Tyrann gewesen?

Arner. Die, so ihn zu solchen Gottlosigkeiten verleiteten, die waren es.

Sylvia. (spöttisch) Gottlosigkeiten!

Arner. Ich vergaß mich; Sie halten dies Wort für unanständig.

Sylvia. Nein! Nein, für Sie nicht! Sagen Sie immer Gottlosigkeiten. Aber ein Recht, ein wahres Recht hatten Sie doch zum Weg. Das ist wahr.

Arner. Sie verzeihen, Fräulein, das ist nicht so.

Sylvia. Es ist ein Urteil dafür da von Hof aus; ich weiß es.

Arner. Aber es ist den Unterthanen Unrecht geschehen.

Sylvia. Das wäre!

General. Wie ist ihnen Unrecht geschehen?

Arner. Sie hatten Brief und Siegel, daß sie den Weg nicht schuldig seien.

Sylvia. Warum verloren sie dann den Prozeß?

Arner. Weil man ihnen ihren Brief im Amt hinterhalten und abgeleugnet hat.

Sylvia. Was geht das Sie an? Es ist eine ausgemachte Sache: Wenn ein König ein Recht verliert, so hat er es nicht mehr.

Arner. Ich denke gegen meine Unterthanen nicht so.

Sylvia. Sie geben ihnen den Brief doch nicht wieder zurück?

Arner. Ich habe es schon gethan und dazu bestätiget.

Sylvia. Das ist unverzeihlich!

General. Ja, Vetter, das ist einmal jetzt zu viel.

Arner. Warum, lieber Onkel?

General. Man muß der Nachkommenschaft nie etwas vergeben. Du hättest allfällig für dich den Weg nachlassen können; aber deinen Nachkommen hättest du nicht einen Vorteil, den das Recht ihnen zugesprochen, willkürlich aus den Händen reißen sollen. Das stößt gegen alle Begriffe, die der Adel allgemein über diesen Gegenstand hat. Man muß gegen dergleichen Leute das Messer nie aus den Händen geben.

Arner. Der Adel hat in diesem Begriff Unrecht. Er muß seine Messer vor dem Unterthan, so viel er kann, alle verbergen und die, die er nicht vor Gott und Menschen mit Recht brauchen darf, ohne anders wegwerfen, denn sie dienen zu nichts, als ein ewiges Mißtrauen auf beiden Seiten zu unterhalten.

General. Das sind Träume, die nicht passen; man kann gut mit den Unterthanen sein, das ist wahr, aber man muß immer denken, heut ist's so, morgen wird's anders, und auf seiner Hut sein. Man hat Exempel, Vetter! Man hat Exempel!

Arner. Ich bin auch der Meinung, man müsse auf seiner Hut sein; aber ich glaube, die beste Art auf der Hut zu sein, sei, nie Unrecht zu thun. Die Unterthanen sind Menschen, wie wir; sobald wir ihr Wahrheits- und Rechtsgefühl stoßen, so säen wir den Samen der Unruh und der Empörung selbst in ihre Herzen und sind an den Folgen allemal selbst schuldig. Folglich ist es hier, lieber Onkel, wo der Adel anfangen muß, auf seiner Hut zu sein.

General. Ich will dem nicht widersprechen; aber wenn die Rede von dergleichen Rechten ist, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß die meisten Gnadensachen sind. Zum Beispiel alle diejenigen, die deine Unterthanen besitzen, kommen von deinen Voreltern und also von dir her, und deswegen sollte man über dergleichen Sachen doch immer wenigstens insoweit Meister bleiben, daß die Unterthanen sie nicht mißbrauchen und froh darüber werden können. Wenn man ihnen zuwider etwas nicht thut oder nicht läßt, wie ihre oft so dummen Briefe just lauten oder zu fordern scheinen, so kann man ihnen hingegen in andern Sachen etwas thun, mit dem ihnen imgrund, wenn sie es erkennen wollen, mehr gedient wäre, als mit ihren dummen Rechten und mit dem sklavischen Anbinden eines jeden Schritts und Tritts an den Buchstaben ihrer Narrenbriefe, welches unserm Stand so unanständig ist.

Arner. Ich sehe es nicht so an. Sicherheit ist das erste, wonach auch der Wurm im Staube sein Kriechen hinlenkt, und Unsicherheit im Zustand der Menschen ist das größte und wesentlichste Uebel, dem man ihn aussetzen kann. Die größten Lasten, die man ihm auflegt, wenn er von Jugend auf weiß, daß sie gewiß auf ihn warten, drücken ihn nicht so, wie die weit leichtern, die gegen seine Erwartung auf seine Schultern fallen und das Gefühl rege machen

können, daß ihm damit Unrecht geschehen. Im ersten Fall werden sie dazu gezogen, sie richten sich danach ein, sie wissen nicht viel anders und alles geht im Gleis des Menschenlebens, dessen Teil Mühseeligkeit ist, seinen Weg fort. Aber durch Unsicherheit brechen die Räder des Wagens. Man ladet die Lasten dem Volk auf dem verwundeten Rücken und sein Zustand wird so unerträglich, als ich ihn hundertmal in meinem Leben selbst in freien Ländern mitten im Genusse eines großen Grades von Wohlstand und im Besitz ausgezeichneter Rechte, dennoch unerträglich und das Innere der Menschennatur im höchsten Grad empörend gefunden habe.

General. Vetter! Du denkst nur zu tiefsinnig über diese Sachen nach; ich verstehe sie nicht. Aber das sehe ich, du plagst dich den ganzen Tag, als wenn du eines jeden Bettlers Knecht wärest, und am Ende weiß ich nicht, was herauskommen soll. Sie sind deine Unterthanen und werden forthin ihre Schuldigkeit thun müssen, du wirst sie nicht können frei machen.

Sylvia. Im Gegenteil, Vetter! Indem Sie die schönsten Rechte der Herrschaft so willig fahren lassen, benehmen Sie sich in andern Stücken, als wenn Sie die Leibeigenschaft bei ihnen wieder einführen wollten.

Arner. Ja, Base, wenn gute Ordnung und die Sorgfalt, daß zwischen Unterthanen und herrenlosem Gesindel ein Unterschied sei, zur Leibeigenschaft führt, so bin ich mit meinen Leuten wirklich auf dem Weg dahin.

Sylvia. Ich kann mir einmal keine größere Sklaverei denken, als wenn eine Herrschaft sich anmaßt, die Kinder der Unterthanen ihnen zum Haus hinaus zu nehmen, um sie nach ihrer Phantasie zu erziehen. Haben diese Leute nicht für ihre Lebenstage das Recht, wenn es ihnen nicht wohl geht, von demjenigen Brot zu fordern, der sie so verkünstelt hat?

Arner. Ich will ihnen dann geben, wenn ich sie verkünstle.

General (mit Unwillen). Thu doch dergleichen Sachen nicht und lade dir nicht unnützerweise und ohne Not eine Last auf, die unanständig für dich ist und dich noch zu Boden drücken kann! Solche Projekte sind für Fabrikanten und gemeine Leute gut, die es thun, um dergleichen Gesindel etwas zu lehren, das ihnen Geld einträgt; aber für dich, was soll doch das? Laß doch Bauern Bauern erziehen, und Bettler Bettler; sie verstehen das sicher, ohne daß man's sie lehrt, und machen es gewiß besser, als wenn du dich darein mischest.

So durchkreuzten sich ihre Begriffe in den wesentlichsten Stücken und Sylvia, die ein Herz hatte, wie der Mann, der Lavaters Teufel gleich sieht, entspann an diesem Faden Auftritte, die später den guten Arner an den Rand des Grabes brachten.

44. Auch dieses noch.

So viel gibts an Ort und Stelle der Hindernisse, auch nur ein einziges Dorf in Ordnung zu bringen. Der gute Arner war dabei noch nicht gesund; sein Blut wallte schon eine Weile, wie im Fieber; es lag ein drückendes Ahnen einer Krankheit in ihm. Oft überfiel ihn ein brennendes Reißen. Schon am Abend, an dem er auf dem Bonaler Ried die Ziegen verteilte, mußte er im Heimweg sich vor Schmerzen auf eine liegende Eiche hinsetzen. Alles war schon fort, nur der Pfarrer war bei ihm. Dem sagte er mit einer Thräne im Aug: Lieber Pfarrer, es ist mir nicht wohl und ich weiß nicht, was in mir steckt! Doch ging der Schmerz bald vorüber, und sie blieben noch eine Weile auf ihrer Eiche.

Die stille Itte lag zu ihren Füßen; ihr schlängelnder Gang glänzte durchs lange grünende Thal bis in den silbernen See, dessen Spiegel seine Herrschaft von dem Grenzgebirge trennt. Mit Wehmut sah Arner die Reihe seiner Dörfer von Bonal an bis an Arnheimsend. Es ist mir, sagte der Edle zum Pfarrer, ich sehe jetzt unsere Arbeit so der Itte nach fortrinnen, von Bonal weg ins nächste Mosthal und dann fort von einem Dorf zum andern. Aber so still wird sie nicht gehen, wie der Bach fließt, und wer weiß, ob ich erlebe, bis wir gegen den See kommen. Es ist, will's Gott, nichts gefährliches mit ihrem Schmerz, erwiderte der Pfarrer ängstlich, ob er gleich sich stellen wollte, als sei er's nicht. Je weiter wir kommen, setzte er hinzu, je leichter wird's gehen.

Arner. Wie das?

Pfarrer. Der Anfang ist immer schwer und dann ist sicher etwas an dem wahr, was ich an der letzten Zehntverleihung in der Komturei am Tisch hörte?

Arner. Was hörten sie?

Pfarrer. Ein dicker Herr, der fast oben saß, fragte einen hagern Pfarrer, der unten am Tisch war, wie es doch komme, daß die Pfründen in den hiesigen Gegenden gegen die sonstige Uebung in der Nähe der Schlösser fast allgemein besser seien, als in der Ferne von denselben? Der hagere Pfarrer antwortete mit einer hellen langsamen Stimme, daß alles still ward und horchte: Warum es hier also ist, Ihr Gnaden! könnte ich nicht sagen; aber warum es allenthalben so sein sollte, das gar wohl. Warum, warum? rief Ihr Gnaden. Der hagere Pfarrer antwortete: Es gibt in der Nähe aller Ringmauren soviel Teufel auszutreiben, fern davon hat man nur Kinder zu erziehen und dieses ist eine viel leichtere Arbeit. Die Augen blitzten Ihrer Hochwürden und Gnaden, die Weinflaschen waren schon gewechselt; der gescheiteste unter ihnen, doch nicht der oberste, sah die Gefahr, schenkte sich ein und wünschte lachend dem hagern Pfarrer eine gute Gesundheit, und die Hände des Tisches gingen wieder eilend in ihre Ordnung gegen die Mäuler.

Ach, seufzte der Junker, wo Menschen sind, gibt's Teufel auszutreiben! Und in den stillen Bach des lieben Thals hinstaunend, setzte er hinzu: Tote Gegenden sind tausendmal schöner als sie. Nein, versetzte der Pfarrer, tote Gegenden sind nicht so schön, als der Mensch. Der Junker widersprach, und eben trieb ein Hirtenknabe unter dem Felsen, auf dem sie standen, eine magere Ziege vor sich hin, stand zu ihren Füßen still, lehnte sich auf seinen Hirtenstock gegen die untergehende Sonne hin und sang ein Abendlied. Er war die Schönheit selbst. Berg und Thal und Itte, See und Sonne verschwand aus ihren Augen; sie sahen jetzt nur den Jüngling, der in Lumpen gehüllt sich auf seinen Hirtenstab lehnend zu ihren Füßen ein Lied sang und dann mit nacktem Fuß pfeifend der irrenden Ziege auf den Felsen folgte. Jetzt sagte Arner zum Pfarrer: Ich hatte Unrecht, die Schönheit des Menschen ist größer als alle Schönheit der Erde.

Aber das Gefühl seiner Krankheit verließ ihn nie, auch da sie in der frohen Reihe der Kinder den guten Vaternamen feierten und Glülphi und der Pfarrer alle auch Vater heißen wollten und die lachende Pfarrerin zu allen sagte: Das sind mir viel Väter, machet nur, daß ihr nicht viel Witwen und Waisen hinterlasset, übernahm ihn dieses Gefühl. Das Wort fuhr durch ihn, wie ein Schwert; er warf einen Blick auf die Pfarrerin. Therese sah ihn und sagte: Herr Jesus, was ist das? Es gelang ihm, sie vom Ahnen dessen, was es war, abzuführen, aber sich selbst führte er nicht davon ab. Der Gedanke eines Volksfestes unter den Bäumen des Rieds, die er pflanzen ließ, war ihm von dem Augenblick an reizend, da er ihn das erstemal dachte. Er sah aber wohl, daß der Zustand des Volks seine nahe Ausführung nicht gestattete und setzte dennoch die Urkunde der Stiftung des Festes auf und übergab sie versiegelt eben diesen Abend dem guten Pfarrer mit den Worten: Wenn ich sterbe, so muß sie, ehe man mich begräbt, in der Kirche von Bonal geöffnet werden; lebe ich aber, so warte ich doch noch zehn Jahre mit der Ausführung der Sache. Der Pfarrer nahm die Urkunde ihm zitternd ab. Ich sterbe ja um deswillen nichts desto eher, sagte der Junker, der sein Zittern sah und fing an von dem Fest selbst zu reden, das den Pfarrer so freute.

Mitten in ihrem Gespräch kam sein Förster durch einen Seitenweg aus dem Gebüsch. Der Junker fragte ihn, wie es im Wald gehe. Dieser erwiderte: Es wird eben immer viel gefrevelt.

Junker. Aber warum geschieht es soviel?

Förster. In Gottes Namen, ehe die Leute verfrieren und ihre Erdäpfel ungesotten essen, nehmen sie Holz, wo sie finden, wenn sie kein eignes haben.

Der Junker ließ ihn gehen und sagte dann zum Pfarrer: Auch hieran sehen wir, wie weit wir noch davon entfernt sind, vernünftigerweise ein solches Fest stiften zu können. Als wüßte er beinahe nicht, was er sagte, antwortete der Pfarrer: Aber wann wird man denn

das sein? Einmal so lange nicht, erwiderte Arner, als die armen Leute keine Suppe kochen und keine Stube warm machen können, ohne das Holz dazu stehlen zu müssen.

45. Der gute Pfarrer versucht das Unmögliche.

Wie das fliehende Jahr in den herbstlichen Tagen eilt, seine Früchte zu vollenden, ehe es dahin ist, und dann oft mit brennenden Stunden scheint erzwingen zu wollen, was es im Sommer und Frühling in kalten und nassen Tagen versäumt hat, so eilte der gute Pfarrer am Ende seines Lebens und wollte mit brennendem Eifer, was in den kalten und nassen Monden seines Fehljahrs dahin ferbte, noch vom Verderben erretten. Er dachte, es müsse nicht sein, daß Hummel ohne Menschenempfindung in seinem Elend wie ein betäubtes Tier dahin leben müsse. Er hatte die vierzehn Tage gesehen, daß da nichts mehr zu machen sei, und doch ging der Gute noch immer zu ihm hin. Es war vergebens; die alte Maschine war für jede Empfindung, außer für Wein und Fleisch und Rache, ganz tot. Er sagte selbst, er vergesse im Augenblick, was ihm der Pfarrer sage und es sei mit ihm nicht mehr anders, als mit einem abgestandenen Wein; so lange man ihn schüttelt, scheint er noch einige Kraft zu haben, aber sobald man ihn stehen läßt, verliert er sie wieder.

Auch den Triefaug wollte er zu sich selbst bringen. Der Junker hatte diesen Mann unter allen allein mit zu wenig Schonung behandelt. Als er an der Gemeine vernommen, daß er die Vögtin mit seinen Himmelstropfen so viel als vergiftet, schickte er ihm eilend den Weibel, daß er im Augenblick zu ihm unter die Linde komme. Der Besoffene rief dem Weibel zum Fenster hinaus: Sag du nur, ich liege im Bett und sei krank, ich könne jetzt nicht kommen. Der Schalk that genau, was er sagte und brachte dem Junker die Antwort, er habe ihm zum Fenster hinaus und in der Perücke geantwortet, er sei krank und liege im Bett und könne nicht kommen. Dies machte den Junker zu lebhaft; er rief: Ist dann keine Tragbahre da, daß man mir den Mann im Bett bringe? Ich muß ihn sehen! und sandte dann wirklich den Harschier, ihn im Bett und in der Perücke zu bringen. Da er kam und vor ihm abgestellt wurde, sagte er ihm dann: Ich will dir dein Handwerk nicht verbieten, es möchten Leute meinen, es geschehe dir und ihnen Unrecht; aber das sage ich dir, ich will, daß du deine Toten begrabest. Das war zu erschrecklich. Er verlor alle Kunden. Es machte den Leuten gar nichts, unter seinen Händen zu sterben; aber sich von ihm ins Grab legen und mit Erde zudecken zu lassen, davor graute ihnen, daß ihn kein Mensch mehr brauchte.

Die Leute murrten nun über den Junker und sagten, er könne sie doch auch nicht zwingen, dahin zu gehen, wo sie nicht wollten. Etliche blieben wirklich in ernsten Fällen ohne Arzneien und ließen es

darauf ankommen, wie es sonst gehe. Der Mann hatte einige ganz gute Mittel und oft Leute geheilt, die von andern entweder lange vergebens herumgeschleppt, oder wirklich gar aufgegeben waren. Der zweite Arzt im Dorf, ein Doktor Müller, hingegen war ein Gelehrter, der mit keinem Bauer reden kann, auch noch keinen geheilt hat. In dieser Lage der Sachen hätte der Junker nicht so weit gehen, er hätte dem Mann nur verbieten sollen, im Rausch weder Kranke zu besuchen, noch Arzneien zu geben, und ihm befehlen, alle Rezepte davon niederzuschreiben, um in jedem Fall, wenn man es von ihm fordern würde, dasselbe an eine zur Untersuchung fähige Behörde einzugeben. Der Pfarrer war überzeugt, daß die Mittel und Erfahrungen, die Triefaug wirklich besaß, dem Doktor Müller dienen könnten, und suchte den alten rauhen Mann dahin zu bringen, daß er dem jungen Doktor etwa ein paar Hauptsachen von seinen Erfahrungen und Geheimnissen entdecke. Er machte ihm begreiflich, daß er dadurch den Junker sich wieder geneigt machen und seine Lage bessern könne. Triefaug sagte ihm auch im ersten Schrecken über seinen Unfall selbst, es wäre für sie beide besser, sie würden mit einander sein, als gegen einander. Aber Doktor Müller hängte das Maul darüber und sagte beim ersten Wort, er wollte eher für seine Lebtage mit seiner ganzen Kunst keinen Kreuzer verdienen, als sich nur nachreden lassen, daß er von einem solchen Mann etwas habe lernen wollen. Auch Triefaug änderte seine Meinung, und sagte, er denke, es wäre dem Herrn Doktor nicht damit gedient, er wisse alles gar viel besser, als er, und dergleichen. Endlich gelang es dem guten Pfarrer einmal doch, daß beide mit einander zu ihm zum Mittagessen kamen. Er bot alles auf, seinen Zweck zu erreichen. Der Alte soff zu, aß und schnitt auf. Der Junge widersprach; und damit war alles vorbei.

Auch mit dem Hartknopf ging's ihm so. Er war zwar, seitdem er mit dem gestohlenen Rockfutter unglücklich geworden war und die besten Häuser, darin er für Bibel- und Gespensterhistorien essen und trinken konnte, jetzt die Thüren vor ihm schlossen, so zahm geworden, daß er vor dem Pfarrer auch von ferne die Kappe abzog und froh war, wenn er mit ihm redete. Er gestand ihm auch, er wollte gerne, er wäre in seinem Leben mehr ob seinem Strümpfweberstuhl gesessen, denn er würde sich jetzt in bessern Umständen befinden. Der Pfarrer munterte ihn auf, er solle doch jetzt noch thun, was er könne, und sich noch an ein ordentliches und arbeitsames Leben gewöhnen und versprach ihm in diesem Fall sogar den nötigen Beistand. Aber Hände und Füße thaten ihm weh, wenn er Kappen machen sollte. Er konnte nicht einmal mehr recht sitzen. Wie ein Wurm von der Sonne eilend wieder in den Kot kriecht, so kroch auch er wieder eilend in das niederträchtige Leben, daraus ihn der Pfarrer retten wollte.

Das Elend war zu tief in den alten Menschen eingewurzelt, wenige kamen aufrichtig zurück. Selbst vor den Augen des Junkers in den Torfgruben entspannen sich neue Zwiste und bei der Kirchmauer

war ewiger Streit. Der gute Lienhard that seinen Taglöhnern von der ersten Stunde an, daß sie bei ihm arbeiteten, was er immer konnte, sie zu gewinnen, und hatte eine Geduld und eine Nachsicht mit ihnen und eine Sorgfalt für sie, die wilde Thiere ihrem Meister anhänglich gemacht hätten, aber auf die Taglöhner wirkte das nichts, als daß sie ihm über den Kopf wuchsen und alle neue Unverschämtheiten von ihm begehrten. Sie hatten kaum vernommen, der Junker gebe den Torfgräbern zweimal in der Woche einen Abendtrunk, so murmelten sie untereinander, es gehöre ihnen auch und es sei niemand schuld, als der Maurer, daß sie ihn nicht bekämen. Da sie es ihm dann sagten, antwortete er ihnen, sie sollten denken, es sei ein Unterschied, den ganzen Tag bei einer Arbeit im Wasser zu stehen und eine Stunde darnach gehen zu müssen, wie die Torfgräber, oder hingegen, wie sie, die Arbeit am Haus zu und völlig im Trocknen verrichten zu können. Sie erwiderten, dieser Unterschied gehe ihn ja nichts an und der Junker mache ihn nicht, er solle doch nur mit ihm davon reden. Aber müde ihrer Zudringlichkeiten und ewigen Forderungen und auch vom Michel aufgemuntert, sich von ihnen nicht länger in allen Stücken zwingen zu lassen, schlug er es ihnen ab. Dafür warfen sie einen Groll auf ihn, daß sie ihm kein gutes Wort mehr gaben und ihn mit Worten und Werken kränkten, wie sie konnten und mochten.

Je mehr das Gute Fuß faßte, je mehr zeigten sich allenthalben neue Anstöße. Es geschahen wirklich mehr, als sonst, herzschneidende Bosheiten. So sengen und brennen Kosaken, wenn sie geschlagen sind, und fliehen schrecklicher, als wenn sie siegend vorrücken oder ruhig im Lager, nur etwa zum Spiel und zur Uebung nahe gelegene Häuser anzünden, oder aufstoßende Menschen verstümmeln. Es äußerte sich böser Willen gegen jedermann, der dem Junker treu war. Man hieß die drei Weiber seine Apostel. Man sagte dem Renold, seine Frau gebe nicht blos ihre Patenkrone, sie gebe noch mehr, um dem Junker zu gefallen. Und dem guten Lienhard, er wisse doch nicht recht, wie teuer ihn die schöne Gertrud erlöst.

In den großen Häusern steuerte man einem Bettelmann einen Thaler zusammen, daß er in seinen Lumpen dem Baumwollen-Mareili, wenn sie aus der Kirche komme, vor allem Volk in dem Wege stehe, ihr die Hand biete und sie um die Ehe anspreche. Und wie aus den Finsternissen der ewigen Hölle entsprangen die sonderbarsten Gerüchte gegen den Rudi. Im ganzen Dorf fing man an, die ekelhaftesten Sachen über ihn sich einander ins Ohr zu sagen. Man schonte weder die Frau im Grab, noch die unmündigen Kinder; man sprach von Gichtern, die sie gehabt, die eine Art fallende Sucht gewesen, die den Kindern noch im Blut stecken könne, und setzte hinzu, das Lieli mache in Gottes Namen Augen, daß man so etwas fürchten müsse, wenn man sie nur anschaue. Alles kam von der Vögtin, welche suchte den Ekel, den die Meierin gegen ihren fetten Vetter zeigte, damit gegen den armen Rudi zu kehren, und es wäre ihr beinahe gelungen. Es

erschütterte die Gute, da sie es hörte, und wenn ihr Zorn dem Ekel Platz gelassen hätte, so wäre es sicher begegnet, sie hätte den Rudi nicht mehr heiraten können, wenn sie auch hundertmal hernach alles unwahr gefunden hätte. Aber sie sprang aufs Wort, da sie es hörte, plötzlich auf, lief zur Gertrud und machte ihr Vorwürfe, daß sie ihr dergleichen Sachen verschweigen können. Sie stampfte in der ersten Minute, in der andern hatte sie die Thränen in den Augen. Bei der Gertrud durchkreuzte sich die Freude, zu sehen, wie weit der gute Rudi der Meierin schon lieb sein müsse, und der Zorn über die Vögtin: denn sie vermutete sogleich, daß niemand als sie, diese Gerüchte ausgebreitet habe. Sie nahm ihr lächelnd die Hand, und sagte: Gute, Liebe, du bist betrogen. Wer wollte doch, erwiderte die Meierin, Teufels genug sein, und so etwas ersinnen?

Gertrud. Sage mir, schont man auch eines armen Mann's, der zwanzig Jahre bettelt — und werden seine Fehler und sein Elend nicht eher ganz bekannt, bis er ein Glück hat und reich ist?

Meierin. Nein, das thut man sonst nicht.

Gertrud. Und doch hat man bis jetzt weder vom Rudi, noch von seiner Frau, noch von seinen Kindern so etwas erzählt.

Meierin. Das ist wahr, bis jetzt habe ich einmal auch nichts dergleichen gehört.

Gertrud. Ich kann dir noch mehr sagen. Die neidige Hallorin, die unter ihrem Dach wohnt und hundertmal selbst, daß ich's hörte, über das unordentliche Wesen dieser Haushaltung ihr Maul gebraucht und auch alles aufgetrieben, was sie immer der armen Frau selig böses nachreden konnte, hat doch niemals auch nur ein Wort, das die entfernteste Ahnung zu einer solchen Vermutung veranlassen konnte, fallen lassen. Die Meierin wurde jetzt ruhiger; es fing auch ihr an zu ahnen, die Vögtin stecke dahinter, und sowie sie das ahnte, wurde es ihr leicht. Sie mußte jetzt lachen und mit dem Lachen war aus ihrer Seele, was die Giftmischerin suchte. Plötzlich sagte sie jetzt: Ich habe eine Spur; nimmt ihren Geldbeutel und sagt: Ich setze alles daran, was darin ist. Damit läuft sie zu einer Wäscherin, von der sie wußte, daß sie die Bosheiten erzählt hatte, sagt ihr, Gertrud werde dem Junker sagen, was man über den armen Rudi ausstreue, und namentlich auch sie verklagen. Das machte der Wäscherin Angst. Die Meierin rät ihr dann zu sagen, wer es ihr angegeben. Das macht ihr noch mehr Angst; aber sie redet nicht Jetzt nimmt die Meierin den Beutel, und bietet ihr, was darin ist, an, wenn sie die Wahrheit sage. Aber du machst mich, sagt dann die Wäscherin, doch nicht unglücklich? Die Vögtin gibt mir viel zu verdienen, doch will ich die Wahrheit sagen: Sie ist's allein, die das ausstreut. Die Meierin gibt ihr das Geld und die Wäscherin bittet nochmals: Verrat mich doch nicht!

Lachend ging nun die Meierin zur Vögtin, die nicht begreifen konnte, daß sie bei allem, was man doch jetzt, das sie wohl wisse, im

ganzen Dorf sage, so heiter sein könne. Bis jetzt hatte ihr fetter Vetter noch nicht einmal erfahren, daß ihm der arme Rudi in den Weg gekommen sei. Als er es das erstemal hörte, that er Maul und Augen auf vor Verwunderung und legte die Hände auf den Bauch; er saß eben am Tische. Er konnte gar nicht begreifen, daß ein Mensch, dem er oft, wenn er im Dorf gemetzget, etwas abgehendes zum Almosen gegeben, ihm Heiratens halber in den Weg kommen sollte. Auch schrieb er nach einer Stunde, denn er aß zuerst aus, der Vögtin einen Brief, der anfing: Gott zum Gruß! Herzvielgeliebte Frau Bas Untervögtin! Ich muß mich wie ein Hund schämen u. s. f. — — und endete: Ihr könnet es ihr nur sagen, wenn's mit dem Bettelbuben sei, wie ich höre, so soll sie sich seiner keine Acht mehr haben. Er unterschrieb sich: Hans Ulrich Ochsenfeißt, Metzger und Bärenwirt. Doch die Vögtin hütete sich wohl, zu thun, was der Vetter Bärenwirt forderte.

46. Zyklopengrundsätze in vielen Ständen.

Womit soll ich Arners Thun vergleichen? Es ist gleich dem Regentropfen, der von der Rinne fällt und den Felsen höhlt; aber ich kann die Tropfen nicht zählen unter der Rinne am Dach und ihre Kraft nicht beschreiben, die den Felsen höhlt. Ich kann nur die Höhlung zeigen im Marmor unten an der Rinne des Dachs und sagen, sie ist von den Tropfen, die von ihr herabfielen. Mitten unter der Menge unanmutiger Vorfälle und einer lastvollen Arbeit entwickelten sich jetzt doch ihre Folgen. Allenthalben kamen Leute, die einen in diesem, die andern in jenem Stück in eine bessere Ordnung — das konnte niemand mehr leugnen. Dennoch hielten die meisten die Besserung des Volks für eine Art Bettags- und Fest-Frommkeit, die so lange dauern werde, bis etwa eine Fastnacht darauf folgen und den Sonntagsgesichtern ein Ende machen werde. Die Leute äußerten am Brunnen, im Barthaus und wo sie sonst zusammenkamen, die sonderbarsten Meinungen darüber. Einige sagten, es wäre wohl gut, wenn man die Leute wie einen ledernen Handschuh umkehren könnte; aber wenn's möglich wäre, so wäre der Junker gewiß nicht der erste gewesen, dem es in Sinn gekommen.

Im Anfange hatten die, so es nicht gern sahen, wie der Schulmeister, nur ihr Gespött darüber. Einige Wochen später fingen sie an, allerlei Gründe hervorzusuchen, warum sie Recht hätten und warum es nicht so bleiben könne. So ist der Mensch, wenn ihm das, was er nicht gerne hat, auch nicht wahr dünkt, so spottet er nur darüber, er braucht keine Gründe und sucht auch keine dagegen; erst wenn's ihm anfängt zu ahnen, er könnte sich irren, geht er auf dieses gefährliche Jagen, auf dem er sich so oft in den Labyrinthen des Irrtums verstrickt, wo für ihn keine Auswege mehr sind. Warum thut der Mensch das? Was will er mit dem ewigen Jagen nach Gründen? Die Wahrheit ruht auf ihrem Felsen, als auf ihrem einzigen Grunde;

die Unwahrheit hingegen hat ihr Lager immer hinter vielen Gründen, wie die Schlange hinter Haufen aus Steinen. Das Schoßkind der Wahrheit, die ruhige Einfalt, kennt ihr Klappern und naht sich den Hügeln nicht, wo sie ihren Sitz hat; sie weiß, wie das schlaue Tier, die Naseweisheit, den Menschen bethört und die armen Jäger nach Gründen unter den Knochen des Zaubergewildes, dem sie nachjagen, begräbt. Noch einmal, was will der Mensch mit seinem ewigen Jagen nach Gründen? Die Wahrheiten, deren Nichtwissen Schaden bringt, brauchen nicht viel Erklärens; aber der Mensch glaubt gern Narrensachen und thut gern Narrenstreiche, und möchte denn doch, daß ihm weder Engel noch Teufel sagen könnten, er sei nicht vernünftig. Darum muß er so viel auf die arme Jagd nach Gründen, auf der jetzt meine Bonaler waren.

Sie fanden auch für ihre Meinung, das neue Wesen könne keinen Bestand haben, Gründe, so häufig, als Steine. Zwei leuchteten ihnen besonders ein. Der erste war: Es sei mit den Menschen gar nichts zu machen. Sie in Ordnung zu bringen, zu bessern und glücklich zu machen, sei, so lange die Welt gestanden, ein Traum gewesen und werde, so lange sie stehen werde, einer bleiben. Der zweite Grund war, was ein wassersüchtiger Mann sagte, welcher die ganze Sache der Lufterscheinung zu den Zeiten ihrer Großväter verglich, da einmal drei Sonnen miteinander am Himmel geschienen, aber in einer Viertelstunde wieder zu einer einzigen geworden. Es ist eine wunderbare Uebereinstimmung im Innern aller schlechten Menschen, des Bauers, der die Bande der Gesellschaft zerreißt und sich zu den Grundsätzen der Staatsminister erhebt und der Königin, die im gleichen Fall zum Lechzen nach Zigeunerfreuden hinuntersinkt. Hummels Wort: „Es sei in der Welt nicht anders, das größere Tier fresse das kleinere, und die ganze Kunst des Menschen gegen die Menschen bestehe darin, zu machen, daß man selbst ein so starkes und schlaues Tier werde, als ihm nur immer möglich sei", — die Aeußerung Helidors des Großen: „Die Grundsätze der öffentlichen und Privatsicherheit seien ein Traum und wer daran glaube, ein Narr", item — „Die Regierungskunst sei eine Taschenspielerkunst und der Zweck des Regenten, sowie eines jeden Mannes von Kraft und That sei kein anderer, als mitten unter einer für seinen Dienst gefesselten Herde selbst keine Fesseln zu tragen", — die Stimmung der Sylvia, die Nase und Maul rümpft, wenn einer von einer schwangern Frau redet und die die jungen Kinder mit geschornen Meerkatzen vergleicht, und die Gründe, die jetzt meine Bonaler gegen Arners gute Ordnung fanden, nämlich: „Es sei mit den Menschen nichts zu machen; sie in Ordnung zu bringen und glücklich zu machen, sei so lange die Welt steht, ein Traum gewesen und werde, so lange die Welt steht, einer bleiben", alles dieses ist im Wesen das nämliche. Es ist Sprache und Ausdruck der innern Stimmung des alten Zyklopen, der von Ulysses treuen Gefährten drei auf einmal in seiner Höhle an die Wand schmetterte und zum Mahle sich auftischte. Der Mensch, der

vom Gesetzgeber verlassen, wie der wilde Zyklop aufwächst, sei er Fürst, Bauer, Priester, Baumwollenspinner oder Jude, empfindet, redet und handelt nach Jahrtausenden, wie der alte Zyklop; wenn er schon ein Zwerg ist gegen den Riesen, so hat er doch des Großvaters Magen und Herz und sein einziges Aug, an dem jetzt auch meine Bonaler erblindeten.

Sie hatten über den Zustand der Sachen die wunderbarsten Meinungen. Einige sagten, die Welt möchte es nicht ertragen, wenn alles recht gehen würde. Andere meinten denn doch, sie würde um deswillen nicht untergehen. Einige, die gestanden, es gehe in vielen Stücken dem Bessern entgegen, sagten dabei, sie könnten nicht begreifen, wie es der Junker mache, daß er so viel mit den Leuten ausrichte. Ein Kienast antwortete diesen, er brauche zwei Pfeifen, mit denen man so lange die Welt steht, alles ausgerichtet, was man gewollt, die Brotpfeife und die Freundlichkeitspfeife. Ein Rabser antwortete ihm, und wenn diese zwei Pfeifen auch noch so gut seien, so könnte er doch nicht begreifen, wie er einige von seinen Tagelöhnern dahin bringen könne, vom Morgen bis an den Abend in seinen Torfgruben an der Arbeit zu bleiben; denn wenn vor ein paar Monaten der Henker mit dem bloßem Schwerte vor ihnen gestanden wäre, er hätte sie nicht dazu gebracht. Kienast erwiderte ihm: Red' doch nicht vom Henker, dieser ist ein bloßes Narrenspiel gegen diese zwei Pfeifen, wenn es darauf ankommt, die Menschen tanzen zu lehren, wie man will, daß sie einem tanzen.

Einmal kamen sie im Barthaus auch auf diese Frage, was er bei allem diesem suche. Die meisten meinten, es sei der Hochmut und er wollte jetzt auch etwas besonders haben, wie es unter ihnen ja auch immer Leute gebe, die meinen, es seie nicht recht, wenn ihr Tennthor aussehe, wie andrer Leute. Einige sagten, dieses sei ein teurer Hochmut, das Geld würde sie dazu reuen. Ihnen widersprach ein Lindenberger und sagte: Vieles, das er macht, trägt am End gewiß Geld ein. Die neunzig Jucharten neues Mattland werden ihm den Kornzehnten in zehn Jahren mehr verbessern, als jetzt noch niemand denkt, und der Eifer, den er für's Sparen und Arbeiten in alle Häuser hineinbringt, muß den Zustand der Herrschaft in allen Rücksichten zu seinem Vorteil ändern. Es ist ja bald kein Bettelkind mehr im Dorf, das nicht von ganzen Bauernhöfen träumt, und es wird nicht fehlen, einige werden auf diesem Weg dazu kommen.

Diese Hoffnung der Armen summte den reichern Bauern wie ein höhnendes Scheltwort in den Ohren, daß sie auf den Lippen bissen und schwiegen. Das merkten einige Arme, stimmten dem Lindenberger bei und unterstützten das Gespräch mit Spötteln über die Reichen. Ein krummer Hummel, der keinen guten Schuh am Fuß hatte, sagte gegen die dicken Bäuche, die weit von ihm weg saßen, hingrinzend, so laut er konnte, und durch die Nase: Ja, wenn einmal nur meine Kinder alle Wochen so viel Geld heim bringen, als den letzten Samstag,

so geht es keine zehn Jahre, ich kaufte einem Bauern, welcher es ist, wenn er ein Hagelwetter hat oder sonst Geld braucht, seine beste Wiese vom Hof, und zahle sie baar. Aber ein dicker Bauer nahm das Hagelwetter zum Vorwand und schlug im die Hand vor's Maul, daß er blutend zur Thür hinaus ging. Das Lachen der Bauern zeigte indessen deutlich, daß er nicht um des Hagelwetters willen, sondern wegen seiner Geldhoffnungen aus der Nase blutete.

So durchkreuzte sich immer Gutes und Böses; aber das arme Gute war noch allenthalben schwach. Lange schon sagten die Spötter: Am Maienmarkt werden die fleißigen Weiber wieder versaufen, was sie verdient, und die häuslichen Männer werdens verspielen. Nein, nein, antworteten Männer und Weiber, wir gehen nicht zum Markt. Aber da der Tag nahte, gelüsteten sie wieder z'Markt, und am Morgen mußten sie gehen, es war wie verhext. Die Sonne ging so schön auf, sie schien ihnen so mild an Thüren und Fenster; es wehte kein Lüftchen und kein Wölkchen trübte den Himmel. Sie stunden früh unter Thür und Fenster und sahen den Himmel an. Einer sagte zu dem andern: Es ist doch ein schöner Tag! In allen Augen redete die Sehnsucht über den Berg. Wir sind ja keine Kinder mehr, denken sie jetzt, wir können uns ja hüten. Du saufest dann doch nicht? sagte eine Frau zu ihrem Alten; dort ein Mann zu seiner jungen Frau: Du kramest dann doch nicht? Wieder eine andere: Du spielest doch dann nicht? Nein, nein, ich will nicht saufen, ich will nicht spielen, ich will nicht kramen, antworteten alle. Alle wolien recht thun, aber sie wollen einmal gehen. Nun sind vierzig beisammen, Männer, und Weiber, und Kinder. Sie gehen; und weg sind die Entschlüsse des Morgens. Sie jauchzen über den Berg, und kaufen und spielen und saufen am Markt, fast mehr als andere, die da sind. So geht's hungrigen Leuten, wenn sie einmal zu einem vollen Tische kommen. Sie konnten fast nicht mehr aus den Wirtshäusern, so fest saßen sie alle. — Es war Nacht, da sie kamen. Sie brüllten über den Berg und sahen des Junkers Kutsche für ein Gespenst an. Sie hielt an ihrer Straße, weil etwas an einem Rad fehlte. Ihre Lichter schienen ihnen wie große Feuer und wenn sich die Kutsche bewegte, so wars, wie wenn die Feuer turmhoch sprangen und wieder fielen. Welch ein Jammer! Sie nahmen Strohhalme, legten sie kreuzweis zusammen, gaben einander die Hände und wollten so auf dem Graben neben dem Gespenst vorbei gehen. Sie beteten nun miteinander: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Aber Franzens Herodes schüttelte die Mähne, die Feuer springen, die Räder klirren und die volle Herde liegt mit einander im Kot des Grabens. So endete sich ihnen der Tag an dem die Sonne so schön aufging. Sie erkannten im Graben die Stimme Franzens und das Wiehern seiner Rosse, das brachte sie wieder zu sich selbst; sie krochen heraus und mußten dann alle vor dem Junker, der sie noch zur Kutsche hinaus fragte, woher sie kämen und was sie machten, vorbei.

Mit allem dem war gar nicht bewiesen, daß das neue Wesen in Bonal gar keinen Bestand haben werde. Im Gegenteil die Marktleute schämten sich so sehr dessen, was ihnen begegnet, daß die meisten mit doppeltem Fleiß hinter ihre Arbeit gingen und sich viele Tage vor niemand zeigten.

47. Hauptsachen.

Inzwischen baute der Junker in seiner Meinung, das Dorf zu ändern, nicht auf das alte Volk; er baute auf die Jugend, auf Glülphi und seine Schule. Von diesen erwartete er die Bildung eines neuen Geschlechts.

Er durfte es hoffen. Soweit der Himmel ob der Erde, so groß ist der Unterschied im ganzen Zustand seiner Kinder gegen den Zustand aller derjenigen, die in keiner Ordnung gehalten werden und zu dem, was sie werden sollten, keine Hilfe, keine Handbietung und keine Aufmunterung haben. Die Laster der Eltern zerrissen ihr Innerstes nicht mehr, sie sitzen vom Morgen bis an den Abend ungekränkt in der Stube eines frohen weisen Mannes; ihre Hände sind nie still; keine Art von Geschwätzwerk verwirrt ihren Kopf und verhärtet ihr Herz. Seine Knaben werden stark, sie umfassen den Kreis ihrer Lage und üben sich mit frohem, heiterm Hinblick in den vielseitigen Mitteln zu einem gegründeten Wohlstande. Auf den Wangen seiner Mädchen glänzt die heilige Röte der Scham, und Mut und Freunde ist in ihren Augen; ihre Füße hüpfen zum Tanz; ihre Hände werden biegsam zu jeder weiblichen Arbeit; ihr Auge öffnet sich der Schönheit der Natur und der Menschen. Fleiß und Sparsamkeit und Hausordnung, die Seele des Lebens und der Schirm der Tugend, die kein Tand ist, wird ihnen unter Glülphis Händen zur Natur.

O Gott! was wären sie geworden unter der alten Regierung! Im Sumpfe des Elends wird der Mensch kein Mensch! Ohne Vaterführung wird der Knabe kein Mann. Weniger noch wird das Mädchen unter der Hand einer Lumpenmutter und unter der Schulgewalt von dummen Männern ein Weib. Aber unter Glülphis Händen wuchsen Knaben und Mädchen auf, um als Männer und Weiber zu werden, was Männer und Weiber auf Erden in Zwilch und Seide sein können, wenn sie von weisen und guten Vätern und Müttern für ihre Lage und Umstände gebildet werden.

Es war nicht zufällig, ob es geschehe. Die Einrichtungen, Anstalten, Fürsorgen, die sie genossen, die Fertigkeiten, in denen sie geübt wurden, die Anlagen, die in ihnen gebildet, die Gefühle, die in ihnen entwickelt wurden, mußten zur notwendigen Folge haben, daß sie im ganzen genommen unmöglich die leichtsinnigen, trägen, gedankenlosen, unanstelligen, unvorsichtigen, mit einem Wort, verwahrlosten Menschen werden konnten, die sie ohne den Genuß dieser Anstalten und unter ihren elenden Eltern ebenso gewiß geworden wären. Die Kinder seiner Reichen konnten nicht mehr die dummen Buben bleiben, die nichts

wußten und nichts konnten, als das Maul aufthun und sagen: Ich habe Geld, ich habe Ochsen. Die Kinder seiner Schuldenbauern legten Fehler ab, die ihre Väter hatten und ohne deren Ablegung der Druck ihrer Lage ewig dauern mußte. Und seine Armen konnten ebenso wenig bleiben, was ihre Eltern waren. Glülphi hob die Söhne mit Macht empor zu großen Entschlüssen der Männer und nutzte bis auf die Blumen im Garten alles, die Seelen seiner Mädchen höher und edler zu stimmen und durch sie den Hütten künftiger Menschen auch im niedersten Stand den Frieden und die Freuden des Lebens zu geben, ohne die unsere Natur in allen Ständen verwildert und uns elend macht.

Es wohnte in Bonal ein Weib aus einem fremden, besser besorgten Dorf, das schon seit zwanzig Jahren in seinem Garten schöne Blumen, zartes Gemüse und feines Obst gepflanzt. Bonals herrenloses Gesindel stahl ihr alle Jahre Blumen und Kohl, Birnen und Aepfel, und was es nicht stahl, das bettelte es noch auf Hochzeiten und Kindtaufen; aber zu thun, was sie that, und ihre Blumen, ihren Kohl, ihre Aepfel und Birnen auch zu pflanzen, daran dachten sie nicht. Sie verschrieen vielmehr das Weib als eine schlechte Hauswirtin, die ihren Mist und ihre Zeit auf dergleichen Narrenpossen verwende, die ihr dann noch gestohlen werden. Die Mädchen des rohen Volks, das mit der armen fremden Frau so handelte und so von ihr so redete, waren wenige Tage in Glülphis Stube, so standen sie alle Morgen und Abend vor dem schönen Garten und fragten die Frau dieses und jenes, wie sie es auch mache. Ach, es freute die Alte, sie stellte sich dann an ihre Haue, erzählte ihnen von den Blumen, von dem Kohl und dem bessern Obst, versprach ihnen Setzlinge, Samen und Schößlinge, wenn sie auch solche Gärten machen wollten, und gab ihnen allemal Blumen.

Ebenso war ein Meister Enger im Dorf, ein Uhrenmacher. Zwanzig Jahre dachte kein Knabe von Bonal, daß er bei ihm etwas in die Hand nehmen und probieren dürfte; es kam keiner in seine Werkstatt. Aber unter Glülphi ward es anders; er erhob nicht wenige zum Gedanken, was Menschen machen, das könnten sie auch lernen. Alle Abende standen jetzt Knaben bei dem guten Meister, nahmen in die Hand, was er ihnen erlaubte und probierten, was sie immer durften. Der gute Meister erstaunte; sie griffen alles so gut an, daß er nicht begreifen konnte, wie das komme. Er sagte ihnen: Was macht euer Schulmeister mit euch? Sagt ihm nur, wenn es so fortgehe, so werdet ihr vollends wie Stadtbuben und könnt alle Handwerke und alles lernen, wie sie.

Der gute Glülphi begleitete die Knaben zum Enger und die Töchter zu der Frau mit dem schönen Garten. Der Uhrmacher sagte ihm, wenn er die Knaben, wie er angefangen, in der Ordnung halten werde, so wolle er ihm einen ohne Lehrgeld sein Handwerk lehren. Und die Gärtnerin sagte, es sei ihr in ihrem Leben noch nie gewesen, als ob sie in diesem Dorf zuhause sei, als jetzt.

Nichts, was früher oder später auch nur einem von ihnen nützlich sein konnte, hielt er außer dem Kreis seiner Schulbildung. Die Schulstube war manchmal am Abend voll Handwerksgeschirr und Späne, wie eine Werkstatt. Wenn sie ihren Tagesverdienst vollendet hatten und nicht in den Garten gingen oder Wetters halber nicht darein konnten, durften sie in ihrer Schulstube versuchen und machen, was ihnen wohlgefiel, nur nicht müßig gehen. Er schnitt oft selbst Holz mit ihnen, hobelte und drehte wie sie. Zuweilen machte er ihnen Figuren aus Wachs, Menschen und Tiere, Köpfe und Hände, und oft aus Holz Häuser, Mühlen, Sägen, Schiffe und was ihnen in Sinn kam. Doch ehe sie heim gingen, mußte die Schulstube allemal in Ordnung sein, wie die Stube der Gertrud, wenn ihre Kinder ins Bett gehen. Oft an schönen Abenden ging er mit ihnen unter den großen Nußbaum, oben am Schulhaus, der auf seiner Höhe dasteht, als wenn ihn die Alten gesetzt hätten, daß die Nachwelt sich unter seinem Schatten verweile, dem Sonnenuntergang zuzusehen. Das ganze Thal liegt hier vor Augen und die Itte bis fast an den silbernen See. Da lagerten sie sich oft um ihn her und er erzählte ihnen dann meistens die Geschichte des Dorfs, wie vor hundert Jahren noch so viel weniger Häuser gestanden, wie man in vielen Stücken noch viel weniger wußte und weniger hatte und in aller Absicht in andern Umständen war, als jetzt. Wenn die Kinder dann heim kamen, konnten die Eltern nicht begreifen, wie er alles so wissen könne, wie es bei ihnen vorher gewesen.

Im ganzen fing jetzt die Besserung der Kinder im Dorf an, einen unbeschreiblichen Eindruck zu machen. Den größten machte es auf einen neunzigjährigen Renold. Dieser Mann hatte mit kaltem Blut und mit offnen Augen so lange gelebt und wußte alle Veränderungen des Dorfs hinauf bis ins vorige Jahrhundert. Er fühlte tief die große mißkannte Wahrheit, daß man von dem Menschen immer mehr fordert, je weniger man an ihm thut, ihn dahin zu bringen, daß er ohne Not und Druck leisten könne, was man von ihm fordert. Er sah die Erde sich verändern; er sah, daß die alte Erziehung nicht mehr passe und den Umständen nicht mehr genug thue. Es entlockte ihm oft eine Thräne, zu denken, daß auch seine Kinder in diese neue Welt hineingeworfen werden, wie in ein fremdes Land, in dem sie nicht zuhaus sind. Das trübte schon lange das Auge des Greises am Grabe. Jetzt sah er's, er sah's; seine Kinder lernten in Glülphi's Schule das fremde Thal kennen, in das sie hingeworfen wurden; er sah's, sie wurden von ihm für die neue Welt mit der Sorgfalt erzogen, wie die Alten ehedem die Kinder auch für ihre Umstände mit Sorgfalt erzogen.

Das heiterte das Auge des Greises am Grabe. Er hatte nach alter Uebung seine Kinder und Enkel am Sonntag nachts alle zum Essen. Der Großsohn, an dem die Ordnung war, hatte sein Kapitel aus der Bibel gelesen; die lange Reihe des gesegneten Hauses saß nunmehr am Tisch und der Greis sah mit frohem Blick hinab zu der lieben Jugend und fragte: Kinder, was macht auch euer lieber Schulmeister?

Laut, wie in einem Jubel von Freude, antworteten die Kinder: Großvater, er ist wohl und gesund. Gottlob, er ist wohl und gesund! Kinder, sagte dann der Greis, ihr wißt nicht, was ihr an ihm habt, aber ich weiß es und morgen begleite ich euch alle zur Schule, dem braven Mann zu danken, daß er euch also erzieht. Dann mußten die Kinder, die in die Schule gingen, alle mit ihren kleinen Gläsern zu ihm hinauf kommen; er schenkte sie ihnen mit zitternder Hand alle voll ein, dann nahm er auch sein Glas und schlug allen an auf des Schulmeisters Gesundheit. Er goß dem jüngsten Enkel, den er auf dem Schoß hatte, einige Tropfen auf seine Lippen und hieß ihn „Glülphi" sagen, „lieber Glülphi!" —

Baut Glülphi Altäre! Nein, die zitternde Thräne in des Greises Auge und der Tropfen auf den Lippen des Kindes, das seinen Namen stammelt, ist mehr, als Opfer und Altar! Soll ich ihn mehr loben?

Ich will das äußerste sagen: Ein jeder wohlmeinender und verständiger Bauer kann seine ganze Schule ihm nachahmen, wenn er vierzehn Tage in seiner Stube gewesen und seine und der Margreth einfache und ungekünstelte Ordnung in allen Stücken gesehen. Das größte, was man von dem vollendeten Werk einer gegründeten Volkserziehung sagen kann, ist der Schein ihrer Einfalt. Es liegt in der Grundlage der Anstalt erhabene Größe; aber in ihren Folgen rinnet sie in die Tiefen hinunter, wie Ströme, deren Wasser in höhern Seen liegen, in tiefere Thäler; die Gewalt ihrer ewigen Schwere drückt sie hinunter und sie fließen in einem fort, bis in die unermeßlichen Behältnisse der Meere. Ihr Gesetz ist Notwendigkeit und Glülphi gründete seine Volksbildung auf dieses große Gesetz der Natur.

48. Der höchste Zweck der Menschenreligion ist harmonisches Gleichgewicht seiner Kräfte.

Ich opferte bei der Quelle; ich steige vom Opfer weg wieder in meinen Kahn und befahre den Strom.

Unter den Segensfolgen der Schule war auch diese, daß sie die letzten Tage der armen Kienastin noch so erquickte. Oft, wenn ihre Kinder daraus heim kamen und so viele und so schöne Arbeit brachten, daß die arme Frau im Bett kaum glauben konnte, es sei möglich, daß sie selbige gemacht hätten, und dann noch rühmten, wie sie zu aller Ordnung gezogen würden und so vielerlei lernen könnten, weinte die Arme vor Dank und Freude, daß sie, will's Gott, nicht so einem elenden Leben, wie sie eines durchlebt, entgegen gingen. Sie konnte nun fröhlicher scheiden; das Nahen des Todes war ihr hohe Erquickung; es war Erlösung von tiefen, drückenden Lasten. Ihrer Verirrungen nagende Leiden und ihrer Schwäche angstvolle Tage suchten das Grab, wie der müde Wanderer sehnend die Ruhestatt. Sie kam noch ganz von den Träumen ihrer Thorheit zurück. Sie nahm an allem, was

begegnete, freundlichen Anteil. Die Liebe ihres Mannes und ihrer Kinder waren ihr Freude. Sie lächelte dem guten Pfarrer, wo sie ihn sah; sie tröstete sich über das, was sie nicht ändern konnte, genoß, was sie hatte, mit Freuden und dankte dem Vater im Himmel für jeden Tropfen Milch, den sie trank. So fand und verehrte sie am Rande des Grabes noch Gott in seinen Geschöpfen, den sie bis an's Ende ihres traurigen Lebens nicht in ihnen gefunden und nicht in ihnen verehrt hatte. Wie das ihre Stimmung veränderte und sie im Sterben beseligte!

Am Abend vor ihrem Ende nahm sie von allen Abschied. Sie staunte das kleine Unmündige auf ihrem Bett an. Das Kind lächelte, da ihre letzten Thränen auf es fielen und warf den Kopf und die Hände mutvoll umher. Sie hörte auf zu weinen und sagte: Gebe doch Gott, daß du ihn immer so mutvoll umher werfest und keine Gedanken dir ihn erschlagen, wie Träume mir ihn erschlagen haben. Dann redete sie mit dem Vater und sagte zu ihm: Lieber! es ist nötig und recht, daß ich mich gegen das Susanneli erkenne und ihm sagen lasse, was wahr ist. Ich habe seine Fehler durch den meinigen veranlaßt, indem ich ihr die Haushaltung aufgebürdet, wie keine Mutter sie einem Kind aufbürden sollte. Sie ist in Gottes Namen hart geworden, weil ich liederlich gewesen; ich laß ihr sagen, sie soll mir verzeihen, und wenn ich meine Tage zurücknehmen könnte, so wollte ich nicht mehr gegen sie fehlen und meine Mutterpflichten gewiß besser erfüllen. Sie soll mir verzeihen. — Sag ihr dann auch, daß es meine letzte Bitte an sie sei, sie solle, sobald sie könne, wieder zurückkommen und den Kindern, wie sie kann, an die Hand gehen, und ich sterbe mit der Hoffnung, sie werde mir diese Bitte nicht abschlagen. Sie wollte ihn auch um Verzeihung bitten, daß sie nie eine Frau an ihm gewesen; aber das Wort erstarrte ihr auf den Lippen und sprachlos, wie sie, lag er eine Weile auf ihrer Decke.

Auch gegen den Pfarrer wollte sie heraus stammeln, er solle ihr verzeihen. Er legte seine Hand auf ihren Mund und antwortete: Du hast mir mehr zu verzeihen, als ich dir. Meine Irrtümer entfernten mich von dir, wie die deinigen dich von mir. Dann gab er ihr den Trost ins Grab: Deine Fehler sind nicht so fast dir zuzuschreiben, als denen, die die Religion auf eine Art lehren, als ob sie alles in allem wäre und es sonst in der Welt nichts brauche, als sie zu verstehen.

Aber wie oft muß ich empfinden, ich kann mein Buch nicht schreiben. Der Blick der Frau machte dem Pfarrer das Wort im Munde erstarren. Könnte ich ihn malen, ich würde tausend Zungen der Abgötterei beschließen; aber ich kann ihn nicht malen. Ich erliege unter der Last unausdenkbarer Dinge. Er glich dem Blick des sterbenden Lamms, das unter den Händen des Würgers verblutet. Nein, er glich ihm nicht. Er glich, ich kann's nicht sagen! Könnt' ich's! man würde nicht mehr Abgötterei treiben mit Gott. Jeder würde

zum andern sagen: Niemand verderbe mein Kind mit einer einseitigen Führung und mit der stillen Gewaltsamkeit eines Menschen abschwächenden Traumdienstes! Die Priester würden die Menschen thun lassen, was ihre Sache ist und sie dadurch beruhigt, dankbar und unentkräftet zu dem Altar des Unsichtbaren zu seiner Anbetung hinführen. Der Blick der Frau zerschnitt dem Pfarrer das Herz. Der Gedanke: Sie ist das Opfer der Thorheit; die Lehre von Gott dem Menschen wie ein Messer an den Hals zu setzen, machte ihn zittern. Er fühlte das Elend der Menschen, die an diesem Messer verbluten und nicht minder die Gefahr derjenigen, die vor ihm fliehen.

49. Von der wahren Erkenntnis Gottes.

Sie lebte noch bis an den morgenden Tag. Der Pfarrer vernahm ihren Tod einige Augenblicke vor der Mittagspredigt oder Kinderlehre. Er war in einem Eifer, daß er nur von der Frau und ihrem Todbett redete. Ein Gemisch von Empfindungen riß seine Rede hin, daß jedermann sagte: So haben wir ihn noch nie predigen gehört. Es war ihm, er sehe den Klageblick des Lamms, das unter den Händen des Würgers verblutet und alles Elend der Menschen, die Abgötterei treiben mit Gott, vor seinen Augen.

Er verlas das zweite der zehn Gebote und behauptete, alle leidenschaftliche, den Kopf des Menschen anfüllende, das Ebenmaß der Kräfte des Geistes störende Anhänglichkeit an irgend eine Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen sei wahre Abgötterei, die eben darum bis in das dritte und vierte Geschlecht verderbe, weil sie wider seine Natur sei. Wenn die Bilder von Gott und göttlichen Dingen das Ebenmaß in den allgemeinen Vorstellungen der Menschen von dem, was schön und gut ist, zerstören, so leiten sie selbige mit unsichtbarer Gewalt zu einem mit frömmelnder Einseitigkeit und menschenschwächenden Bildern anstaunenden Traumdienst, und weil sie überhaupt schwach sind und ein blödes Geschlecht, so macht sie dieser innere Götzendienst auf der einen Seite sorglos, unaufmerksam, gedankenlos und blind, und auf der andern Seite mißstimmt er ihre Empfindungen, entwickelt in ihnen Ansprüche, die sie nicht behaupten können und macht sie dadurch in sich selbst gekehrt, zu einem krummen, geheimen, verschlagenen Lebensgang geneigt und nicht selten im Namen des Herrn, ihres Götzen, gewaltthätig. Es braucht nicht mehr, als dieses, um die Menschen in allen Verhältnissen unzuverlässig, unbrauchbar und zu abhänglichen, ihrer Notdurft und ihren Umständen nicht genug zu thun fähigen und dabei ihre Wünsche für Zeit und Ewigkeit überspannenden armen Bettelgeschöpfen zu machen. So liegt die Drohung, das Kind des Schwärmers, der mit einem Bild von Gott in den Händen oder im Kopf seine Kräfte aus seinem Gleichgewicht bringt und zerstört, bis in das dritte und vierte Geschlecht die Missethat seines Vaters empfinden zu lassen, im Innern unserer Natur.

Dann fuhr er fort: Gott hat sich den Menschen verborgen und die Geheimnisse der Zukunft für ihn in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. Er hat den Menschen geschaffen, daß er Gott nicht erkennen mag; niemand hat Gott jemals erkannt; der Nebel, der um uns ist, ist von ihm selbst und Segen unserer Natur, wenn wir darin ruhen. Wir verheeren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Gott hat die Nacht gemacht, wie den Tag; warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeigt, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen er sie verborgen, hervorrufen wird?

Einmal sagte er: Gott ist für die Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen, das ist sich selbst kennt, und ehrt Gott nur, insofern er die Menschheit, das ist, sich selbst ehrt und an sich selbst und an seinen Nebenmenschen nach den besten Trieben handelt, die in ihm liegen. Daher kann auch der Mensch seinen Nebenmenschen nicht durch Bilder und Worte, sondern allein durch sein Thun zum wahren Dienst des Unsichtbaren erheben. Es ist vergebens, daß du zum Menschen sagest: Es ist ein Gott, wenn du für ihn kein Mensch bist. Es ist vergebens, daß du zum Armen sagest: Du hast einen Gott! und zur Waise: Du hast einen Vater im Himmel! Wenn du machst, daß dein Armer wie ein Mensch vor dir leben kann, dann zeigst du ihm Gott; wenn du die Waise als Vater erziehst, dann zeigst du ihm seinen Vater im Himmel. So weit, als du immer an dir selbst und an deinen Nebenmenschen ein Mensch bist, so weit zeigst du ihnen Gott, als sie den Unsichtbaren in ihrer Hülle erkennen können. Warum will doch der Mensch so viel von Gott wissen? Und wie kommt er dahin, in der Angelegenheit des menschlichen Glaubens an Gott und der Bildung eines reinen Kinderherzens an dem Vater im Himmel ganz anders zu handeln, als in allen übrigen Angelegenheiten seines Lebens? Wo er immer sonst zu einem Ziel kommen will, ist seine erste Regel: Nicht viel Worte und keine Predigen. Mich jammert der Menschen, daß sie den Mißklang der tausend nicht richtig gestimmten Saiten nicht fühlen und des Predigens nicht weniger machen.

Dann sagte er bald darauf: Aber soll ich euch von Gott schweigen? Das sei ferne! Kommt mit mir in die Hütte des Armen und zu den Thränen der Waisen, da lernet ihr Gott kennen und gut sein und Menschen werden. In dieser Stunde sind in eurem Dorfe zehn neue Waisen geworden. Kommt, zeigt ihnen, daß ihr Menschen seid, und lernet mit ihnen Gott erkennen. Ich war auch eine Waise und erinnere mich in in dieser Stunde noch, wie ich auf meines toten Vaters Bett hingestürzt, keinen andern Gedanken mehr hatte, als: Ich habe jetzt auf Gottes Boden keinen Menschen mehr, der sich meiner annimmt! Ach Kinder! Da sind zwei Nachbaren, denen mein Vater lieb war, in meine Stube gekommen; sie konnten vor Schluchzen fast

kein Wort reden, aber sie tröſteten mich und boten mir alle Liebe an, die sie für meinen Vater hatten. Kinder, das lehrte mich Gott erkennen. Kommt, kommt, Kinder, zu euern Waisen!

Er stand auf, wie wenn er nicht wüßte, wo er sei; die Kinder drängten sich an ihn an, die meisten hatten Thränen in den Augen und viele suchten seine Hand. Das Volk war gerührt; der Junker, der heute bei ihm und in der Kirche war, stand auf, näherte sich dem Pfarrer und sagte: Ich gehe mit Ihnen, wo Sie sie hinführen. Auch die Vorgesetzten standen auf und alles, was in der Kirche war, folgte dem Pfarrer, der jetzt seine Kinder in das Haus des armen Kienasts führte. Zuerst ging der Junker und der Pfarrer allein zu ihm hinein. Der Alte sagte mit gebeugtem Haupt zu ihnen: Es hat in Gottes Namen eine Aenderung gegeben, Ihr Herren! Wir wissen's, lieber Alter, sagte der Junker, und nach der Bauernweise: Gott tröst euch im Leid! Er hieß den zitternden Mann sich niedersetzen, saß mit dem Pfarrer neben ihn hin auf seine Ofenbank, nahm seine kalte Hand in die seine und dieser konnte nun anfangen zu reden. Er dankte dem Junker für die Ziege, erzählte, wie ihre Milch der armen Frau noch so wohl gethan, wie sie ganze fünf Wochen nichts mehr gegessen, als alle Tage etliche Löffel von dieser Milch, und wie sie, Gottlob, auch noch überall wieder zu sich selbst gekommen sei und an allem, was begegnet, wieder Anteil genommen habe. Insonderheit wie die neue Schule, und was ihre Kinder darin lernen müßten, sie gefreut. Ein einzigesmal habe er sie seufzen gehört: Mein Gott, wenn ich nur auch so Spitzrucken und Spinnräder in meiner Schule angetroffen, ich wäre dann nicht so eine elende Person geworden! — Aber sie habe im Augenblick hinzugesetzt: Es ist jetzt in Gottes Namen so; Gottlob, daß es jetzt den Kindern besser geht!

Die älteste Tochter, die Susanne, war auch zurück gekommen. Der arme Vater sandte ihr gestern unter tausend Thränen ihre Schwester mit dem Bericht, daß die Mutter von ihnen allen Abschied genommen und ihm noch befohlen, ihr sagen zu lassen, sie erkenne, daß sie gegen sie im Fehler, und bitte sie um Verzeihung; aber auch, daß sie sobald sie könne, wieder heim zu ihrem Vater komme, und sich um Gottes willen der Haushaltung wieder annehme, wie vorher.

Das brach der Tochter das Herz; sie bat ihre Herrschaft auf den Knieen um ihre Entlassung und eilte, da sie selbige erhalten, wie sinnlos mit ihrer Schwester heim und kam noch eine Stunde, ehe die Mutter verschied, zu ihrem Bett. Diese konnte nicht mehr reden. Aber der Vater wiederholte der Tochter die Worte der Sterbenden. Die Susanne hüllte ihr Angesicht auf das Bett der Mutter, dann nahm sie die Hand der Sterbenden und des Vaters in die ihren und versprach ihnen, so lang ein Atem in ihr sei, dem Willen der sterbenden Mutter zu folgen und ihre Fehler wieder gut zu machen.

Sobald die Mutter verschieden, versammelten sich alle Kinder, um die wiedergekommene Schwester. Arner fand sie also in ihrem

Kreis, und gerührt über das Elend des Hauses, nahm er sie beiseits und fragte: Habt ihr auch zu essen? Sie antwortete halb laut: Ja, Gnädiger Herr! Arner sah, daß es Nein war, und fragte: Habet ihr Anken im Haus? Das nicht, sagte sie jetzt. Arner gab ihr etwas Geld und sagte: Du mußt deinem Vater kaufen und ich will ihm etwas Wein schicken, damit er sich erholen könne.

Indessen hatten die Vorgesetzten, die vor der Thür warteten, beschlossen, dem armen Manne, so lange er lebe, alle Bürgerdienste zu schenken und ihm sein Bürgerholz ohne seine Kosten machen und zuführen zu lassen. Da sie es ihm sagten, that er die Augen auf, wie wenn ers nicht glauben könnte; denn bis jetzt gaben die Vorgesetzten diese Wohlthat immer nur Lumpen, die ihnen verwandt, oder Schelmen und frechen Burschen, deren Maul sie fürchteten.

Hernach führte der Pfarrer die Kinder des Dorfs zu der Gestorbenen und zu den Waisen; sie teilten sich nach ihrem Alter in Haufen und drängten sich so um die Waisen; eines nach dem andern bot den Trauernden die Hand. Alle sagten nach der Bauern Weise: Gott tröste dich im Leide! Es herrschte ein stummes Schweigen in der Stube und der Pfarrer führte dann eines nach dem andern zum Bett der Verstorbenen. Sie lag da, wie das Bild des überstandenen Elends und der Pfarrer sagte einem jeden Kinde etwas, das ihm beim Anblick dieser Verstorbenen ans Herz ging. Es war der Unterricht wie der Unterricht eines Heiligen.

Von dem Bett der Verstorbenen führte er sie dann wieder zu den trauernden Kindern und sagte zu ihnen: Bleibet Geschwister und denket an diese Stunde, wenn ihr an Gott denket. Mit diesem Wort faltete er, wie wenn er noch in der Kirche wäre und seine Kinderlehre endete, die Hände und sagte: Der Herr segne und behüte euch; der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig.

Die Gemeinde ging still von einander, eines sagte zum andern: Es war doch schön, auf allen Lippen lag das Wort, wir wollen ihm danken. Einer sprach es aus und das Volk umringte den Pfarrer, da er aus des Kienasten Haus hinaus kam. Der alte Lindenberger stand näher und sagte: Sie möchten euch gern danken, Herr Pfarrer. Das Schweigen der Menge und die Menschlichkeit des ganzen Anblicks rührten beide, den Junker und den Pfarrer. Dieser sagte dem Volk noch einmal: Der Mensch lernt bei dem Todbett des Armen Gott kennen und der Junker nahm ihn dann noch bei der Hand und sagte: Wir sind, Gott Lob! nun um einen Schritt weiter mit dem Volk, als wir selber geglaubt.

Lienhard und Gertrud.

Ein Versuch,

die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen.

Ganz umgearbeitet.

Dritter Teil.

Ausgabe von 1790 bis 1792.

1. Neue Hindernisse.

Er irrte sich nicht; sie waren wirklich um einen Schritt weiter. Hundert Fäden, die das Volk an sein altes Leben angebunden, waren jetzt abgeschnitten und hundert andere, die selbiges zu einem neuen hinlenkten, waren jetzt angeknüpft. Hier und dort änderten sich die Menschen im Dorf, wie die dürre Haide, die er zum Garten umschuf. Sein Werk schien einen stillen Lauf zu nehmen wie ein Bach, der, nachdem er die Wildnis des Bergs durchflossen, endlich an seinem Fuß einen stillen Lauf durchs Thal nimmt.

Aber Sylvia trübte den Bach, wie ein Felsen, der sich vom Berg hinunter in seinen Lauf wirft. Der General hatte Arnern zum Erben eingesetzt; das schien ihrem Neid Unrecht und sie dachte sich eine Möglichkeit, den Onkel von diesem Entschlusse zu ihrem Vorteile zurück zu bringen, wenn sie ihm Arnern verächtlich genug machen könne. Und am Hof, wo Helidor herrschte, war es ihr leicht, alle Stimmen wider sein Werk zu vereinigen. Es war bald nur ein Wort, die Sache gehe nicht an. Einer sagte, er baue auf falsche Prinzipia; ein andrer, seine Sache setze Vorkenntnisse voraus, die ihm mangelten; wieder einer, er sehe den Gegenstand in einem viel zu engen Gesichtskreis an. Leute von Bedeutung bemerkten, man könne den Herrschaftsherren keinen so weitgehenden Einfluß auf die Unterthanen gestatten; die Erziehung und Bildung des Volks sei gänzlich die Sache des Landesfürsten, der mit den Herrschaftsherren hierin ein ganz verschiedenes Interesse habe. Noch andere sagten, man müsse den Bauer und Bürger und Edelmann werden lassen, was ein jeder von selbst werde, die menschliche Freiheit erfordere es also. Ein dicker Mann, der sich nur mit Mühe in seinem Lehnsessel bewegte, meinte, man müsse in der Welt alles in status quo lassen, es gehe also am besten. Ein andrer, der von Stand war und sich dennoch auf das Lesen gelegt, behauptete, Arner komme ein paar Jahrzehnte mit seinen Projekten zu spät; wenn er die Journale lesen würde, so würde er sehen, daß seine Sachen alle durch bekannte Erfahrungen unausführbar erfunden worden. So gelang es ihr, sein Thun zu verhöhnen. Es that dem General, seitdem sein Regiment einmal bei der Musterung mißfallen, nichts mehr so weh, als wie man jetzt in der Hauptstadt von seinem Vetter redete. Sylvia unterhielt diesen Unmut so weit, daß er den Entschluß nahm, wieder auf Bonal

zu gehen und den Vetter durchaus von diesen Thorheiten zurück zu bringen, und obwohl ihr das Land sonst eine Einöde schien und Arnburg verhaßt war, hinderte sie ihn jetzt doch nicht; die Rache war ihr süßer, als die Freuden der Hauptstadt. Ein Brief, kalt wie der Schnee, der den Winter verkündigt, kündigte ihren Besuch an und sie waren bald da. Der General war nicht mehr sich selbst gleich. Mißmut und Verlegenheit machten jedes Wort, das er redete, drückend. Aber Sylvia trieb ihr Spiel lachend. Sie hatte jetzt vernommen, wer der Leutnant sei, und fragte ihn auf den Augenblick, da sie ihn sah, ob die herumziehenden Leutnants ihren Stand auch, wie die herumziehenden Aerzte, für heilig hielten. Wo sie ihn immer sah, so flog so ein Wort. Er wich ihr aus dem Weg und ging für so lang, als sie hier sein würde, auf Bonal. Auch dies war ihr nicht recht; sie trieb jetzt an dem Onkel, daß er dem Vetter einmal sage, warum er eigentlich hier sei. Der Alte fing mit Glimpf an, wie er's so gut mit ihm meine, was er schon für ihn gethan und was er noch ferner für ihn thun wolle. Arner erwiderte die freundliche Rede mit gleicher Liebe. Aber dann kam der Alte mit Seufzen, was man so viel Unangenehmes von seinem Bonaler Wesen sage. Was bekümmern Sie sich doch über solche Geschwätze, sagte Arner. Der General antwortete: Es sind nicht bloße Geschwätze; Leute, die mehr, als du und ich verstehen, reden also.

Arner. Ich verstehe wenig, aber —

General. Eben das ist's, was sie sagen, es mangle dir an den nötigen Vorkenntnissen.

Arner. Wenn mir diesfalls etwas mangelt, so kann ich mich auf Leute verlassen, die ich bei mir habe.

General. Was für Leute werden dies sein?

Arner. Sie werden es sonderbar finden, aber es ist doch gewiß, daß ich mich auf Glülphi, Rollenberger und den Pfarrer von Bonal in dem, was ich in meinem Unternehmen nicht so wohl verstehen mag, verlassen kann.

Das empörte jetzt den Alten; er sagte bitter, dein Glülphi ist ein Bettler, der, bis er zu dir gekommen, keinen Narren gefunden, der ihm umsonst Brot gab; deinen Pfarrer kenne ich von Alters her, er ist unter meinem Bruder seligen von allen seinen Mitgeistlichen verspottet worden, und dein Amtmannsbub ist nach aller Menschen Zeugnis ein Idiot, der deine Kinder zu Bauern macht. So redete der Alte im Eifer und forderte jetzt geradezu von ihm, daß er dieses Geschäft aufgebe.

Arner entschuldigte sich mit seiner Pflicht; der General erwiderte, der Edelmann habe keine Pflicht, als den Degen; für die Verwaltung habe man Verwalter, und der Adel sei entweder gar nichts, oder er müsse von den Mühseligkeiten frei sein, mit welchen Scherenschleifer, Messerschmiede und Gewürzkrämer ihr Brot verdienten. Er gab den Arnern sogar einen Wink, er könne Erbs halber andere Dispositionen machen, ging dann unzufrieden von ihm weg und sagte zu Sylvien:

Er ist wie Stahl und Eisen, ich habe es jetzt gesehen, es ist, wie du sagst, er achtet die Ehre für nichts.

Sylvia. Aber das Erb?

General. Auch dieses bewegt ihn nicht.

Sylvia. Das nimmt mich mehr Wunder.

General. Aber was ist jetzt zu machen?

Sylvia. Da er nicht mit gutem Willen von seinen Possen abstehen will, so müssen Sie ihn durch Umwege daran hindern.

General. Aber wie?

Sylvia. Stellen Sie sich jetzt, als wenn Sie alles vergessen hätten und nur für Ihre Gesundheit sorgen wollten; aber fordern Sie alle Tage Zerstreuung; laden Sie ein, wer daher kommt, zur Jagd und zum Spiel; aber zwingen Sie ihn, daß er alle Partieen mitmache, ich will indessen dem schönen Werk von einer andern Seite auf den Leib.

Das Spiel ging bald an. Das Schloß war täglich voller Leute, — Amtleute, Pfarrer, Leinweber und Garnhändler, alles war jetzt der Sylvia recht. Sie brauchte alle, den Vetter zu kränken und den Onkel zu stimmen. Sie machte Kaufmannsweiber bemerken, daß die Ordnung Arners im Haus und Garten hochadelig alt sei und dergleichen mehr. Sie fand auch auf dem Dorf Affen, die, wie bei Hof in einer Sache, von der sie gar nichts verstanden, von falschen Prinzipien, von mangelnden Vorkenntnissen und zu engen Gesichtspunkten redeten. Auch hier behauptete ein Narr, das Volk gehöre zum Sieden und Braten dem Fürsten und der Adel habe sich weiter mit ihm nicht zu bemengen, als insofern es ihm schuldig. So kränkte man Arnern und machte sich lustig.

Sylvia ging indessen, wie sie versprochen, dem schönen Werk von einer andern Seite zu Leib.

Wenn keine Gesellschaft im Schloß war, säumte sie nicht, mit einem Buche in der Hand an die Straße nach Bonal zu gehen. Da fragte sie Bauer und Bäurin, wer daher kam, wie es in diesem Dorf gehe. Wenn dann einer antwortete: Gar gut, und den Schulmeister und das neue Wesen rühmte, ließ sie ihn bald gehen. Wenn aber einer die Achsel zuckte, das Maul rümpfte oder auf irgend eine Art zeigte, daß ihm nicht alles gefalle, so sagte sie bald: Du hast mich gar nicht zu scheuen, ich halte die Sache auch selber für nichts weniger als in der Ordnung, — und fing dann gleich an, der Leutnant sei ein Bettler, der auf keine andere Weise Brot finden können, als dadurch, daß er ihrem guten Vetter so etwas, das nicht statthaben könne, angegeben.

Dies öffnete den Leuten den Mund; wer immer etwas wider den Leutnant hatte, der klagte es ihr. Also vernahm sie, er sei stolz und möge den Leuten das Maul nicht gönnen; er mache die Kinder unverschämt gegen die Eltern, und endlich, er sei kein rechter Christ, er sorge nur für das Zeitliche, und das ewige Heil der Kinder sei in Gefahr. Eines Vorgesetzten Frau klagte ihr sogar über den Junker,

daß er ihre Männer vor den Bettlerleuten im Dorf niederknieen machen; er hätte sie ja, sagte sie, wenn sie gefehlt, um Geld strafen können, aber er ist mit ihnen umgegangen, wie es so lang die Welt steht, nicht erlaubt ist, daß man mit Vorgesetzten umgehe. Die Speckmolchin war am eifrigsten; sie sagte, alle drei, der Pfarrer, der Leutnant und der Junker seien gleich, sie glaubten alle keine Gespenster und hätten alle geholfen, den Katechismus, der doch ihren Eltern und Großeltern gut genug gewesen und Gottes Wort sei, unnütz zu machen.

Die Jungfer ließ sich mit dieser Molchin in ein langes Gespräch ein. Warum leidet ihr das? sagte sie, ist denn niemand in der Gemeinde, der reden und sagen darf, was Recht ist?

Bäurin. Man fürchtet den Junker, sonst würde man schon reden.

Jungfer. Er hat in Sachen, die der Seelen Heil betreffen, nichts zu befehlen.

Bäurin. Aber er befiehlt doch.

Jungfer. Man sollte es nicht leiden.

Bäurin. Das ist sicher, aber man leidet's.

Jungfer. Wenn man dawider sich auflehnt, er richtet nichts aus; er muß den Katechismus wieder gut und ganz machen, und ihr seid nicht schuldig, einem solchen Mann die Kinder in die Schule zu schicken.

Bäurin. Das schlimmste ist, die Kinder sind wie in ihn vernarrt.

Jungfer. Ihr müßt ihnen sagen, wer der Bettelbub ist und ihn zum Gespött machen.

Bäurin. Es hilft nichts, was man auch immer von ihm erzählt, so antworten sie, es sei ihnen in der Welt niemand so lieb, als ihr Herr Schulmeister.

Jungfer. Desto gefährlicher ist das Gift, das er ihnen beibringt.

Bäurin. Das ist mehr als wahr.

Jungfer. Ich wollte dir ein gutes Trinkgeld geben, wenn du einige Männer dazu bringen könntest, ihre Kinder dem Heidenschulmeister nicht mehr unter den Händen zu lassen.

2. Tyrannei und Menschlichkeit.

Ihre Bosheit, Arnern zu kränken, kostete dem Michel von Bonal fast das Leben. Der Tag war heiß, das Schloß voll Fremde, der General bestoben und Sylvia zeigte ihm den Mann am Thor mit den Worten: Da ist wieder einer, dem zu gefallen er uns allein lassen wird. Der General ruft dem Bauer hinunter, er solle sich fortpacken, so lieb ihm Gott sei. Michel murrt, wo es dem Alten fehlt, geht beiseits, aber nicht fort. Sylvia zeigte ihn dem General wieder und sagt: Nicht einmal ein Bauer geht uns hier aus dem Weg. Das wurmte den Alten im Kopf und sie brachte ihn dahin, daß er seinem Jäger rufte, den Mann mit dem Hunde fortzujagen. Dieser war zwar

gewohnt, armen Leuten, gegen die man ihn hetzte, nichts weiter zu thun, als ihnen ein großes Stück von ihren Kleidern vom Leib zu reißen; aber Michel verstand seine Ordnung nicht. Er stellte sich an die Wand und empfing ihn mit seinem Knotenstock, daß er seine Erziehungsregeln vergaß und ihn, wie ein gemeiner Hund, am Schenkel packte; jetzt schlug der Verwundete ihn noch einmal und so gut auf die Rippen, daß er heulend und kriechend von ihm abließ. Sylvia, die dies sah, rief hinunter: Wart du, wenn er darauf geht!

Michel hatte schon auf der Zunge zu antworten: Und wenn ich darauf gehe, wer muß dann warten? aber des Junkers Carl war, während daß sie den Hund hetzten, aus dem Garten hinzugelaufen und nahm den Verwundeten bei der Hand und sagte: Schweig doch, du siehst ja, wie es ist. Der gute Knabe hatte den Türk, so laut er konnte, zurückgerufen, aber der Hund hatte nicht folgen wollen. Jetzt bat er den Michel: Komm doch, wir wollen hier fort gehen. Dann sagte er ihm auf den Weg, sein Papa und seine Mama seien gewiß nicht schuld. Der Michel antwortete, er wisse es wohl und wenn er auch sterben müßte, so wären ihm sein Papa und seine Mama gleich lieb. Sylvia sah ihn von der Terasse hinab mit dem Verwundeten den Burgweg hinuntergehen und sagte zu einem Herrn, der neben ihr stand: Wie der Donquixottebub dem Kerl, den sein Onkel mit den Hunden fortjagen lassen, die Hände bietet! Der Herr antwortete: Das ist die schöne Erziehung!

Aber der Verwundete spürte, ehe er den Schloßrain hinunter war, daß ihm ohnmächtig werden wollte und bat den Karl, zurück zu laufen und dem Klaus zu sagen, daß er zu ihm hinunter komme. Aber eh dieser den Knecht fand, kam ein Geschrei in den Hof, der Mann liege tot am Weg. Alles lief an das Thor. Arner, der noch gar nicht wußte, was begegnet, rief hinunter, wo es fehle. Ein Knecht antwortete hinauf, Michel liege tot am Weg. Diesem widerspricht Sylvia, es könne nicht sein, sie habe den Mann gesund und wohl zum Thor hinaus gehen sehen. Sie setzte hinzu, wenn einer tot sei, so werde es der Hund sein. Nein, nein, antwortete der Knecht, der Mann und nicht der Hund liege tot am Wege.

Arner und Therese hörten dies nicht. Wenn man einem Vater und einer Mutter von der Gasse hinauf ruft, ihr Kind liege tot am Weg, sie eilen nicht stärker an die Straße und freuen sich nicht mehr, wenn das Gerücht zu voreilig und ihr Sohn unter ihren Händen den Atem wieder findet, als Arner und Therese zum Stein eilten, wo er lag und sich freuten, da er unter ihren Händen den Atem wieder fand.

Arner kniete in den Kot, seine Wunde zu untersuchen und Therese legte den Kopf des Ohnmächtigen auf ihren Schoß. Als er wieder erwachte, fiel die Thräne der Edlen auf ihn hinunter. Sie ließen ihn dann in ihr Lehenhaus unten an der Burghalde bringen. Da er wieder bei sich selber war, hatte er nichts angelegentlicheres, als zu erzählen, wie der gute Karl sich seiner angenommen, wie er aus dem Garten

zugelaufen und den Hund abgerufen, wie er ihn abgehalten, der Jungfer, die am Unglück schuld sei, Antwort zu geben, ihn dann ferner bis zum Stein, wo ihm ohnmächtig geworden, begleitet und auf dem Weg einmal nach dem andern gesagt: Der Papa und die Mama sind gewiß nicht schuld. Hier unterbrach ihn Karl. Du mußt auch erzählen, was du mir geantwortet. Das weiß ich jetzt nicht mehr, versetzt Michel. Aber ich weiß es noch, erwidert Karl; er hat gesagt, wenn er schon sterben müßte, so wärst du und die Mama ihm gleich lieb. Arner und Therese baten den Mann um Vergebung, daß ihm dieses Unglück in ihrem Hause begegnet. Dann küßten sie ihren Karl und sagten ihm: Thue dieses, so lange du lebst und nimm dich immer also deiner Leute an, wenn ihnen jemand etwas Böses thun will. Karl antwortete: Ja, aber wenn ich einmal Meister bin und jemand in meinem Haus dergleichen Heidensachen macht, so schicke ich ihn fort. Michel auf der Ofenbank antwortete: Guter Knabe, man kann die Leute nicht immer fortschicken. Sie blieben bei ihm bis der Arzt kam. Dieser erklärte die Wunden für unbedeutend. Im Heimgehen sagten sie dann noch zueinander: Dergleichen Fälle widerlegen es doch heiter, daß der Unterthan zum Sieden und Braten nicht nur dem Fürsten gehöre und daß der Herrschaftsherr sich nicht mit ihm zu bemengen habe, als nur insofern er ihm schuldig sei.

3. Ein Brief mit seinen Folgen.

Dann lasen sie den Brief, den Michel vom Pfarrer von Bonal hatte. Er lautete also:

„Edler, lieber Junker Vater!

Sie verfolgt ihn bis in unser Thal, wie sie es an Ihrem Tisch that; und auch ihr Jäger sagt bei den Torfgruben und überall Sachen über ihn, die ihn auf den Tod kränken müßten, wenn ihn etwas kränken könnte.

Indessen kann ich nicht bergen, die Sache macht mir für unser Dorf Sorge; unser Gutes ist noch jung, wie das Frühlingsgras, dem solche Winternächte gar leicht den Tod bringen; die Reden der Jungfer machen Wünsche in unserm Volk rege, die sonst begraben gewesen wären. Indessen kennt sie das Volk; Bauer und Bäurin beschreiben sie also: Klein, hager, gekleidet wie sonst keine, voller Ecken und Schnörkel, daß man auch etwas andres an ihr zu sehen habe, als sie selber. Gnädiger Herr! Dies ist nicht meine Bosheit, es ist Bauern-Bosheit.

Indessen danke ich Ihnen, daß Sie mir Ihren Freund jetzt ganz anvertrauen. Er ist ohne Maß mehr, als ich mir einbildete. Ich glaubte, seine Schule sei ihm alles, aber sie ist ihm nichts. Wenn er mit ihr am Ziel ist, er wirft sie weg, wie einen Ball, mit dem er einen Wurf that, blos um zu zeigen, wie leicht er damit spiele. Die Richtung seines Geistes umfaßt die Bedürfnisse des Menschengeschlechts; aber er ver-

achtet die Menschen, indem er ihnen dient. Sein Selbstgefühl ist ohne Grenzen. Ich hörte ihn einmal sagen: Wenn einer unter zehntausenden allein steht, so merken neuntausend neunhundert und neun und neunzig nichts weniger, als daß er nicht mit ihnen Heu frißt. Es war mir auf der Zunge zu fragen, ob er mit diesem Wort die Geschichte seines Lebens entworfen, aber ich durfte es nicht sagen. Er ist bei allem dem gut, wie ein Kind, auch liebt ihn die Schule, daß die Kinder ihm alle durch Feuer und Wasser laufen würden; aber heim kommt er nicht mehr, so lange diese Leute da sind. Er sagt, es sei genug, daß sie ihnen die Zeit verderben."

4. Die Sache nimmt eine andere Wendung.

Arner und Therese waren tief gekränkt, Sylvia lachte. Doch ich sah einst auch einen Mann lachen, da ein Waldwasser gegen die Wohnung des Nachbars hinströmte; aber plötzlich wandte sich der Strom gegen das Haus des unfreundlichen Lachers und kehrte nicht wieder zurück, bis dieses völlig untergraben ein Raub der Fluten geworden. So ungefähr kam es auch hier. Da Sylvia ihren Mutwillen auf das höchste getrieben, sah der Herzog unter Bylifkys Papieren die Zeichnung Arners von der Szene im Garten von Bonal mit seinen Kindern. So lange er Fürst ist, riß jede Szene der Menschlichkeit sein Herz hin; Bylifsky mußte sie ihm erklären. Der Herzog sagte zwar anfangs mit Lachen: Es wird ihm gehen wie mir; doch wollte er alles wissen. Und Bylifsky las ihm jetzt Stellen aus Arners Briefen; sie rührten sein Herz; er sagte mit Wehmut: Der Mann dauert mich, er wird unglücklich werden, bis er endlich wie ich dahin kommt, den Gedanken, es sei den Menschen zu helfen, völlig aus dem Kopfe zu schlagen.

Bylifsky. Euer Durchlaucht haben diesen Gedanken nicht aus dem Kopf geschlagen.

Der Herzog. Gewiß.

Bylifsky. Sie haben ihm mit Edelmut den größten Teil Ihres Lebens aufgeopfert.

Der Herzog. Keine Lobrede, Bylifsky, auf eine verlorne Schlacht.

Bylifsky. Ihre Versuche sind doch nicht dieses, nicht vollends.

Der Herzog. Sie sind nichts andres; ich bin verwundet, hart verwundet aus dieser Schlacht entronnen. Wenn Ihnen Ihr Freund lieb ist, so warnen Sie ihn; ich möchte ihm nicht gönnen, daß es ihm gehen würde, wie mir.

Bylifsky erwiderte: Es scheint nicht unmöglich, daß ihm sein Vorhaben gelinge. Und der Herzog forderte mit Lebhaftigkeit die Gründe seiner Hoffnung. Bylifsky suchte ihn durch die Darstellung des Ganzen den Unterschied zu zeigen, zwischen dem, was er gethan und was Arner jetzt thue. Der Herzog fühlte ihn ganz; es machte tausend Empfindungen in ihm rege; der Gedanke, wenn es ihm geraten sollte, ward ihm mit jedem Augenblick lebhafter. Wenn es möglich wäre, sagte er jetzt zu

Bylifsky, ich würde mich an ihn anschließen, wie noch an niemand. — Dann wieder: Aber es ist nicht möglich; und zuletzt, nach einigem Staunen: Wenn es möglich wäre, er würde mich mir selbst wiedergeben! Er setzte lebhaft hinzu: Mein Leben ist jetzt eine Flucht vor mir selber und der Kutscher auf dieser Flucht würde mir verhaßt, wenn ich nur ahnen könnte, es wäre möglich umzukehren und da wieder anzufangen, wo ich es gelassen. So tief lag der Wunsch, Vater an seinem Volke zu sein, noch jetzt in seinem Herzen. Er sah die Szene immer mit mehr Wehmut an und sagte zuletzt: Wenn sie auch ein Traum ist, so thut sie meinem Herzen besser, als alle Wahrheit, die ich bis jetzt fand. Mit dem rief er Menzoli und befahl ihm, die Szene zu malen.

Dann gab er Bylifsky drei seiner Denkmünzen mit den Worten: Sie sind für die drei Männer, die ihm helfen; ihn will ich belohnen, wenn es ihm geht, wie mir; wenn er glücklicher ist, so belohnt ihn sein Werk, wie ich es nicht kann. Dann sagte er noch: Ich will seine Szene in mein Kabinett stellen, wo jetzt niemand ist, als der, so die andern daraus vertrieben. Das Wort entschlüpfte dem Fürsten; er setzte gleich hinzu: Er hat mir damit Ruhe verschafft.

5. Ein gewagtes Spiel, das verloren geht.

Bylifsky eilte jetzt, seinem Freund zu schreiben und ihm alles zu sagen, was begegnet. Es freute Arnern mehr darum, daß er nun einmal den guten Onkel zufrieden stellen könne, als um der Sache selber willen. Er suchte keinen Ruhm und war mit Bylifsky überzeugt, der Liebling, dessen ganze Herrlichkeit darauf ruhe, Empfindungen und Gesinnungen von dem Herzog zu entfernen, wie Szenen von dieser Art in ihm rege machen könnten, würde alles thun, ihm diese Freude zu verbittern. Er ahnte also für die Zukunft mehr böses, als gutes aus dem Vorfall, aber er eilte den Augenblick, dem Onkel zu sagen, der Herzog wisse von seiner Unternehmung und billige dieselbe. Das Wort that seine völlige Wirkung; wie ein brauner Wiesel beim ersten Reif die Farbe ändert und weiß wird, also änderte der Alte jetzt die Sprache. Das ist jetzt was andres, das ist jetzt was andres, sagte er einmal über das andre, und eilte dann zu Sylvia, ihr zu sagen, was begegnet. Aber diese lachte ihn aus; es schien ihr unmöglich und sie sagte dem Alten, dieses sei sicher nichts, als eine neue Manier, sich mit Lügen in Gunst zu setzen. Der Alte stand, wie versteinert. Er konnte es fast nicht glauben, aber Sylvia anerbot sich, Arnern noch vor Sonnenuntergang selber bekennen zu machen, der Herzog wisse von seiner Schule und von seinem Leutnant weder wenig noch viel. Wenn du dies kannst, sagte der Alte, so ist er nicht mehr mein Erbe und wir verreisen den Morgen. Fangen Sie nur davon an, sobald der Thee kommt, antwortete Sylvia.

Der Alte konnte ihn kaum erwarten und fing alsobald davon an. Was? was? unterbricht ihn Sylvia, und der General erzählte

ihr, was ihm Arner gesagt. Sie erwidert höhnisch: Der Vetter wird scherzen. Arner blickt sie mit Verachtung an. Sie wiederholt: Es wird doch nicht wahr sein.

Er. Doch, es ist wahr.

Sie. Ganz?

Er. Ganz.

Sie. Zu so etwas gehört Beweis.

Er. Ihnen nicht.

Sie. Aber dem Onkel.

Er. Er glaubt mir sonst.

Sie. Diesmal nicht.

Er (zum General). Ist das möglich?

General. Ich gestehe, ich bin im Zweifel.

Er. Haben Sie Ursach?

General. Ich kann dies nicht sagen, aber ein Beweis würde mich beruhigen.

Er. Sie zwingen mich, Sylvien zu beschämen.

Sylvia. Dies sind Ausflüchte.

Er. Ich will meinen Beweis bereit machen.

Sylvia lächelt, sie meint jetzt sicher, er habe keinen. Arner ruft dem Rollenberger. Nun nimmt er seinen Brief hervor und die drei Münzen des Herzogs, legt sie auf den Tisch und sagt zu Sylvia: Kennen Sie dieses Bild? Dann schnell zu Rollenberger: Eine davon ist für Sie, mein Freund, eine für den Leutnant und eine für den Pfarrer. Ihre Durchlaucht haben vernommen, mit welchem Eifer Sie mir in meiner Bonaler Arbeit an die Hand gehen, und will Ihnen hiemit Ihr Wohlgefallen bescheinen; er setzte hinzu: Ich verbinde meinen lebhaftesten Dank mit diesem Geschenk, das mir gewiß so angenehm ist, als es Ihnen sein kann.

Man denke jetzt die vier Menschen zusammen! Rollenberger sah nichts, als die goldenen Pfennige; Sylvia saß wie auf glühenden Kohlen; der General sagte nichts, als: Ich bin überzeugt, und verzeih' mir's. Arner hatte Mühe, ein Lächeln, das ihn anwandeln wollte, zu unterdrücken. Doch wollte er Sylvien schonen und sagte zum Rollenberger: Eilen Sie, den guten Teilhabern Ihrer Freude ihre Geschenke zu bringen.

Aber Sylvia stand, noch ehe Rollenberger sich entfernte, wie eine Rasende auf, schmetterte die Thüre hinter sich zu, daß die Stube zitterte. Der General schüttelte den Kopf und sagte: Das macht nichts. Sie hat Unrecht, sie hat überall Unrecht. Und da sie allein waren, fügte er bei, weil es doch so sei und er jetzt sehen müsse, daß Sylvia ihn in allweg mit Lügen berichtet und Arner hingegen bei der Wahrheit bestanden, so wolle er ihnen jetzt auch sagen, der ganze Eifer sei nur seines Testaments wegen, welches sie ihnen nicht gönnen möge.

Arner und Thereie baten den Onkel, daß er jetzt von Sylvia nichts erzähle. Sie ging, Luft zu schöpfen, nach dem nahen Wald, aber sie hatte heute einen unglücklichen Tag. Sie war nicht sobald

da, als ein großer, fremder Hund auf sie zulief und mit offenem Rachen, mehr als einmal, rings um sie herumsprang. Sie fing sich an zu fürchten. Der Meister des Hunds hatte sich in Bonal verweilt und unter den Bauern vernommen, sie habe einen unschuldigen Mann mit den Hunden fast zu Tod hetzen lassen. Jetzt sah er sie, — sie war es; klein, hager, gekleidet wie sonst keine, voller Ecken und Schnörkel. — So war sie beschrieben; so war sie. Dem Mann pochte das Herz. Soll ich, soll ich, sagt er jetzt zu sich selber. — So eine straft keine Obrigkeit, sie mag thun, was sie will. Sylvia sieht jetzt den Mann auf der andern Seite des Waldes und bittet ihn zitternd: Mann! Mann! ruft doch euerm Hund zurück. Der Metzger schüttelt den Kopf; er fühlt kein Erbarmen. Soll ich? Soll ich, denkt er wieder, sie Gott erkennen machen? Es siehts kein Mensch. Jetzt fleht sie: Um Gottes willen, Mann! Mann! um Gottes willen, ruft doch euerm Hund zurück! Und wie ein Wächter beim Stundenschlag die Zeit ruft, so riefs dem Mann jetzt in seinem Herzen: Ich darf nicht, Gott siehts. Er antwortet jetzt: Laß dir Menschen schonen; aber ich muß Gott folgen, den du nicht fürchtest. Hiermit pfiff er dem Hund und eilte ab ihren Augen. Da das Zittern sie verlassen, sagte sie zu sich selber: Das ist auch ein verfluchtes Land, darin dergleichen Leute mit unser einem also reden dürfen!

Dann ging sie sich zu verbergen in die Schattengänge des Gartens, aber auch da verfolgte sie heute ihr Unstern. Sie fand in einer Ecke den Brief von Bonal; Arner hatte ihn in der Freude über denjenigen Bylifkys gestern in der Laube mit dem Buch, darin er lag, vergessen. Sie öffnet den Brief, liest ihn und findet sich selber beschrieben — klein, hager, gekleidet wie sonst keine, voller Ecken und Schnörkel. Dann das Bild des Leutnants — und die neunhundertneunundneunzig, die nicht mit ihm Heu fressen — und die Schule, mit der er nur einen Wurf thut, um zu zeigen, wie leicht er damit spiele. Alles reizte sie zur Wut; sie zerriß den Brief in tausend Stücke und warf ihn in die Itte, von der ein Arm rings um den Garten herumfließt. Am Abend sagte sie zum Onkel, sie habe jetzt noch diese einzige Bitte, daß er morgen mit ihr verreise.

6. Die traurigste Folge ihrer Bosheit.

Er that es gern, aber es war für Arner einige Wochen zu spät. Die Kränkungen, die er gelitten, hatten die Krankheit, die in ihm lag, zur Reifung gebracht. Sie waren kaum fort, so lag er am Rand des Grabes.

Ich will mich einige Augenblicke bei ihm am Rande des Grabes verweilen. Das nagende Fieber ließ ihm den Kopf frei; seine Seele war heiter. Er staunte auf sein Leben zurück; er achtete jetzt alles Thun des Menschen wie einen Traum, und es schien ihm, daß selbiges nicht so fast um seiner selbst willen, als um die Kräfte des Menschen

zu üben, einigen Wert habe. So sah er sein Werk in Bonal an. Es freute ihn, daß er sich danach bestrebt; aber es war ihm jetzt nichts. Die Vorstellungen des Todes und der Ewigkeit waren ihm reizend. Er sagte oft mit einer Art von Sehnsucht: Wenn ich nur auch bald dort wäre! Das erhöhte Theresens Schmerz, er sah es und sagte es ihr: Gute! Liebe! die Ueberzeugung, daß das Leben nichts ist, ist mir Ahnung der Unsterblichkeit. Fleisch und Blut können nicht denken: Das Leben ist nichts. Vom Wurm hinauf bis zum Menschen ist ihm das Leben alles; darum ist es mir Trost, daß es mir nichts ist.

Er hielt seinen Tod für gewiß. Am fünften Morgen, da die Sonne bei ihrem Aufgang auf sein Bett schien, staunte er eine Weile gegen sie hin, dann sagte er: Ich habe auch noch ein Tagwerk und wünschte es verrichtet zu haben, ehe sie untergeht. Therese verstand, daß er vom Abschiednehmen rede. Sie faßte sich, wie eine Heilige, unterdrückte ihren Schmerz und hörte, was er zu ihr sagte, mit einer Andacht, wie wenn an einem jeden Wort Leben und Tod hinge.

Er redete meistens von der Erziehung seiner Kinder und behauptete: Die genaue Festhaltung an regelmäßige Arbeitsamkeit und an bestimmte Ausbildung dessen, was ein jedes Kind vermöge seines Standes und seiner Umstände als Berufssach eigentlich zu wissen und zu können notwendig habe, sei der Hauptgrund aller guten Erziehung und das beste Mittel dem Schwindelgeist und der Anmaßungssucht unserer Zeit vorzubeugen. Er empfahl in dieser Rücksicht Theresen, eine alte Urkunde, darin ein guter Ahnherr, der das meiste zur Gründung des Wohlstandes ihres Hauses beigetragen, die ganze Art und Weise seines Lebens aufgeschrieben, und sagte zu der guten, diejenigen Mittel, durch welche ein Haus gegründet worden, sind immer auch diejenigen, durch welche es am besten erhalten wird.

7. Ein Bild aus der Vorzeit.

Dieser Ahnherr verschaffte seinen Bauern allgemein ein ruhiges, glückliches und harmloses Leben und hieß weit und breit der christliche Ritter. Selber der große Streit, den er mit dem Kloster Himmelauf hatte, konnte ihm diesen Namen nicht rauben. Seine Vorfahren hatten dasselbe gestiftet und dabei den vergabten Bauern das heitere Recht vorbehalten, daß sie vom Kloster zu ewigen Zeiten nicht anders dürften behandelt werden, als die übrigen Angehörigen der Herrschaft Arnburg. Aber die Stifter des Klosters hatten die Augen kaum zugethan, so wollten die geistlichen Herren von keinen Vergabungs-Bedingnissen mehr wissen und hielten diese Bauern nicht anders, als die übrigen eignen Leute ihres Klosters. Die armen, gedrückten klagten sich lange, aber im Kloster drohte man ihnen, wenn sie nicht schwiegen, und in Arnburg wies man sie auch ab. So gingen hundertundsiebenzig Jahre vorbei, bis der christliche Ritter regierte. Diesem schien das Geschäft

nicht in der Ordnung; er glaubte Ritter- und Christenpflicht verbände ihn, für die armen Bauern seine Archive zu durchforschen; er fand die gesuchten Bedingnisse, vom Junker, der die Bauern vergabt, eigenhändig geschrieben und sagte darauf den klagenden Leuten Schutz und Schirm gegen Beeinträchtigungen zu, die wider Rechte seien, die von seiner Herrschaft herstammen.

Das Kloster kam in Bewegung, wie wenn seine Kirche beraubt worden wäre; man öffnete alle Gewölbe, that dergleichen, als wenn man alle Papiere erforschte und versicherte den Junker bei Gelübd und Gewissen, daß auch keine Spur eines solchen Vorkommnisses zu finden sei. Da trug der Ritter des Ahnherrn eigene Schrift mit deutscher Treu ins Kloster, aber es war, wie wenn die Väter ihn flöhen. Es zeigte sich ein einziger hagerer, langer, den er noch nie sah; er kannte sie doch sonst alle. Dennoch gab ihm der Ritter die Schrift. Der Pater las sie, mit der Hand auf der Brust; bückte sich dann tief und sagte: Ihro Hochwürden und Gnaden der Abt und ein hochwürdiger Konvent werden die Schrift reiflich überlegen. Aber acht Tage hernach wollten Ihro Hochwürden und Gnaden der Abt und ein hochwürdiger Konvent nichts von der Schrift wissen. Der Ritter stand, wie Loths gesalzene Säule. Die Patres kreuzigten sich, wo sie ihn sahen und flohen. Er ging die Halle auf und nieder, man ließ ihn gehen. Der Gang des zürnenden tönt durch die Halle. Nach langem erscheint ihm wieder an einem dunkeln Ort der lange hagere Pater, den er nicht kannte. Dieser bückte sich wieder tief, hielt die Hand wieder auf die Brust und sagte: Er solle in Gnaden verzeihen, seine hochwürdigen Oberen könnten ihm diese ganz unstatthafte, siegellose und nichts beweisende Schrift um seiner Seelen Heil willen nicht wieder zurückstellen, indem dieselbe den wunderthätigen Gnadensitz ihres Klosters widerrechtlich bekümmere und ihre Bauern zu aufrührischen, lästerlichen Worten und Handlungen gegen dasselbe verführe. Er setzte hinzu, daß es auf seine, des Ritters Seele fallen müßte, wenn er fortfahren werde, ihre Unterthanen mit einer solchen falschen Schrift gegen ihre leibliche und geistliche Obrigkeit aufzuwiegeln und damit war der Pater verschwunden. Er that wohl. Der Ritter griff nach ihm, eben da er in seine Höhle verschwand.

Ha! sagte der Ritter und stampfte mit seinem Fuß: Meines Vaters Schrift eine falsche Schrift, von ihnen, die sein Brot essen! und drohte, das Kloster zu befehden. Aber die Patres fürchteten das Volk und den Namen des christlichen Ritters. Sie krochen zum Kreuz und sandten den Pater Prior und Kanzler zum Ritter. Diese schoben die Schuld auf den langen, hagern Pater und sagten, er habe die Schrift nicht an die Behörd übergeben. Jetzt da es geschehen, sei Ihre Hochwürden und Gnaden der Abt und ein hochwürdiger Konvent erbötig, wenn sie schon nicht die behörige Rechtsform besitze, ihrer doch zu geleben. Der Ritter suchte nichts mehr und war wieder wie vorhin des Klosters Freund.

Dieser Ritter schrieb alle Rechte seiner Bauern und die ganze Art und Weise, wie er mit ihnen umging, in sein Buch, aber seine Nachkommen waren so wenig als die Patres im Himmelauf geneigt, Lumpenbauern so Treu und Glauben zu halten. Sie hießen vielmehr den christlichen Junker schon seit Jahrhunderten einen alten Narren, der die besten Rechte der Herrschaft verschenkt und nicht die geringsten gefunden Begriffe von den Vorzügen ihres Standes und den ansehnlichsten Quellen seiner Einträglichkeit gehabt. Es behagte ihnen gar nicht, wie er auf eine so einfache, gutmütige, unverfängliche Art mit seinen Bauern umging; wie er ihrem Streit und ihrem Unglück von allen Seiten vorbog und täglich dahin trachtete, daß keine Haushaltung, die ihm angehöre, verlassen und unbesorgt sei; hauptsächlich aber, wie wenig er zu seinem Edelmanns-Aufwand, nach seinem Ausdruck, von dem Brot seiner Bauern abschnitt und dabei sein Haus doch auf eine Höhe brachte, als kein Edler in der Nachbarschaft, davon viele nicht blos das Brot ihrer Bauern, sondern sie selbst auffraßen. Sie verbargen desnahen diese alte Urkunde ihres Hauses vor jedermann, sogar vor sich selber; sie hätten sie verbrannt, wenn nicht einige Sachen darin ihnen nützlich gewesen wären.

Der gute Junker schätzte diese Urkunde für die Bildung seines Karls für so wichtig, daß er ihm jetzt selbst noch erzählte, wieviel der Ahnherr für sein Volk that und wie wenig er von ihm zog. Er setzte hinzu: Lieber Karl, denk an das, was ich dir jetzt sage und halte es in deinem Leben wie er, nicht für eine edle Ritterordnung, sondern für eine unedelmütige Juden- und Wucherordnung, aus dem Volke immer mehr zu ziehen und immer minder für dasselbe thun zu wollen.

Er nahm auch vom Rollenberger, Glülphi und dem Pfarrer Abschied. Der Leutnant konnte es fast nicht aushalten. Der Mann, der in seinem Leben vor nichts zitterte, zitterte vor seinem Bett. Arner sah sein Entsetzen, nahm ihn bei der Hand und sagte: Lieber Mann, wenn einer von uns beiden sterben muß, so ist es für das, was wir beide suchen, unendlich besser, wenn ich, als wenn Sie sterben sollten.

Der Pfarrer war viel ruhiger. Seit vierzig Jahren gewohnt, beim Todbett der Menschen ihr Seelenloses, Nichtiges zugrund gehen zu sehen, wars ihm wirklich auf eine Art wohl bei Arnern, dessen Seele sich höher hob, je näher sein Tod schien. Die Wehmut übernahm ihn ernst beim letzten Handdruck und er wandte sich von ihm, seinen Thränen den Lauf zu lassen.

Rollenberger hatte einen alten Vater daheim und zehn Geschwister; aber wenn er schon auf dem Todbett gewesen wäre, er hätte sein Bett nicht stärker mit Thränen benetzt.

8. Viele Menschen wünschen Arners Tod.

Im Dorf, wo ihn alles so viel als für tot hielt, entspannen sich in den Köpfen der Leute die sonderbarsten Gedanken, in ihren Herzen

regten sich die sonderbarsten Wünsche. Junge und Alte dachten: Ich mache dann dieses oder jenes auch wieder, wie ich will; ich bekomme dann auch wieder, was ich jetzt nicht mehr bekomme. Andere: Dies oder jenes, das mir ein Dorn in den Augen ist, muß dann auch nicht mehr sein, wie es jetzt ist und dergleichen mehr. Hinter diesen Gedanken steckte ein abscheulicher Wunsch, der zitterte, sich zu zeigen und doch immer weiter vorrückte, wie hinter Busch und Schilf ein Ausreißer zittert sich zu zeigen und doch immer weiter vorrückt, wohin er zielt. In allen Häusern zeigt sich ein lächelndes Fragen von Männern und Weibern: Ich will doch gern sehen, wie es dann kommt! Andere sagten: Er ist in Gottes Namen ein Mensch, er wird sterben müssen, wie ein anderer auch; noch andere: Es scheint, es komme jetzt doch, wie die Jungfer im Schloß prophezeit, die neue Ordnung nehme noch in diesem Jahr ein Ende; wieder andere: Wenn ein König stürbe, es könnte kein größerer Lärm sein, und es steht doch sicher kein Pflug still, wenn er schon tot ist.

Die guten Leute! Sie konnten ja nicht wider Gottes Willen; und wenn sie ein Kraut oder ein Pulver gewußt hätten, das wider den Tod gut wäre, sie hättens ihm, denk ich, dennoch gebracht. Ich weiß nicht; sie fürchteten ihn nicht mehr. Säufer bringen am hellen Tag wieder Wein über den Berg. Spieler sitzen bei offenen Thüren zusammen; die Reichen lachen ob den zehntfreien Aeckern und ihre Hirten treiben das Vieh wieder in die Einschläge der Armen. Der alte Schulmeister hatte jetzt wieder Hoffnung, den Heidenmann zu vertreiben; er nennt Arners Krankheit ein Wunder vom Herrn und sagt laut, sie sei ein sichtbares Strafzeichen für seinen Unglauben und seine Versündigung mit der Schule. Der Jakobli thu mir nichts fühlt nur die halbe Last seines Untervogtdiensts. Der schwache Mann kommt auf den Gedanken, seine Stelle könnte wirklich minder beschwerlich werden, wenn er stürbe, als wenn er lebe.

9. Ein böses Weib macht einen guten Menschen glücklich.

Du siehst jetzt, sagte seine Frau zu ihm, was es für eine Narrheit gewesen wäre, selbige aufzugeben; wenn es auch nur wäre, dem Lumpen Rudi den Meister zu zeigen, du hättest es mir nicht thun müssen. Dann fiel sie auf den Gedanken, dieser Umstand könnte dazu dienen, die Meierin wieder von ihm abzubringen. Sie hat ihm sicher nur, sagt sie zu ihrem Jakobli, um des Junkers willen Hoffnung gemacht! Jetzt falle dieser Grund weg; es sollte ihr also, meinte die Vögtin, natürlich wieder anders kommen und sie werde vielleicht jetzt froh sein, den Sonnenwirt jetzt wieder zu nehmen. Jakobli antwortete der Frau: Ja, Ja! das wird sich dann etwa wohl geben.

Sie. Du kommst immer mit deinem „es wird sich wohl geben." Du Narr, es gibt sich nichts, als was man macht.

Er. Man wird ihn doch zuerst müssen sterben lassen.

Sie. Eben das nicht. Du solltest dich schämen; sie ist so lange deine Schwester und du kennst sie nicht besser! Wenn er tot ist, so kommt der Hochmut noch mehr ins Spiel; sie will dann noch weniger den Namen haben, daß sie etwas um seinetwillen gethan.

Er. Das ist wahr! Aber du zankst doch immer.

Sie. Und du bist immer der alte.

Er durfte keinen Augenblick säumen; er mußte zur Schwester, mit ihr zu reden. — Aber es war vergebens. Es empörte die Meierin, daß sie ihr zeigen durften, sie glaubten, sie habe dem Hübel Rudi nur um des Junkers willen Hoffnung gemacht und noch mehr, daß sie imstand waren, die Krankheit des Junkers zu gebrauchen, um sie auf eine Art dem guten Menschen wie abzustehlen. Sie gab ihm zur Antwort, sie brauche in dieser Sache keine Anschickmänner und wollte mit ihm kein Wort darüber verlieren.

Die Vögtin verstand die Antwort dahin, der Sonnenwirt solle selber kommen, wenn er mit ihr etwas wolle und sandte eilend zu ihm über den Berg, daß er doch auf der Stelle zu ihr komme. Aber der Untervogt war kaum fort, so sagte die Meierin zu sich selber: Es ist genug, ich habe ihn nur zu lange aufgehalten. Ich will ihn in Gottes Namen nehmen; einen so gutmütigen und einen so dankbaren Menschen finde ich sonst nirgends; ich kann Mutter an seinen Kindern sein und will es sein. So redete sie mit sich selber, staunt wieder und sagt dann: Ich habe ihn ja so lange warten lassen und es ist jetzt genug. Thränen sind jetzt in ihren Augen. Sie verschließt sich in ihre Stube und betet das Gebet einer Tochter, die in den Ehestand treten will. Nachdem sie es vollendet, steht sie beruhigt auf, trocknet ihre Augen und geht dann zur Gertrud.

Diese hatte schon eine Weile für ihren Rudi nichts mehr gehofft, und da die Meierin jetzt sagt: Ich will ihn in Gottes Namen nehmen, verstand diese es vom Sonnenwirt, erschrak und wollte über die Meierin zürnen. Diese ließ sie nicht lange im Zweifel, und Gertrud vergaß jetzt den kranken Junker und tausend Sorgen, die sie selber hatte. Sie dachte jetzt nur an ihren glücklichen Rudi und ruhte nicht, bis die Meierin mit ihr zu ihm hinging. Dieser hatte alle Hoffnung aufgegeben, doch dachte er Tag und Nacht an sie und sagte oft zu sich selber: Ich bin ja sonst auch so glücklich; ich habe ja meine Wiese wieder und die schönste Kuh im Dorf, und die gute Gertrud ist meinen Kindern mehr als Mutter. Ich will doch nicht gegen Gott und Menschen undankbar sein und alles andere vergessen und immer nur an sie denken! Er sagte noch gar: Es ist ihr in Gottes Namen nicht zuzumuten; ich habe sieben Kinder und bin zwanzig Jahre im Bettel gewesen und ein alter, schwacher Mann; sie kann es nicht thun.

So redete er wirklich mit sich selbst, als die Thür aufging und die Meierin mit der Gertrud in seine Stube hinein kam. Er haspelte eben das Garn seiner Kinder. Aber der Haspel stand ihm in der

Hand still und die Augen im Kopf, so übernahm ihn ihre Erscheinung. Auch die Meierin war still. Gertrud sagte zuerst: Danke Gott, sie ist jetzt dein! Es war ihm, als ob er's nicht glauben könnte. Er zitterte, da er ihre Hand nahm und sein erstes Wort war: Das habe ich in Gottes Namen nicht mehr gehofft; und dann, wie beim Junker: Es ist meiner Mutter Segen! Ach, ich habe es nicht verdient, daß Gott alle Wünsche meines Herzens erfülle!

Sie hatten jetzt alle drei ihre Hände in einander, und alle waren still; es standen allen Thränen in den Augen. Die Kinder bewegten kein Rad; sie wußten eine Weile nicht, was das sei; dann flüsterte Lise dem Heirli ins Ohr: Sie wird gewiß unsere Mutter! Bald sagt eins zum andern: Sie wird unsere Mutter! Die Meierin sieht das Wort in ihren Augen, steht auf, gibt einem nach dem andern die Hand und sagt ihnen jetzt selber: Ich bin nun euere Mutter! Jetzt stehen die Kinder auf, drängen sich an sie und den Vater und die Gertrud und sagen: Wir bekommen jetzt eine Hochzeit! und springen und lachen. Gertrud sagte der Lise: Wie ist's jetzt, Lise, wolltest du mich noch lieber, als sieben Mütter?

Die Meierin besorgte den ganzen Abend die Kinder. Sie sagte zur Gertrud: Du mußt mich jetzt machen lassen, wie wenn du schon nicht mehr Mutter wärest. Sie stand mit dem kleinsten auf dem Arm hinter ihren Rädern, besorgte ihre Arbeit, ihr Abendessen, ihr Lernen und betete noch mit ihnen ihre Abendgebete. Rudi haspelte nicht mehr, er stand immer hinter ihr, wie ihr Schatten. Als sie fort wollte, gab er ihr noch ein trauriges Kleinod. Er hatte es unter seiner Frau selig vor sieben Jahren versetzen müssen und seitdem nicht mehr auslösen können. Die Meierin fragte ihn lächelnd, wie er hierzu gekommen, und er erzählte ihr noch die Geschichte des Halsbands mit Thränen.

10. Eine gestrandete Hoffnung.

Da sie heim kam, fand sie den Sonnenwirt vor der Thür. Die Vögtin hatte den feisten Vetter eilend über den Berg kommen lassen und ihm so viel Hoffnung gemacht, daß er mit Ungeduld vor der Thür auf sie wartete. Jetzt kam sie, aber sie machte große Augen, da sie ihn sah. Sie merkte sogleich, daß die Untervögtin, die ihren Bruder heut am Morgen zu ihr geschickt, nun auch diesen sende. Sie wußte im Anfang nicht, ob sie zürnen oder lachen wollte; doch wählte sie bald das letzte. Sie grüßte ihn freundlich und fragte, ob er ein Kalb im Dorfe suche oder was ihn sonst gutes noch heute so spät über den Berg bringe. Der Metzger antwortete eben so freundlich, daß er kein Kalb im Dorf suche und keinen Stier, und daß ihn so spät nichts über den Berg bringe, als die Hoffnung, die sie wohl wisse. Aber sie wollte nicht wissen, was für eine Hoffnung es wäre, und der Metzger

mußte sich deutlicher erklären; er meine, da bei dem Junker an kein Aufkommen zu denken, so werde sie den Bettelrudi jetzt gern fahren lassen.

Sie. Die Untervögtin hat mir dieses diesen Morgen sagen lassen.

Er. Und mir Nachmittag.

Sie. Das dachte ich eben; aber weißt du auch meine Antwort?

Er. Ja freilich! Du brauchest keine Anschicksmänner, ich solle selber kommen, wenn ich etwas wolle. Auf diesen Bericht bin ich so geschwind ich können über den Berg gelaufen; ich wäre aber schon lange von mir selber wieder zu dir gekommen, wenn ich geglaubt hätte, du würdest auch einen Entschluß nehmen.

Sie. Man hat dir meine Antwort bei weitem nicht recht überbracht; das macht aber jetzt nichts; es ist mir doch lieb, daß du hier bist, denn ich habe wirklich einen Entschluß genommen und du kommst eben recht dazu, daß ich dir ihn sage.

Der feiste Mensch zweifelte jetzt nicht mehr, die Sache sei in der Ordnung; er lächelte, aber redete nichts weiter in der Meinung, sie krieche sicher zum Kreuz und werde jetzt wohl selber etwas sagen, wenn sie ihn wolle. Sie sah seine Gedanken, lächelte auch, schwieg eine Weile, machte indessen einen Blumenstrauß zurecht und sagte dann nichts weiter, bis sie ihn vollendet hatte; aber dann sprach sie: Herr Sonnenwirt! Ich bin des Hübel Rudis Braut; diese Blumen sind aus seinem Garten. Nicht wahr, Herr Sonnenwirt, er kommt uns an die Hochzeit? Er ist der erste Mensch, dem ich es sagte, daß ich eine Braut bin.

Der Sonnenwirt wußte nicht, wo ihm der Kopf stand; er antwortete nach einer Weile: Aber ist es auch Ernst? Und da er völlig verstanden, daß es recht Ernst sei, sagte er dann: Also hätte ich wohl können daheim bleiben und klagte, daß ihn die Vögtin so eilfertig über den Berg gesprengt und dann noch bei einem so schlechten Wetter. Die Meierin erwiderte, ob er so gar müd geworden? Er antwortete: Es sei ein gewaltiger Kot.

Sie. Was thut dein Pferd daheim?

Er. Ich schone ihm und brauche es nie ohne Not; aber man verdirbt bei dergleichen schlechten Wetter an Schuhen und Kleidern, was man am Roß ersparen will.

So machte die Krankheit Arners vieler Menschen Gedanken offenbar. Sie waren alle so böse. Ach, es ist schwer die Menschen zu ändern! Es wünschten ihm viele den Tod, weil er dieses versuchte.

11. Es zeigt sich, daß sein Werk tiefere Wurzeln habe.

Indessen war es nicht weniger, als daß selbst diejenigen, die seinen Tod wünschten, auch allgemein gern gesehen hätten, daß die alte Ordnung in allen Teilen wieder eingeführt würde; der eine wünschte es nur in diesem, der andere in jenem Stück. Viele wünschten es gar nicht. Die Menge der Armen jammerten, daß es um alle ihre Hoffnungen geschehen, ihre neuen Aecker und Wiesen, das Batzensparen,

selber die Hoffnung ihrer Zehntfreiheit schien ihnen jetzt wie ein Traum; einer sagte dem andern, wenn bei dergleichen neuen Sachen kein Herr da sei, der sie in der Ordnung leite, so könnten sie keinen Bestand haben. Es that den Armen so weh. Doch trösteten sich die Liederlichsten damit, wenn er tot sei, so fordere ihnen niemand nichts mehr für die Ziegen, die sie ihm schuldig seien. Leute wie Kriecher und Marx ab der Rüti dachten, es zwinge sie dann niemand mehr, den Kindern zu geben, was sie selber gern essen. Der schwache Kienast ging seufzend umher, er sagte dem Susanneli und den andern Kindern: Wenn er tot ist, so halten mir die Vorgesetzten kein Wort und es ist mit dem Bürgerholz und mit allem wie nichts.

Also trauerten viele; aber die meisten um ihrer selbst willen, doch auch einige, weil sie ihn liebten; am meisten die Kinder, die im Garten auf seinem Schoß saßen; diese betrübten sich, wie wenn ihre Eltern sterben wollten. Wenn sie aus der Schule heim kamen, erzählten sie gewöhnlich, wie auch der Leutnant den ganzen Tag kein trocken Auge habe und sie nicht lehren könne wie sonst. Die meisten Eltern antworteten ihnen: Er hat seine guten Ursachen zu weinen, man wird seinen Brotkorb mit dem Junker ins Grab legen. — Andere: Er kann dann auch wieder spazieren, wo er hergekommen. Das war den Kindern entsetzlich. Sie konnten nicht glauben, daß er dann nicht mehr ihr Schulmeister sein werde. Viele Eltern antworteten ihnen: Ihr Narren, wer wollte so einen Mann zahlen? Einmal wir nicht und im Dorf gewiß niemand. Tausend Gedanken gingen jetzt durch die jungen Köpfe der Kinder; ihrer viele sagten, sie wollten gern ihr Spargeld daran geben, wenn er nur bleiben könnte; wenn sie schon alles verlieren müßten, was sie daraus haben kaufen wollen, und wenn sie auch keine zehntfreien Aecker bekommen würden. Selbst die hoffärtigsten sagten, sie wollten, bis sie erwachsen, kein unnützes Band kaufen, wenn sie nur machen könnten, daß er bleibe.

So standen die guten Kinder oft stundenweise bei einander und jammerten fast noch mehr um ihren Schulmeister als um Arner. Alles sagte ihnen, sie würden ihn sicher verlieren; endlich gab eins den Rat, sie wollten ihn selber fragen. Das fanden sie alle das beste. Sie thatens am nämlichen Abend und sagten ihm, ihr Spargeld und alles was sie hätten, solle sie nicht reuen, wenn er nur bleibe. Es brach dem edlen Mann das Herz; er antwortete innig bewegt: Ihr Lieben! Euer Herz freut mich, aber euer Spargeld will ich nicht; wenn ich auch nur Wasser und Brot finden würde, so will ich bei euch bleiben, darauf könnt ihr zählen. Die Kinder trockneten noch auf der Straße die Augen; eins sagte dem andern: Gott Lob, daß er doch bleibt und da sie heim kamen, war ihr erstes, ein fröhliches Rufen: Vater! Mutter! Er bleibt, er bleibt jetzt sicher, er hat es selber gesagt! Viele Eltern antworteten ihnen: Es ist nicht die Frage, ob er wolle, es ist die Frage, ob er könne!

Kinder. Ja! Ja! er kann es sicher, wenn es will!

Eltern. Das werdet ihr jetzt wissen?

Kinder. Ja! Ja! das wissen wir jetzt: wenn er auch nur Brot und Wasser hat, so will er doch bleiben.

Eltern. Ja! Ja! Das ist bald gesagt; aber die Herren essen gern Fleisch und trinken gern Wein.

12. Es ist bei solchen Leuten, wo ein Herrschaftsherr wahre Hilfe zur Volksbildung findet.

Von den Alten meinte jetzt alles, es sei da nicht anders, wenn Arner tot sei, so werde im Dorf wieder der Stärkste Meister und dann sei alles wieder wie vorher. Die Spinnerweiber klagten dem Mareili alle Tage mehr, wie man in den großen Häusern schon öffentlich über ihre zehntfreien Aecker, über das Spargeld ihrer Kinder und über die ganze neue Ordnung ein Gespött treibe und wie in Gottes Namen nichts andres zu hoffen sei, als daß die Schule und alles miteinander wieder ein Ende nehme, sobald er die Augen zugethan.

Das Mareili tröstete die Spinnerweiber. Aber es war ihm selber nicht wohl zu Mut. Die gute Tochter war vom Tag an, da sie Arnern kennen lernte, so für ihn eingenommen, daß sie an diesem Abend, da sie schon alle ihre Nachtgebete vollendet, noch einmal die Hände faltete und betete: Lieber Gott! hilf auch dem guten Herrn in allem, was er vorhat, ich will ihm einmal auch helfen, was ich kann und mag! Sie hielt von dieser Stund an ihr Wort treulich. Es erquickte ihr Herz, zu hoffen, der gute Junker werde in seinem Dorf zustand bringen, was man ihrem Bruder vor zwanzig Jahren von Oberkeits wegen gehindert hatte auszurichten. Jetzt sah sie alle diese Hoffnungen wie einen Traum verschwinden. Tausend Gedanken, ob denn gar nicht möglich zu helfen wäre, wälzten sich in ihrer Stirne; zuletzt ward sie endlich in einer schlaflosen Nacht dahin mit sich einig, daß man einmal den Schulmeister in keinem Fall aus dem Dorf lassen müsse, es möge auch mit Arnern kommen wie es wolle. Dieses mit sich selber in Ordnung, stand sie lange vor allen im Haus auf und ging in die Kammer, wo ihr Bruder noch schlief. Sobald er erwacht, saß sie zu ihm hin auf sein Bett und sagte dann: Ich bin jetzt zwanzig Jahre bei dir und das Glück hat in unser Haus wie hinein geregnet, du weißt, wieviel ich dazu beigetragen und wie ich mir bei Tag und Nacht keine Mühe dauern lassen, in allem zu raten und zu helfen, als wenn es das meinige wäre. Du sagtest auch immer, was dein sei, sei mein; aber ich suchte das nicht, ich achtete deine Kinder für die meinigen und begehrte für mich nie etwas; jetzt aber habe ich eine Bitte und die mußt du erfüllen. Welche Vorrede! sagte der Meyer, du weißt, daß ich nicht ungerecht und nicht undankbar bin. Und da er dann hörte, daß es nur darum zu thun sei, zu helfen, daß der Schulmeister auf keinen Fall aus dem Dorf fortmüsse, antwortete er

lachend: Du machtest mich glauben, deine Bitte betreffe mein halbes Vermögen; für den Schulmeister hast du gar nicht zu bitten; ich müßte mir selber Feind sein, wenn ich es nicht mit gleicher Angelegenheit wünschte, wie du. Das Gespinst im Dorf hat seit den wenigen Wochen, in denen er Schule hält, mehr zugenommen, als sonst in so viel Jahren, und was ich nie hoffen dürfen, die Weberei empor zu bringen und zu merklich reinen Tüchern zu gelangen, dessen bin ich jetzt sicher, wenn er dabei bleibt. Also muß ich es wünschen wie du. Aber es ist in solchen Fällen nie gut, daß einer in einem Dorfe solche Sache allein mache, sie wird siebenmal besser, wenn etliche zusammen halten. Dann machte er ihr begreiflich, daß wenn Gertrud ihren Vetter, den alten Lindenberger, und die Renoldin ihren Schwiegervater dahin bringen würden, in dem großen Haufen dafür anzuhalten, daß man den Schulmeister auf keinen Fall aus dem Dorf lasse, so schlage das diesem Alten kein Mensch ab.

Sie fand den Rat gut und säumte nicht, sie eilte von seinem Bett weg, mit den zwei Weibern zu reden. Gertrud versprach für ihren Vetter zum voraus. Da das Mareili zur Renoldin kam, war ihr Mann im Stall bei einer kranken Kuh. Er wollte ihr eben nur noch ein Trank geben. Aber er mußte von ihr und zuerst den Großvater rufen, der nicht in ihrem Haus wohnte. Es freute den Alten. Er ging zur Stund in die vordere Gasse zu den großen Häusern; wo er hinkam, da fragten ihn Vettern und Basen: Wie kommts doch, daß der Großvater bei diesem schlechten Wetter außer das Haus geht? Er fragte zuerst Kindern und Kindskindern nach, ob sie alle gesund seien und was sie gutes machten; dann von den jüngsten, ob sie dem neuen Schulmeister auch in die Schule gehen und brav bei ihm lernen wollten. Wenn dann die Eltern die Kinder und den Schulmeister rühmten, so sagte er dann bald, wie himmelschreiend es wäre, wenn man so einen Mann, unter was für Umständen es auch wäre, wieder weglassen würde. Es widersprach dem Alten niemand. Seine Freundlichkeit brachte Leute, die dem Junker den Tod wünschten, wie nichts dahin, daß sie ihm unterschrieben, seinen Schulmeister zu erhalten.

So leicht ist es, das Volk zu führen; aber es muß die Fäden nicht spüren, mit denen man es bindet. Der Baumwollenmeier verstand es, er brauchte dazu Weiber und alte Männer.

13. Verzweiflung und Menschennatur.

Dieser Erfolg zeugte, daß Arners Thun tiefere Wurzeln habe. Der Jammer über ihn aber war bei einigen ohne Grenzen. Die Rickenbergerin, die ihm den Vaternamen wieder gab, ging wie eine Verirrte umher. Sie dachte jetzt wieder, es sei nicht Gottes Wille, daß ein guter Vater auf der Welt sei; wenn einer da sei, so müsse er sterben. Auch ging sie wieder jede Nacht auf des Vaters Grab

und klagte mit Thränen den neuen Schmerz. Der Pfarrer redete am Sonntag auf offener Kanzel fast ihre Sprache, nämlich es sei, wie wenn es nicht sein müsse, daß Menschen durch Menschen versorgt werden; die ganze Natur, sagte er, und die ganze Geschichte rufe den Menschen zu, es solle ein jeder sich selber versorgen, es versorge ihn niemand und könne ihn niemand versorgen. Das beste, das ein Mensch dem andern thun könne, sei, ihn dahin zu leiten, daß er suche, es selber zu thun. Dann bald darauf: Es liegt in der Natur, daß der Mensch auf niemand zähle auf Erden. Selbst Eltern, die den Säugling zu retten in Feuer und Wasser springen und sich für ihn den Bissen aus dem hungernden Munde nehmen würden, sagen zum Kind, wenn es erwachsen: Du bist erzogen, hilf dir jetzt selber.

Und imgrund ist's vollkommen recht und dem Menschengeschlecht heilsam, daß Eltern und Oberkeiten es dahin weisen, wenn es nämlich wahr ist und Kinder und Volk wirklich erzogen sind. Aber wenn es nicht wahr und die armen Geschöpfe in beiden Verhältnissen zu Krüppeln und Serblingen gemacht sich weniger als Unmündige helfen können und Eltern und Oberkeiten dann doch zu ihnen sagen: Helfet euch selber! Dann ist's etwas anderes. Wenn sie sich selber nicht helfen können und Eltern und Oberkeiten ihnen nicht helfen, wer soll ihnen dann helfen?

O Arner, Arner, wie sahest du das ein! Wie würdest du helfen, wenn du lebtest! Aber, Gott im Himmel, was können wir hoffen? Lernet doch, arme Menschen, euch selber versorgen, es versorget euch niemand auf Erden.

So redete der Mann; und wer verzeiht ihm, wer verzeiht der Rickenbergerin diese Sprache nicht? Wer will sagen, es ist wider Gott, wenn Menschen für Menschen bang wird? Und es ist wider die Oberkeit, wenn der Mensch für die Unversorgten im Land mit einem Feuer redet, das brennt? Nein! Das Feuer des Eiferers, der im Gefühl der Verwahrlosung unsers Geschlechts die Sprache der Verzweiflung redet, ist ein heiliges Feuer, es ist ein verblichenes Siegel der Göttlichkeit unserer Natur und ein Schatten der himmlischen Weisheit. Ach! Im Toben des rasenden Sohns höret der Vater schreckliche Wahrheit, und Fürsten neigen ihr Ohr zur Stimme des Aufruhrs, weil sie die Völker verwahrlost!

14. Regierungswahrheiten und Täuschungen.

Also trauerte, wer ihn nahe kannte, am tiefsten. In Arnburg war keine Seele, die nicht, von Schmerz gebeugt, wie ein Schatten einherging. Therese kam weder Tag noch Nacht von seiner Seite. Er redete oft von Bylifsky, und sie schrieb ihm jetzt, wenn er den Freund noch sehen wolle, so solle er eilen.

Dieser empfing den Brief bei Endorf, mit dem und mit Aeleron er Arners Werk von neuem erwog. Je mehr sie es überlegten, je

mehr fanden sie, seine Versuche knüpften den Faden der Justiz und Finanz bestimmt da wieder an, wo alle Weisheit der in Ausübung stehenden Gesetzgebungen bis jetzt nicht verhüten könnten, ihn abzuschneiden. Endorf sagte mit Lebhaftigkeit, daß diese Versuche, indem sie das Interesse des Fürsten mit demjenigen des Volkes vereinigten, auf die einfachste Art zu dem einzigen möglichen Mittel führten, die menschliche Natur in den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens zu befriedigen. Er fuhr fort: Die Finanz, wie sie jetzt betrieben wird, ist ein ewiger Strudel, der alles, was sich ihm naht, verschlingt; und die Justiz wie die Pest, die öffentlich tötet, was sie im Finstern ansteckt. Ernst, wie der Tod, setzte Neleron noch hinzu: Wenn dann noch ein Wüterich, wie unser Ziginer, dem Fürsten sein Herz zugrunde richtet, ihm alles reine Gefühl seiner Verhältnisse gegen das Volk raubt und in seinem Namen das Elend und die Verwirrung des Menschen in allen Ständen auf das äußerste treibt, so ist sich zuletzt wirklich nicht mehr zu verwundern, wenn das Volk endlich so unnatürlich wird, als die Regierung und mit dem einzigen Mittel, das unter diesen Umständen in seiner Hand ist, mit dem Aufruhr droht, wie wir dieses jetzt gefahren.

Neleron. Aber wissen Sie, daß der Bösewicht dieses wünscht?

Endorf. Das wird er doch nicht.

Neleron. Er sagte gestern ausdrücklich, das Herzogtum solle nur aufstehen, er wolle es mit zwei Regimentern zusammenhauen und dann sicher bei den Aufrührern das Geld finden, das ihm die Unterthanen abschlagen.

Neleron und Endorf sahen jetzt, daß sie aus Mangel an tiefer Kenntnis der eigentlichen Volksumstände und seiner ersten Unterhaltungswege das Glück des Staats blos durch strenge Festhaltung der alten Gerechtigkeits- und Finanz-Einrichtungen erzwingen wollten und daß sie mit allem ihrem Thun nur auf die Oberfläche dieser Gegenstände wirkten, indem das wahre Wohl des Volks unmöglich anders, als durch die einzelne Sorge seiner ihm nahen Ortsoberkeit und Herrschaftsherren zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden kann. Sie sahen jetzt, daß, wenn sie vor zwanzig Jahren die Menschlichkeits-Phantasien des Herzogs an diesen großen Staatsbegriff geknüpft, sie dadurch das Herzogtum gerettet und den Liebling für immer von dem Fürsten entfernt haben würden. Sie kannten das Volk wirklich nicht und ahnten nicht, wie viel es brauche, den Menschen einzeln in eine Ordnung zu bringen, daß sein freies Thun und Lassen mit den Forderungen der Justiz und Finanz übereinstimme. Der Fürst sah diese Lücke ihrer Staatskunst; sein fühlendes Herz wollte helfen. Sie aber sahen den Irrtum seiner Mittel und so trafen sie nie zusammen. Ihre Wahrheit und Treue stand wie eine Eiche in einem Garten. Also im Wesen ihrer Grundsätze getrennt, entfernten sie das Herz des Fürsten immer mehr, indem sie ihm jeden Irrtum, der in seinen Lieblingswünschen statt hatte, aufdeckten. Ihr Widerspruch mußte ihn um so

mehr kränken, je edler seine Wünsche waren und je mehr Wahrheit dieselben zum Grund hatten.

Sie waren eben in diesem Gespräch, als Bylifsky Theresens Brief erhielt. Er verlor seine Gesichtsfarbe, zeigte ihn mit blassen Lippen den Freunden und eilte dann von ihnen zum Herzog, der die größte Teilnehmung für Arners Schicksal zeigte und seinem Leibarzt befahl, Bylifsky zu begleiten und solange in Arnburg zu bleiben, als er nur immer glauben könne, daß seine Gegenwart nützlich sein könne.

15. Ein Charlatan beim Krankenbett und ein Staatsminister in einer Schule.

Dieser rettete ihn wirklich, aber er trieb sein Werk wie ein Charlatan. Er packte Sachen aus, wie für ein Lazarett; Silber- und Goldzangen, Schwämme und Binden, Stücke von Schlangen, zerriebene Mücken, Metalle und Halbmetalle, Salben und Pflaster und viele mir namenlose Sachen. Er ging auf den Zehen, schüttelte den Kopf, wenn sich nur eine Maus regte, zuckte die Achsel, was man auch immer fragte und äußerte, er könnte nicht dafür stehen, wenn die geringste Gemütsbewegung den Kranken alteriere.

Damit entfernte er Bylifsky von seinem Bett. Seine Zeit nicht zu verlieren, reiste dieser auf Bonal, die dortige Schule zu sehen. So sehr er überhaupt den Einrichtungen derselben traute und so wenig er vom Leutnant glaubte, daß er Arnern mit Absicht hierin Staub in die Augen zu werfen suchte, so hatte er doch noch einiges Mißtrauen in den Gegenstand und war überhaupt geneigt anzunehmen, daß die Kinder wenigstens in den Arbeitssachen den besten und zweckmäßigsten Unterricht immer zuhaus bei ihren Eltern finden könnten und sollten und daß die Verbindung des Arbeitens mit dem Lernen gar leicht in ein trügliches Spielwerk ausarten könne. Auch der Grundsatz, daß Weisheit und Kraft in Erwerbung und Aeufnung des Eigentums das allgemeine Fundament der Bildung des gesellschaftlichen Menschen sein müsse, schien ihm zu eingeschränkt, zu einseitig. Aber der Augenschein überzeugte ihn bald, daß beim allgemeinen Zurückstehen des Volks in allen wirtschaftlichen Kenntnissen und Fertigkeiten die Kinder daheim in ihren Häusern von Geschlecht zu Geschlecht gleich ungeübt, gleich unwissend bleiben würden und desnahen mit solchen Schulen ein Anfang in dieser Bildung gemacht werden müsse. Er bemerkte die Vorteile der Aufsicht, der Leitung und der Nacheiferung auf die Vervollkommnung des Kunstfleißes, die in solchen Schulen statt finden, und war überzeugt, daß die Umstände der Privaterziehung den Vorteilen der öffentlichen Bildung nur dann gleich kommen können, wenn eine Nation allgemein in der Ausbildung und Industrie schon merkliche Vorschritte gemacht.

Ebenso sah er, daß die Einrichtungen von Glülphis Schulstube von einer Einfalt seien, daß es auch bei den eingeschränktesten Eltern

nichts als guten Willen brauche, dieselbe in ihren Haushaltungen nachzuahmen und daß die Verbindung des Lernens und des Arbeitens in einer Schule auf keine Weise in ein trügliches Spielwerk ausarten könne, wo dasselbe, wie hier, fest an seinen Geldabtrag angeknüpft und dieses zum einzigen Maßstab des Zunehmens der Kinder in Sachen des Erwerbs angenommen und beibehalten werde.

Er sah nicht weniger, daß Glülphi seinen Grundsatz von der Weisheit und Kraft in Erwerbung und Aeufnung des Eigentums in seiner Schulstube dem höhern Grundsatz unterwerfe, das Wohl der Menschen durch die Vereinigung ihrer Kräfte und ihres Willens zu erzielen und, diesem untergeordnet, schien ihm jetzt der erste Grundsatz nicht mehr einseitig und eingeschränkt. Er sah mit den Augen des Mannes, der imstand war im Oelkorn den Baum sehen, unter dessen Schatten der Wanderer ruht. Er redete lange wenig, sah von Tisch zu Tisch, von Kind zu Kind seine Arbeit und hörte sein Lernen und beim kleinsten, wie beim größten übertraf, was er sah, seine Erwartung.

So von der Güte der Sache in allen Teilen überzeugt, sagte er endlich zu Glülphi: Freund! Ich finde ihre Einrichtungen mit der Natur der Menschen und mit ihrem gesellschaftlichen Zustand auf eine Art übereinstimmend, wie ich es noch nirgend gesehen. Er setzte hinzu, das Schicksal der niedern Menschheit ist mehr und minder immer in der Hand der Großen, und diese schätzen das Volk nur in dem Grad, als sie Nutzen von ihm ziehen können; desnahen auch die innern Triebfedern alles Wirklichen eben so allgemein dahin lenken, die Nutznießung der Staaten für ihre Fürsten und der Unterthanen für ihre Oberkeiten so hoch hinaufzutreiben, als möglich, und die in diesem Verhältnis stehenden Menschen zu diesem Endzweck auf das beste zu nutzen und zu brauchen und wenn es gut geht, auch zu demselben zu erziehen und zu bilden.

Dieser Gang der Sachen ist in der Natur der gesellschaftlichen Einrichtungen gegründet. Ein jeder Eigentümer sucht ebenso Haus und Hof, Beruf und Gewerb so hoch hinauf zu treiben, als möglich, und seine Leute zu diesem Endzweck auf das beste zu nutzen und zu brauchen und, wenn es gut geht, auch zu demselben zu ziehen und zu bilden. Das alles ist eine unausbleibliche Folge der Eigentumsansprüche, gegen die unsere Natur auch beim ersten Vorschritt aus ihrem ganz tierischen Zustand immer hinlenkt. Desnahen ist auch der Mensch im allgemeinen im gesellschaftlichen Zustand nur insoweit ruhig und sicher und kann sich nur in dem Maß zu der Behaglichkeit der befriedigten Wilden erheben, als er dienstfähig gebildet ist. Die Erfahrung zeigt allgemein, daß der Zustand der Völker nur insoweit glücklich und die einzelnen Menschen in einem Staat die ersten Vorteile der bürgerlichen Verbindung ruhig und sicher genießen, als sie durch ihre ausgebildete Dienstfähigkeit imstand sind, ihre Lage und Umstände mit den Forderungen der Finanz und den Bedürfnissen der öffentlichen Einrichtungen, denen sie untergeordnet, in Uebereinstimmung zu bringen

und also den Platz, den sie in der Gesellschaft mit gesetzlichem Recht behaupten, wohl auszufüllen.

Ihre Einrichtungen, fuhr er dann fort, entsprechen den gesellschaftlichen Bedürfnissen, die aus diesen Umständen entspringen, ganz vorzüglich und sind, ohne Widerrede, mehr, als irgend etwas andres geschickt, das Urteil der Fürsten und Oberkeiten über den Wert ihrer Menschen zu berichtigen und höher zu stimmen und dadurch die wirklichen Gesetzgebungen der Welt für den Zustand der niedern Menschen sorgfältiger und minder blind und dumm zu machen, als sie gewöhnlich über diesen Gegenstand sind und man kann es nicht genug wiederholen, sagte er, die Fürsten und Oberkeiten werden durch die ersten Bedürfnisse ihres Standes und durch den Reiz der größten Scheingenießungen gehindert, das Volk viel zu achten und an die reinern Beweggründe, für dasselbe zu sorgen, zu glauben. Sie glauben hingegen gar gern an das, was ihnen einträgt, desnahen die erhöhte Ertrags- und Dienstfähigkeit des Volks die Großen offenbar dahin lenken muß, um ihrer selbst willen besser für dasselbe zu sorgen.

Sein letztes Wort war: Lieber Leutnant, ich halte ihre Erziehungsart und ihre ganze Dorfeinrichtungen so ganz für eine Finanzsache, daß wenn ein Kabinett den Plan machen würde, das Volk einzig nach dem Gesichtspunkt seiner größern Ertragsfähigkeit erziehen zu lassen, es ganz gewiß mit Einrichtungen anfangen müßte, wie die Ihrigen sind.

Gott! Denkt euch den Mann, der bis auf jetzt so viel als Taglöhnerdienste mit Feldmessen gethan und hier und dort von Menschen, wie Sylvia, den Lohn seiner Arbeit unter so tiefen Kränkungen empfing, daß er oft selbst dem niedrigsten Volk zum Gespött ward, denkt euch diesen Mann, dem jetzt der Minister seines Fürsten mit einer Achtung begegnete, die sein Selbstgefühl rechtfertigte und das Bewußtsein stärkte, er sei zu etwas mehrerem in der Welt brauchbar. Eine Thräne zitterte in seinem Auge und auf den Lippen lag das Verstummen seines Dankes und seiner Hoffnungen.

Bylifsky kannte dieses Verstummen; es war der Lohn der schönsten Thaten in seinem Dienst.

16. Es wird jetzt wieder viel anders.

Arner schien noch einen ganzen Tag ohne Hoffnung. Er entschlief in einer Ermattung, daß man kaum wußte, ob er tot oder lebendig. Auf allen Angesichtern stand der Gedanke: Er wird nicht wieder erwachen; wie bang, wie bang ists allen! Der Leibarzt entfernt sie alle; sie horchen vor der Thür und hören ihn nur nicht mehr atmen, sie denken alle: Er ist tot, er ist gewiß tot. Also verging die schreckliche Stunde, — sie entschied über sein Leben. Jetzt öffnet der Leibarzt die Thür, aber leise, wie einer, der in der Mitternachtsstund gehütete Kammern öffnet. Er hält den Odem zurück und sagt: Es zeigt sich ein Schweiß! Ich hab ihn bewirkt und wenn mir jetzt noch

einer gerät, so bin ich mit ihm glücklich. Therese will es kaum glauben; aber nach einer Stunde kommt er wieder, redet jetzt mit ihr selber und versichert, der Schweiß, den er gemacht, daure noch fort und alle Umstände seien viel besser.

Den Morgen darauf eilte Bylifsky wieder auf Arnburg. Therese kommt ihm entgegen; er sieht's, sein Freund ist gerettet; er sieht's, es ist kein Jammer in ihrer Geberde, sie eilt; ihre Kinder springen voraus. Also läuft ein Weib, dessen Haus in den Fluten gestanden, mit ihren Kindern dem Vater entgegen, der in der Verheerung nicht da war; die Gerettete sinkt ihm sprachlos an Arm, sein Aeltester ruft ihm von ferne: Wir sind alle noch da und er überfließt von Wehmut und Wonne. Therese sank Bylifsky sprachlos an Arm, ihr Aeltester rief ihm von ferne: Der Vater ist wieder gerettet! und er überfloß von Wehmut und Wonne.

Arner war wirklich gerettet und die Nachricht davon drehte den Leuten in Bonal die Köpfe, wie der Wind die Wetterfahne auf dem Thurm im Dorf. Der abscheuliche Wunsch, der sich zitterte zu zeigen und doch immer weiter vorrückte, war wie verschwunden und das lächelnde Fragen der Männer und Weiber: Ich will doch gern sehen, wie es dann kommt, hatte ein völliges Ende. Die Leute sagten jetzt zu einander, man könne Gott nicht genug danken, daß er wieder gerettet sei. Der Schulmeister schwieg vom Wunder des Herrn und der Jakobli thu mir nichts sagte nicht mehr, daß die Untervogtsstelle, wenn er tot wäre, etwa minder beschwerlich sein könnte, er sagte wieder zu seiner Frau, er könne und wolle nicht mehr Untervogt bleiben; aber sie antwortete ihm: Du mußt mirs bleiben, wenn es jetzt schon mit dem Sterben nicht geraten ist, so kann es ein andermal geschehen.

Die Reichen wurden wieder mit den Armen viel freundlicher, die Bauerntöchter spotteten nicht mehr über das Batzensparen und über die zehntfreien Aecker der Spinnerkinder und die Dorfmeister, deren Knechte den armen Leuten in ihren neuen Pündten gefrevelt, kamen jetzt selber vor ihre Häuser und gaben ihnen gute Worte, daß sie nichts daraus machten; das Vieh, sagten sie, sei ihren Knechten wider ihren Willen entronnen und sie wollen ihnen den Schaden gern wieder gut machen.

17. Der Edelmann wieder im reinsten Verhältnis gegen seine Unterthanen.

Also änderte sich alles, weil er nicht starb; es wollte ihn auch alles wiedersehen, aber er ließ vor allen andern die Kinder von Bonal, die er im Garten gesehen, wieder zu sich kommen. Sein Karl bat ihn dafür und sagte, die guten Kinder seien so traurig um ihn gewesen; einmal, da es am schlimmsten gestanden, sei eine ganze Schar von ihnen in den Schloßhof gekommen und habe nicht wieder fortgehen wollen, bis er herunter gekommen und ihnen erzählt, wie es um ihn

gestanden und sie hätten fast mehr geweint, als er selber. — Aber die guten Kinder erschraken, da sie ihn jetzt wieder sahen; sie kannten ihn nicht mehr, er saß abgezehrt, fast wie ein Toter in seinem Lehnstuhl; aber er war so freundlich, daß sie sich bald wieder an ihn hindrängten; dennoch waren sie so stille, daß fast kein Laut in der Stube tönte; sie durften ihn nicht anrühren und drängten sich selbst zurück, wenn sie zu nahe an seinen Sessel kamen; nur des Maurers Heirli langte zwischen dem Arm des Sessels nach der Schlinge seines Schlafrocks und tändelte mit ihr; da gab ihm Arner die Hand und sagte Theresen: Heb ihn hinauf und setze ihn auf den Arm des Sessels. Sie setzte ihn hin; jetzt umschlang er den Hals des Edeln, nannte ihn Vater und sagte: Es thut dir doch weh, wenn ich da sitze. Dann redete er mit allen, fragte ihren Ziegen nach, ihrer Ordnung im Spinnen, ihrem Batzensparen und redete selber von der Hoffnung der zehntfreien Aecker. Des Rütimarxen Beteli mußte ihm ihre Weidordnung erzählen, er fragte sie: Hütet ihr auch wohl und haltet ihr alles, was ihr darüber versprochen? So, so, erwiderte das Kind.

Er. Warum so, so?

Sie. Es hat im Anfang nicht recht gehen wollen.

Er. Warum?

Sie. Wir waren nur gar zu wohl gewohnt gewesen unter den Bäumen zu liegen und zu schlafen.

Er. Thut ihr es jetzt auch noch?

Sie. Nein, jetzt nicht mehr.

Er. Wie habt ihr euch davon abgewöhnt?

Sie. So nach und nach; wir haben uns selber gehütet und einander selber geweckt. Zuerst ließen wir eins eine Stunde schlafen, dann eine halbe, dann eine viertel, jetzt gar nicht mehr.

Er. Das war recht.

Sie. Seitdem du krank warest, sind wir immer zusammen gestanden, wie die Schafe, wenn sie sich fürchten; es hat keins mehr an das Schlafen gedacht.

Er. Es freut mich, wenn ich euch so lieb bin, aber sage mir, wie gehts mit dem rohen Wesen und mit dem wüsten Reden auf der Weide?

Sie. Damit gehts gut; der Herr Leutnant gewöhnt uns das in der Schule ab.

Er. Hilft das auch auf der Weide?

Sie. Das denk ich; die rohsten Buben sind jetzt wie anders.

Er. Und mit dem Freveln?

Sie. Es frevelt kein einziger mehr; aber denk, wir bekommen doch mehr Erdäpfel zum braten und mehr Obst, als noch kein Jahr. Kannst du erraten, wie das kommt?

Er. Nein, das kann ich nicht erraten.

Sie. Ich will dirs erzählen. Sie haben uns lange ausgelacht, die Weiber, wenn sie ihre Erdäpfel hackten und die Männer, wenn sie

ihre Wiesen wässerten, wir könnten jetzt so fromm sein, weil du es befohlen; etliche sagten, so lange es uns der liebe Gott verboten habe zu stehlen, so sei kein Baum vor uns sicher gewesen und keine Pündten, aber jetzt, da du es sagest, müsse es gelten. Das machte uns böse; etliche rieten, wir wollten dem Kalberleder, der uns am meisten ausspottete, einen Baum Frühbirnen leeren, aber die andern sagten, du würdest es vernehmen und dann ging es nicht gut. Wir ließen es gelten. Zwei Tage danach zäunte die Gemeinde den Berg ein, da gings wieder an ein Spotten über dich und über uns; aber der alte Renold sagte ihnen: Das ist nicht brav, auf diese Weise verdirbt man die Kinder, wenn sie auch noch so gern wollten recht thun; sie sollten uns lieber, wenn wir recht hüten, etwas von ihrem Obst und von ihren Erdäpfeln versprechen. Da gaben sie ihm Recht und versprachen uns, wenn sie ihr Obst abläsen und die Erdäpfel ausgrüben, so wollten sie uns allemal etwas davon zum Hüterlohn geben; jetzt thun sie es; wir haben schon die Menge Erdäpfel und Obst bekommen und bekommen noch alle Tage mehr.

Er. Der Renold muß doch ein guter Mann sein.

Sie. Das denk ich; es ist kein alter Mann mit den Kindern so freundlich wie er. Er hat immer halbe Kreuzer bei sich und er gibt, wer ihm heischt. Die Armen bekommen in keinem Bauernhaus so große Stücke Brot, als bei ihm.

Eines fragte Arnern: Aber kannst du jetzt gar nicht mehr gehen? Und er nahm dem Kind zu gefallen seinen Stock, stund mühsam von seinem Stuhl auf und ging ein paarmal die Stube hinauf und hinunter. Die Kinder stunden auf beiden Seiten in Reihen und freuten sich, daß er doch auch wieder gehen könne. Da er wieder niedergesessen, nahm ihn eins bei der Hand und sagte zu ihm: Aber du stirbst jetzt doch nicht mehr?

18. Ein Rittersaal mit Spiegeln, wie es wenige gibt.

Aber er strengte sich so stark an, daß Therese fürchtete, es möchte ihm schaden. Sie führte die Kinder zum Abendessen von ihm weg in den alten Rittersaal, wo der Ahnherr, der seinen Bauern ein glückliches und harmloses Leben verschaffte, das Thun und Lassen eines Heidenritters und eines christlichen auf beide Wände malen lassen. Karl erklärte den Kindern, noch ehe sie aßen, die beiden Wände: Seht hier, wie der Heidenritter mit den armen Leuten wütet, die vor ihm stehen und um ihr Recht flehen; wie er ihnen alle Schand sagt, daß sie ihm zur ungelegenen Zeit kommen! und dort, wie er den Unterthanen Brief und Siegel vor der Nase zerreißt und ihnen Säufer, Spieler und Bösewichter zu Vorgesetzten gibt. Seht, wie hier sein Rechtstisch voll Geld liegt! Und das Bild der Gerechtigkeit, das Weib da mit den verbundenen Augen und mit der Wage in der Hand am Boden! Seht da den zottigen Hund, der hier in der Stube sein Spiel hat, links

und rechts über das Bild am Boden, wie über einen Stock hinüber zu springen! — Hier bringen die Schergen ihm einen Pfarrer, weil er auf der Kanzel Gott geklagt, daß man das Böse im Volk selber von Oberkeits wegen pflanze und hier verkauft er einen Bauern auf die Galeeren, weil er behauptet, der gemeine Mann im Land habe gegen seine Herrschaft doch noch ein größeres Recht, als das Hornvieh gegen den Bauer, der es ins Joch spannt, und das Recht der Oberkeit gehe nicht über Brief und Siegel hinaus! Seht, seht, wie sie ihn anfesseln und wie der Junker das Geld einstreicht! Aber hier ist er jetzt sterbend. Seht! seht, wie er verzweifelt! Unten am Bett wartet der Teufel auf seine Seele und im Hof jauchzen die Bauern und werfen die Kappen vor Freude, daß sie seiner bald los werden, hoch in die Luft! So zeigte ihnen Karl den Heidenritter. Die Kinder vergaßen fast ihr Abendessen, so freute es sie, zu hören, was der gute Karl von dem bösen Ritter erzählte. Alle sagten: Dem gehts auch recht und etliche probierten vor Freuden, wie die Bauern, die Mützen in die Höhe zu werfen.

Jetzt faßten sie zu ihrer Milch und aßen geschwind. Dann gingen sie zu der andern Wand und Karl zeigte ihnen den christlichen Ritter. Seht! sagte er, wie es so still und ordentlich um ihn her aussieht! Seine Kinder sitzen alle um den Tisch und lernen und seine Knechte sind alle an einer Arbeit und nicht so wild, wie die andern; sie spotten den Armen nicht aus und er thut in allem das Gegenteil vom Heidenritter. Hier setzt er einen Untervogt ab, weil er die Bauern drückte und für ihn den Wert der Gefälle und Bodenzinse höher ansetzte, als der gemeine Kauf ging. Hier sitzt er auf dem Richterstuhl, aber es ist kein Geld auf dem Tisch; er braucht die Gerechtigkeit nicht, wie der Schneider die Nadel, für Fleisch und Suppe; er vergleicht die Leute. Seht, wie freundlich sie einander die Hand bieten. Seht, seht, er jagt den Pudel, der bei dem andern seine Sprünge über die Gerechtigkeit machte, aus der Stube. Seht, seht, wie der Hund den Schwanz hängt und flieht. Hier geht er mit dem Pfarrer durch die Saat und hier sitzt er unter den Bauern an der Gemeinde. Hier steht er unter dem Haus eines Armen. Seht, seht hier seine Stube voll Winterkleider für seine Armen und hier eine ganze Apotheke. Seht, die Junkerin nimmt selber Arzneien heraus. Hier steht sie vor dem Bett einer kranken Frau und hier ist sie mit dem Junker in der Schule. Seht da die Schulpfenning und Bücher, die sie austeilen; und hier in der andern Stube lehren sie die Kinder spinnen und stricken und weben. Das ist ja, sagten die Kinder, was dein Papa und deine Mama bei uns machen. Wir wollen jetzt nicht von dem reden, erwiderte Karl und zeigte ihnen noch den Ritter auf dem Todbett. Seht! wie zufrieden und ruhig er da liegt und betet. Alles um ihn her weint, seine Bauern knien im Schloßhof und beten für ihn und die Engel warten auf seine Seele.

So erklärte ihnen Karl die beiden Wände des Saals und die Kinder erzählten daheim mehr von diesen alten Rittern, als von ihrem

Abendessen. Die meisten Eltern sagten, wenn doch auch nur in allen Schlössern dergleichen Wände wären; etliche setzten hinzu und Knaben, die es unser einem erklärten.

Von allem, was während der Krankheit des Junkers geschehen, rührte ihn nichts so sehr, als die Sorgfalt einiger Leute in Bonal, wenn er stürbe, den Leutnant dennoch im Dorf zu erhalten. Er ließ den Renold und den Lindenberger, Gertrud und das Baumwollen-Mareili und die Renoldin zu sich kommen und sagte ihnen, solche Proben einer Treue, die über den Tod hinaus gehe, verdienten einen Dank, den er kaum zu erstatten wisse. Die guten antworteten alle, sie hätten nicht einmal geglaubt, daß er hiervon etwas vernehmen werde und imgrund alles um ihrer selbst und um ihrer Kinder willen gethan.

Das Mareili sagte: Die Schulkinder hätten viel mehr gethan, als sie alle. Und da Arner noch nichts davon wußte, erzählte sie ihm, wie diese Kinder dem Herrn Leutnant ihr Spargeld anerbieten wollten, daß er bei ihnen bleiben könne und wie ihrer viele auch zu ihm in seiner Stube gesagt, sie wollten gern, bis sie erwachsen, nicht um einen Kreuzer mehr Hoffart kaufen und gewiß den Eltern alle Tage wohl um dieses Spargeld noch mehr spinnen, wenn ihnen die Eltern nur dieses thun würden.

Er ließ den Renold und den Lindenberger neben seinem Krankensessel sich zur Seite sitzen, dankte ihnen für das, was sie für das Dorf gethan hatten, als wenn sie es für ihn gethan hätten. Dann fragte er sie, was die Dorfmeister dazu gesagt hätten, da sie sich so der armen Leute und ihrer Kinder also angenommen. Dann die Gertrud, ob auch der Leutnant in seiner Schule mit den Kindern wirklich ausrichte, was sie in ihrer Stube. Und die Renoldin, ob ihrer Mutter und die vornehmen Leut im Dorf noch immer mit ihr zürnten? Und das Mareili, ob es nicht gleichwohl in allem Meister worden wäre, wenn er schon gestorben?

Die erste antwortete, man müsse eine Haselstaude nicht mit einem großen Nußbaum vergleichen. Die Renoldin: So lange die Welt steht, oder vielmehr so lange ich lebe, werde ich nie werden, wie die großen Leute im Dorf und die großen Leute im Dorf nicht, wie ich. Und das Baumwollen-Mareili: Es ist möglich, daß ich doch Meister worden wäre; aber das ist gewiß, ich hätte keine Freude mehr gehabt am Meisterwerden. Gertrud sagte ihm auch, der Hübel-Rudi sei ein Bräutigam; er fragte mit Hastigkeit, ob mit der Meierin und redete dann eine Weile von nichts, als von diesem Menschen, den sein Großvater unglücklich gemacht hatte; er zeigte eine Freude ob seinem Glück, wie wenn eines seiner Kinder wohl versorget worden wäre und sagte zur Gertrud, sie solle ihm den guten Menschen morgen mit der Meierin ins Schloß bringen. Sie brachte sie.

Der arme Mann konnte fast nicht herausstammeln, er sei dem Junker alles schuldig. Arner sagte lächelnd: Du wirst doch der Gertrud

und Meierin auch gern etwas schuldig sein wollen? Dann war er den ganzen Abend fröhlich mit ihnen und sagte endlich mit der heitersten Teilnehmung zur Gertrud: Ich sehe es, mein guter Rudi hätte nicht besser versorget werden können und redete mit ihr ab, die Hochzeit dieser guten Leute müsse an dem Tage sein, wenn er das erstemal wieder nach Bonal komme. — Auch Therese dankte ihr für alles, was sie für diese Haushaltung thue und war mit der Meierin fröhlich, daß sie den armen verlassenen Rudi nicht verschmäht. Sie und der Junker wiederholten, es sei ihre Schuldigkeit und sie würden es in ihrem Leben nicht vergessen, sich dieser Haushaltung anzunehmen. Dann fragte er die Meierin auch, was ihr Bruder mache. Sie errötete, stannte einen Augenblick und sagte dann: Junker! er ist kein Mensch mehr, seitdem ihr ihn zum Untervogt machtet. Der Junker erwiderte lachend, wenn ich darin gefehlt, so kann ich ihn ja wieder zum Menschen machen.

Meierin. Ich fürchte, es wird nicht so leicht sein.

Junker. Er soll mir nur den Mantel wieder bringen.

Meierin. Das würde er wohl gern thun, wenn er nur dürfte.

Junker. Warum darf er nicht?

Meierin. Seine Frau will, daß er Untervogt bleibe.

19. Er erlöst eine oberkeitliche Person.

Der Junker empfand von neuem, wie übel er gethan, daß er diesen Jakobli thu mir nichts zu einer oberkeitlichen Person gemacht. Auch war er unter allen Leuten, die irgend einen Anlaß hatten, wieder ins Schloß zu kommen, der einzige, der es nicht that. Indessen hatte Arner die Unordnungen alle vernommen, die während seiner Krankheit in Bonal vorgefallen. Dieser Umstand und seiner Schwester Wort, er sei kein Mensch mehr, seitdem er Vogt sei, nebst den alten Erfahrungen brachten Arnern zum Entschlusse, sich von ihm los zu machen, was auch immer seine Frau dazu sagen werde. Er ließ ihn nach ein paar Tagen zu sich rufen und fragte ihn mit Unwillen, ob er nichts von diesen Unordnungen gehört? Der Vogt antwortete, er wisse nicht, was er eigentlich meine.

Junker. Ob er denn nicht wisse, daß die Bauern den Tannern ihr Vieh in die Einschläge getrieben?

Vogt. Er habe etwas davon gehört.

Junker. Was er davon gehört?

Vogt. Eben was ihr Gnaden sage.

Junker. Warum er's nicht angezeigt?

Vogt. Er habe bis jetzt geglaubt, ihr Gnaden beschwerlich zu fallen.

Junker. Warum er es jetzt nicht anzeige?

Vogt. Er glaube, die Bauern hätten die Tanner für den Frevel, den eigentlich nur ihre Hüterbuben begangen, zufrieden gestellt und es klage niemand mehr.

Junker. Ob er meine, daß in diesem Fall der Frevel nicht angezeigt sein müsse?

Vogt. Er solle ihm verzeihen, er sei noch unerfahren.

Junker. Er wisse doch, daß die Frevel mutwillig geschehen und die Zäune mit Gewalt eingebrochen worden.

Vogt. Nein, diesen Umstand habe er nicht erfahren.

Junker. Auch nicht, daß man in vielen Häusern ganze Nächte durch gespielt und gesoffen?

Vogt. Es sei einmal so ein Gerücht gewesen, aber, ob es wahr sei, das wisse er nicht.

Junker. Ob er dem Gerücht nachgefragt?

Vogt. Es habe ihms niemand befohlen.

Junker. Ob das Gerücht nicht selber Befehl genug gewesen?

Vogt. Das sei ihm nicht zu Sinn gekommen.

Der Junker war des Gesprächs müde; er fragte ihn jetzt, ob er nicht sehe, daß er seiner Stelle nicht gewachsen?

Vogt. Er sehe es wohl.

Junker. Ob er nicht gern davon los sein möchte?

Vogt. Ja freilich, es sei ihm keine Stunde wohl, seitdem er die Stelle habe.

Da entließ ihn der Junker des Dienstes und der Mann war froh, daß seine Herrschaft jetzt wieder ein Stall sei, wo er bis jetzt so gut und ohne Verdruß fortgekommen. Aber da er heim kam, wütete seine Frau und sagte, sie wollte lieber, sie hätten ihn mit dem Schelmen fortgejagt, sie wäre dann seiner auch überall los, da er doch zu nichts in der Welt gut sei.

20. Eine neue Vogtswahl.

Der Junker ließ sich jetzt in der neuen Vogtswahl nicht mehr vom Pfarrer leiten; er hatte nunmehr erfahren, wie sehr die Geistlichen ob der bürgerlichen Brauchbarkeit der Bauern verirren können. Auch die besten von ihnen meinen, wenn ein Mensch gut sei, so sei er zu allem gut und doch macht die Gutmütigkeit, wenn sie, wie es so oft der Fall ist, mit Schwäche verbunden, die Leute in den wichtigsten Geschäften unbrauchbar und wenn man einen Menschen, der nichts, als gut ist, zu einer oberkeitlichen Person wählt, so wird die oberkeitliche Person sicher, eh Handumkehr, ein schlechter Mensch. Das hatte jetzt Arner am Meier erfahren. Er wollte also den Vogt selber und ohne den Pfarrer erwählen.

Im Dorf glaubte jedermann, der Weibel werde es werden; er selber zweifelte nicht daran und sein Töchterchen sagte zu Vater und Mutter, es freue sie erst recht, daß sie dem Jakobli thu mir nichts so über den Zaun geantwortet. Aber der Junker dachte hierüber an niemand, als an den Baumwollen-Meier; er war jetzt überzeugt, daß diesem Mann Unrecht geschehen, daß seine Rohheit eine Folge seines Miß-

muts über das Unrecht, daß er gelitten und der Anschein seiner Hartherzigkeit eine Folge der Zerrüttung und Unordnung im Dorf sei und daß zu dieser Stelle bei weit und fernem im Dorf niemand so tüchtig, als er. Der Baumwollen Meier dachte an nichts weniger und antwortete der Schwester, die ihm sagte, die Stelle wäre für ihn gut: Red' mir nicht davon, der Junker findet sicher wieder einen Pfarrer-Jakobli, mit dem er den andern ersetzen kann; an mich denkt er hiefür so wenig, als an eine Katze. —

Sie. Du bist selber schuld, daß niemand an dich denkt, und machst selber, daß alle Menschen das Gegenteil von dem sagen, was du bist, es liegt dir nichts daran und das ist nicht recht.

Er. Was soll mir daran liegen? Es ist ein Lumpengesindel um die Menschen von hier.

Sie. Wenn man dich kennte und brauchte, du würdest machen, daß es kein Lumpengesindel mehr wäre.

Er. Dies wohl.

Sie. Du solltest nicht so sein, du könntest das Dorf glücklich und dir tausend Freuden machen, die du nicht hast.

Er. Es war eine Zeit, da ich es wollte, jetzt ist sie vorbei.

Sie. Du lebst ja doch noch.

Er. Ich bin nicht mehr, was ich da war.

Sie. Das ist gewiß so; wir alten alle. Aber mit der Untervogtsstelle könntest du noch alles ausrichten, wenn du schon nicht mehr jung bist.

Er. Ich hätte zu meiner Zeit keine Untervogtsstelle gebraucht, um aus dem Dorf alles zu machen, aber man hat nicht wollen.

Sie. Denk nicht ewig an das, was man dir böses gethan, denk jetzt auch an das, was du gutes thun könntest.

Er. Ich hasse die Stelle, sie war unter dem Alten eine Mörderstelle, unter diesem ist oder wird sie eine Frau-Basenstelle.

Sie. Du thust dem guten Herrn Unrecht; wenn er schon auch noch nicht alles sieht, was du glaubst, daß er sehen sollte, so sieht er doch mehr, als kein andrer und will das Gute.

Er. Trau doch keinem Herrn ganz. Er ist gut, ich kann nicht anders sagen; aber, wo es auf die Hauptsachen für das Bauernwohl ankommt, da sind alle Herren halb blind und wollen es sein und wenn man ihnen hierüber den Star stechen und keine Komplimente machen will, so ists, wie wenn man ihnen ans Herz greifen würde und bei diesem wird es am End eben so sein.

Sie. Sag doch das nicht, er ist nicht, wie die andern, du siehst es selber und thut alle Tage, was kein andrer thun würde.

Er. Und doch, wenns aufs Haupttreffen kommt, wird er den Fuß zurückziehen und die Bauern im wesentlichen ihres Zustandes stecken lassen, wenn er tausendmal überzeugt ist, daß sie in demselben keine Menschen werden können.

Sie. Sei du nicht unbillig und verurteile ihn nicht, ehe du ihn erfahren, denk du viel mehr an deinen alten Wohlthäter und thu, was du ihm versprochen.

Er. Wenn ich tausendmal daran denke und es aber nicht mehr kann! Die Oberkeit hat die Leute mutwillig und absichtlich verkehrt und zugrund gerichtet und es ist nicht in meiner Macht, dieses jetzt zu ändern.

So redete er mit seiner Schwester und wollte nicht Vogt werden, da ihm aber Arner die Stelle selber antrug, so änderten sich seine Gedanken. Tausend Vorstellungen wurden jetzt in ihm rege, die er vorher nicht hatte und er konnte dem Junker, der ihn um Hilfe für sein Dorf bat, wie ein guter Vater einen edeln und weisen Mann um Hilfe für seine Kinder bittet, kein Wort von dem sagen, was er seiner Schwester geantwortet. Der alte Wunsch seines Lebens, sein Dorf glücklich zu machen, ward wieder, wie in seinen Jugendjahren, in ihm lebhaft; er sagte Arnern nicht nein.

Und da er heim kam, war ihm nicht anders, als sein alter Lehrmeister stehe ihm wie vor Augen und er höre ihn wieder, wie er vielseitig den großen Gedanken in ihm entwickelte, was ein einziger Mensch durch Geschäftskenntnis, Ordnungsliebe und gute Sitten zum Glück seiner Nebenmenschen beitragen könne. Sein ganzes Leben kam ihm jetzt wieder vor, wie in seinem vaterlosen Zustande auch nicht ein Stück Brot auf Gottes Erdboden sein Eigentum war und wie dennoch die kleine Gabe des gutmütigen Alten und die Weisheit der wenigen Worte, die er mit ihm geredet, ihn zum reichsten und glücklichsten Mann im Dorf gemacht. Jetzt dachte er wieder lebhaft an alles, was er dem guten Alten versprochen und auch wie treu und ehrlich er alles, was er versprochen, halten wollen, und wie niederträchtig, dumm, hochmütig und gewaltsam ihm die damalige Oberkeit an allem Guten, das er thun wollen, gehindert. Er sagte dann zu sich selber: Ich wasche meine Hände in Unschuld; es hat sicher nicht an mir gefehlt. Aber dann konnte er sich auch nicht verhehlen, daß die Umstände sich jetzt geändert, daß die Hindernisse, die ihm ehemals in den Weg gestanden, jetzt nicht mehr da seien und wenn er dann noch an seine Kinder dachte und an den ehrlosen, unsichern Zustand, in den sie hinter ihm bei allem ihren Geld dennoch notwendig herab sinken müßten, wenn Arner auch bei seinen guten Absichten nicht Hilfe finde, den Zustand der Haushaltungen in ihrem Innern in eine bessere Ordnung zu bringen, so konnte er nicht anders, er mußte die Stelle annehmen, obwohl er auch jetzt noch nicht alles auf Arnern zählte und es noch immer für unmöglich achtete, daß ein Herrschaftsherr in allen Stücken, die das Wohl des Volks betreffen, seine Herrschaftsvorurteile ablegen und diesen Gegenstand allgemein mit einem gesunden Auge ansehen könne.

Er that dem guten Junker hierin Unrecht, sein reiner Edelmut setzte ihn weit über das Handwerksmäßige des Herrschaftsbrauchs, des Herrschaftsrechts und der gewöhnlichen Herrschaftsstimmung empor.

Fast sobald er wieder atmen konnte, hatte er keine größere Angelegenheit, als sein Volk glücklich zu machen. Er suchte ihr Wohl um ihrer selbst und nicht blos um seiner Herrschaft willen. Er versammelte in seiner Genesungszeit fast alle Abende die verständigsten Bauern von Bonal vor sein Bett, den Lindenberger, den Renold, den Michel, die zwei Brüder und noch ein paar andere, und redete mit ihnen über alle Hindernisse des Volksglücks und über die Mittel, sie zu heben. In ihrem Kreis war auch der Leutnant und der Pfarrer und der Rollenberger.

Der erste hatte, seitdem Bylisky größere Hoffnungen in ihm rege gemacht, die Natur der Volksgesetzgebung zum beständigen Vorwurf seines Nachdenkens in jedem freien Augenblick gemacht und redete über diesen Gegenstand in Gegenwart des Meiers und der anderen Bonaler also:

21. Anfangsgründe der Volksgesetzgebung und der Volksbildung.

Der Mensch ist von Natur, wenn er sich selber überlassen, wild aufwächst, träg, unwissend, unvorsichtig, unbedachtsam, leichtgläubig und gedankenlos, furchtsam und dabei ohne Grenzen gierig und wird dann durch die Gefahren, die seiner Schwäche und durch die Hindernisse, die seiner gierigen und anspruchsvollen Selbstsucht in den Weg kommen, krumm, verschlagen, heimtückisch, mißtrauisch, undankbar, mißmutig und dabei verwegen, rachgierig und grausam.

Das ist der Mensch, wie er, wenn er im Gewirre und im Drang des gesellschaftlichen Lebens sich selbst überlassen, wild aufwächst, werden muß. Er raubt, wie er ißt und mordet, wie er schläft; das Recht seiner Natur ist ein Bedürfnis, der Grund seines Rechts ist sein Gelüst und die Grenzlinie seiner Ansprüche ist seine Trägheit und die Unmöglichkeit, weiter zu gelangen, desnahen der Mensch in diesem Zustand der Gesellschaft nicht nur nicht nütze, sondern noch im höchsten Grad gefährlich, schädlich und unerträglich ist. Auch ruht der bürgerliche Wert des Menschen und die gesellschaftliche Brauchbarkeit aller seiner Kräfte auf Einrichtungen, Sitten, Erziehungsarten und Gesetzen, die ihn in seinem Innersten umstimmen, um ihn ins Gleis einer Ordnung, die wider die ersten Triebe seiner Natur streiten und dahin zu bringen, daß er beim Werke seines bürgerlichen Lebens eine das Innerste seiner Natur befriedigende Laufbahn finde und an einer Kette nicht verwildere, welche die ersten Triebe seiner Natur mit unerbitterlicher Härte beschränkt und mit eiserner Gewalt etwas anders aus ihm zu machen beginnt, als das ist, wozu ihn seine Naturtriebe mit der ganzen Gewalt unwillkürlicher Reize hinreizen.

Der Mensch ist desnahen allenthalben in dem Grad, als ihm der Genuß von solchen Einrichtungen, Anstalten, Sitten, Erziehungsarten und Gesetze mangelt, ein unbefriedigter Naturmensch mit allen

Fehlern dieses Zustandes und bleibt trotz seines ganzen äußerlichen Bürgerlichkeitsmodells das schwache, gefährliche Geschöpf, das er im Wald ist. Er ist in diesem Zustand der Gesellschaft so wenig nutz, als sie vor ihm sicher. Auf der andern Seite hat auch er ebensowenig einen befriedigenden Genuß von ihr und es wäre ihm, wenn er mitten in der bürgerlichen Gesellschaft von ihr verwahrlost, wild und natürlich aufwächst, gewiß besser, er könnte seine nichtigen Tage ungehemmt und ungefesselt im Wald dahin leben, als Bürger eines Staats zu sein und aus Mangel bürgerlicher Bildung am Fluch einer Kette zu serben, die ihm das Gefühl der Rechte seiner Natur von allen Seiten verwirrt, das Befriedigende seiner tierischen Triebe in allen Teilen beschränkt und ihm nichts dagegen gibt, als die Forderung, zu sein, was weder Gott noch Menschen aus ihm gemacht haben.

Indessen ist es nichts weniger, als leicht, dieses zu leisten und den Menschen durch das Band der bürgerlichen Gesellschaft glücklich zu machen. Es fordert die ganze Weisheit eines den Menschen tief kennenden Gesetzgebers, ihm beim dauernden Widerspruch seiner ersten Triebe die Unterwerfung unter die Bedürfnisse der öffentlichen Ordnung angenehm zu machen. Eine jede Lücke in der bürgerlichen Ordnung, ein jeder Anstoß im gesellschaftlichen Leben, eine jede Ahnung, durch Gewalt oder durch List seine natürliche Freiheit zu behaupten und außer dem Gleis der bürgerlichen Ordnung zur Befriedigung seiner Naturtriebe gelangen zu können, das alles facht in jedem Fall den Funken der Empörung gegen diese Kette, der tief in unserer Natur liegt, wieder an; das alles belebt in jedem Fall die nie in uns sterbenden Keime unserer ersten Triebe von neuem und schwächt eben so in jedem Fall die Kräfte unserer bürgerlichen Bildung, die diese Triebe beschränken.

Indessen fordert das Wesen der bürgerlichen Verbindung, daß jede Gesetzgebung dahin lenke, die Menschen von den Grundschwächen ihres Naturlebens, namentlich von ihrem Leichtsinn, von ihrer Gedankenlosigkeit, Unbedachtsamkeit, Furchtsamkeit, Unordnung und Unanstelligkeit, sowie von den Folgen dieser Grundschwächen, vom Trotz ihrer Dummheit, von der Verwegenheit ihres Leichtsinns, von den Verwickelungen ihrer Unordnung, von der Not ihrer Liederlichkeit, von den Verlegenheiten ihrer Unanstelligkeit, von dem Unsinn ihrer Gierigkeit und von der Gewaltsamkeit ihrer Rache zu heilen und sie hingegen im Kreise ihrer bürgerlichen Verhältnisse thätig, bedächtlich, mutvoll, vorsichtig und in ihrem Zutrauen sowohl, als in ihrem Mißtrauen sicher zu bilden und sie dahin zu bringen, aus Ueberzeugung ihres bessern Vorteils auf der Bahn des bürgerlichen Verdienstes und in den Schranken des bürgerlichen Rechts die Befriedigung von Trieben zu suchen, denen der Mensch in der Roheit seines unbürgerlichen Zustandes mit unbedingter Begierde nachstrebt. Und je höher der Mensch in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung steht, je wichtiger ist es für den Staat, daß die Gesetzgebung das Ziel seiner bürgerlichen

Bildung nicht verfehle und ihn sicher dahin bringe, den Ansprüchen des wilden Naturlebens zu entsagen.

Indessen sind alle die neuern Gesetzgebungen hierin wie mit Blindheit geschlagen und es fehlt viel, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf die bürgerliche Bildung bei den Menschen in dem Grad verdoppeln, als dieselbe in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, als andere. Im Gegenteil, ihrer viele vernachlässigen sie in eben diesem Verhältnisse.

Aber, wo das ist und die Gesetzgebung überhaupt die Naturschwächen des Menschen sein läßt, was sie sind und ihre Mitglieder allgemein in der ganzen Roheit eines unbürgerlichen Zustandes aufwachsen läßt und es besonders denen, die in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, als andere, desto leichter macht, der Natur nachzuleben, da ist es der Gesellschaft ganz unmöglich, ihren Gliedern die ersten Vorteile der bürgerlichen Verbindung in der That und nicht blos zum Schein zu verschaffen. Es ist Spott, gegen die betrogene Menschheit zu behaupten, daß Sicherheit und Gerechtigkeit in einer solchen Verfassung oder vielmehr Verwirrung statt habe. Die Sach ist unmöglich. Wo, zum Beispiel, ich will aber in der Tiefe bleiben, wo die höher zielende Wahrheit sich um so viel behaglicher sagen läßt, wo, zum Beispiel, sage ich, Schulz, Untervogt, Weibel u. s. f. landskundig und allgemein minder ehrlich, minder aufrichtig, minder unbescholten, zuverlässig, gutmütig und treuherzig sind, als die gemeinen Leute im Land und eben dadurch, daß sie Untervögte, Weibel und Schulzen sind, dahin kommen, daß sie unbeschadet der Ehre ihres guten Namens und ihres Seckels alles, was recht ist, minder sein können und dürfen, als der gemeine Mann im Land und im Gegenteil in allem, was die Menschen zur Verwilderung eines unbürgerlichen und ungesellschaftlichen Lebens hinabführt und sie zu verdrehten, krummen, hinterlistigen, falschen, trägen, unordentlichen und dabei verlogenen, heimtückischen, gewaltthätigen, rachsüchtigen Naturmenschen macht, allenthalben ganz Meister sind, da braucht es Edelmanns Unschuld, Pfarrers-Einfalt und Philosophen-Blindheit, zu glauben, daß in einem solchen Dorf die ersten Vorteile der bürgerlichen Verbindung statt haben und auch nur statt haben können.

Das Volk, das ist alles, was auf zwei Beinen geht, wird unter diesen Umständen, allenthalben notwendig ein Gesindel, dessen ganzes Bestreben dahin lenkt, auch wie seine Obern von der verhaßten Kette loszukommen und ihnen gleich wie im Wald zu leben und dennoch wo möglich noch bei ihrem Waldleben andere zweibeinige Geschöpfe, die minder glücklich sind, als sie, zu ihrer Bedienung, zu ihrer Kommlichkeit und zum Schutz unter sich und auf jeden Fall an der Hand zu haben. Unter diesen Umständen kann es nicht anders sein, Sicherheit, Freiheit, Eigentum und Gerechtigkeit wird allenthalben ein Traum und das heilige Recht zu einer armseligen Notjagd gegen verwilderte Tiermenschen und die armseligste Galgen-, Rad- und Galeeren-Gerechtig-

keit wird zum wesentlichsten Staatsbedürfnis, um an solchen Orten den Mangel der bürgerlichen Bildung des Volks zu ersetzen, die zum Naturleben privilegierten Stände in ihrem Recht zu schützen, ihnen mitten in allem Greuel ihrer Unbürgerlichkeitssünden Rang, Uebergewicht und Gewalt sicher zu stellen und indessen die niederen Staatsbürger vor gleichen Unbürgerlichkeitsfehlern mit der ganzen Kraft der öffentlichen Gewalt zurück zu halten und allfällig auch zurück zu metzeln, wodurch dann aber freilich das Volk natürlicher Weise dahin kommt, durch die Umwege des Betrugs, der Verstellung und eines hündischen Kriechens die Befriedigung der Triebe zu erzielen, wozu ihnen weder durch bürgerliches Verdienst, noch durch offene Gewalt zu gelangen möglich wird, indem ihnen für das erste bürgerliche Bildung und bürgerliche Ordnung mangelt und für das zweite der Weg dazu durch eine solche Armen-Gerechtigkeit ihnen versperrt wird.

Also redete der Leutnant von den Anfangsgründen der Volksgesetzgebung und behauptete, die Uebereinstimmung des Willens und der Kräfte, worin das Wesen eines jeden Staats bestehe, fordere unumgänglich: erstens, daß alle Glieder der gesellschaftlichen Verbindung durch eine ihrer Lage angemessene Standes- und Berufsbildung zur Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung ihres großen oder kleinen gesetzlichen Eigentums wohl gebildet und dahin gebracht werden, daß sie, indem sie sich selbst und die Ihrigen wohl versorgen, dadurch ihren Mitständen und Mitmenschen auf eine ihrer Lage angemessene Art vorzüglich zu dienen eben so tüchtig als geneigt werden. Zweitens, daß in einem jeden Staat diejenigen Menschen, die in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, mit vorzüglicher Sorgfalt dem Joch der gesetzlichen Einschränkungen ihres Standes und Berufs unterworfen und mehr, als ihre Untergebenen gehindert werden, der Natur nachzuleben; sowie überhaupt, daß alle diejenigen, welche durch die Vorzüge ihrer Leibes-, Seelen- und Vermögenskräfte verleitet, glauben möchten, sie hätten die Vereinigung mit den minder Stärkern nicht nötig, von allen Arten von Handlungen, die den Vorteilen des allgemeinen Zusammenhaltens und den ächten Grundsätzen einer weisen Vereinigung der Menschen entgegenstehen, abgehalten werden müssen. Drittens, daß mitten unter aller Gewaltsamkeit der Anstöße, die bei der Eigensüchtigkeit unserer Natur auch unter den besten bürgerlichen Einrichtungen dennoch immer Platz finden, das Gefühl der Verhältnisse aller Stände unter einander gegenseitig immer rein und gesund erhalten werde.

22. Der Bauern Urteil über diese Anfangsgründe.

Der Junker und der Pfarrer fanden seine Grundsätze nichts weniger als unrichtig, es schien dem letzten sogar, das Wesen derselben erkläre ihm den sonst schwierigen Katechismussatz: „Der Mensch sei von Natur geneigt, Gott und seinem Gesetz zu widerstreben und seinen

Nächsten zu hassen", und mehrere gute Lehren des Christentums auf eine sehr befriedigende Art. Aber dann konnten sie es sich auch nicht verhehlen, diese Grundsätze stellten die ganze im philosophischen Jahrhundert in Ausübung stehende Gesetzgebung auf den Kopf. Und sie schienen ihnen bei allem noch bedenklicher, als den Bauern von Bonal, die sie auch hörten.

Diese folgten dem Leutnant Schritt für Schritt. Es stimmte ganz mit den Erfahrungen ihres Dorfs und ihres Lebens überein, daß der Mensch, wenn er sich selbst überlassen, roh und wild aufwächst, vollends werde, wie der Leutnant gesagt. Sie sagten laut, es sei sicher, wenn man aus dem Menschen nichts mache, so werde er nichts; er werde immer so, wie man sich mehr oder weniger Mühe um ihn gebe, mehr oder weniger etwas. Der alte Renold stieg, sich hierüber zu erläutern, bis zur Zeit der Glaubensänderung hinauf und sagte, der Eifer, der damals in die Menschen hineingebracht worden, sich an Leib und Seel mehr als gewöhnlich selbst Vorsehung zu thun, leitete sie auf eine außerordentliche Art zu einer guten Vorsorge für einander und brachte also die Herzen aller Stände zusammen. Das Auge glühte dem Alten, da er sagte: Es war damals kein Knecht unversorgt und der arme Mann konnte der Seinigen halber ruhiger über das Grab hinaus denken, als jetzt ein Reicher. Sie stellten völlig darauf ab, der Mensch werde von sich selber in keinem Stand, was er solle, sondern müsse durch beten, arbeiten, durch Kirchen und Schulen dazu gemacht werden, und so wie man bei diesem Glauben geblieben oder davon abgewichen, seien die Menschen immer glücklicher oder unglücklicher gewesen.

Dann sagten sie umständlich, so wie der alte Junker die Sitten, Uebungen, Einrichtungen, durch welche man ehedem das Volk zur Zucht, Ordnung, Ehrbarkeit und zum Verdienst angehalten, nichts mehr geachtet, die Leute alle sich selber überlassen oder vielmehr mit Haut und Haar dem Hummel verkauft, seien sie allgemein ein Gesindel geworden, wie es der Herr Leutnant beschrieben. Alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung hätten sich durch den Mangel an Aufmerksamkeit auf die gute Versorgung des Volks aufgelöst. Es sei zwischen Vater und Kind, zwischen Ehmann und Frau, zwischen Meister und Knecht wenig mehr natürliches Gefühl ihrer wahren Verhältnisse übrig geblieben, als zwischen der Obrigkeit und dem Volk. Damit sei aber auch allem Verderben Thür und Thor aufgethan worden und alle Strafen hätten nichts mehr geholfen, sondern die verwilderte Herde nur schlauer, wilder und schamloser gemacht; es sei so weit gekommen, daß, wenn man den kleinsten Kindern auf der Gasse etwas abgewehrt, so hätten sie sich umgekehrt und gesungen: Was bellen die Leute? Was reden die Hunde? Wenn Zigeuner ins Dorf gekommen, so seien sie ihnen scharenweis nachgesprungen und hätten gewöhnlich zu ihnen gesagt: Ihr habt es gut, ihr müßt nicht in die Schule und nicht spinnen! Auch die Alten seien gern, wo es Anlaß gab, an den Wegen und in den Wäldern

zu ihnen zum Feuer hingesessen und hätten eben wie die Kinder gesagt: Ihr habt es gut! ihr müsset nicht zu Acker fahren und der Oberkeit nichts geben, und wenn ihr aufbrauset, so zanket niemand mit euch. Ihr habt keine Weibergüter und seid euern Kindern nichts schuldig.

So sehr stimmten die Urteile und Erfahrungen der Bonaler Bauern über die Anfangsgründe der Gesetzgebung und Volksbildung mit denjenigen des Menschenkenners überein. Er wußte aber die wahre Meinung über alles, was ihn wunderte, von den Bauern herauszulocken, wie wenige Menschen. Auch fand er gewöhnlich etwas ganz andres bei ihnen, als zum Exempel die Herren Pfarrer, wenn sie sich von den schlauen Buben schöne Sachen über das Wohlgefallen des lieben Gottes an der Keuschheit und den übrigen christlichen Tugenden vorheucheln lassen, — oder die Junker, wenn sie ebenso gutherzig mit ihnen von der schuldigen Treu der Zehntknechte und Gefälleintreiber reden und auch die Gelehrten, die sich zu ihnen hinzu drängen, um aus ihren Antworten Volksbücher zu machen.

Wie weit sie dem Leutnant anders redeten, als dergleichen Herren, zeigt sich aus ihren Aeußerungen über die Verbrechen; ich will einige davon anführen.

23. Volksphilosophie über die Verbrechen.

1. Diebstahl.

Sie sagten, das Stehlen liege im Menschen, das Nichtstehlen müsse man ihn lehren. Bei ihnen habe unter dem Hummel alles gestohlen, sogar die Eltern den Kindern und die Kinder den Eltern. Die Leute hätten es zwar im allgemeinen nicht für recht gehalten, aber in einem jeden einzelnen Fall so viel Entschuldigungen dafür gefunden, daß es imgrund gleichviel gewesen, ob sie es noch für recht gehalten oder nicht.

„Er hat mir auch gestohlen." „Was er mir gethan, ist mehr als gestohlen. Wenn es ein anderer wäre, ich würde es nicht thun; aber bei diesem ist es nicht Sünde." — „Er kommt doch um seine Sache; nehme ich sie ihm nicht, so nimmt sie ein andrer!" Tausend dergleichen Worte, sagten sie, sind unter vernachläßigten und verwilderten Menschen gewöhnlicher, als das Vater-Unser. Dergleichen Leute sagen unter diesen Umständen sogar von der Oberkeit: Sie nimmt auch, wo sie kann und mag, und stehlen ihr dann noch lieber, als sonst jemand. Sie sagten, verwilderte Leute achteten das öffentliche Gut immer, als gehöre es niemand und glaubten desnahen ebenso, was sie der Oberkeit stehlen, sei so viel, als nicht gestohlen. Auch die Fremden zu bestehlen, achte das Volk allenthalben weit weniger Sünde, als die Einheimischen: „Wären sie geblieben, wo sie zuhause sind, sie hätten nicht

nötig, uns noch enger zu machen, es ist sonst eng genug; wenn sie das Unsrige nicht wollten, sie wären nicht zu uns gekommen." So reden gewöhnlich auch die besten im Dorf, wenn den Fremden die Zäune eingerissen und aus Bündten und Gärten und Feld geraubt wird, was möglich.

Die Nachbarn erzählten viel sonderbare Umstände von den Dieben; sie machten auch einen Unterschied zwischen dem gesetzmäßigen und galgenmäßigen Stehler und sagten endlich, wenn man den Menschen nicht dahin bringe, daß er um seiner selbst willen nicht stehle, so werde man in Ewigkeit nicht mit ihm dahin kommen, daß er um Gottes willen oder um des Nächsten oder auch um des Galgens willen nicht stehle.

2. Unzucht.

Auch von dieser sagten sie, sie liege im Menschen; die Zucht müsse man ihn lehren; der Mensch, wenn er sich selbst überlassen, wild aufwachse, habe weder Scham noch Zucht und könne keine haben; daß er sie erhalte, setze, wie das Nichtstehlen, voraus, daß er nicht blos sich selbst überlassen werde und nicht wild aufwachse. Wo immer das Gegenteil sei und man aus dem Menschen nichts mache, als was er aus sich selbst wird, wo immer die Söhne zum Brot-Erwerb nichts taugen und die Töchter zu nichts erzogen werden, als schöne Jungfern zu werden, da sei Unzucht notwendig allgemein; das junge Volk springe unter diesen Umständen diesem Fehler entgegen, wie Hühner, denen man Haber streut, ihrem Fraß. Da hilfts dann nichts, sagten sie, wenn man die halben Glucktiere mitten unter dem Fressen bei den Flügeln packt und ihnen die Hälse umdreht; die übrigen Hühner fressen neben den toten Schwestern ihren Haber bis auf den letzten Kern fort und wenn man ihnen morgen wieder Gluck! Gluck! ruft, so kommen sie wieder und lassen sich wieder die Hälse umdrehen wie gestern.

Unter dem Hummel sei so wenig eine Spur von Scham gewesen, daß die Eltern ob der Schande ihrer Kinder weniger erschraken als ob ihrer Heirat; die Bergleute hätten aber auch zu ihrem Sprichwort gehabt, es wäre einem Bauern besser, sein Hof würde ihm verhagelt oder sein Stall würde ihm bis auf die letzte Klaue aussterben, als daß sein Sohn ihm eine Tochter von Bonal heim bringe. Sie sagten nach ihrer Bauernweise: Kirchen und Schulen, Recht und Gerechtigkeit machen allein, daß der Mensch in diesem und in allen andern Stücken kein Zigeuner werde, sonst finde er in der Welt nichts angenehmer und werde es gewiß. Sie sagten, die Alten hätten ihre Kinder dadurch vor der Unzucht bewahrt, daß sie keine größere Angelegenheit gekannt, als sie an Leib und Seel wohl zu versorgen. Auch die Obrigkeiten hätten sich keine Mühe dauern lassen, daß gut Recht und Ordnung im Land sei. Der Bauernstand sei ein Ehrenstand gewesen und seine geistliche und weltliche Vorgesetzten hätten es für eine Hauptsache der Regierung angesehen, diesen Stand als einen Ehrenstand zu er-

halten. Diese Ordnung der Dinge meinten sie, sei das einige wahre Mittel wider die Unzucht.

Auch dies sagten sie: Die Leichtfertigkeit komme in einem Land mehr von den Alten, als von der Jugend her; man sehe es allenthalben, wo die Jugend auch nur ein wenig dazu gehalten werde, so mache sie sich eine Freude daraus, auf ihren guten Namen zu achten, und halte es für eine Ehre, eine gesunde Farbe zu haben, keck und stark zu sein und nichts an sich kommen zu lassen, das ihnen zur Schande gereichen könnte.

So urteilten sie über das Wesen der Keuschheit und Zucht. Dann verglichen sie die Ordnung der alten über diesen Gegenstand und die Meinungen der neuen Zeit. Sie sagten, auch hierin war die Ordnung der Alten stark und grad; aber unter dem Hummel machte die allgemeine Unsicherheit die Menschen auch hierin schwach und krumm und unsere Zucht, die keinen Grund mehr hat, ist jetzt nichts andres als Heuchelei und Betrug. Unter den Alten sei ein nächtliches Zusammenkommen der Knaben und Töchter für ehrlich geachtet und für erlaubt angesehen worden, aber es habe allenthalben seine festgesetzten Regeln gehabt, ob welchen die Knaben und Töchter mehr gehalten, als ob keinem Gesetz ihrer Oberkeit. Sie behaupteten, man müsse in dieser Sache nicht blos dem frühzeitigen Beischlaf, man müsse auch den unglücklichen Ehen vorbeugen und glaubten, diese Nachtfreiheiten hätten vorzeiten gar vieles hierzu beigetragen. Sie sagten in ihrer rohen Sprache, es kaufe keiner eine Katze im Sack und das sei auch keinem mit einer Frau zuzumuten; aber die Menschen seien überall mehr zur Ueberwindung ihrer selbst, zur Ordnung und zur Anstrengung erzogen worden und der Stand der jungen Leute sei ein Ehrenstand gewesen. Das alles habe dahin gewirkt, daß die Eltern allgemein auch in diesem Stück so ein gutes Vertrauen auf ihre Kinder haben können; dieses Vertrauen sei so weit gegangen, daß die Bauern auf den Höfen, wo es doch unsicher sei, um ihrer Töchter willen niemals scharfe Hunde gehalten und selbige doch noch an den Samstagen und Sonntagen an die Ketten gelegt, damit die Knaben sich nicht scheuen, zu ihren Häusern zu kommen und dies ihren Töchtern nicht etwa an einer Heirat schade.

Auch wenn solche junge Leute an diesen Tagen bei einander allein gewesen, hätten Eltern aus Ehrenhäusern sich um deswillen nicht im geringsten bekümmert; etwa gar fromme Leute hätten, wie zum Ueberfluß, noch ein Vater-Unser für sie gebetet, daß der liebe Gott sie nicht in etwas Gefährliches und Schädliches fallen lasse.

Erst da, wo der Pflug im Feld nicht mehr sicher gewesen, seien auch die Töchter in ihrer Kammer nicht mehr sicher gewesen.

3. Wucher.

Auch von diesem sagten sie, alle Menschen lenkten zum Wucher. Wer etwas habe, das er nicht brauche, hänge es dem andern gern um den Zins an und nehme diesen immer so groß, als ihn der andere

gern gebe; und da nichts zu machen, als daß der andere das nicht eben so gern nehme, was der erste nicht brauche. Aber es sei eine Kunst, sich nach seiner Decke zu strecken und von Natur könne der Mensch diese Kunst nicht; er sei sich selbst überlassen allenthalben leichtsinnig, liederlich, denke nicht an den morgenden Tag und fahre also allenthalben, wo er diese Kunst nicht lerne, dem Wucher in den Rachen, wie der Hering dem Walfisch. Also seien auch hier Kirchen und Schulen, Recht und Gerechtigkeit — mit einem Wort, alles was wahrhaft verhüte, daß der einzelne Mensch im Land nicht wild aufwachse, sondern zur guten Besorgung seiner Lage und seiner Verhältnisse wohl angezogen werde, das einige wahre Mittel gegen den Wucher.

4. Mord.

Auch aus dem Mord, sagten sie, mache sich der Mensch, wenn er verwildert werde oder wild aufwachse, nichts. — Unter dem Hummel hätten die Schülerkinder einander mit dem Messer gedroht, und bei den Alten sei es zur Gewohnheit geworden, daß sie bei ihrem Frevelleben noch auf jeden Fall Mordmesser bei sich gehabt, die Knaben seien sogar des Nachts nicht ohne solche zu den Töchtern gekommen, welches ehedem für abscheulich gehalten worden.

5. Aufruhr.

Auch dieser, sagten sie, stecke in allen Menschen, wenn die Obrigkeit nichts für sie thue, sie sich selbst überlasse oder noch gar wider sie und so eigensinnig sei, daß sie vor dem Thron die Menschen nicht sehe. Sie sagten, Gehorsam und Versorgen gehöre zusammen und ohne das letzte sei das erste in keinem Menschenherzen.

Bei ihnen sei zwar kein Aufruhr entstanden, aber, wenn die Menschen, wie bei ihnen, von Oberkeits wegen in dem Grad verdorben werden, daß sie nicht einmal mehr Aufrührer werden können, so sei das auch kein Ruhm, weder für die Oberkeit, noch für das Volk. Der Aufruhr setze immer noch ein Vereinigungsgefühl voraus, welches unter den schlechtesten Menschen nicht einmal mehr Platz habe.

Mit einem Wort, sie stimmten in der ganzen Reihe der Verbrechen dahin mit dem Leutnant überein: Der unversorgte und unerzogene Mensch thue sie alle; die Grundlage aller Fehler, wie der bürgerlichen Ordnung liege in unserer ungesellschaftlichen, selbstsüchtigen Natur und es sei ganz wahr, was er sage, der Mensch, wenn er wild aufwachse, raube, wie er esse, und morde, wie er zürne. Der Mensch, der in der Gesellschaft wahrlost werde, werde wie ein Wilder und handle wie einer, — und wo dann immer die gesellschaftlichen Menschen und vorzüglich die stärksten unter ihnen, die reichsten und ersten in ihrem Innersten, wie die Wilden gestimmt seien und wie Zigeuner dächten und handelten, da sei es mit aller bürgerlichen Ordnung und mit allen Vorteilen, die das Beieinanderwohnen der Menschen in großen Gesellschaften haben könne, ein End; sie hätten es erfahren. Unter der

Zigeunerordnung des alten Junkers und des Hummels sei weder Erziehung noch Gerechtigkeit mehr möglich gewesen; selber die Religion wirke dann nichts Gutes mehr. Einer sagte das rohe Wort, sie würden unter diesen Umständen nichts anders, als was das Sprüchwort ausdrücke: Wasch mir den Buckel (Rücken) und mach ihn nicht naß.

Bei allen diesen Gesprächen redete der neue Untervogt am wenigsten; er saß fast immer wie in Gedanken vertieft da. Er glaubte noch immer, es sei dem herrschaftlichen Stand unmöglich, sich über alle Vorurteile, die der Sicherheit, dem Wohlstand und der Ehrliebe der Unterthanen im Weg stehen, allgemein zu erheben. Aber jetzt fühlte er die Volksliebe Arners so rein, als die Vaterliebe irgend eines Mannes, und sah, daß auch die größten Wünsche, die er für die Sicherheit und den Wohlstand des Volks hegte, mit den Grundsätzen Arners übereinstimmten und daß selber auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, die er für den Volkswohlstand so wesentlich achtete, sich vollends an die Grundsätze des Leutnants, die Arner billigte, anschließen ließen. Dennoch äußerte er seine Wünsche über diesen Gegenstand nur so weit, daß er nach langem Stillschweigen endlich die Bemerkung hinwarf: Der wesentliche Nutzen einer jeden Herrschaft ruhe mehr auf verteiltem Geld, als auf zusammengehäuftem. Hundert wohlhabende Unterthanen seien ihr unendlich wichtiger, als zehn, die so viel als diese hundert vermögen. Aber der Wohlstand dieser hundert, oder vielmehr des Volks ruhe immer auf einem großen Grad von wirtschaftlicher Sicherheit, zu welcher der einzelne Mensch im Land im allgemeinen nur da gelange, wo ihn die Herrschaft durch ihre eigne wirtschaftliche Weisheit auf das Gleis der Selbstorge führe, auf dem der Mensch immer am besten das werde, was er werden solle.

24. Die Philosophie des Buchs.

So heiter der Junker die Grundsätze des Leutnants fand, so machte es ihm doch Mühe, daß er sich nicht verhehlen konnte, die Ausübung derselben müßte fast die ganzen im philosophischen Jahrhundert in Ausübung stehenden Gesetzgebungen auf den Kopf stellen. Aber da er jetzt die Uebereinstimmung aller dieser Nachbarn mit diesen Grundsätzen sah, dachte er, wenn doch auch die Bauern sähen, daß sie auf den Kopf muß und ging auch hierin beruhigter mit dem Menschenkenner Hand in Hand weiter.

Je tiefer sie das Wesen desselben erforschten, je mehr sahen sie, daß seine Vollendung gänzlich darauf ankomme, den Willen und die Kräfte ihrer Bonaler in dem Wesentlichen ihrer Einrichtungen zu einem Ziel zu vereinigen. Und Glülphi wiederholte in dieser Rücksicht die Aeußerungen: Die Ausübung dieses großen und ersten Grundsatzes aller gesellschaftlichen Verbindung fordere in der kleinsten Herrschaft so gut, als in dem größten Reich

1) eine allgemeine gesicherte Berufsbildung der Menschen für ihren Stand, welche durch Erziehung,

2) eine allgemeine Sicherstellung der gesellschaftlichen Vereinigungsvorteile für Obere und Untere, welche durch Gerechtigkeit,

3) und eine allgemeine Erhaltung gegenseitig reiner und gesunder Gefühle zwischen allen Ständen, welche durch Religion erzielt werden müsse.

Dann sahen sie auf ihr Werk zurück und fanden die Erfahrungen desselben ebenfalls mit diesen Grundsätzen übereinstimmend. — Sie sahen, daß ihre Gertrud durch nichts als durch die reine Weisheit einer auf häusliches Zusammenhalten gegründeten Berufsbildung und durch die fromme Sorgfalt, ihr Gefühl sowohl als dasjenige der Ihrigen gegen alle ihre Verhältnisse rein und gesund zu erhalten, dahin gekommen, ihren Mann und ihre Haushaltung zu erretten und ihre Wohnstube zum unübertrefflichsten Muster guter Schuleinrichtungen zu machen. Ebenso fanden sie, das zwanzigjährige Elend des Hübelrudis rühre ganz daher, daß weder er, noch seine Frau eine vernünftige Berufsbildung genossen, ohne welche das häusliche Zusammenhalten so wenig statt haben kann, als die Gefühle der gegenseitigen Verhältnisse sich unter diesen Umständen weder in einer Haushaltung, noch in irgend einem bürgerlichen Verhältnisse rein und gesund erhalten können. Auch dies sahen sie, daß alles Elend, so unter dem alten Junker und dem Hummel über das Dorf verhängt worden, in diesem Verderben des weisen häuslichen Zusammenhaltens und die reinen gesunden Gefühle der gegenseitigen Verhältnisse, wie in seinem Mittelpunkte zusammen komme und daß alle Mittel, die sie bis jetzt versucht, das Dorf wieder herzustellen, immer in dem Grad angeschlagen, als sie mit diesen Vereinigungsgrundsätzen der gesellschaftlichen Menschheit wohl übereinstimmten; sowie im Gegenteil alle Hindernisse ihrer Endzwecke von Gesinnungen und Umständen herrührten, die diesem gesellschaftlichen Zusammenhalten entgegen.

Glülphi sagte, der Umsturz alles bürgerlichen Glücks vereinigte sich in dem Zyklopen-Grundsatz: Was frag ich nach den unsterblichen Göttern und dem heiligen Gastrecht? Ich verspreche dir Dank und fresse dich auf. Er fand im Egoisme dieses Grundsatzes Hummeln, Helidor und Sylvien, die Speckmolchin, den Kriecher, mit einem Wort alle Thaten und alle Menschen, deren blinde Selbstsucht den reinen Grundsätzen der bürgerlichen Vereinigung entgegen handeln, zusammentreffen.

25. Arners Fest.

Indessen beschloß das Volk in Bonal, den Tag, an dem Arner wieder das erste mal in ihr Dorf kommen würde, wie ein Fest zu feiern. Nach langem Sehnen — die Aerzte hinderten Arnern — kommt endlich der Tag; sein Morgen ist heiter; das ganze Dorf geht ihm

mit Jubel entgegen. Die ihn am meisten liebten, die Kinder, gehen voraus; sie sind alle mit Blumen geschmückt, hinter ihnen der glückliche Rudi, seine Meierin und seine Hochzeitleute; dann der Pfarrer und die ganze Gemeine. So geht das Volk den Berg hinan. Der Pfarrer stimmt ein Lied an an Gott, den Vater des Lebens und den Retter vom Tod, und die ganze Gemeine singt mit ihm. Arner hört ihren Gesang von ferne; es geht seinem Herzen nahe, daß er die Pracht des Morgens nicht sieht. So sah er die Sonne nicht mehr und die Pracht der silberschlängelnden Itta, da der Hirtenknab unter den Felsen zu ihren Füßen sich an seinen Stab lehnte und ein Abendlied sang. Jetzt versteht er der Nahenden Lied; er singt ihren Gesang mit ihnen; Therese, die Kinder singen den Gesang mit; alle drücken dem geretteten Vater zu beiden Seiten die Hände; aller Augen sind naß und der Wagen fährt still.

Plötzlich hört ihn die kommende Menge. Ihr Gesang verstummt; die Kinder laufen ihm außer der Ordnung entgegen und die Eltern laufen den Kindern nach; er sieht die laufende Menge und steigt aus dem Wagen. Therese, die Kinder steigen aus dem Wagen; auch sie laufen dem Volk entgegen. Jetzt umringt ihn die Menge; sie rufen alle: Er lebe! Er lebe! Gott Lob, daß er lebt! Er dankt der Menge, er bietet allen die Hände; er wiederholt die Worte: Es freut mich für euch alle, wieder zu leben, auf allen Seiten; jetzt sieht er den guten Pfarrer im Gedränge der Menge, eilt zu ihm hin; dann auch zu dem armen Mann, den sein Großvater unglücklich gemacht, und zu seiner Braut.

Seine Güte erheitert das Volk; der Berg wiederhallt vom Jubel der Dankenden. Alles drängt sich an ihn; er hat Mühe, den Zug wieder in Ordnung zu bringen; endlich gelingt es ihm doch; er geht jetzt mitten unter den fröhlichen Leuten zu Fuß den Berg hinunter und Therese und die Kinder gehen auch zu Fuß unter der Menge. So kommen sie zur Kirche. Sein Stuhl ist mit Blumen geschmückt. Der Pfarrer winkt; die ganze Gemeine liegt auf den Knieen. Arner allein steht noch und sieht Theresen, seine Kinder und die ganze Gemeine auf den Knieen für ihn beten. Aber wer kann den Eindruck beschreiben! Er sieht einen Augenblick mit der Farbe des Todes auf die Betenden hin; dann fällt auch er auf die Kniee und betet auch. Er fühlt die Pflicht, Vater dieses Volkes zu sein, jetzt, wie er sie noch nie fühlte; seine Thränen fließen, er benetzt die Blumen zu seinen Füßen, wie der Morgentau. Jetzt steht er auf; er will dem Volk danken; er tritt einige Schritte vorwärts, aber er kann nicht reden; seine Rührung hemmt ihm die Sprache; ein lautes Geschrei: Vater Arner! Vater Arner! unterbrach ihn, und jetzt stimmt der Pfarrer das Lied an: Herr Gott, dich loben wir!

26. Eine Hochzeit.

Dann verband der Pfarrer den glücklichen Rudi mit seiner Meierin. Und Arner gab nach der Kirche den Hochzeitleuten und der ganzen Gemeine ein fröhliches Mahl. Nahe bei dem Pfarrhaus war die halbe Wiese mit Tischen bedeckt und mit allerlei ländlichem Essen. Junges und Altes saß um die Tische; in der Mitte des weiten Kreises saßen die Hochzeitsleute und das Schloß und das Pfarrhaus.

Der gute Rudi bekam viele und schöne Geschenke. Der Junker Karl brachte ihm zwei schöne geschmückte Schafe; ihre reine Wolle war weiß, wie ein gefallener Schnee, und er führte sie selber. Seine Schwester brachte einen Korb voll gesponnenen Flachs; sie trug ihn auch selber und hatte auch selber davon gesponnen. So bekamen die Hochzeitsleute viel Schönes und Nützliches. Aber unter allen behielt Glülphis Geschenk den Vorzug. Er gab ihnen die letzten Worte der Großmutter hinter hellem, wasserreinem Glas in einem goldenen Rahmen. Oben an den Segensworten umschlang ein dunkelgrüner Kranz einen Bienenkorb. Zu beiden Seiten neben den Worten bogen sich die zerschlagenen Aeste der Trauerweide. Unten wand ein Oelzweig einen Totenkopf, der im Sonnenglanz strahlte.

Die Namen des Rudis und der Meierin und die Worte: Denk an mich, Sohn! Es wird dir noch wohl gehen! waren größer, als die andern und mit goldenen Buchstaben geschrieben. Das war das schönste Geschenk; es ging an allen Tischen herum und Junges und Altes sagten, sie hätten nichts schöneres gesehen.

Nach dem Essen tanzte die Jugend und plötzlich näherte sich der hüpfenden Reihe Vater Arner; sie neigten und bückten sich Paar und Paar vor ihm und allemal sagte das Mädchen: Ich danke, und sein Knabe: Gott Lob, daß Sie wieder leben! Das Ganze des Tages rührte Arner, daß, wenn es möglich gewesen, seine Liebe zum Volk sich noch verdoppelt hätte.

Und der gute Rudi beschloß den frohen Tag mit einer schönen That. Der alte Feind seines Lebens, der böse Hummel, starb an demselben. Er lebte zwar schon lange nur noch wie ein Baum, der, auf der Brandstätte bis auf das Mark versengt, noch etwas Zeit aus seiner Wurzel einen unnützen Saft gegen den toten Stamm treibt. So war alles Menschliche in ihm schon längst tot.

Aber wie oft eine Lampe noch vor ihrem Verlöschen einen hellern Schein zeigt, also hatte er heute auch noch einen beruhigenden menschlichen Gedanken. Da am Morgen dieses Tags alle Glocken läuteten und er allen Jubel des Volks hörte, und den Hübel-Rudi neben dem Junker, und die Meierin neben Thereschen, und die Kinder des armen Mannes neben den Kindern Arners und des Pfarrers unten an seiner Gasse zur Kirche gehen sah, stritt es eine Weile in ihm, ob die Freude des Volks ihn, wie gewohnt, rasend machen wolle. Aber es kam eine Thräne in sein Aug und er konnte zu sich selber sagen: Ach, mein Gott! Ach, mein Gott! und bald darauf: Wenn es zu meiner Zeit

auch so gewesen wäre, so wäre ich auch nicht so ein Mensch worden. Er wiederholte die Worte und hängte diesem Gedanken eine Weile nach, da traf ihn der Schlag. So springt eine verrostete Saite, sobald man sie anrührt.

Der gute Rudi hatte mit Mühe ein Bettlerweib bewegen können, ihm abzuwarten; denn er heulte in seiner Teufelsfurcht oft wie ein Vieh, und das fürchtet das Volk. Dieses Bettelweib, das ihn bei Monaten nie „ach mein Gott" hatte sagen hören, freute sich, daß er doch auch noch einen guten Gedanken zeigen können, ehe ihn der Schlag traf, und las ihm das Gebet für einen armen Sünder, den man zur Richtstatt führt, vor. Weiter aber that sie ihm nichts, sie ließ es nicht einmal dem Rudi sagen; sie dachte, der gute Mensch sei in seinem Leben so viel mit ihm geplagt gewesen, daß es jetzt nicht recht wäre, wenn er ihm noch seinen Hochzeitstag verderben müßte. Aber da der gute Rudi am Abend mit der Braut und den Hochzeitsgästen an seinem Haus vorbei ging, konnte er nicht anders, er mußte zu sich selber sagen: Der arme Tropf hat jetzt alle Freuden dieses Tags gesehen und gehört und dabei denken müssen, ihm sei keine mehr beschert auf Erden. Sobald er heim kam, nahm er eine Flasche Wein und eine Platte mit allem Guten, das er hatte, eilte damit von der Braut und den Hochzeitgästen weg zu dem alten Feind seines Lebens und traf ihn also an. Er entsetzte sich und sagte dem Weib, das ihm abwartete, wie es ihn auch habe also liegen lassen können. Es antwortete: Ich habe nichts zu machen gewußt, als für ihn zu beten, daß ihm Gott eine selige Auflösung beschere. Da sieht der Rudi das arme Sündergebet offen liegen und sagt: Jesus, hast du ihm das vorbeten können? Aber er säumt sich nicht lange — er eilt zu seiner Braut und zu seinen Hochzeitsgästen, die ihn noch heim begleitet, zurück und sagt ihnen, er könne nicht mehr bei ihnen bleiben, der Hummel sei in diesem Zustand. Einige antworteten zwar, er solle den alten Bösewicht fahren lassen, wohin er fahre und jetzt bei ihnen und bei seiner Braut bleiben, aber die Meierin erwiderte, nein, er habe recht und sie wolle auch mit ihm zu dem elenden Menschen.

Dann gingen sie von ihnen weg zu dem alten Feind ihres Lebens und blieben bei ihm, bis er verschieden. Dann erst gingen sie wieder heim; es ging schon gegen den Morgen, und der Mond schien helle.

27. Arners Gesetzgebung.

Arner eilte nun, sein Werk zu vollenden.

Und das sind die Einrichtungen, Gesetze, Anstalten und Versorgungen, durch welche Arner es versucht, den Grundsätzen des Leutnants ein Genügen zu leisten, um sein Volk in Bonal von den Fehlern eines sich selbst überlaßnen Naturlebens zu heilen und dasselbe aus einem leichtsinnigen,

gedankenlosen, trägen, unvorsichtigen, untreuen, verwegenen, mit einem Wort verwahrlosten Naturgesindel, das sie waren, zu einem bedächtlichen, festen, fürsichtigen, treuen, frommen, anstelligen, in ihrem Zutrauen und ihrem Mißtrauen sicher gehenden, und Glück und Zufriedenheit innert den Schranken der bürgerlichen Einrichtungen zu finden, fähigen Menschen zu machen.

Er ließ in jedem Fach des Landbaues und der Hauswirtschaft den Mann, von dem er mit Zuverlässigkeit vernommen, daß er darin vorzügliche Kenntnisse und Erfahrungen habe, zu sich kommen und bat ihn, in diesem Fach sein Dorfrat zu sein. So machte er den, der den Kornbau, den, der den Wiesenbau, den, der den Waldbau, den, der die Fruchtbäume, den, der den Rebenbau am besten besorgte, zu seinem Dorfrat in diesem Fach.

Dann gab er einem jeden von diesen Männern für sein Fach ein Dorfratsbuch, welches ihm, soweit die Schloßprotokolle und die von ihm diesfalls besonders eingezogenen Nachrichten hinreichten, eine allgemeine Uebersicht seines Fachs erteilte und die nötigen Unterabteilungen derselben richtig und heiter bestimmmte, z. B. im Kornbau zeigte

1) wieviel die Gemeine überhaupt Land besitze;
2) wieviel davon zu einer jeden Zelge gehöre;
3) wieviel ein jeder einzelne Bürger davon besitze.

In den kleinern Gegenständen der Wirtschaft, über welche die Schloßprotokolle kein Licht gaben, wie z. B. die Baumzucht und dergleichen, ließ Arner von den Dorfräten selber die ihnen nötigen Verzeichnisse aufnehmen.

Dieses in Ordnung, mußte dann ein jeder in den Rubriken, die ihm vorgezeichnet waren, den Zustand seines Fachs im allgemeinen und in seinen besonderen Abteilungen nach bestimmten und heitern Regeln bemerken, z. B. Rubrik Kornbau.

1) Wieviel von dem Fruchtland, so die Gemeine besitze, gut, wie vieles mittelmäßig, wie vieles schlecht; — wie vieles den gehörigen Grad von Flüssigkeit habe, wie vieles hingegen zu naß und wie vieles zu trocken, hinwieder wie vieles sandartig, wie vieles kalkartig, wie vieles lehmartig und wie vieles gemischt sei.
2) Was für größere oder kleinere Verbesserungen in diesen verschiedenen Abteilungen des Fruchtbodens statthaben könnten; welche von diesen Verbesserungen wirklich versucht worden und was für größere und kleinere Hindernisse der allgemeinen Ausführung dieser Verbesserungen im Wege stünden.

Im zweiten Teil des Buchs hatte dann ein jeder Bürger seinen Platz oder Hof, darauf der Dorfrat die Rubriken des ersten Teils auf ihn anwenden und z. B. in der Rubrik Kornbau zeigen mußte

1) wieviel er von einer jeden Art des ungleichen Fruchtbodens besitze;

2) in was für einem Zustand ein jeder Teil dieses Landes sei;
3) was für Verbesserungen bei ihm besonders stattfinden könnten und
4) wie weit sie nicht statt fänden und aus was für Ursachen.

Diese Ordnung war in allen Fächern von den größten bis auf das kleinste die gleiche. Arner erhielt dadurch ein reales und vollständiges Grundbuch über die allgemeine Dorfwirtschaft von Bonal und ein auf dasselbe gegründetes Rechenschaftsbuch von dem besondern Zustand der Wirtschaft eines jeden Bonalers in allen seinen Teilen, von seinen größten Hauptbesitzungen bis auf das kleinste Schwein im Stall und den letzten Baum, den einer in seiner Wiese setzte. Dies hatte unter anderm zufolge, daß wenn er mit irgend einem Unterthan über seine Wirtschaft redete, alles ungegründete Jammern und alles hoffärtige Aufschneiden, dessen die Bauern besonders gegen ihre Herrschaft so gewohnt sind, von selbst wegfiel. Arner wußte nunmehr meistens besser, als die Leute selber, in welchem Zustand sich ihre Wirtschaft im ganzen befinde.

Er blieb nicht hierbei stehen. Nach einigen Wochen Erfahrung bemerkte er die Einschränkung seiner meistens nur einseitig gebildeten Dorfräte, und da er überhaupt wußte, daß Leute, die in einem besondern einzelnen Teil der Wirtschaft vorzügliche Kenntnisse haben, gewöhnlich und besonders in einem gewissen Alter dahin kommen, aus ihrem Fach alles, oder wenigstens gar viel mehr zu machen, als es im ganzen und mit allen übrigen verbunden wirklich ist und dadurch dann natürlich sehr gehindert werden, mit gehöriger Unparteilichkeit und Uebersicht des Ganzen auch in ihrem Fach Rat und Wegweisung zu erteilen, so säumte er nicht, diesem wesentlichen Mangel seiner Einrichtungen abzuhelfen. Er suchte zu diesem Endzweck für jede der fünf Nachbarschaften, in welche er das Dorf abgeteilt hatte, zwei jüngern noch lernbegierige, aber doch schon in allen Teilen der Wirtschaft eigene Erfahrungen besitzende Männer aus, die er mit Zuziehn der ältern Dorfräte wählte und die dann im engern Kreis ihres Bezirks ihren Nachbarn allemal nach der Wegweisung des Dorfrats, in dessen Fach ein Gegenstand einschlug, an die Hand gehen mußten.

Diese blos wie zu ihrer Erleichterung vorgenommene Einrichtung schmeichelte den Dorfräten, da sie auf diese Art die verständigsten und fleißigsten jüngern Hauswirte wie zu sich in die Schule geschickt und sich untergeordnet sahen; auf der andern Seite aber, da diese jüngern Männer bei einem jeden dieser Dorfräten nur in demjenigen Fach Rat suchen mußten, welches ein jeder wirklich verstund und nur insoweit, als sie denselben für die Wirtschaft der Leute in ihrer Nachbarschaft wirklich brauchten, so machte ihnen dieses auch nicht zu viel Mühe und sie wurden hingegen durch die vielseitigen Erfahrungen dieser Männer auf eine sehr einfache Art dahin geleitet, die Gegenstände der Wirtschaft allgemein mit fester Aufmerksamkeit auf ihre einzelne Teile in beständigem Mitgenusse der wesentlichen Detail-Erfahrungen vor Augen

zu haben, ohne dadurch den Zusammenhang des Ganzen aus dem Gesicht zu verlieren. Sie genossen dadurch auf eine sehr einfache Art das Wesen einer ganz vorzüglichen Landwirtschaftsschule.

28. Der Mittelpunkt seiner gesetzgeberischen Vorkehrungen.

Aber, indem er also bei den ersten Einrichtungen seiner Gesetzgebung die Aufmerksamkeit auf die Wirtschaft der einzelnen Haushalter zu seiner Hauptabsicht zu machen schien, zielte er doch höher.

Er hatte an dem großen Grundsatz von der Uebereinstimmung des Willens und der Kräfte, worin das Wesen aller gesellschaftlichen Verbindungen besteht, einen Leitfaden gefunden, den er nicht mehr aus der Hand ließ. Dieser führte ihn zu dem Begriff einer höhern Polizei, welcher Erziehung, Gerechtigkeit und selbst die Religion, insofern sie die Sache des Staats ist, untergeordnet werden müßten.

In Gefolg dieses Polizeibegriffs sah er dann

1) Die Erziehung als ein Mittel an, alle Glieder der gesellschaftlichen Verbindung auf eine ihrer Lage und ihren Umständen angemessene Art zur Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung ihres größern oder kleinern Eigentums zu bilden, damit sie, indem sie sich selbst und die Ihrigen wohl versorgen lernten, dadurch zugleich tüchtig und geneigt würden, ihren Mitständen und Mitmenschen auf eine ihrer Lage angemessene Art zu dienen.

2) Die Gerechtigkeit als ein Mittel, alle Arten von Handlungen, welche den allgemeinen Grundsätzen der bürgerlichen Vereinigung und des gesellschaftlichen Zusammenhaltens entgegen, zu verhindern und besonders diejenigen Glieder der Gesellschaft, welche, indem sie in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, als andere, denken möchten, sie hätten die Vereinigung mit dem minder Stärkern nicht nötig, in diejenigen Schranken zu lenken, deren ungestrafte Ueberschreitung das Wesen der bürgerlichen Verbindung aufhebt und ihre Vorteile zernichtet.

3 Die Religion als ein Mittel, unter der Gewaltsamkeit der Anstöße, die bei der Eigensüchtigkeit unserer Natur auch unter den besten bürgerlichen Einrichtungen dennoch immer Platz greifen, das Gefühl der Verhältnisse aller Stände unter einander gegenseitig immer rein und gesund zu erhalten.

So fand Arner in dem Begriff seiner höhern Polizei und in der Unterordnung der Erziehung, der Gerechtigkeit und der Religion unter dieselbe die natürlichste Wegweisung, den drei so wichtigen Gesichtspunkten, ohne welche in keiner gesellschaftlichen Verbindung, keine wahre Vereinigung des Willens und der Kräfte Platz hat, ein Genügen zu leisten.

Nach diesem Leitfaden hatte er also in Absicht auf die Erziehung Glülphis Schule, in Absicht auf die Gerechtigkeit seine eigenen Ein-

richtungen in diesem Fach, und in Absicht auf die Religion das Benehmen des Pfarrers von Bonal von dieser Seite zu untersuchen.

Glülphis Schule befriedigte ihn ganz; er sah, daß sie den Endzwecken dieser höhern Polizei vollends entsprach, Bonals Jugend, indem sie selbige zur Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigentums bildete, von allen Seiten dahin zu lenken, daß selbige, indem sie sich selbst wohl versorgen lernten, zugleich tüchtig und willig würden, ihren Nebenmenschen auf eine ihrer Lage angemessene Art zu nützen und zu dienen.

In Absicht auf die Gerechtigkeit machte er sich zu seiner wesentlichsten Angelegenheit, durch dieselbe alle Arten von Handlungen, die den Grundsätzen der wahren gesellschaftlichen Vereinigung und des reinen bürgerlichen Zusammenhaltens entgegen, zu verhüten, und besonders diejenigen Glieder der Gesellschaft, die, weil sie in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher, als andere stehen, meinen, sie hätten die Vereinigung mit den minder Stärkern nicht nötig, in den Schranken der bürgerlichen Ordnung zu erhalten.

29. Seine Gerechtigkeitspflege.

Er fing aber auch hierin bei der Aufmerksamkeit auf das Eigentum an. Die Erfahrung hatte ihm gezeigt, daß die meisten Streitigkeiten der Bauern daher kommen, daß sie die Titul, Merkmale, Kennzeichen und Beweistümer ihres Eigentums und ihrer Rechtsame nicht sorgfältig genug inacht nehmen und in der Ordnung halten. Er machte sie also vor allem aus auf diesen großen Grund ihres vielseitigen Unglücks aufmerksam und dann mit der Form und Ordnung eines zu fernerer Verhütung derselben wohl eingerichteten Haus-, Rechnungs- und Eigentumsbuchs bekannt, in welchem nicht blos ihr tägliches Einnehmen und Ausgeben, sondern auch ihr sämtliches größeres und kleineres Eigentum mußte aufgezeichnet und mit allen seinen Kennzeichen, Titeln, Rechten und Beschwerden, mußte eingetragen und z. E. bei einem Stück Land die Anstößer, die Marken, die Länge, die Breite, die Zäune, eben so die Wasserrechte, die Wegrechte, die es zu Lasten der Anstößer und hinwieder diejenigen, die die Anstößer zu seinen Lasten besitzen, bemerkt und gegenseitig auch von den Nachbarn durch ihre Unterschrift anerkannt werden.

So wichtig Arner die allgemeine Einführung solcher regelmäßigen Wirtschaftsbücher achtete, so wenig glaubte er, daß die Einführung derselben blos durch seinen Befehl möglich werde, im Gegenteil hielt er diesen Befehl für eine wahre Nebensache von der Mühe und Arbeit, die es fordern würde, sie einzurichten. In Gefolg dessen gab er seinen Bonalern erstlich Jahr und Tag Zeit, sich mit dieser neuen Ordnung bekannt zu machen und ließ sie durch dieses ganze Jahr in der Kunst, diese Bücher zu führen und sich in Haus und Feld darnach einzurichten,

mit aller Sorgfalt unterrichten; zweitens machte Glülphi die Einrichtung dieser Bücher zu einem Hauptteil des Schulunterrichts für die Jugend und verwendete vorzüglich vielen Fleiß, besonders die Kinder solcher Eltern, die nicht schreiben können, bald dahin zu bringen, ihnen darin an die Hand gehen zu können; drittens munterte er einige junge thätige Männer auf, es über sich zu nehmen, denjenigen Nachbarn, welche diese Einrichtungen nicht mehr selber lernen wollten, in der Einrichtung und Führung ihrer Bücher zu helfen; viertens erlaubte er denjenigen, die es weder selber lernen, noch sich ihre Sachen durch diese Männer aufschreiben lassen wollten, diese Bücher durch ihre Kinder, wenn solche das fünfzehnte Jahr erreicht, führen zu lassen, mit dem einzigen Vorbehalt, daß sie wöchentlich durch ihre eigene Unterschrift oder durch einen Vorgesetzten bescheinigten, daß sie das Eingetragene für richtig erkennen und dazu stehen.

Hingegen ließ er fünftens einen jeden Hausvater, der sich zu keinem von allen diesen Vorschlägen bequemen wollte, für einen unberatenen, unordentlichen und unsichern Menschen erklären, der für halb wild und unfähig geachtet werden müsse, über sein Gut frei zu schalten. Denn so, wie er eine fast unbegrenzte Freiheit des Menschen über sein selbst erworbenes Gut für einen billigen Lohn seines Verdienstes ansah, so glaubte er hingegen, der Endzweck, den Familienwohlstand der Menschen so viel möglich auf Kind und Kindeskinder hinunter zu bringen, streite geradezu wider die Forderung einer unbegrenzten Freiheit im Gebrauch des ererbten Gutes, und er behauptete, die Kinder der gemeinen Leute hätten auch bei Lebzeiten ihrer Eltern ein geheiligtes Recht auf ihre Erbgüter und dieses Recht gründe sich auf die gleichen richtigen Grundsätze, nach welchen die größern Familien ihre Hauptbesitzungen unveräußerlich machen.

Sechstens. Er band also die wirtschaftliche Freiheit seiner Bonaler an ihre bürgerliche Zuverlässigkeit, an ihre Hausordnung und an ihr Wohlhalten. Er befahl in diesem Gesichtspunkte, daß ein jeder Schuldner, der seinem Gläubiger zweimal die versprochenen Zahlungstermine nicht gehalten, bei Verlust der Schuld dem Dorfrat angezeigt werden müsse, welcher dann unverzüglich einen solchen Mann unter seine besondere Aufsicht zu nehmen, und wenn sich Verwirrung in seinen Sachen zeigen sollte, dieselbe ins Licht zu setzen habe, dabei aber seine weitere Freiheit ihm nicht nehmen dürfe, wenn es sich nicht finde, daß er den dritten Teil seines ererbten Vermögens durchgebracht, in welchem Fall der Dorfrat den Verwandten des Mannes die Anzeige zu machen habe, daß dieselben für die weitere Abschwächung des Erbguts dieses Mannes seinen Kindern und Erben stehen müssen. Er hieß die Gerechtigkeit, die in der Sorgfalt für das Eigentum der Menschen nicht weiter gehe, als zu verhüten, daß ihm nichts gestohlen werde, eine Nachtkappengerechtigkeit und die Rede, die Regierungen seien nicht schuldig, einen jeden Narren zu hüten, der das Seine gern einem andern lasse; es sei dem Staat gleich, ob der Haims oder Heini im Land Geld habe, hieß er Waschweibergeschwätz.

Er hatte Recht; es ist dem Staat nicht gleich, ob viel oder wenig zerrüttete Haushaltungen im Land seien und ob das gemeine Eigentum in stiller, regelmäßiger Ordnung von Vater auf Sohn und auf Kindeskinder hinabgebracht werde oder, ob es zwischen den Trümmern ruinierter Haushaltungen in den wunderlichsten Sprüngen im Land herum tanze und in einem ewigen Wechsel von Narren zu Schurken übergehe. Er kannte das Landesunglück dieses Uebergangs von Narren zu Schurken und die Gewalt, welche die Fahrlässigkeit der gemeinen Dorfeinwohner den letzten an die Hand geben, sie mit und ohne Rechtsform um das Ihrige zu bringen.

Siebentens. Er erlaubte desnahen keinem Wirt, keinem Müller, keinem Schmied, keinem Krämer, kurz niemand, der mit den Leuten im Dorf im Verkehr stand, irgend eine Anforderung an jemand über sechs Wochen in seinem Buch zu haben, ohne mit dem Schuldner zu Boden zu rechnen und sich die Richtigkeit der Forderung bescheinen zu lassen. Er kannte den Blutsauger-Kunstgriff, mit kleinen Anforderungen zu warten und die Rechnungen der armen Leute Jahr und Tag hängen zu lassen. Aber Arner wollte keine Spur von dieser Hummelsgewalt in seinen Dörfern zurücklassen und suchte deswegen die pünktlichste Ordnung und Sicherheit in diese kleinen Rechnungen hineinzubringen, die nur immer möglich wäre.

Achtens ließ er alljährlich einen jeden Hausvater in Gegenwart seiner Frau und seiner erwachsenen Kinder von dem Aufseher seines Bezirks befragen, ob er in allem mit jederman richtig und gichtig; ob die Kennzeichen, Titul, Unterscheidungen und Marken von allem, was er besitze, allenthalben in einer Ordnung seien, daß er bei Leben und Sterben für sich und seine Kinder nicht gefahre, mit irgend jemand weder um wenig noch um viel in Streit zu kommen.

Neuntens mußten bei Todesfällen die Aufseher der Gasse die sämtlichen Erben in voller Versammlung mit Feierlichkeit im Namen des Junkers ebenso auffordern, bei jeder Teilung nichts zu versäumen, was künftigen Streit und Mißverstand vorbeugen und in jeder Sache, darin sie sich nicht selbst trauen, sich Rat zu erholen. Nach der Teilung mußten sie allemal bei dem nächsten Gerichtstag angeloben, daß dieses nach ihrem besten Wissen und Gewissen geschehen und die Teilung nach einer Vorschrift in Ordnung gebracht worden, welche mit einer umständlichen Bestimmtheit festsetzte, was in Absicht auf alles ländliche Eigentum für Aufmerksamkeiten und Sorgfaltsschritte zu vollkommner Sicherstellung desselben dienstlich und nützlich seien.

30. Fortsetzung seiner Rechtspflege und Prozeßform.

Wenn dann aber alles dieses nichts half und sich ungeachtet aller dieser stillen Vorbiegungsmitteln dennoch ein Rechtsstreit entspann, so suchte Arner vor allem aus der gegenseitigen Anfangs-Wildböckerei,

die immer das gefährlichste Gift der Rechtshändel ist, vorzubeugen. Er glaubte überhaupt, das harte Recht zerstöre das Sittlichkeitsgefühl. Er hielt eine ganz unbeschränkte Freiheit, zu rechten, für den Wohlstand der Haushaltungen kaum für besser, als die unbeschränkte Freiheit, zu rauben und zu morden. Er erlaubte demnach das Recht niemals, ohne daß mehr als ein stiller, ins ernste Joch der Ehrbarkeit und Ordnung gezwungener Freundlichkeitsversuch vorher stattfinden mußte. Er gab auch nicht dem Volk Schuld, wenn es streitig war; er glaubte, das Volk sei nur da streitig, wo entweder das Recht streitig oder das Personal, das die Gerechtigkeit verwalten soll, schlecht ist. Er hielt es auch für eine von den größten Ursachen des allgemeinen Mangels an Befriedigung im bürgerlichen Leben, wo eines von diesen Uebeln statt hat und das arme Volk für nichts und aber nichts dem Richter zur Kontribution in die Gerechtigkeits-Stuben geschleppt und durch Leute, die in diesen Stuben, wie der Hahn auf seinem Mist, krähen, um nichtswürdiger Kleinigkeiten oft für Jahr und Tag in eine Lage gesetzt wird, kein heiliges Vater Unser mehr beten zu können und genötigt zu sein, Weib und Kind den erschrecklichen Formen einer Gerechtigkeit aufopfern zu müssen, die ihrer Natur nach an sich selbst eine wahre Ungerechtigkeit sind.

Er hielt dergleichen Rechtsformen den ersten Endzwecken und allen Vorteilen der bürgerlichen Vereinigung geradezu entgegen und glaubte, die ersten Pflichten dieser Vereinigung seien die, alle Handlungen, welche den allgemeinen Vorteilen derselben entgegen, zu verhüten und besonders diejenigen Menschen, die in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, als andere, in die Schranken zurück zu lenken, deren Ueberschreitung das Wesen der gesellschaftlichen Verbindung aufhebt; diese sollten dem Personal der Unteroberkeiten es nicht erlauben, durch die Schleichwege einer solchen Altergerechtigkeit zum Hohn des öffentlichen Rechts aus der Rechtsverwaltung eine landsverderbliche Volksauflage für ihren Privatübermut zu machen.

Er hielt die Verhütung dieses Landesübels für den wesentlichsten Teil einer jeden Landgerechtigkeit und trachtete auch den Mißbrauch der Gerechtigkeit jedermann, so viel er konnte, zu erschweren.

Er machte seine Amtleute und Schreiberstellen in dem Grad einträglich, als das angestellte Personal mit Erfolg Unordnung, Streitigkeiten und Prozesse verhüteten und Sittlichkeit und stillen Frieden im Land pflanzten. Er erklärte öffentlich, wer oft vors Recht komme, sei ein schlechter Mensch. — Einen, der Verfänglichkeiten und Gefährde im Recht brauche, ließ er als einen Menschen, vor dem sich jedermann in acht nehmen solle, verrufen. Ferner ließ er einen jeden, der innert Jahresfrist zweimal als Kläger vor dem Recht im Ungrund erfunden worden, auf zwei Jahre in seinen Rechten still stellen, daß er in keinem Fall anders, als durch einen ihm oberkeitlich angegebenen Mann sein Recht betreiben durfte. Auch diejenigen, die sich seiner Ordnung mit

den Hausbüchern auf keine Art unterziehen wollten, waren auch nicht fähig, sich vor dem Recht zu stellen.

Auf diese Art entfernte er die schlimmsten Zänker und diejenigen, die in ihrer Unordnung nicht wissen, was ihnen gehört und was sie schuldig, vom Recht, und lenkte überhaupt seine Gerechtigkeitspflege dahin, daß sie ward, was sie sein soll, nämlich ein Mittel, alle Arten von Handlungen, welche den reinen Grundsätzen der gesellschaftlichen Vereinigung und des bürgerlichen Zusammenhaltens entgegen, zu verhüten.

31. Seine Gesetzgebung wider den Diebstahl.

Das Dorf hatte nichts mehr und rechnete blos von der Hand ins Maul; auch der Arme hatte jetzt Vorrat und Eigentum und Aussichten; und die erste Quelle des Diebstahls, die Frevelgewalt der Reichen, die in der Unordnung eines unwirtschaftlichen Volks den Raub zu ihrem Morgenbrot und den Betrug zu ihrem Abendessen machen, war nun gehoben. Arner versorgte das Volk wie ein Vater sein Haus. Er ließ niemand am Notwendigen Mangel leiden. Je wesentlicher ein Bedürfnis war, desto weiter erstreckte sich seine Sorgfalt für dasselbe. Er gab ihnen beim überhand nehmenden Holzmangel die Freiheit, in seinen Waldungen zu stocken, aber die Vorgesetzten mußten das Stockungsgeschirr, das er dem Dorf selbst anschaffte, Tag für Tag einer Haushaltung nach der andern zukommen lassen, damit nicht blos die Reichen und die Baumwarten-Freunde einen Vorteil erhielten, den er allen zu erteilen für seine Pflicht hielt. Er ließ alle Jahre die Häuser des Dorfs untersuchen, ob die Feuerstätte in denselben zu Ersparung des Holzes wohl eingerichtet, sowie, ob sie mehr oder weniger baufällig seien und dann einem jeden Hausvater anzeigen, wie weit er ohne Gefahr größern Schadens mit einer jeden Ausbesserung noch warten könne oder nicht, welche Materialien er dazu brauche und wie er diese mit den wenigsten Kosten zustand bringen könne. Das gleiche that er in Rücksicht auf alle ihre öffentlichen Einrichtungen, Schwellen, Brücken, Wege; allenthalben suchte er durch die Sorgfalt in der Unterhaltung der Sachen die unerwarteten Ausgaben zu verhüten, die der Mangel einer solchen Aufmerksamkeit nach sich zieht. So beugte er durch seine allgemeine und feste Aufmerksamkeit auf das Eigentum auch dem Diebstahl vor.

Und dann stellte er nicht einem jeden Narrenvater und einer jeden Narrenmutter frei, ob sie aus ihren Kindern etwas oder nichts machen wollten. Er glaubte gar nicht, daß irgend ein Mensch im Staat das Recht habe, seine Kinder so aufwachsen zu lassen, daß sie zu keiner Art bürgerlichen Berufs und Broterwerbsrecht tüchtig, nicht anders können, als ihre Naturbedürfnisse außer dem Gleis der bürgerlichen Ordnung zu befriedigen.

Ebenso griff er der Unordnung der Rechnungslosigkeit und Liederlichkeit als Quellen des Diebstahls ans Herz. Wer seine Wirtschaft

zugrunde gehen ließ, wer keinen täglichen Verdienst hatte, wer es zu einem Broterwerb machte, sich in Händel zu mischen, die ihn nichts angingen, kurz, wer sich durch erwiesene Handlungen verdächtig und gefährlich erzeigte, der ward auch von Obrigkeitswegen für verdächtig und gefährlich erklärt und wenn er auf gedoppelte Warnung von der Gefährde seines Lebens nicht abließ, dem Dorfrat zu einer Art Schandaufsicht übergeben, welche diesem erlaubte, sein Haus bei Tag und bei Nacht ohne weitere Anfrage durchsuchen zu lassen. Mit einem Wort, er wandte den allgemeinen Grundsatz der Gerechtigkeit, alle Arten von Handlungen, die der bürgerlichen Vereinigung und dem reinen gesellschaftlichen Zusammenhalten entgegen, zu verhüten, vielseitig und trefflich auf den besondern Fall des Diebstahls an, indem er seine Menschen nicht blos wider ihren Willen von den einzelnen Handlungen dieses Fehlers zurückschreckte, sondern vielmehr ihr Innerstes durch den Einfluß seiner bildenden Gesetzgebung dahin lenkte, daß sie von sich selber und in selber genugsame Beweggründe fanden, diesfalls das nicht zu thun, was er wünschte, daß sie nicht thun sollten. Er machte sich auch hierin, wie in allen bürgerlichen Fehlern, zum Grundsatz, mit der Verhütung derselben von oben anzufangen und besonders diejenigen, die in der bürgerlichen Stufenfolge höher stehen, als andere, in eine Ordnung hineinzulenken, daß ihre Denkungsart, Sitten, Ansprüche und ganze Stimmung nicht durch persönliche Verwilderung zur Unaufmerksamkeit auf die reinen Grundsätze der bürgerlichen Vereinigung und dadurch zur Verwahrlosung des Volks und zur Gleichgiltigkeit über das Recht und die Ehre des Niedern hinabsinken.

Er war deswegen auf jeden Umstand vorzüglich aufmerksam, wodurch die Schloßordnung, die Rechtsform, der Zustand der Einkünfte, sowie auch der Vorgesetzten-Schlendrian, mit einem Wort der Einfluß aller und jeder, die in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, als andere, seine Leute zu Dieben machen könnten und unter seinem Großvater zu Dieben gemacht haben. Er nahm allem fremden Gesindel, das in der alten Ordnung, als abgedankte Schloß-Schuhputzer, Kammerdiener, Kammermädchen, Perückenmacher und dergleichen sich in seinen Dörfern eingenistet, die Bewilligung, sich in seiner Herrschaft aufzuhalten und gab allen seinen Dörfern unter seinem Siegel das Recht, zu ewigen Zeiten nicht schuldig zu sein, wider ihren Willen jemals irgend eine fremde Manns- oder Weibsperson als Beisaß in ihren Dörfern dulden zu müssen. Auch die Lumpenwächter mit den roten Nasen und rostigen Spießen hob er auf.

Er konnte Menschen, die an Leib und Seel halb verfault waren, nicht vor Augen leiden und es ärgerte ihn, dergleichen Menschen in oberkeitlichem Dienst zu wissen. Er verbarg selbst den Schulkindern die Fehler der Oberkeit nicht. In ihrem Schulbuch lernten sie unverhohlen, wie die verwahrlosten Menschen Diebe werden müßten und was es brauche den Menschen unter allen Umständen vor der Gewaltsamkeit unordentlicher Gelüste nach fremdem Eigentum zu bewahren.

32. Seine Gesetzgebung wider die Ausschweifungen des Geschlechtstriebs.

Nicht das, was der Mensch weiß, macht ihn vernünftig; es ist die Richtung seines Geistes, nicht zu urteilen, nicht zu reden, vielweniger zu handeln, bis er erwogen, ermessen, erforscht und berechnet; das ist, was ihn unter seinen Mitgeschöpfen als vernünftig darstellt. Ebenso ist die Scham nichts anders, als die Achtsamkeit, daß das, was man urteilt, redet und handelt, nicht für unüberlegt, unerwogen und unbedacht gehalten werde. Und beides, Vernunft und Scham, sind Folgen des Eigentums und des auf demselben ruhenden Vorschritts unserer Ausbildung. Der Mensch in seinem wilden und verwilderten Zustand trägt kaum leichte Spuren dieser in ihm liegenden Vorzüge unserer Natur. Auch findet beides, Vernunft und Scham, als Kinder des Eigentums, ihre erste und beste Nahrung an der Brust ihrer Mutter. Und die Regeln einer weisen Gesetzgebung für die Erhaltung und Ausbildung der Schamhaftigkeit ruhen desnahen auf eben den Grundsätzen, auf denen diejenigen gegen den Diebstahl auch ruhen.

Arner schlug also gegen die Fehler des Geschlechtstriebs den nämlichen Weg ein, den er gegen den Diebstahl gebraucht. Das Kind in der Wiege mußte sich einer festen Regelmäßigkeit in seiner Besorgung unterwerfen und mit den ersten Tagen seines Daseins lernen, sich überwinden und schweigen, bis nach der unbiegsamen Einrichtung der bürgerlichen Zeitrechnung die Stunde seiner Besorgung da war. Wenn es aus der Wiege in die Schule kam, warteten seiner wieder die gleichen Bande des bürgerlichen Zwangs und der Uebung, darauf zu sehen, daß sein Thun und Lassen nicht unüberlegt und nicht tadelhaft erscheine, es ward für jede Unordnung und für jede Nachlässigkeit beschämt; es mußte jede Versäumnis wieder einbringen, jedes fehlerhaft gemachte wieder abändern, jedes halbgemachte ausmachen, jedes Geschäft, das es zur Hand nahm, in seiner Art zur Vollkommenheit bringen. Und dann legte die Jugend zu Bonal jetzt mit ihrer Handarbeit den Grundstein zu einem ehrenhaften, unabhängenden Leben; sie sahen mit jedem Jahr den kleinen Pfennig, mit dem sie ihren Sparhafen anfingen, größer werden und Geld, das der Mensch also vom siebenten Jahr an selber mit saurer Müh zusammen legt, ist ein unerkanntes, aber dennoch durch tausendfältige Erfahrung erprobtes Mittel, die Menschen in allen Stücken etwas auf sich selber halten zu machen und folglich auch ihre Unkenschheits-Leichtsinnigkeiten zu verhüten.

Eben so machte Arner die Ehe im Gleis der bürgerlichen Ordnung leicht, aber er band sie fest an dasselbe und an den Begriff, man müsse sie verdienen, wie das Brot und alles, was man in der Welt haben wolle. Im Schulbuch ihrer Kindheit lernten sie schon, was eine Haushaltung in gesunden und kranken Tagen für einen großen Aufwand fordre, aber dann auch, wie der Mensch sich vom siebenten Jahr an zu diesen notwendigen Ausgaben seines Lebens vorbereiten

und wie viel er bis ins zwanzigste Jahr dazu ersparen und beiseits legen könne, wenn er dazu gute Leitung finde.

Denn that er alles, daß diese Leitung dem Dorf in keinem Stück mangle, selbst Therese bot ihm hierzu die Hand. Sie munterte die Ehrenmütter des Dorfs selbst auf, ihren Kindern schon von ihrem zehnten Jahr ihr Aussteuerzeug zu bereiten und im vierzehnten zeigten sie es ihnen und zugleich die Rechnung, was sie sich selber schon zu einem Anfang eines ehrlichen Hauswesens vorgespart. Gewöhnlich war der Pfarrer bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig und redete dann mit dem Kind über die Notwendigkeit, in diesem Alter mit besonderer Sorgfalt auf sich selber acht zugeben, bat dann um den Segen zu diesem Anfang eines ehrlichen Hauswesens und übergab dann dem Kind ein kleines Buch, das den Titel hatte: „Der abgemalte Christenweg zu einem glücklichen Ehestand und der abgemalte Jammer des wilden Heidenlebens."

Das Buch war ein Erfahrungsbuch, darin ihnen nicht übertrieben, aber deutlich vor Augen gemalt waren die Freuden eines ordentlichen Hauslebens von den Jugendjahren an bis in das höchste Alter; die fromme Sorgfalt vom siebenten Jahr an bis ins zwanzigste, gegen alle Versuchung zur Ausschweifung und zur Unbescheidenheit auf seiner Hut zu sein. — Das Glück des Menschen im reifen Alter, durchs lange Thal des Lebens mit unbescholtenem Haupte einherzugehen, im Greisenalter im Angesicht seiner Kindeskinder keines seiner grauen Haare mit Schande befleckt zu haben, am Rande des Grabes mit frohem Herzen auf die Nachwelt hinsehen zu dürfen und keines seiner Kinder durch die Fehler seines Lebens an Leib und Seel verderbt und unglücklich gemacht zu haben. Und dann im Gegenteil das Bild der vom siebenten bis ins zwanzigste Jahr verlornen Ehre und Scham eines Bauernsohns und einer Bauerntochter, mit ihren Folgen auf Leib und Seele, auf Haus und Hof, auf Kind und Kindeskinder, in allen Umständen des Wohlstands und der Armut und in allen Zeitpunkten des Lebens.

Leser! berechne die Wirkung des Buchs in Verbindung mit allem übrigen, was Arner zu diesem Zwecke that! Er machte den Stand der Jünglinge und der Jungfrauen wieder zu einem Ehrenstand. Er erneuerte die ehemaligen Ehrenverbindungen desselben und die Anlässe, sich als ein solcher öffentlich bei einander zu zeigen. Er meinte nicht, daß es dem Menschengeschlecht ersprießlich sei, die Schönheit und den Frohmut des Armen gegen die Schönheit und den Frohmut des Reichen in diesem Zeitpunkt in Schatten zu setzen. Am meisten hütete er sich in demselben, dem Geschlechtstrieb gewaltsam entgegen zu wirken. Er legte dem nächtlichen Zusammenkommen der reifenden Jugend keine Hindernisse in den Weg. Er glaubte vielmehr diese Nachtfreiheiten dem reifenden Menschen notwendig und gut und meinte, der Mensch, der eine Frau haben müsse, dürfe auch eine suchen. — Er mißbilligte sogar das rohe Wort des Volks nicht: Es kaufe keiner eine Katze im

Sacke und mit einer Frau sei ihm dieses noch viel weniger zuzumuten. Er trat völlig in die Meinung der Bonaler Bauern ein, man müsse in diesem Stück nicht blos den frühzeitigen Beischlaf, sondern auch und noch vielmehr die unglücklichen Ehen verhüten.

Aber, indem er auf alle Weise der Gedankenlosigkeit und dem Leichtsinn des Volkes vorkam und seine Aufmerksamkeit auf Ehre und Schande von allen Seiten reizte, lenkte er den Naturtrieb von ihm selbst in die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung. Das erste Kind einer jeden Ehe hatte seine Ehrentaufe mit auszeichnenden Gebräuchen; aber der Tag der Hochzeit ward laut über den Taufstein ausgesprochen.

Hingegen bestimmte er dem unehelichen Beischlaf keine Strafe; er hatte ihn durch das Ganze seiner Einrichtungen zur Volksschande erniedrigt und wer ist klug und will mehr daraus machen? Die Knaben des Dorfs durften einer Schandtochter in der Mitternachtstunde vor den Fenstern einen Zigeunertanz tanzen und ihr vor ihrer Thüre eine Heidenhütte von Tannästen aufrichten. Also beugte er den Ausschweifungen der Leichtfertigkeit vor, indem er tief auf die Grundlagen der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Verhältnisse wirkte und auch hierin seine ganze Gesetzgebung auf den einfachen Grundsatz der Gerechtigkeit, alle Arten von Handlungen, die den wahren Vorteilen der bürgerlichen Vereinigung entgegen, zu verhüten, zurück führte und hinwider seine Menschen nicht blos gegen ihren Willen von den gefährlichen Handlungen dieses Fehlers zurückschreckte, sondern vielmehr ihr Innerstes dahin lenkte, von sich selber hierin das nicht zu thun, was ihnen schaden könnte und besonders diejenigen, die in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, als andere, mit vorzüglicher Sorgfalt dahin lenkte, daß ihre Denkungsart, Sitten, Ansprüche und ganze Stimmung nicht durch persönliche Verwilderung zur Unaufmerksamkeit auf die ersten Grundsätze der bürgerlichen Vereinigung und des gesellschaftlichen Zusammenhaltens und dadurch zur Verwahrlosung des Volks und zur egoistischen Nichtachtung seiner Rechte und seiner Ehre hinabsänken, als wodurch alle bürgerlich schlechten Handlungen beim Volk gepflanzt und ihm mit einem Wort zur Natur gemacht werden.

Aber ich müßte diesen Grundsatz bei allen Verbrechen wiederholen, denn er wandte ihn bei allen an und wirkte bei allen durch denselben ihrem Wesen entgegen. Ich fasse mich also für die übrigen kürzer.

33. Seine Gesetzgebung wider den Wucher, den Mord und den Aufruhr.

Erziehung und Sitten beugten der Not und dem Leichtsinn des Entlehnens vor.

Wider den Mord. Er tötete den Geist des Frevels und zernichtete die Quellen des Mords.

Wider den Aufruhr. Menschlichkeit und wirtschaftliche Weisheit vereinigen das Interesse der Herrschaft und des Volks genugsam, um dann weiter gegen den Aufruhr keiner Gesetze zu bedürfen.

So war seine Gerechtigkeit in allen Teilen ein Mittel der Weisheit, alle Arten von Handlungen, welche den reinen Grundsätzen der bürgerlichen Vereinigung und des gesellschaftlichen Zusammenhaltens entgegen, zu verhüten.

34. Seine Gesetzgebung in Absicht auf die Religion.

Er ward durch den ganzen Gang seiner Unternehmung überzeugt, daß derjenige Grad der Veredlung unserer Natur, den der reine Genuß der ersten gesellschaftlichen Vorteile voraussetzt, ohne Hinlenkung der Menschen zur Aufmerksamkeit auf Gott und zur Furcht vor der Sünde im großen und allgemeinen unmöglich zu erzielen sei. Tausend Erfahrungen hatten ihn überzeugt, wie oft die ganze Kraft der weisesten Berufsbildung an den Anmaßungen unserer eigensüchtigen, ungesellschaftlichen Natur scheitere und uns die gegenseitige Wohlmeinenheit und Gutmütigkeit nicht versichere, ohne welche keine wahre Vereinigung des Willens und der Kräfte in irgend einer gesellschaftlichen Verbindung statt haben kann. Er sah demnahen das große Bedürfnis des Religionsdienstes für die gesellschaftliche Menschheit ganz ein.

Auch Glülphi stimmte hierin mit Arnern ganz ein. Dieser wiederholte sein Wort: Der Mensch, für Genuß, Ruhe, Freiheit und gesicherte Selbstständigkeit erschaffen, wird im gesellschaftlichen Leben von allen Seiten zertreten. Im sauer gemachten Leben fühlt er sich unter tausend Hemmungen elend und ohne ein festes Gegengewicht gegen diese Lage in seinem Innersten zu besitzen, muß ihn die Kraft seiner ersten Gefühle und die Gewalt seiner eigenen Natur entweder unempfindlich und falsch oder gewaltsam und rasend machen.

Sie gingen auch hierin zurück in die Geschichte ihres Dorfs. Glülphi wiederholte in diesem Gesichtspunkt die Erfahrungen seiner Schule, wie seine Kinder allgemein den Zwang der wesentlichsten Einrichtungen einer ordentlichen Erziehung unleidlich fanden. Sie stemmten sich allgemein wider das Mühselige der Anstrengung, deren sie nicht gewohnt waren; sie zeigten einen drückenden Widerwillen gegen Glülphi, gegen die Margareth und sogar gegen ihre Eltern. Einige arbeiteten fleißig, aber von einem ekelhaften Geiz geleitet, der in allen Worten und Handlungen durchschien. Andre thaten, was sie mußten mit sichtbarer Heuchelei. Einige zeigten einen Hochmut, von dem man voraus sah, daß er niemand erträglich sein würde; andere einen Leichtsinn, der sie der gefährlichsten Handlungen fähig machte. Einige verbargen hinter einem sanften Einschmeicheln eine stille Härte des Willens, die kein Unrecht scheute und kein Mittel für schlecht hielt. Von allen Seiten sah er in ihnen sich Keime entfalten, sich selbst und andern das Brot,

das sie verdienen würden, zu verbittern. Er sah in Schalksaugen, in krummen Mäulern, in Stichelreden, in Anmaßungen allgemein in ihnen eine Gemütsstimmung aufkeimen, die die Menschen untereinander immer in ewigen Verlegenheiten quält. Er sah ihre sonst ihnen natürlich scheinende Gutmütigkeit wie einen nichtigen Schatten verschwinden, sobald Nutzen und Schaden, Leidenschaft und Bedürfnis in den Weg kamen.

Er sah sogar, daß das Wesentliche der Berufsbildung, das Hinlenken ihrer Aufmerksamkeit auf das Eigentum und die Anstrengung ihrer Kräfte für Sparsamkeit und Erwerb, diesem flüchtigen Sinn ihrer Gutmütigkeit nichts weniger als vorteilhaft war. Von allen Seiten lag die Lücke vor seinen Augen, die er auch in des Baumwollen-Meiers und Lindenbergers Stuben beobachtet.

Das waren die Erfahrungen ihrer Schule. Und die ganze Stimmung des Dorfs redete das gleiche, daß nämlich der Keim der Empörung gegen alle gesellschaftliche Bande, der tief in unserer Natur liegt, es jedem Gesetzgeber unmöglich mache, die Menschen ohne sie zur Aufmerksamkeit auf Gott hinzulenken, allgemein durch diese Bande zu befriedigen und die gegenseitigen Gefühle der verschiedenen Stände und Klassen gesund und rein gegen einander zu erhalten. Aber eben so redende Erfahrungen zeigten ihnen, daß es durch diese Hinlenkung der Menschen zur Gottesfurcht wirklich möglich, den Keim dieser Empörung gegen die gesellschaftlichen Bande im Innersten unserer Natur zu ersticken und dadurch die verschiedenen Glieder der gesellschaftlichen Verbindung wirklich zu vereinigen und ihre Gefühle untereinander rein und gesund zu erhalten. Sie erinnerten sich besonders noch, wie sie Rudis arme Kinder das erstemal in ihrer schwarzen Stube sahen; sie flohen vor ihnen, wie verscheuchte wilde Vögel und ihr Elend war so groß, daß Arner ihre Rettung unmöglich glaubte und bei ihrem Anblick selber zu Glülphi sagte: Sieben Kühe und sieben Wiesen können dieser Haushaltung die Menschlichkeit nicht wieder geben, die sie durch ihr Elend verloren haben. Dennoch gab sie ihnen Gertrud wieder und änderte sie durch den Glauben an Gott, wie Blumen, die man aus der Wildnis der Berge in die milde Erde der Gärten versetzt.

So sah Glülphi allenthalben und auch in seiner Schule die Wirkungen des Glaubens und der Furcht vor der Sünde.

35. Ein Blick in das Wesen der Sache.

Dennoch änderte er seine Meinung nicht, die Aufmerksamkeit auf Gott liege nicht unserer Natur, der Mensch in seinem wilden und verwilderten Zustand habe sie nicht, sie sei eine Folge seines bürgerlichen Vorschritts, sie setze Sänger, Propheten, Eigentums-Begriffe und bürgerliche Bildung voraus. Er behauptete, der Mensch komme nur durch Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf seine Nebenmenschen zur Auf-

merksamkeit auf Gott und in seinem wilden und verwilderten Zustand habe er die letzte so wenig als die erste; er sei in diesem Zustand im eigentlichen Verstand Gottesläugner; er achte in demselben Gottes so wenig, als der Menschen. Der Menschenkenner behauptete, es komme hierin nicht darauf an, daß der Mensch die vier Worte, „Es ist kein Gott" ausspreche; der Mangel an Aufmerksamkeit auf Gott sei das Wesen der Gottesleugnung und dieser sei beim tierisch-sinnlichen Menschen in der Rohheit eines ganz unentwickelten Zustandes und auch seiner bürgerlichen Verwilderung allgemein.

Der Pfarrer und der Junker, welche wußten, wie leicht der bürgerlich verwahrloste Mensch zur Verwilderung herab sinke, fanden es stark, daß der Mensch in seiner bürgerlichen und Natur-Verwilderung ein Gottesleugner sein sollte; denn sie verbanden mit dem Wort Gottesleugner Nebenbegriffe von Schulworten, die sie verhinderten, den Gottesleugner an irgend einem Ort zu suchen, als da, wo er selber sagt, daß er es sei. Aber der Leutnant erklärte sich über den Zusammenhang der Gottes-Nichtachtung mit der Gottesleugnung, sowie über denjenigen der bürgerlichen Ausbildung und der Aufmerksamkeit auf Gott so bestimmt, daß der Junker dann bald von seinen diesfälligen Begriffen zurückkam und die Aeußerungen des Menschenkenners mit demjenigen übereinstimmend fand, was der Pfarrer von Bonal am Todestag der Arenastin über diesen Gegenstand sagte. Ich will seine Worte wiederholen. „Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selber kennt und ehret Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selber ehrt; daher kann auch ein Mensch den andern nicht durch Bilder und Worte, sondern allein durch sein Thun zum Dienst des Unsichtbaren erheben. Es ist vergebens, daß du zum Armen sagst: Es ist ein Gott, wenn du für ihn kein Mensch bist; und zum Armen und zum Waislein: Du hast einen Vater im Himmel; nur, wenn du machst, daß dem Armer vor dir wie ein Mensch leben kann, nur wenn du das Waislein erziehest, daß es ist, als wenn es einen Vater hätte, nur insoweit zeigst du ihm einen Gott und einen Vater im Himmel. Nur insoweit du an dir selbst und an deinem Nebenmenschen ein Mensch bist, nur insoweit zeigst du ihm Gott, wie er den Unsichtbaren in seiner Hülle erkennen mag."

Es freute den Leutnant, daß Arner diese Uebereinstimmung, die über das Wesen der Gottesleugnung, sowie über ihre Quellen und die wahren Mittel, sie zu verhüten, so heiteres Licht geben, bemerkt. Dann trat er selber näher in diesen Gesichtspunkt des Pfarrers, umfaßte denselben in einem größern Kreis und sagte: Völker und Staaten sind und werden gottesleugnerisch, wie einzelne Menschen und alles, was in dieser Rücksicht von einzelnen Menschen wahr ist, das ist es auch von Völkern und Staaten. Und ebenso, was hierüber in den Privatverhältnissen des Bürgers wichtig ist, das ist noch unendlich wichtiger in den öffentlichen Beziehungen der Gesetzgebung und der Staatskunst. Auch der Staat führt den Bürger nur insoweit zu Gott, als er gegen

ihn ein Mensch ist. So wie die Staatskunst und Gesetzgebung Ursach und Mittel ist, daß der Arme im Land wie ein Mensch leben kann, daß das Waislein erzogen wird, wie wenn es einen Vater hätte, und der Unterthan seines Lebens und seines Eigentums und seines Rechts ebenso froh wird, als die, die in der bürgerlichen Stufenfolge höher stehen, als er, nur so weit leistet der Staat, was die Menschheit zu leisten vermag, unser Geschlecht durch die Bande der Gesellschaft dem Unsichtbaren näher zu führen und die Veredlung unserer Natur durch den wahren Dienst des Allerhöchsten zu erzielen. So weit aber die Staatskunst und die Gesetzgebung dies alles nicht thut, soweit sie nicht Ursache und Mittel ist, daß diejenigen, die in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen, als andere, gegen den niedern Mann im Land im eigentlichen Sinn des Worts Mensch seien, so weit entreißt und raubt sie dem Menschen auch Gott, wie immer ein Mensch dem andern Gott zu rauben vermag.

Diese Art, das Wesen der bürgerlichen Religion anzusehen, beruhigte und erheiterte sie über vieles, worüber sie vorher weder beruhigt noch heiter waren. Es überzeugte sie, daß die Hinlenkung des gesellschaftlichen Menschen zur Aufmerksamkeit auf Gott und zum Glauben, wenn dieselbe diesen höhern Polizeibegriffen unterworfen werden, die Gefahren und Schwierigkeiten nicht mehr haben können, welche diese Hinlenkung des Menschen nach dem Himmel, so lange die Welt steht, immer gehabt hat, wo die bürgerliche Religion der bürgerlichen Polizei nicht untergeordnet wird.

Sie sahen jetzt, daß durch diese Unterordnung der Religion unter die Polizei die Weisheit der Religion mit der Weisheit der Staatskunst verbunden werde und beides, Unglauben und Aberglauben, das Gift ihres Stachels dadurch verlieren — und nun begriffen sie, wie es möglich sei, daß unter diesen Umständen Leute, die in ihren Religionsmeinungen so verschieden, als der Leutnant und die Margreth, sich vereinigen können, Hand in Hand ihre Mitmenschen zu aller Weisheit des Lebens zu führen.

Glülphi sagte geradezu: Dieser Grundsatz, rein angenommen, würde Berge von Gerechtigkeitsmenschen, Hügel von Erziehungsschriften und Meere von Religionsgewäsche überflüssig machen. Diese Hügel auf der ebenen Erde, diese Berge von Menschen und diese Fluten von Schriften würden dann verschwinden, wie Eisgebirge, wenn du sie unter einen milden Himmel versetztest und an ihrer statt würde ein reines Bächlein die dürren Anger der Erde befeuchten.

36. Die Unterordnung der Religionslehre unter eine höhere Polizei.

Ohne daß er ihn kannte, trat der Pfarrer von Bonal ganz in den Gesichtspunkt dieser höhern Polizei. Bonal sah den Edlen in der

Mitternachtsstunde am Todbett der Menschen, — vor Aufgang der Sonne auf den Wegen zu den zerstreuten Berghütten des Dorfs, in der Mittagsstunde bei der hungernden Witwe, am Abend im Kreise der Kinder des Dorfs, — in jeder Stunde des Tags am Orte, wo ihn seine Pflicht hinrief und der leiseste Wunsch seiner Menschen war ihm Ruf seiner Pflicht. Auf diesem Gottesdienst seines Lebens ruhte der Dienst seiner öffentlichen Lehre, die meistens in einfachen, Seele erhebenden Lobpreisungen und Danksagungen an Gott und in heitern, Tugend und Pflicht immer als unsern besten Vorteil darstellenden Ermahnungen bestanden.

Am stillen Abend vor der Feier eines Festes versammelte sich seine Gemeine auf dem Kirchhof, ein jeder bei der Ruhestätte der Seinigen. Dann kam er, kniete auf das Grab seines Vorfahrs und sagte zum Volk: Erinnert euch derer, die vor euch gelebt und höret die Worte der Wahrheit, die sie mit euch geredet haben, aus ihren Gräbern. So begann er das Fest des Herrn mit seinem Volk auf den Gräbern der Vorwelt, ein jeder auf der Ruhstätte der Seinigen. —

Nach diesem ging er mit seiner Gemeine in die Kirche. Die Eltern des Dorfs führten ihm ihre Kinder von den Gräbern weg zum Altar und er sagte zu dem Kreis der Männer und Weiber: Erinnert euch derer, die nach euch kommen werden. Dann betete er mit den knieenden Eltern für die Kinder des Dorfs. Nach diesem begann die Prüfungsstunde, mit der er allemal am heiligen Abend sein Volk auf das morgende Fest bereitete. Er betete wieder knieend vor dem Altar.

Dann stand er auf und las mit lauter Stimme: Das ist die Prüfung eines Pfarrers am Fest des Herrn, ob er in der Liebe wandle vor dem Herrn seinem Gott und vor seinem Volk.

Kennst du die Ordnung deines Volks? Hängt die Jugend an deinem Herzen? Bist der Alten Trost und der Leidenden Heil? Stehst du in der Verwirrung des Volks, wie ein Fels, und wer in der Welt Schiffbruch leidet, findet er bei dir Trost, wenn ihn die Wellen der See an dein Ufer tragen? — Wandelst du in der Kraft des Herrn deines Gottes einher und in seiner Liebe? Dann sagte er: Herr, sei mir gnädig in meiner Schwachheit; ich bin ein Mensch und habe viel unternommen in deinem Namen und vor deinem Volk! Jetzt las er öffentlich vor der ganzen Gemeinde die Pflichten und den Beruf eines christlichen Pfarrers und das Gemälde des Guten, das er durch seine Sorgfalt, Weisheit, Ordnung und Amtstreue zum Segen des Dorfs auf Kind und Kindeskinder hinab stiften und fest gründen kann. Dann aber auch dasjenige eines unredlichen und das Gemälde des großen Unglücks, das ein solcher durch Mangel an Sorgfalt, Weisheit, Ordnung und Amtstreue, sowie durch ein ungöttliches, sorg- und pflichtloses Leben in einem Dorf anrichten und auf Kind und Kindeskinder hinunter fortpflanzen kann. —

Dann traten die Vorgesetzten zum Altar und der Pfarrer las: Das ist die Prüfung eines Vorgesetzten am Fest des Herrn. Ist Ord

nung und Licht in allem, was dir übergeben worden? Besorgst du die Sachen des Dorfs, wie deine eignen? Lernst du, was du nicht kannst, wenn es deine Pflicht ist? Weißt du, daß das gemeine Wesen des Dorfs Vatersorgen von dir fordert und gibst du sie ihm? Liegt dir die Not der Witwe und das Bedürfnis des Waisleins am Herzen? Denkst du in der Stunde der Ruhe und des Nachts, wenn du nicht schlafen kannst, nach, was etwa mehr nützliches und gutes in deinem Dorf eingerichtet werden könnte? Geht es den Kindern wohl, deren Vogt du bist und wenn deine Habe besorgt würde, wie die ihre, würdest du nicht sagen: Daß Gott erbarm! Kennst du die Lehre der Weisheit: Das zerknickte Rohr nicht zu zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auszulöschen? Hilfst du dem Schwachen, der sinken will und dem Anfänger, der eine Stütze braucht? Ist der Gedrückten Unschuld und der Leidenden Armut wohl, wenn du um den Weg bist? Oder bist du einer von denen, die den Elenden mit der Geißel in der Hand Brot geben und den Armen, denen sie helfen, das Herz abdrücken? Weißt du, daß das Glück des Dorfs nicht im Ueberfluß der großen Häuser, sondern im guten Zustand der kleinen besteht? Und wenn die, so im Dorf alles vermögen, um ihres Hochmuts und um ihres Eigennutzes willen von dir fordern, was nicht recht ist, bist du dann der Wahrheit und dem Recht eben so treu, als wenn ein Armer auch aus Hochmut und Eigennutz von dir forderte, was nicht recht ist? Dann las er das Bild eines guten und eines bösen Vorgesetzten und zeigte in demselben vielseitig, wie viel ein guter Vorgesetzter auf Kind und Kindeskinder hinunter gutes und ein Böser hingegen eben so böses stiften kann. —

Nach diesen kamen die grauen Alten und der Pfarrer las: Das ist die Prüfung des Alters am Fest des Herrn. Hängst du nicht mehr an der Erde, als die Tage wert sind, die du noch zu leben hast? Kannst du den Berg, der hinter dir ist, ansehen, als ob er dich nichts mehr angehe? Kannst du liegen lassen, was niemand mehr von dir fordert, das du thuest und was jetzt andere besser machen, als du? Gönnest du der Jugend die Freuden ihrer Stärke? Hast du keinen Samen der Unruh ausgesät, der hinter deinem Grab aufkeimen könnte? Nimmst du nichts mit dir unter den Boden, das jemand nützen könnte, wenn du es ihm zeigtest? Solltest du keiner Wahrheit Zeugnis geben, die verdreht werden kann, wenn du nicht mehr bist? Hast du niemand Unrecht gethan? Siehst du mit Ruhe über dein Grab? Und werden deine Enkel, wenn sie von dir hören, Gott loben und mit Freuden sagen: Er war unser Vater, sie war unsere Mutter?

Dann las er mit kurzen Worten das Bild alter Leute vor, die in ihrer Schwäche noch der Segen der Nachwelt und bis an ihr Grab die Freude der Ihrigen sind. Aber das Bild der Fehler und Schwächen des grauen Alters, las er ihnen vor der Gemeinde nicht vor. Er wußte, wie schwer es dem Menschen sei, in der Neige seiner Tage sich noch zu ändern und wie sehr öffentliche Vorwürfe über ihre Schwäche

sie kränken. Hingegen das Bild des Guten, das sie noch in der Welt ausrichten und die Umstände und Anlässe, bei denen sie die Erfahrungen ihrer Tage brauchen können, die Menschen, die hinter ihnen aufwachsen, auf diejenigen Sachen aufmerksam zu machen, die ihnen vorzüglich zum Nutzen und Schaden gereichen könnten, dies alles las er ihnen in lieb reichen, sorgfältigen ihr Alter ehrenden Ausdrücken vor.

Nach ihnen kamen die Hausväter und Hausmütter und der Pfarrer las: Das ist die Prüfung eines Vaters und einer Mutter am Fest tag des Herrn. Wendest du die Stärke deines Alters zum ersten Werk deines Lebens wohl an? Weißt du, daß deine Kinder das Ebenbild Gottes in der Hülle ihrer Sterblichkeit tragen und bildest sie zu einem Tempel der Herrlichkeit Gottes, die in ihnen wohnt? Gedenkst du, daß sie, wenn du sie verwahrlost und sich selbst überlässest, verwildern und werden müssen, wie die wilden Tiere, die man abthun muß von der Erde, damit das Leben und das Eigentum ihrer Mitmenschen vor ihnen sicher sei? Weisest du sie in den Anstößen ihres Lebens auf Gott hin, daß sie ruhig bleiben unter den Schreckenbegegnissen der Erde? Ist deine Hausordnung ihnen, wie sie soll, Lehre des Rechts, der Ordnung und Weisheit und ebenso ein Pfand deiner Liebe? Bringst du den Segen deiner Eltern ungeschwächt auf sie herab? Und werden sie hinter dir nicht seufzen und klagen: Mein Vater und meine Mutter haben mir Unrecht gethan und ich bin um der Fehler ihres Lebens willen elender geworden, als eine Waise? Dann las er ihnen das Bild eines schlechten und eines guten Hausvaters und dasjenige einer guten und einer schlechten Hausmutter vor und malte mit wahren und starken Farben die Hauptzüge einer guten und einer schlechten Hausordnung und Kinderzucht vor, mit Darstellung beiderseitiger Folgen bis auf das Todbett der Eltern und die Nachkommenschaft der Kinder.

Nach ihnen kam die reife Jugend des Dorfs. Er las ihnen vor: Du unsere Hoffnung und unser Stolz, blühende Jugend! Du bist wie ein Garten in seiner Pracht, aber wisse, die Erde nährt sich von den Früchten der Felder und nicht von der Pracht der Gärten. Rüste dich auf die Tage, wo du ohne Zierde und ohne Schmuck das Werk deines Lebens im Schweiß deines Angesichts wirst verrichten müssen! Reifende Jugend, die Tage deiner Blüte entscheiden über die Früchte deines Lebens! Dann las er ihnen vor: Das ist die Prüfung der Jugend am Festtag des Herrn:

Nimmst du zu in allem Fleiß, in aller Ordnung, in allen Kenntnissen des Lebens und in aller Weisheit der Selbstsorge? Ist Dankbarkeit gegen Eltern und Obere mit deinem Dasein so verwoben, daß du dir keine Mühe dauern lässest, ihnen beiden nützlich zu sein. Oder ist dein Dank ein Tand, der als ein nichtiger Schall aus deinem Mund geht und dich gegen Eltern und Obere in deinem Thun so wenig zuverlässig macht, als ein schwankendes Rind in seinen Schritten zuverlässig ist? Kennst du die Bestimmung des Lebens, die Abgründe deiner Tage und die Schwächen deines Geschlechts? Fliehest du den Schein

des Uebels, daß dich das Uebel nicht ergreife und lässest du dich warnen von der Menge der Menschen, die sich in Gefahr begeben und darin umkommen? Krone unsers Haupts, blühende Jugend! Frage dich selbst: Ist keiner unter dir des andern Mörder? Beuge dich nieder, Krone unsers Haupts, und erkenne die Schwächen deines Geschlechts und die Gefahren deines Alters! Dann las er auch ihnen das Bild ihrer Jahre vor und das junge Volk hörte kniend der Leidenschaften Gefahren und die Schreckensgeschichte der Wollust von den Anfängen der weichenden Standhaftigkeit bis an die Grenzen der Selbstverheerung und des Kindermords; aber dann auch die Mittel der Weisheit und Gottesfurcht, ihre Jugend vor diesen Abgründen zu schützen.

Der ganze Dienst des Pfarrers glich dieser Festfeier; er suchte mit jedem Wort, das er redete, sowie mit der That seines Lebens seine Pfarrkinder zu derjenigen weisen Stimmung emporzuheben, deren die Menschheit fähig, wenn sie in Verbindung einer festen bürgerlichen Bildung noch den Segen der reinen Anbetung Gottes genießt.

So war es, daß Arners Erziehung Gerechtigkeit und Religion vereinigte, den gesellschaftlichen Menschen in seinen wirklichen Verhältnissen glücklich zu machen und diese Festform sei ein Beispiel, wie besonders die Handlungsweise seines guten Pfarrers den Endzwecken seiner höhern Polizei entsprach und in seiner Hand ein Mittel ward, den gewaltsamen Anstößen, die bei der Eigensüchtigkeit unserer Natur, auch unter den besten bürgerlichen Einrichtungen dennoch immer obwalten, die Gefühle der Verhältnisse aller Stände untereinander immer rein und gesund zu erhalten und so den wesentlichen Grund zu legen, wodurch es allen möglich, die Kräfte und den Willen der verschiedenen Glieder seines Volks zu einem Ziel zu vereinigen. Er zerteilte durch den Gottesdienst dieses Mannes, sowie durch Erziehung und Gerechtigkeit die schreckliche Kraft der wilden Natur und lenkte die Jammerbegegnisse ihrer Eigensucht an dem leichten Faden ihrer Menschlichkeit in den Schoß der geselligen Tugend, wie ein Blitzableiter die schreckliche Kraft des Gewitters an einem leichten Faden in den Schoß der mütterlichen Erde hinleitet.

37. Der letzte Feind, der nicht abgethan wird.

Aber bei allem dem vergaß er doch nicht, daß sein Blitzableiter ein Kunstwerk und daß die große Mutter Natur den Lauf ihrer Allmacht neben ihm vorbei nehme, als ob er nicht da wäre. Er sah die Menschen die Vorteile, die sie sich durch ihren gesellschaftlichen Zustand erworben, hinwiederum allgemein dahin anwenden, die Bande der bürgerlichen Ordnung zu zerreißen und Reichtum und Macht allenthalben sich vereinigen, die Quelle zu zerstören, daraus sie entspringen. Er sah die Menschen so viel als allgemein immer die reinen geselligen Tugenden in dem Maß wieder verlieren, als sie die Vorteile der gesellschaftlichen

Verbindungen im Uebermaß genießen und konnte sich nicht verhehlen, der Keim der Zertrümmerung seines Werks und alles möglichen Guten in den gesellschaftlichen Tugenden liege in der Natur des Menschen selbst.

Ebenso wenig konnte ihm entgehen, die Erhaltung seines Werks, sowie überhaupt alles wahrhaft Guten in den bürgerlichen Einrichtungen fordere demnahen einen sehr vorzüglichen Grad von anhaltender Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Er glaubte auch, Jesus habe dieses Bedürfnis der Staatskunst als Regel für den einzelnen Menschen also ausgedrückt: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung geratet! Der Geist ist zwar geneigt, aber das Fleisch ist schwach.

Die tägliche Erfahrung bestätigte ihm die Notwendigkeit dieses großen Grades von Sorgfalt um so mehr, da er bei allem, was er that, um der Eigensüchtigkeit unserer Natur bei seinem Volk auf alle Weise entgegen zu arbeiten und allenthalben Gesinnungen und Handlungen, die den reinen Grundsätzen der wahren bürgerlichen Vereinigung und des gesellschaftlichen Zusammenhaltens angemessen zu pflanzen, dennoch täglich sehen mußte, daß der Hang, diesen Grundsätzen der gesellschaftlichen Verbindung entgegen und der Natur nach zu leben, bei weit den meisten Menschen stärker, als alle Folgen der gesellschaftlichen Bildung und daß besonders diejenigen, die in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher, als andere und ihm selber am meisten nahe stehen, sogar vor seinen Augen diesen Grundsätzen am meisten entgegen handelten und alle Vorzüge ihres Höherstehens in der gesellschaftlichen Ordnung fast immer nur dazu anwendeten, gewaltthätig und ungesellschaftlich zu handeln.

Er sah, daß seine Beamten selber seine Schloßrechte fast für nichts andres ansähen, als für Mittel, unter dem Schild dieser Rechte ihrer eignen Selbstsucht ungestraft den Zügel schießen zu lassen. Was dem Schloß nützlich, nahmen diese Amtleute ohne weiteres an, das sei ihnen recht, wenn dem Unterthan auch siebenmal dabei Unrecht geschehe; das Unrecht gegen die Unterthanen hatte in ihren Augen gegen das Schloßrecht gar kein Gewicht, indem sie das Schloßrecht als eine ganz andere und heiligere Sache ansahen, als das Unterthanenrecht und ohne weiters annahmen, daß das letztere dem ersten immer nachgehen müsse.

Sie sprachen zwar diesen Grundsatz nicht aus; sie dachten ihn nicht einmal in deutlichen Worten, aber sie handelten täglich in seinem Geist und das Innerste ihrer Stimmung war mit der Stimmung derjenigen, die die Worte dieser unbürgerlichen Verwilderung noch aussprechen, vollends das nämliche. So spricht der bürgerlich verwahrloste Mensch in der Verwilderung seiner Gottes-Nichtachtung auch den Grundsatz nicht aus: Es ist kein Gott; er denkt ihn nicht einmal in deutlichen Worten; aber er handelt in seinem täglichen Thun ganz in seinem Geist und das Innerste ihrer Stimmung ist der Stimmung desjenigen ganz gleich, der den Schall dieser vier Silben ausspricht.

Seine Richter verwalteten das Recht allemal am schlechtesten, wenn auch nur der geringste Knecht aus dem Schloß gegen den Unterthan im Fehler war. Sie selber brachten seinen Kindern, wie Sylvia, den Begriff bei, die Bauernkinder seien schuldig, ihnen zu thun und von ihnen zu leiden, was sie nur wollten und sein Amtmann erlaubte sich bei Einziehung der Gefälle im Maß und Gewicht, sowie im Geldanschlag der Naturalien Vorteile, durch deren Gebrauch Privatleute sich entehren würden.

Er sah sogar, daß eine große Anzahl Männer selbst aus seinem Stand diese Irrtümer des Amtleuten-Volks für bar Geld annahmen und ebenfalls dafür hielten, der Nutzen des Staats erfordere es, daß das Recht und der Nutzen des Unterthans unbedingt dem Vorteil, der Ehre und selbst dem Hochmut und der blinden Eigensucht der Herrschaft nachstehen müsse; er war auch überzeugt, daß alle Taschenspielerkünste der kleinherzigen Regierungen, die kein besseres Mittel kennen, die öffentliche Ordnung zu erhalten, als Leute betrügen und aussaugen, aus diesem elenden Grundsatze entspringen.

Zwar wußte er wohl, daß diese Taschenspielerkünste der kleinherzigen Regierungen gegenwärtig etwas von ihrem alten Kredit verloren, aber er war eben so überzeugt, daß das Wesen dieser ungesellschaftlichen Künste und ihre vorzüglichen Quellen mit den Sitten der Zeit und mit den Brotquellen der meisten Menschen, die an der öffentlichen Verwaltung nähern oder entferntern Anteil nehmen, tief verwoben und dabei für die ersten Triebe unserer selbstsüchtigen Natur so viel Reize haben, daß er es für ausgemacht annahm, der öffentliche Einfluß der Regierungen werde fast allenthalben fortfahren, kleinherzig zu bleiben und ihre Künsteleien, das Volk geflissentlich in einem kraft-, recht- und ehrlosen Zustand, mit einem Wort, Pöbel sein und bleiben zu lassen, werden nicht aufhören, bis der Adel, zu heitern Wirtschafts-Grundsätzen erhoben, sein eigenes großes Interesse in der Rücklenkung von diesen alle Stände verderbenden Staatsirrtümern suchen und finden wird.

Dieser Vorschritt in wirtschaftlicher Weisheit leitete nun Arners Thun und brachte ihn ganz zu den Grundsätzen der Volksbildung, ohne die alle Staatskunst in den Lüften schwebt. Er beschränkte sich zwar in diesem Gegenstand auf seine Sphäre, aber er that als Hausvater und Herrschaftsherr alles, was er konnte, sein Haus und seine Herrschaft über ihr gegenwärtiges wahres Interesse hierüber aufzuklären und besonders seinem Karl tief in Kopf und Herz zu prägen, daß alle Gewalt und alle Macht in der bürgerlichen Gesellschaft notwendig dem Recht untergeordnet sein müsse, und daß seine Rechte auf keine Weise von einer andern Natur seien, als diejenigen der Unterthanen.

Diesem Grundsatz gemäß und um zu verhüten, daß es seinen Nachfolgern, denen es etwa auch, wie seinen Vorfahren, nicht behagen möchte, Lumpenbauern Treu und Glauben zu halten, in Zukunft nicht wieder so leicht werde, die armen Leute wie vorhin zu betrügen und

an ihrem Recht zu verkürzen, schrieb er, wie sein Ahnherr, der christliche Ritter, die Rechte, Freiheiten und gute Gewohnheiten seiner Dörfer alle in eine Urkunde zusammen und war besonders sorgfältig, diejenigen Rechte genau aufzuzeichnen, von denen er voraussah, daß sie der Trägheit, der Dummheit, der Selbstsucht und dem Hochmut unwissender, unwirtschaftlicher und für ihren Stand und Beruf übel erzogener Herrschaftsherren am meisten zuwider sein würden. Er glaubte, das Wohl seines Hauses erfordere es nichts weniger, als das Wohl seiner Herrschaft, dergleichen Herren durch Sicherstellung der guten Rechte der Unterthanen im Zaum zu halten.

Diese Urkunde enthielt die ganze Geschichte seiner Regierung von ihrem Anfang an und zeigte umständlich, wie seine Dörfer durch die dumme, mit tierisch sinnlicher Gedankenlosigkeit verknüpfte Selbstsucht und Regierungsunfähigkeit des Großvaters in einen elenden und unerträglichen, schändlichen und vor Gott und Menschen unverantwortlichen Zustand geraten, und wie und durch was für Mittel er sie wieder blühend und erträglich gemacht habe. Er beschrieb besonders die Art und Weise, wodurch er die Selbstsorge der einzelnen Haushaltungen, sich selber besser zu helfen, wieder hergestellt und erzählte dann auch vollends, wie sein Ahnherr die einfältige, großmütige und unverfängliche Weise, mit der er überall mit seinen Bauern umging und in allen Stücken nicht nur ihrem Streit, sondern auch ihrem wirtschaftlichen Zurückkommen vorbeugte, und besonders, wie er nach dem Ausdruck des christlichen Ritters, zu seinem Edelmannsaufwand so wenig von seiner Bauern Brot abschnitt und dabei den Wohlstand seines Hauses doch besser gründete, als viele seiner Nachbarn, die nie satt werden konnten, nicht blos das Brot ihrer Bauern, sondern sogar sie selber aufzuessen.

So viel that er für diesen Endzweck zur Sicherstellung seines eigenen Hauses. Im allgemeinen aber war er überzeugt, daß die Selbstsucht des Adels, in dessen Hand die ersten Mittel der Volksbildung liegen, sich dem Mühsamen und Lästigen, mit welchem ein wirksamer Einfluß auf die gute Versorgung der Menschen immer verbunden sein muß, nur insoweit unterziehen würde, als dieser Stand *Ehre*, *Nutzen* und *Freude* bei dieser neuen Laufbahn finden würde. Er machte sich aber auch hierüber beruhigende Vorstellungen. In Absicht auf den *Nutzen* zweifelte er nicht, auch nur wenige Beispiele einer solchen auf ein besseres Wirtschaftssystem gegründeten herrschaftlichen Sorgfalt für die Unterthanen würden die Vorteile derselben für den herrschaftlichen Stand in das entscheidendste Licht setzen und die Aufmerksamkeit desselben umsomehr auf die ersten Unterhaltungswege des Volks hinlenken, da ohne dieses die Gefahr für diesen Stand täglich größer wird, aus Mangel von Aufmerksamkeiten dieser Art vom Kaufmanns- und Bürgerstand überflügelt und im allgemeinen zu einem auch nicht einmal mehr schimmernden Nichts gemacht zu werden.

In Absicht auf die Ehre glaubte er, die dringendsten Bedürfnisse des Staats und die besorglichsten Umstände des Weltteils würden die Fürsten bald allgemein dahin lenken, den ersten und wesentlichsten Dienst des Staats, die gute Versorgung der herrschaftlichen Unterthanen mit eben der Ehre zu belohnen, mit welcher sie gewohnt sind, weit schlechtere Staatsdienste denen angenehm zu machen, die ihre Zeit und ihre Kräfte auf dieselbe verwenden.

In Absicht auf die Freude glaubte er einerseits, die Empfindungen der Freude seien gewöhnlich mit dem Besitz des Nutzens und der Ehre verbunden und wesentlich von der wirtschaftlichen Beruhigung abhänglich.

Und indem er dafür hielt, die Beruhigungsgründe des Christentums seien vorzüglich geschickt, beim Unterthan die innere Liebenswürdigkeit zu entwickeln, welche erfordert wird, im herrschaftlichen Stand diejenigen angenehmen Empfindungen hervorzubringen, welche immer das beste Mittel sein werden, das Herz der Obern gegen die Untern rein zu erhalten, glaubte er zugleich auch, die erste Aufmerksamkeit der Herrschaften auf das Volk werde sie dahin führen, den Einfluß der Gottesfurcht auf sein sittliches und häusliches Wohl so heiter zu sehen, daß sie ihre Bemühungen selber vorzüglich dahin verwenden würden, ihre Unterthanen in einer Stimmung zu erhalten, die vorzüglich geschickt ist, ihnen hinwieder Freude zu machen. Er erwartete wie natürlich hierin das meiste von dem geistlichen Stand; aber er verhehlte es sich auch nicht, die wahre Aufklärung dieses Standes werde im allgemeinen der wirtschaftlichen Aufklärung der Fürsten und des Adels nachgehen müssen und glaubte, bis so lange werde dieser Stand hie und dort noch viel Seitensprünge machen, das Volk in Finsternis und Trübsinn zu erhalten, anstatt es zur Arbeit, Weisheit und zu fröhlichem Sinn eines bürgerlichen gesicherten Hausglücks hinzulenken.

Ich ende hiermit die Darstellung der Art und Weise, wie Arner

1. die Erziehung als ein Mittel gebraucht, alle Glieder der gesellschaftlichen Verbindung durch eine ihrer Lage und Umständen angemessene Standes- und Berufsbildung zur Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigentums zu bilden;

2. die Gerechtigkeit als ein Mittel, alle Arten von Handlungen, die den reinen Grundsätzen der bürgerlichen Vereinigung und des gesellschaftlichen Zusammenhaltens entgegen, zu verhüten und besonders diejenigen, die, weil sie in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung höher stehen als andere, meinen möchten, sie hätten die Vereinigung mit den minder starken nicht nötig, in die wesentlichen Schranken der gesellschaftlichen Ordnung hinein zu lenken;

3) die Religion als ein Mittel, unter der Gewaltsamkeit der Anstöße, die bei der Eigensüchtigkeit unserer Natur auch unter den besten bürgerlichen Einrichtungen immer Platz greifen, das Gefühl der Verhältnisse aller Stände unter einander dessen ungeachtet rein und gesund zu erhalten.

38. Ein Bauer, der weiter geht, als Arner.

Da er nunmehr den Faden dieser Grundsätze nicht mehr aus der Hand ließ, vereinfachte sich sein Thun immer mehr und seine Handlungsweise gegen das Volk ward täglich sicherer. Auch mußte unter diesen Umständen seinem Untervogt, dem redlichen Meier, der tiefgewurzelte Zweifel wegfallen, es sei nicht möglich, daß Arner sich über alle Vorurteile des herrschaftlichen Standes, die der Sicherheit und dem Wohlstand des Volks im Weg stehen, empor heben möge. Dieser Mann sah in täglichen Erfahrungen, daß Arner sein Interesse auch nicht im geringsten von dem Interesse seiner Herrschaft trenne und war überzeugt, daß er bei seiner Handlungsweise ganz unmöglich dem Wohlstand des Volks in irgend einem Fall engere Schranken zu setzen suchen werde, als der gemeinschaftliche Vorteil der Herrschaft und der Unterthanen es erfordere.

Sein edles, aber von der harten volksverwahrlosenden Oberkeit, unter der er lebte, und von dem verlornen elenden Gesindel, das das Volk unter dieser Oberkeit werden mußte, mißstimmtes Herz brach ihm jetzt, — er weinte bei der Hoffnung, am Ende seines Lebens noch zum Ziel seiner Jugendwünsche zu kommen und die große Lehre des Altvaters, was ein einziger Mensch mit Redlichkeit, Ordnung und Geschäftskenntnis zum Wohl seiner Nebenmenschen ausrichten könne, ging ihm jetzt zu Herzen, wie es bei zwanzig Jahren nicht mehr also geschehen. So erneuert und veredelt die Weisheit der Herrschaft die Gutmütigkeit des Unterthans, die unter einer thörichten und niederträchtigen Herrschaft immer fast völlig erlischt.

Dieser Mann, der, wie ich schon einmal sagte, die Umstände des Volks und die echten Grundlagen seines Wohlstands, sowie die Hindernisse desselben tief kannte, war überzeugt, daß „die Bildung des Menschen zu einem auf erleuchtete Selbstsorge gegründeten Staatsdienst" oder welches eben so viel ist, „zur Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigentums" unumgänglich einen großen Grad von wirtschaftlicher Unabhängigkeit voraussetze und glaubte, die meisten herrschaftlichen Einrichtungen, selber diejenigen des Zehntens und der Bodenzinse seien dieser wirtschaftlichen Selbständigkeit, die er für das wesentlichste Bedürfnis der Selbstsorge, auf die hierin alles ankomme, ansah, gerade zu entgegen. Damit behauptete er aber gar nicht, daß die Summe der Abgaben, die die Herrschaften von den Unterthanen ziehen, an sich selber zu groß sei, er glaubte vielmehr, ein geläutertes Wirtschaftssystem werde die Herrschaftsherren allgemein in den Stand stellen, mit gegenseitigem Nutzen, sowohl der Unterthanen, als ihrem eignen, weit mehr aus ihren Herrschaften zu ziehen, als wirklich geschieht.

Und in seinem Leben sich immer an den strengsten Begriffen des Eigentums fest haltend, dachte er nicht daran, die Rechte der Herrschaft in irgend einem Stück zu schmälern; aber er glaubte hingegen ebenso

fest, da alle Arten von Abgaben einem jeden Volk vorzüglich nach dem Maß der Weisheit und Kraft seiner Selbstsorge schwer oder leicht fallen, so sollte desnahen die Art und Weise, diese Abgaben zu beziehen, diesem vorzüglichen Grundpfeiler des gesellschaftlichen Wohlstandes auf keine Weise in dem Weg stehen. Er nahm in dieser Rücksicht an, die herrschaftlichen Einkünfte hätten, wie alle Einkünfte in der Welt, einen wahren innern Geldwert, durch dessen unabläsliche Verzinsung, auf welche Art dies auch immer geschehen würde, dem herrschaftlichen Recht ein vollkommenes Genügen geschehen müßte; wenn nur in der Grundberechnung der Sache kein Fehler begangen und keine Gefährde gebraucht würde. Er behauptete auch, die Herrschaften seien auf eine Art verpflichtet, den höchsten Wert ihrer Gefälle von den Unterthanen auf diejenige Art anzunehmen, welche zur Beförderung ihres sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Wohls die dienlichste sei.

Und nun von seinem Mißtrauen gegen den herrschaftlichen Stand überhaupt und gegen Arner besonders zurückgekommen, redete er auch ohne vorher ein Wort mit Arner über diesen Gegenstand zu verlieren, an der offenen Gemeinde mit seinen Nachbarn von der Möglichkeit, durch ihre Ersparnisse solche Einrichtungen zu machen, welche sie und ihre Nachkommen in eine Lage setzen könnten, die eben so gesegnet und vorteilhaft wäre, als wenn sie ihr Land steuer- und zehnten- und bodenzinsfrei besitzen würden. Wer die Bauern kennt, der weiß, was sie thun und leiden würden, ihr Land also zehnten-, steuer- und bodenzinsfrei zu bekommen. Sie drängten sich an den Meier an, wie die alten Schweizer an ihre Tellen, da diese ihnen zuerst von der Möglichkeit redeten, ihr Land also frei zu bekommen.

Der Meier bewies, wie leicht dieser große Vorteil mit demjenigen der Herrschaft zu verbinden wäre. Er zeigte ihnen, daß diese Gefälle im Lauf von zehn Jahren dem Junker auf ein Jahr nicht tausend Viertel reine Frucht abgetragen, daß das Einziehen, Besorgen, Wiederverkaufen und viel anderer herrschaftlicher Umtrieb ihm mehr als fünf und zwanzig vom Hundert des reinen Ertrags wieder wegnehmen, daß er also imgrund jährlich von allem kaum den Wert von siebenhundert und fünfzig Viertel reiner Frucht wirklich beziehe und folglich, wenn sie ihm jährlich den Geldwert von zwölfhundert Vierteln sicher stellten, er beinahe vierzig vom hundert gewinnen würde, indessen sie ihren Zustand in einem noch viel größern Maß verbessern würden.

Die Nachbarn begriffen das gar wohl, aber sie antworteten, das thut kein Junker, wenn es ihm auch noch so viel eintragen würde, daß er ein Dorf also frei lasse. Es hat, sagten sie, mit dem Landeigentum nicht die gleiche Beschaffenheit, wie mit deiner Baumwolle, die, wenn du sie gekauft und bezahlt hast, zum Sieden und Braten ganz dein ist, und wie mit allen andern Waren, die frei von einer Hand in die andere gehen. Wir sind leider selber an die Herrschaften gebunden, die wir verzinsen, und es ist den Junkern gar zu viel daran gelegen, daß dieses in Zeit und Ewigkeit also verbleibe und darum ist

den Junkern in dergleichen Sachen minder zu trauen, als Gott behüt uns davor, dem Bösen.

Der Meier antwortete ihnen: Es ist keiner unter euch, der dem herrschaftlichen Stand minder traut und keiner, der mehr Ursachen hat, als ich. Ich traute selber Arner nicht, ich hielt bis jetzt alles, was er thut, mehr nicht und minder nicht als für das Spielwerk einer neuen Gattung Spitzbösler-Künste; ich konnte mir auch so wenig, als ihr, vorstellen, daß er imgrund anders denke, als andre Herren und zankte hundertmal mit meiner Schwester, die ihm von Anfang an in seinen Sachen ganz traute. Aber ich habe ihn jetzt erfahren, er ist sicher nicht, wie andere Herren, er rechnet und ich bin, wie meines Lebens überzeugt, soweit sich immer unser Nutzen mit dem seinigen vereinigen läßt, soweit legt er sich selbst und uns mit keinem Herrenstolz und mit keiner Herrendummheit Hindernisse dagegen in den Weg. Und dann ist in meinem Antrag auch keine Rede davon, irgend einem Herrschaftsrecht, das auf dem Land ruht, an sich selbst zu nahe zu treten; ich trage im Gegenteil nur darauf an, uns selber durch unsere Ersparnisse in den Stand zu stellen, den Wert dieser Gefälle auf eine Art abtragen zu können, die unserer Wirtschaft weniger nachteilig als die gegenwärtige; damit bleiben wir Rechtens halber an unsere Herdschollen angebunden, wie vorhin und wenn wir nach meinem Vorschlag ein Kapital zusammenbringen, dessen Zins hinlangt, den höchsten Wert dessen, was die Herrschaft aus ihren Gefällen zu ziehen imstand ist, ihr alljährlich in Geld oder Frucht zu erstatten, so ist es nicht möglich, daß sie mit irgend einem Recht mehr fordern könne, so wenig, als daß sie uns an den Einrichtungen zu diesen Ersparnissen hindern kann, wenn wir sie machen wollen.

So heiter redete er über den Vorschlag; aber je dringender die armen Bauern diese Sache wünschten, je mehr machte sie die Angst, nicht dazu gelangen zu können, Schwierigkeiten dagegen finden. Sie wandten ihm die sonderbarsten Sachen ein, unter andern auch, es seien wenige Jahre, daß man auch nur ein Wort von so etwas geradezu für Aufruhr erklärt hätte. Der Meier erwiderte: Es sind auch noch nicht so viele Jahre, daß man unsere Aecker um das halbe gekauft, was sie jetzt kosten, und so sind tausend Sachen jetzt anders, als sie waren. Das mehrere Geld, das den Leuten in den Händen ist, verändert alles und muß die Herrschaften selber in ihren Verhältnissen gegen die Unterthanen zu einer neuen Ordnung der Dinge hinlenken; auch ist es sicher, die Herrschaften schaden sich jetzt weit mehr, als ehedem, wenn sie an die alte Ordnung in allen Stücken anhänglich, uns in unserer Wirtschaft verwirren und zurücksetzen. Wir tragen ihnen jetzt nicht mehr blos mit dem Umrühren ihrer Herdschollen, sondern noch auf viele andere Weise Geld ein.

Aber dennoch glaubten viele, der Antrag möge nicht gehen. Besonders schüttelte der alte Weibel den Kopf; dieser sagte seinem Nachbar ins Ohr: Denk an mich Rudi, hier stößt die Kuh das Horn

ab; er konnte nicht begreifen, wie der alte Baumwollen-Jud also im ABC der Schloßordnung verirren könnte, daß er so etwas auch nur für möglich halte. Das war jetzt das drittemal, daß er es meinte; er dachte dabei, es sei ihm Unrecht geschehen, daß er es nicht jetzt schon sei. Auch waren die meisten Alten mit ihm der Meinung, des Meiers Antrag möge nicht gehen. Der Meier ward zuletzt lebhaft und sagte noch einmal: Glaubt mir doch, Arner ist nicht mit andern Herren zu vergleichen, er thut täglich und leidet täglich Sachen, die kein andrer thun und leiden würde. — Ich weiß jetzt, was ich weiß, und darf keck sagen, ein Mann, der sich für uns aufopfert, wie vielleicht nie ein Unterthan für seinen Herrn, hat kein Herrschaftsrecht wider uns, sein Recht ist tief in seiner Seele ein Recht für uns; und ich stehe euch dafür, es geht und muß gehen.

Diese Sprache endete ihr Widerreden; es stimmte nun alles ein, er sei kein Herr wie andere Herren; es sei wahr, er thue täglich Sachen und leide täglich Sachen, die kein andrer thun und kein andrer leiden würde, man müsse es also probieren, es könnte dem Dorf kein größeres Glück begegnen, als wenn dieses gerate. Selber der Weibel sagte ihm jetzt: Ja, ja, bring es nur an, es wird sich dann zeigen, was er dazu sagt. Er setzte spöttisch hinzu: Ich will sicher auch lieber den Zehnten heimführen, als ihn aufstellen. Aber vierzigtausend Gulden ist das wenigste, was beieinander sein muß, wenn wir aus den Zinsen abstatten wollen, was ihm seine Rechte eintragen. Das ist viel Geld, das ist entsetzlich viel Geld und uns nicht möglich zusammen zu bringen, sagten die Bauern, aber der Meier antwortete auch hierauf, wenn sie sich entschließen wollen:

1) Jährlich ein und einen halben Kreuzer von jeder Garbe, die einer schneide, an einen Fond zu bezahlen.

2) Die vom Junker ausgeteilten Weiden nach ihrem jetzigen Geldwert, als Wiesen und Pündten anzuschlagen und also mit drei vom hundert zu verzinsen.

3) Alle noch unverteilten Weiden auf fünfundzwanzig Jahre zu ganz freier Benutzung an die meistbietenden Fremden oder Heimschen zu überlassen.

So wolle er die Einnahme, Besorgung und Anlegung dieser Gelder ohne Kosten über sich nehmen und ihnen dafür stehen, daß das nötige Kapital zu diesem Endzweck innert fünfundzwanzig Jahren bei einander sein soll. Die Bauern meinten: Wir werden wohl etwas thun müssen, wenn wir für uns und unsere Kinder ein so großes Glück suchen. Doch fanden nicht wenige, ein und ein halber Kreutzer von einer jeden Garbe könnte ihnen so viele Jahre nacheinander beschwerlich fallen. Aber der Meier zeigte ihnen, daß die Summe, die diese Schatzung fordere, eigentlich nicht nach dem Wert der Garben, sondern nach dem Ganzen ihres allgemeinen und weit am meisten vom Hausverdienst herrührenden Jahreinkommens berechnen müßten. Er ging dann mit ihnen in das Umständliche ihrer Einnahmen und Aus-

gaben hinein und zeigte ihnen vielseitig, wieviel jährlich auch in der gemeinsten Haushaltung unnötiger Weise verbraucht und soviel, als ohne Mühe erspart werden könne, wenn man nur wolle und sich darnach richte. Sie gaben auch dies zu: Der Wunsch, soviel als zehnten-, zins-, boden und steuerfrei zu werden, ward immer lebhafter. Etliche sagten, wenn sie auch das Jahr durch nur die Hälfte, die sie sonst gewohnt, Wein trinken und Fleisch essen müßten, so sollte sie diese Einschränkung nicht reuen, wenn sie dann nur gewiß zu dieser Freiheit gelangen würden.

Aber sie fanden immer neue Bedenken. Einer sagte jetzt: Du weißt, wie wenig man immer mit dem Bauerngeld Komplimente macht; und wenn wir fünfundzwanzig Jahre das Geld mit saurer Mühe zusammen legen würden, so könnte vielleicht an einem Regentag einer, der mehr ist als wir, das Geld in seinen Sack stoßen und damit machen, was er wollte; dann müßten unsere Kinder Zehnten und Bodenzins wieder bezahlen, wie vorher. Es wäre sicher eine unverzeihliche Einfalt, erwiderte der Meier, sich selber fünfundzwanzig Jahre zu brandschatzen, um dann im sechsundzwanzigsten noch bestohlen zu werden, und so gut und treu der Junker ist, so hätten wir Unrecht, dieses Geld ohne landesherrliche Sicherheit in seine Hand zu legen. Die Bauern meinten, sie dürften diese Sicherheit von ihm nicht fordern. Der Meier lachte sie aus und sagte: Es ist jetzt eine Zeit, wo man in Geldsachen mit niemand mehr Komplimente macht, und versprach ihnen dann mit Hab und Gut für die sichere Ausleihung des Geldes zu stehen. Nun glaubte er ihre Meinungen vereinigt, aber es machte noch einer den Einwurf, da der Junker bei der gegenwärtigen Lage der Sachen nicht mehr als den Wert von ohngefähr siebenhundertundfünfzig Viertel Frucht beziehe, so sei es nicht billig, daß sie ihm den Wert von zwölfhundert für dieselbe vergüten müßten. Der Meier antwortete hierüber: Nachbarn! Wenn ihr ihm auch den Wert von zweitausend vergüten müßtet, so würdet ihr noch vieles dabei gewinnen; indessen müßte Arner kein Mensch, oder wenigstens nicht wie wir sein, wenn er uns einen solchen Vorteil ohne seinen Nutzen zukommen lassen würde. Und überall, wenn wir ehrliche Leute sein wollen, so dürfen wir das nicht wünschen, und wenn wir gescheidte Leute sein wollen, eben so wenig; es kann weder uns noch unsern Nachkommen dienen, daß er oder seine Nachkommen sich jemal in den Kopf setzen, wir hätten ihnen Unrecht gethan und sie würden bei der alten Ordnung der Sachen besser bestehen.

Aber es schien Arnern fast unmöglich, daß ein armes Dorf, wie Bonal, leisten könne, was der Antrag des Meiers voraussetzte. Selber der Leutnant staunte, obwohl er überhaupt überzeugt war, daß die Kräfte des Menschengeschlechts durch ihre Vereinigung sich in einer unglaublichen Progession vermehren, und obwohl er die großen Wirkungen einer weisen Verbindung der Industrie mit dem Feldbau im allgemeinen kannte, so schien ihm doch die Ersparung von vierzigtausend

Gulden in dieser Zeit für Bonal fast eben wie Arnern beinahe unmöglich. Er rechnete dem Meier Punkt für Punkt nach, aber er übertraf ihn nicht an Genauheit; dieser ging mit ihm wie mit seinen Bauern in das Umständliche der ländlichen Wirtschaft hinein und zeigte ihm von neuem, wie sehr die ersten Quellen des menschlichen Wohlstandes auf einer festen Aufmerksamkeit auf kleine, ganz unbedeutend scheinende Umstände und Sorgfältigkeitsübungen in Ausgaben und Einnahmen ruhen, die an sich nichts sind, aber im Jahr sich etliche hundertmal wiederholen. Er überzeugte den Leutnant und den Junker, daß sein Vorschlag möglich und das Dorf, wenn es wolle, eher noch mehr leisten könne, als nur dieses.

Die Herren empfanden bald, daß die Folgen dieses Umstands im allgemeinen unübersehbar, und Glülphi, dessen Herz bei jeder größern Aussicht für das Menschenwohl stärker schlug, umarmte den Meier mit den Worten: Du zündest ein großes Licht an! Er setzte hinzu: Unsere Staatskunst ist bestimmt in denjenigen Gegenständen, welche die größte Aufmerksamkeit in der Staatshaushaltung verdienen, am meisten zurück und wird nicht weiter darin kommen, bis sie in der Führung der Völker von Menschen Gebrauch machen wird, die die Natur der Unterhaltungswege des Volks so tief kennen, als du.

Der Meier hatte ihnen die Möglichkeit der Sachen nun arithmetisch erwiesen, sie konnten nicht mehr daran zweifeln, dennoch minderte sich ihr Erstaunen nicht. Je tiefer sie in die Natur dieses Vortrags hineindrangen, je mehr sahen sie nicht blos seine Folgen, sondern auch die Gründe seiner Sicherheit und seiner Uebereinstimmung mit dem Wesentlichsten der Endzwecke, denen sie nachstrebten. Sie sahen besonders, daß derselbe den Menschen vorzüglich dahin führe, sein bürgerliches Glück durch sich selbst und durch weisern Genuß seiner Familienverhältnisse zu suchen und waren schon längst überzeugt, daß die Rücklenkung des Menschen zu diesen in der Natur gegründeten Verhältnissen weit das vorzüglichste Mittel sei, ihre bürgerliche Glückseligkeit sicher zu stellen. Aber noch nie sahen sie, wie jetzt, daß dieses große Ziel der Staatskunst so vorzüglich durch die kleinen Ersparungsaufmerksamkeiten, auf welchen die Gründung und Erhaltung des Wohlstandes der gemeinen Haushaltungen im Land ruht, erzielt werden kann.

Sie überließen sich eine Weile den großen Aussichten, die ihnen die Erläuterung dieses Antrags eröffnete und es wurde ihnen ganz heiter, daß weise Einrichtungen zu solchen Ersparnissen einem jeden Staat den Weg bahnen müssen, im Innern gemeiner Dörfer die Kräfte und Mittel selber zu suchen, durch welche es möglich, den Endzwecken einer wahrhaft weisen und menschlichen Gesetzgebung ein Genügen zu leisten. Indessen wandte Arner dem Meier noch ein, ob ein Vorschritt von einem Zustand, der nahe an die Leibeigenschaft grenze, zu einem solchen Grad von Wohlstand, und wenn auch schon nur wirtschaftlicher Selbständigkeit, bei den niedern Menschen nicht einen Uebermut und Leichtsinn veranlassen könne, der ihnen die Vorteile

ihres neuen Zustands ebenso leicht wieder entreißen könnte, als sie selbige erlangt.

Meier antwortete: Dies müßte wirklich geschehen, wenn der Zustand der Menschen plötzlich also verändert würde, aber ich bin entfernt, dieses zu suchen, im Gegenteil glaube ich durch meinen Antrag dieser Schwierigkeit wirklich vorgebeugt zu haben, indem nach demselben das Dorf nicht nur das ganze fünf und zwanzig Jahre alle seine alten Gefälle abtragen, sondern noch dabei den Wert seiner Loskaufung in eben der Zeit zusammen legen soll. Dieses aber ist nur durch eine solche Erhöhung seiner wirtschaftlichen Anstrengung möglich, welche das Dorf auf die einfachste Art und fast durch ein halbes Menschenalter zu dem größern Wohlstand und der wirtschaftlichen Unabhängigkeit vorbereiten muß, den es durch diese Anstrengung erzielt.

39. Ein Amtmann in puris naturalibus.

Aber der alte Weibel war nicht so bald von der Gemeinde heim, so entschloß er sich, auf der Stelle zu sehen, was sein hochgeehrter Herr Amtmann zu den schönen Sachen sagen werde, die Meier an der Gemeinde angebracht und sie waren wirklich in eben der Stunde bei einander, in welcher der Junker und der Baumwollen-Meier sich über eben diesen Gegenstand unterhielten. Aber, Himmel! welch ein Unterschied zwischen dem Gespräch des Junkers mit dem Vogt und demjenigen des Weibels mit dem Amtmann über die gleiche Sache. Dieser Amtmann fand es gar erschrecklich, daß ein Bauer wie der Meier sich unterstehen dürfe, so etwas an einer Gemeinde anzubringen. Wenns an ihm gestanden wäre, er hätte ihn auf der Stelle in Ketten und Banden schlagen lassen; da ers nicht durfte, murrte er wie ein Bär. Er sah die Sache für nichts weniger als Hochverrat an und stellte sich vor, der Staat, der Adel und die Amtleute wären allerseits verloren, wenn die Bauern sich dergleichen in den Kopf setzen würden.

Nachdem er sich eine Weile so seinen natürlichen Amtsempfindungen überlassen und sie bis jetzt fast nur mit Murren ausgedrückt, sagte er dann: Also wäre der Baumwollen-Meier der Aufwiegler in diesem schönen Handel? und fragte bald darauf, wie reich man auch meine, daß der Mann sei. Der Weibel erwiderte, das wisse eigentlich niemand sicher, weil weit sein größtes Eigentum in Sachen bestehe, die er vor der Oberkeit verborgen halten könne, wie wenn es sie gar nichts anginge, aber gewiß sei es, er besitze mehr als vier bis fünfmal mehr, als sonst der reichste im Dorf.

Amtmann. Das Jahr kommt und geht, es läuft mir kein Heller von ihm durch die Finger; halbe Bettler im Dorf tragen mir mehr ein.

Weibel. Das ist kein Mann zum Eintragen, im Gegenteil, er ist seine Lebtage damit umgegangen, der Obrigkeit aus den Händen zu reißen, was er nur können.

Amtmann. Und wir haben immer dazu geschwiegen und ihn geschont; jetzt macht er dergleichen Streiche!

Weibel. Vor zehn Jahren unter dem alten Arner, da er noch nicht den zehnten Teil Vermögens hatte, wäre es leicht gewesen, mit ihm fertig zu werden.

Amtmann. Wenn nur der Junker anders wäre!

Weibel. Er wird doch nicht wollen sich von einem solchen Mann um alle seine Herrschaftsrechte bringen lassen?

Amtmann. Man sollte es denken; aber, unter uns geredet, es ist, wie wenn er keine Ader von einem rechten Junker im Leibe hätte.

Weibel. Man hat über den alten so geklagt, hätten wir ihn nur wieder.

Amtmann. Auch der Hummel ist nicht ganz der schlimme Mann gewesen, den man jetzt aus ihm machen will; ich will ihn nicht rechtfertigen, er hat vieles zu weit getrieben, aber doch hatte er gewiß auch sein Gutes; er hat der Oberkeit in vielen Stücken gedient, wie ihr jetzt, seitdem er weg ist, niemand mehr dient und ist ihr in Sachen treu gewesen, um die ich jetzt nur niemand mehr ansprechen dürfte.

Weibel. Es geht gewiß übel! Bald macht der Junker Narren zu Untervögten, bald Leute, die von Jugend auf den oberkeitlichen Vorteilen Hindernisse in den Weg gelegt haben und es jetzt noch thun.

Amtmann. Ich darf nicht sagen, was es für einen Unterschied im Dienst macht, daß der Hummel nicht mehr da ist.

Weibel. Ich glaube es.

Amtmann. Er hatte eine Menschenkenntnis, wie weit und breit niemand. Herr und Bauer war ihm gleich viel; er kannte einen jeden, sobald er ihn sah; weißt du noch, was er im Anfang der neuen Regierung in deiner Gegenwart vom Junker zu mir gesagt?

Weibel. Ich mag mich nicht mehr erinnern.

Amtmann. Du hast es doch sicher gehört; ich sah dir in die Augen und du lachtest; mir aber wars nicht zum Lachen.

Weibel. Was sagte er denn?

Amtmann. Er sei ein Herr für Lumpen und Bettler, aber Gnad Gott den reichen Bauern und den Amtleuten!

Weibel. Es ist wahr, ich erinnere mich jetzt dieser Worte.

Amtmann. Ein Prophet hätte doch wohl nicht besser voraussagen können, was begegnet.

So redete der Amtmann links und rechts zum Lob der alten Aussaugerzeit und sagte dann, es sei da auch noch Ordnung im Land gewesen, jetzt sei keine mehr darin. Dann gab er dem Weibel zu verstehen, die Amtleute seien auf eine Art immer auf der Bauernseite, sie machten beständig auch noch einen Unterschied zwischen einem Mann, der den Stall voll Vieh habe und einem, der keines darin habe; aber den Junkern sei alles gleich. Wenn das Unglück ins Dorf treffe, daß eine Herrschaft selber regieren wolle, dann sei kein Vorgesetzter mehr

etwas Meister. Die Amtleute hingegen nähmen es nicht so genau und teilten die Meisterschaft mit den Vorgesetzten gewöhnlich gern; aber darum solltens die Vorgesetzten und die reichen Bauern immer auch mit den Amtleuten halten und gerade jetzt Stühle und Bänke darein werfen, daß so ein Vorschlag, der die Amtleute um das halbe Einkommen bringen könne, nicht zustand komme. Der Weibel meinte, sein hoch und wohlgeehrter Herr Amtmann könnte am besten Stühle und Bänke darein werfen; aber der Amtmann meinte es nicht; er sagte: Nein! nein! unter einem solchen Herrn kann unser einer nicht genug auf seiner Hut sein; die Bauern dürfen viel ehender etwas wagen und es ist ihre Sache wie der Amtleute, wenn sie ihre Kinder studieren ließen, so könnten sie ja auch Amtleute werden, aber Junker könnten sie nie werden.

Der Weibel, der schon oft gehört hatte, der Amtmann sei auch vom Bauernstamm, ergriff diesen Anlaß, ihn selber zu fragen, ob es auch wahr sei. Nein! Nein! das ist nicht wahr, das ist gar nicht wahr, ich bin von gutem Haus, von recht gutem Haus, aber andere, viel andere Amtleute sind vom Bauernstamm. So sagte er und kam dann geschwind wieder damit, was die Bauern verlieren würden, wenn die Amtleutenstellen so schlecht werden sollten, dann wiederholte er, sie müßten Stühle und Bänke darein werfen, daß die Sachen nicht so kämen, wie Arner wollte und wie ihms der Schelmen-Meier angebe.

Es träumte dem Weibel nicht, beim Amtmann so wenig Trost in dieser Sache zu finden; aber er sah jetzt, daß er ihn nur, wie der Affe die Katze, brauchen wolle, die Kastanien, die ihm selber zu heiß, aus dem Feuer zu langen. Er antwortete mißvergnügt, die Bauern lechzten nach dieser Freiheit und man könne ihnen dies nicht so leicht aus dem Kopf schwatzen.

Der Amtmann erwiderte: Ein alter Fuchs, wie du, kann ihnen immer etwas angeben, dieses Lechzen zu vertreiben. Wenns so kommt, wie es jetzt ist, sagte der Weibel, so helfen die Füchse nichts mehr; es braucht dann Wölfe und Bären, wenn ihr und ich wieder Meister werden wollen, wie wirs vorher waren.

Doch probierte er, da er heim kam, ob er etwas im Dorf ausrichten könne, wie der Amtmann es meinte. Aber die Bauern antworteten ihm auf die Meinung, daß ihre Kinder auch Amtleute werden könnten und daß sie deswegen Stühle und Bänke darein werfen sollten, damit sie der Junker nicht zehnten-, bodenzins- und steuerfrei machen könne. Da wären wir Narren, wenn wir uns, ohne daß wirs müssen, noch hundert und ein Jahr schinden lassen würden, weil vielleicht im hundert und zweiten ein Schurkensohn aus uns selber auch einen Bauernschinder abgeben könnte.

So natürlich lautete ihre Philosophie über diesen Gegenstand und sie wog wenigstens der Amtleute Weisheit über denselben wohl auf.

40. Die Amtmännin eben so in puris.

Der Amtmann hatte eine Frau, die Sylvien glich und es ihm nie verzieh, daß sie ihren Hunger-Adel an seinen Bürgertisch vertauscht. Sie betrat auch seine Amtsstube mit keinem Fuß, ihr Ahnenstolz verachtete diesen Beruf so sehr, daß sie ihrem Mann, wenn sie übellaunig war, keinen andern Namen gab, als Feder-Esel. Diese Frau hatte jetzt das Gespräch des Amtmanns mit dem Weibel in der Nebenstube behorcht und geriet in einen solchen Zorn darüber, daß sie, sobald der Weibel fort war, zu ihm sagte: Feder-Esel! Wofür bist du Amtmann, wenn der Junker in der Herrschaft machen soll, was er will? Euer Lumpenstand weiß sonst immer nur gar zu wohl, wie und wo er gegen seine Herren und Meister Schutz und Recht findet! Aber es ist deiner Bürgerseele gleich viel, wenn deine Kinder wieder Schneider und Schuhmacher werden müssen, wie deine Vorfahren auch waren. Dann behauptete sie, die Neuerungen Arners griffen den Adel und den Fürsten ebensowohl an, als seine Schreibstube, sie jammerte, ihr Stand werde durch seine Einrichtungen überall ehrlos und klagte zuletzt noch über ihre Mägde und den schädlichen Einfluß, den diese Neuerungen selbst auf diese hätten. Die Hündinnen, sagte sie, die als Leibeigene bei mir dienen, unterstehen jetzt sich schon, mir unter die Augen zu sagen, das Recht sei für sie, wie für mich und es kommt mir noch dazu, ich muß sie, wie eine Pfarrerin, um hohen Lohn dingen und ihnen das Jahr durch gute Worte geben, daß sie mir nur bleiben. Sie endete das Donnerwetter mit den Worten: Du mußt mir doch der Sache nicht zusehen, wie der Pfaff dem Hängen, als ob sie dich gar nichts angehe!

Und morgen, eh der Tag am Himmel und viele Stunden, ehe die Frau aufstund, mußte ihr Feder-Esel, der ihr, wie der Jakobli Thu mir nichts der Frau Untervögtin folgte, seinen Gaul satteln und hinreiten zu den Verwandten seiner Edelgebornen Frauen, um sich bei ihnen Rats zu erholen.

41. Hier ist doch wirklich eine kleine Bande bei einander.

Sein Geschick wollte, daß er da einen ganzen Tisch voll armer Junker und Amtleute bei einander antraf. Er erzählte der edlen Versammlung die traurige Lage der Sachen in Bonal und nachdem die Herren eine Weile ihren Zorn über den Narren-Junker ausgelassen, äußerten sich etliche von ihnen über den Gegenstand also: Das Uebel rühre eigentlich daher, daß man jetzt gemeine Leute ohne Bedenken reicher werden lasse, als die Vornehmen; die Oberkeiten seien hierin allgemein zu leichtsinnig und brauchten gar viele Mittel nicht, die in ihrer Hand seien, die Bauern, wenn sie wollten zu vollblütig werden, zu schröpfen und ihnen zur Ader zu lassen. Sie behaupteten geradezu, dieses sei zur Erhaltung der Subordination und der Ehre und

des Ansehens der oberkeitlichen Stände unumgänglich nötig und die neuen Meinungen, man müsse jedermann, wer es sei, im Ernst bei dem Seinigen schützen und schirmen, seien Hirngespinste von Leuten, die nicht wüßten, was regieren sei und keine Erfahrung und keine Menschenkenntnis hätten.

Der Amtmann von Bonal stürmte besonders über den Baumwollen-Meier los und sagte, er und seinesgleichen führten nichts weniger im Schild, als den Amtleuten und der Oberkeit, wo sie könnten, Schaden zuzufügen; sie unterstünden sich, den Bauern auszurechnen, was die Amtleute und Oberkeiten von ihnen ziehen und ihnen in den Kopf zu setzen, sich vor Prozessen und allem, was der Oberkeit Geld eintragen könne, zu hüten. Der Amtmann sagte kurzweg, bei dieser Ordnung sei's Ehrenleuten unmöglich, ein Amt zu haben. Es widersprachen ihm zwar einige hierin und sagten, bei ihnen sei's Gottlob einmal nicht so. Der Baumwollenverdienst, so groß er sei, werde ganz verlumpt. Das Spielen, Saufen, Trölen, Schelten, Tauschen, Handeln und was immer sonst der Oberkeit Geld eintrage, sei bei Mannsgedenken nie so im Schwang gegangen; auch hätten sie in ihren Amtstuben Arbeit über Arbeit. Aber der Amtmann von Bonal erwiderte diesen, das wolle nichts sagen und beweise für die Sicherheit der Amtseinkünfte, die ihnen gehörten, nicht das geringste; es sei bei ihnen unter dem Himmel auch gut gewesen, aber sobald der alte Junker gestorben und der junge Narr sich in den Kopf gesetzt, selber Oberkeit zu sein, habe alle ihre Amtsherrlichkeit ein Ende gehabt und der Amtleute Verdienst sei Tag für Tag schlechter und ein Lumpenverdienst worden, um den sich nicht einmal der Mühe lohne zu studieren; — es habe mancher Pfarrer einen bessern und es sei nicht abzusehen, wie weit Arner dieses Unwesen noch treiben werde. Wenn Leute wie der Meier und seinesgleichen in einem Dorf seien, so melkten sie die Kühe selber und es müsse gut gehen, wenn sie es der Oberkeit noch überlassen, den Stall zu misten.

Ein andrer Amtmann behauptete, es sei an allem diesem Unwesen nichts schuld, als die elende Volkserleuchtung; das Volk müsse notwendig in gewissen Sachen blind und dumm erhalten werden, sonst könne keine Herrschaft und keine Oberkeit bestehen; das Blendwerk dieser Erleuchtung löse den einzigen Knopf auf, der die gesellschaftlichen Verhältnisse zusammenbinde und man könne besonders beim gemeinen Mann unmöglich die haushälterischen Grundsätze einreißen lassen, durch welche Personen von höherm Rang im geistlichen und weltlichen Stand ihre Häuser zu etwas machten, was Bauernhäuser nicht sind und nicht werden könnten, wenn man nicht alle obern Stände und damit alle Ordnung in der Welt verderben und zugrund richten wolle.

Ein starker Trinker und ein gewaltiger Held in den Blutkünsten des Rechts fluchte: Die Würde der Feder müsse doch bei ihrem Leben nicht da hinabsinken, daß Baumwollen-Bauern sie unbestraft also be-

rupfen dürften; so wahr und gewiß, als die gewaltige Feder in ihrer Hand sei, wollten sie dieses auch von den Junkern nicht leiden, wenn dergleichen seien, die vergäßen, daß sie Hühnerweihen und keine Truthähne seien.

Die edle Versammlung war einstimmig, so könne man die Sache nicht gehen lassen und beschloß, eine geheime Anzeige ohne ihre Namen und nicht an den Fürsten. Ihrer viele sagten: Er ist auch ein Narr wie der Arner und sieht eben wie er vor den Menschen den Thron nicht; denn natürlich meinten sie alle, der Thron sei mehr, als die Menschen. Aber Helidor schien ihnen der Mann, den ihr Anbringen gewiß aufmerksam machen werde. Sie zweifelten nicht, der große Staats-Blutsauger kenne den Zusammenhang des Aussaugens im großen mit dem Aussaugen im kleinen und gönne um seiner selbst willen den kleinern Würmern im Land ihre gewohnte Nahrung auch gern.

42. Ein Amtleuten-Bericht über Arners Einrichtungen.

Sie schrieben ihm also: Arner mache in seiner Herrschaft Neuerungen, die dem herrschaftlichen Stand, dem oberkeitlichen Ansehn und dem Staat selbst in der Folge gleich nachteilig werden müßten, besonders zu einer Zeit, in welcher der gemeine Mann, sonst allgemein zu Aufruhr geneigt, selber die alten Abgaben nicht mehr gern zahle, indessen sich beim Adel und bei den oberkeitlichen Beamten ein ebenso allgemeiner, als trauriger Geldmangel zeige und hingegen beim Volk, bei den gemeinen Leuten immer mehr Uebermut und Reichtum herrsche. Unter diesen Umständen sei es offenbar die landsverderblichste Sache von der Welt, daß Arner die Prozeßeinkünfte und Audienzgelder abschaffe, die Schreibtaxen vermindere, die Rechtsform verkürze und was noch mehr, als alles dieses, seinen Bauern Rechtsbegriffe in die Köpfe hineinbringe, die sich mit ihrem leibeignen Stand gar nicht vertrügen. Ebensowenig könne man es billigen, daß er seinen Amtleuten alle Nebenwege, etwas an den Bauern verdienen zu können, abschneide und ihnen z. B. die Vorteile in Frucht- und Weinmaß nicht gönnen möge, die ihnen doch alle andere Herrschaften erlaubten, und überall die alte Ordnung der Sachen zum Schaden seiner Einkünfte, zum Nachteil der Amtleute und zum Mißvergnügen der reichen Bauern und Vorgesetzten über den Haufen werfe.

Es habe bei allem diesem Unwesen niemand einigen Vorteil als das ärmste Gesindel; auch folge er in allweg dem Rat eines Mannes, der, weil er selber aus dem Bettel abstamme, jedermann, der einen minder schändlichen Ursprung habe, hasse und zu vervorteilen suche und offenbar damit umgehe, den Amtleuten und der Oberkeit selber jeden Heller, den er könne, aus den Händen zu reißen. Dieser Baumwollen-Jud, der jetzt reicher als das halbe Dorf sei, habe den Bauern in Bonal in den Kopf gesetzt, sich mit vierzigtausend Gulden von allen

Rechten, die auf ihrem Land haften, loszukaufen, ein Gedanke, der um so gefährlicher sei, da das verfluchte Baumwollenspinnen es den Bauern wirklich möglich mache, dieses Geld zusammen zu bringen, insonderheit, wenn es dem gefährlichen Mann gelinge, die sonst geizigen Bauern noch geiziger zu machen. Aber dann ists aus mit dem oberkeitlichen Stand, wenn die Mittel einem jeden Unterthan, sobald es notwendig, nicht mehr in ihrer Hand seien; wer wollte da noch Oberkeit sein? Sie gingen soweit, daß sie jetzt über das Baumwollenwesen überhaupt klagten und schrieben, wenn der Herzog heute ein paar Regimenter brauchen würde, wenn er auch noch soviel daran gewinnen würde, er könnte wegen dem verfluchten Spinnen keine tauglichen Leute mehr auftreiben. Die Kerls würden bei dieser Arbeit alle lahm, sie seien nicht einmal zum Treibjagen mehr gut, sie könnten nur nicht mehr laufen und johlen; wenn man einen nur für acht Tage ins Loch werfe, so müsse man fürchten, daß er verrecke, das sei ihnen schon mehrmals begegnet.

Um sich zu verbergen setzten sie noch hinzu: Wenn der Junker von Arnburg seine Neuerungen in sein Thal einschließen könnte, daß die Unterthanen anderer Herrschaften nicht davon angesteckt würden, so hätten sie über dieselben kein Wort verloren; weil aber dieses nicht der Fall sei, sondern im Gegenteil alle benachbarten Herrschaften durch dieses gefährliche Beispiel beeinträchtigt werden müßten, so hätten sie es für ihre Pflicht geachtet, die Sache Sr. Exzellenz allergehorsamst einzuberichten.

Der Amtmann von Bonal fügte den adligen Vettern hinter dem Rücken noch bei, die Herrschaftsherren und der Adel könnten durch solche Freiheitsverkäufe die Bauern zum Nachteil des Landesfürsten sich noch mehr anhänglich machen und die Amtleute, deren Interesse solche Freiheitsverkäufe am meisten entgegen, seien dem Fürsten doch immer und wenn es die Not erfordert, auch gegen ihre Edelleute treu gewesen.

43. Ein Gegenbericht über die nämliche Sache.

Arner schrieb zu eben der Zeit an Bylisky, sein Untervogt in Bonal habe einen Plan entworfen, sein Dorf mit offenbarem Vorteil der herrschaftlichen Einkünfte soviel als zehnten-, bodenzins- und steuerfrei zu machen. Er hielte es für möglich, innert fünfundzwanzig Jahren blos durch die Ersparnisse des Dorfes vierzigtausend Gulden zusammen zu bringen, deren Zinsen mir weit mehr abtragen müßten, als ich jemals hoffen darf, aus meinen diesfälligen Rechten zu ziehen. Dieser Plan öffnet für den herrschaftlichen Stand, für das Volk und für den Staat Aussichten, die mir um soviel wichtiger scheinen, da dieser Mann mir bis zur Ueberzeugung dargethan, daß ein jedes Dorf, welches auch nur eine mäßige Gewerbsamkeit mit seinem Feldbau verbindet, zu diesem Ziel kommen kann, wenn seine Orts-Oberkeit auch nur ein wenig dazu Hand bietet.

Ganz im Feuer über diesen Gegenstand schrieb er: Die Sache der Menschheit fordert in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Adels gegen das Volk eine neue Ordnung der Dinge. Der Bauer wird ohne unsern Nutzen gehemmt und zertreten, und wir sind über unsere wahren Vorteile in dieser Sache selbst blind. Auch ist es ganz sicher ein Irrtum, daß in diesen Sachen der Bauer immer unbillig denke. Meier hat sich in seinen Vorschlägen über diesen Gegenstand so streng zum Vorteil der herrschaftlichen Rechte und an den reinen Begriffen des Eigentums festgehalten, daß ich wenige Edelleute kenne, die in ähnlichen Unterhandlungen mit den Bauern dem Eigentumsrecht der Unterthanen ebenso freiwillig den höchsten Wert beilegen würden.

Arner berichtete im gleichen Brief, da er gesehen, daß die Verbrechen in Bonal nicht mehr ansteckend wären, so habe er in diesem Dorf den Galgen abgeschafft. Aber solltest du denken? schrieb er dann, mein Amtmann hängte an diesem Tag sein Maul, wie wenn man ihm sein Haus abgebrochen hätte. Ich fragte ihn, was ihm fehle, er antwortete: Nichts, nichts, aber bald darauf, es gebe eine ganz neue Welt, in die er sich nicht zu finden wisse. Auch der Henker kam mit einer Bittschrift ein, daß er einmal ohne den Galgen nicht leben könne. Ich that dem letzten, was er wollte; aber des Amtmanns Maul konnte ich nicht ausstehen. Dieses Völkchen macht sich mausig; die Frau ganz besonders; — sie klagt laut über Eingriffe, die ich in die Rechte des Adels mache, sie meint aber diejenigen ihrer Schreibstube und ich begreife wohl, daß meine Einrichtungen sie mit Zeit und Jahren um einen Teil ihrer Diamanten bringen können; aber das macht mir nichts; diese Steine sind zu gut für ihren Dienststand.

So schrieb er an Bylifsky und ging in diesem Brief ziemlich weitläufig in die Natur seiner Grundsätze sowohl, als in die Aussichten, welche seine Erfahrungen der Menschheit öffnen, hinein.

44. Ein Blick ins Innere vieler Verfassungen.

Indessen hatte Helidor die Verwirrung des Herzogtums aufs äußerste gebracht. Das gute Volk, so treu und bieder, so anhänglich an seinen Fürsten und so glücklich, dieses gute Volk lenkte sich allgemein zum Aufruhr. Wo man hinkam, sagte der stille, friedliche Mann in seiner Hütte: Es gibt alle Tage mehr neues, das man nicht schuldig ist. Graue alte Männer eiferten, es sei kein Recht mehr im Lande, und behaupteten, es thue nicht mehr gut, bis die Bauern auch wieder einmal ein Wort dazu sagten. Wenn jemand unten im Land war, so fragte man ihn: Hast du nichts neues von oben? Und war er oben: Hast nichts neues von unten? Sagte er nein, so war immer die Antwort, es gibt doch sicher bald etwas; so wie es jetzt ist, bleibt es nicht lange mehr. Wo man immer stand, unter den Kirchthüren, bei den Wirtshäusern, auf den Gemeinplätzen fragten die Leute dem

Aufruhr in fremden Ländern nach und in aller Mund war nur eine Sprache: Wenn es den armen Leuten nur auch gut geht! Die bedächtlichsten, wenn sie von Landsangelegenheiten redeten, drückten sich also aus: Wir haben einen gerechten und guten Herzog, wir wollten auch keinen bessern wünschen, aber der Weg zu ihm geht über glühende Eisen! Man hat beide Füße verbrannt, ehe man bei ihm anlangt. Minder bedächtliche sagten: Was hilft es uns, daß er gerecht und gut ist? Er ist es nur für die, so ihm nahe kommen, für uns andere ist er, wie wenn er nicht da wäre. Das Jahr kommt und geht, er sieht, hört, fühlt und schmeckt nichts von uns und er ist unser Vater, wie ein Mann, der seine Kinder weit von sich weg in ein Findelhaus*) sperrt; wir sind freilich ohne sein Wissen, aber gleichwohl schlechten Leuten unter den Händen. So unbedächtlich sie redeten, so wars dennoch die Wahrheit, das Jahr kam und das Jahr ging, der Fürst sah, roch, fühlte und schmeckte nichts von ihnen und sie waren ganz unstreitig schlechten Leuten unter den Händen.

Helidor war der selbstsüchtigste Volksfeind und sicher ein schlechter Mann. Seine Regierung glich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, einem Pfaffensack ohne Boden, oder einem Meerstrudel zwischen tausend Klippen. Die Staatswirtschaft glich in ihrer Eitelkeit einer Bettlerhaushaltung, die, indem sie an allen notwendigen Lebensbedürfnissen drückenden Mangel leidet, dennoch zu allen Narrenausgaben eines unpassenden Hochmuts immer Geld findet. Verschwendung und Geiz, Raubsucht und Liederlichkeit flossen im Innern des Staats durcheinander wie Waldbäche, die sich am Fuß der Berge vereinigen und dann das Thal als ein einziger Waldstrom verheeren. Die obern Stände versanken allgemein in Sitten, die mit dem Gauner- und Zigeunerleben die größte Aehnlichkeit hatten und das Volk ward ebenfalls, was es unter diesen Umständen werden konnte und mußte.

Dennoch redeten die Schmeichler des großen Zigeuners selbst auf den Kanzeln noch von einer sanften Regierung, — als wenn da, wo die obern Stände alle häusliche und wirtschaftliche Weisheit verloren und tief in den Unfug des Gaunerlebens versunken sind, eine sanfte Regierung nur möglich wäre. Elende Schmeichler der Fürsten, wo die Großen wie Zigeuner leben, da ist eine sanfte Regierung auch nur nicht möglich! Ihr Schwachköpfe und Heuchler! Nur das Fratzenspiel eures Blendwerks ist unter diesen Umständen möglich und nur dieses wird unter denselben gespielt. Man leugnet den Fremden weg, was zuhaus jedermann alle Tage sieht und was vermöge der menschlichen Natur allenthalben, wo es so ist, alle Tage gesehen werden muß. Die guten Fremden nehmen gewöhnlich ein solches Bemänteln der Sachen mit aller Lebensart auf und schicken artig weiter, was sie artig empfangen. Aber unter den zertretenen und ausgesogenen Gekränkten macht das keinen Eindruck; es weiß da ein jeder, was

*) Ob das eine Anspielung auf Rousseau ist?

er weiß, wenn es auch schon allemal nicht wahr sein muß, wenn er es sagt.

So war es in Bonal, ehe Arner kam, man leugnete dem Volk sein Elend selbst von Oberkeitswegen rein weg. Man bewies seinen Wohlstand mit der Verschönerung des Schlosses und den neuen Glocken im Turm und den weißen Wänden der Kirche. Man schützte die Vorgesetzten, wenn auch das Dorf darob zugrund ging. Das Grenzenlose ihrer Pflichtvergessenheit achtete man für nichts, aber die Unverschämtheit, davon zu reden, ahnte man zum höchsten.

So ging es auf dem Dorf und es geht allenthalben so, wo die Großen im Land sich selbst höher achten, als das Recht, aber am Ende kommt es auch hiermit, wie mit allem: Wenn der Krug lange genug um den Brunnen gelaufen, so bricht er, das ist Gottes Ordnung, und ehe er noch bricht, macht der Ruhm einer solchen Regierungsthorheit auf arme, ausgesogene, zertretene Leute keinen Eindruck mehr und machte auch auf Bonal nicht den geringsten. Der große Hause litt zu sehr unter der allgemeinen Verwahrlosung. Und die romanhaften Aeußerungen des großes Zigeuners von den landesväterlichen Gesinnungen des Herzogs konnten das empörte Gefühl der Menschen nicht mehr besänftigen. Stiller Mißmut lag auf allen Lippen. Die beleidigte Menschennatur schrie um Rache. Im Auge des Mannes, der dem andern sein Unrecht klagte, glühte die Frage: Bist du Bruder, wenns an den Tanz geht?

45. Ein aufgelöstes Problem und große eröffnete Aussichten.

Also lagen die Sachen in Bonal, da Bylifsky Arners Brief erhielt. Was dieser auch immer Gutes von dem Werk seines Freundes erwartete, so übertrafen doch diese Nachrichten seine Erwartung weit. Er eilte mit schlagendem Herzen den Brief in der Hand zu Endorf und Nelkron. Diese Männer, die die Umstände des Herzogtums ganz kannten, waren eben in der peinlichen Lage, entweder in einem Augenblick zu schweigen, wo der Staat durch ein plötzliches Ereignis unwiderbringlichen Schaden nehmen konnte, oder den Fürsten auf eine Art zu beunruhigen, die seine Schwäche an den Rand des Grabes bringen könnte, ohne ihm Mittel an die Hand geben zu können, den Umständen genugthuend zu helfen.

Man denke sich ihre unendliche Befriedigung, da ihnen jetzt Arners Brief ein genugthuendes Mittel zu diesem Endzweck an die Hand zu geben schien. Sein Versuch hatte sie zwar schon längst überzeugt, daß der Mangel von genugsamer Kenntnis der ersten Unterhaltungswege des Volks eine Lücke in ihre Staatskunst hineingebracht, die alle ihre übrigen Kenntnisse und Erfahrungen nicht ausfüllen könnten, aber sie erwarteten doch nicht, daß dieser Versuch diese Lücke ausfüllen, noch weniger, daß er ihnen Mittel an die Hand geben

werde der Lage der Sachen gegenwärtig zu helfen. Jetzt aber fanden sie dieses in dem Augenblick des dringendsten Bedürfnisses. Sowohl die Abschaffung des Galgens, als die Möglichkeit, in einem solchen Dorf vierzigtausend Gulden blos durch seine Ersparnisse in dieser Zeit zusammen zu bringen, zeigte ihnen den außerordentlichen Grad der Progression, dessen das sittliche und wirtschaftliche Wohl des Volks, wenn es nach Arners Weise gegründet würde, fähig wäre.

Sie konnten sich die Folgen, die eine allgemeine Anwendung seiner Grundsätze auf einen ganzen Staat haben müßte, nicht verhehlen und überzeugten sich vollkommen, daß dieselben und vorzüglich der große Begriff, die Menschheit durch eine Erziehung, Gerechtigkeit und Religion in Uebereinstimmung bringende Polizei allgemein zum Ziel einer weisen Selbstsorge hinzulenken, über die Mittel, die Menschen in ganzen Staaten dahin zu bringen, wo Arner sie auf seinem Dorf gebracht, entscheidendes Licht geben. Sie sahen überhaupt, daß alles Menschenglück und alles Glück der Staaten sich in der Weisheit seiner Wirtschaft vereinige. Diese Ueberzeugung öffnete ihnen die Augen über tausendes, worüber sie vorher bei aller ihrer Weisheit ganz blind waren. Sie sahen jetzt, daß die größten Weltbegegnisse in der Näherung oder Entfernung der Staaten von weisen Wirtschaftsgrundsätzen zu suchen, sowie daß die gegenwärtig allgemein herrschende Völkerverwirrung imgrund nichts anders, als eine Wirtschaftsverwirrung und desnahen die wahren Mittel dagegen nicht im Geschwätzwerk der Fürsten über ihre landesväterliche Gesinnungen und in Austrommlung von Gemeinplätzen über ihr geheiligtes Recht, noch viel weniger in Lobpreisungen einseitiger Schmeichler über ihre gute Regierung, sondern in der Rücklenkung der Völker zur wirtschaftlichen Weisheit und zur erleuchteten Selbstsorge zu suchen, und daß alle Anstrengung der Gewalt, die alte Ordnung der Dinge ohne Rücksicht auf die ersten Quellen dieser Wirtschaftsverwirrung wieder herzustellen umsonst sein wird.

Auch dieses sahen sie, daß die alten menschenfreundlichen Versuche des Herzogs bestimmt gegen das tiefer gegründete Wirtschaftssystem, auf dem die Rettung aller zerrütteten Staaten und der ganze Erfolg der Unternehmungen Arners ruht, hingelenkt. Es schmerzte sie also umsomehr, diesen menschenfreundlichen Endzwecken der guten Fürsten in ihren jüngern Jahren Hindernisse in den Weg gelegt zu haben, da sie jetzt selbst erkannten, um wieviel dieser edle Mann mit seinen Grundsätzen der wahren Staatsweisheit näher gewesen, als sie mit der Totenhärte ihrer systematischen Staatskunst; auf der andern Seite freute es ihren Edelmut nunmehr, die Rettung des Reichs an die Lieblingsbegriffe des Herzogs anzuketten; sie glaubten dadurch ihm eine Art Genugthuung für die Hindernisse, die sie seinen Endzwecken in den Weg gelegt, leisten zu können.

Die alten Männer träumten sich jetzt so weit in die entferntesten Folgen dieses bessern Wirtschaftssystems hinein, daß Endorf zuletzt sagte: Ich glaubte es nie, aber jetzt sehe ich, daß es ganz wahr ist,

was einer der größten Kaufleute behauptet: Wenn Europas einzelne Staaten ihre Völker nicht durch innere wirtschaftliche Bildung dahin empor heben, daß sie instand kommen, Handel und Wandel von allen Monopolien frei machen und einander gegenseitige Hände bieten können, so werden die Kräfte des Weltteils nach Amerika hinschwinden, wo man alle Weisheit unsers Weltteils mit sorgfältiger Vermeidung der ersten Quellen unserer gefährlichsten Thorheiten benutzt und besonders in allen Teilen der Wirtschaft sich, auch gesondert noch, als Tochter der unnachahmlichen Königin aller wirtschaftlichen Weisheit erzeigt.

46. Der Freiheitshut und das Recht der Krone auf einer Edelmannswage.

Bylifsky, der sich mit dem ganzen Feuer seiner Jugend dem Traum dieses bessern Wirtschaftssystems überließ, verband mit demselben Empfindungen, die die Umstände der Zeit schon längst in ihm rege gemacht hatten, und äußerte sich so warm für das Volk, als stolz auf seinen Stand hierüber also: Es ist Zeit, daß Fürsten und Edle den Kampf beginnen, zu dem die Völker der Erde ihnen so allgemein den Handschuh darwerfen. — Ob denn wirklich die Weisheit des Aufruhrs die Väterſorge der Fürsten auch aufwiege? Es ist Zeit, der Welt zu zeigen, daß der Stand der Fürsten und Edlen der Schande nicht würdig, die tausend Stimmen auf ihn werfen. Es ist Zeit, der Welt zu zeigen, daß im allgemeinen das Menschengeschlecht unter einer weisen herrschaftlichen Obsorge besser gedeihe, als in der Unruhe eines sich selbst überlassenen Zustandes und daß die bestehende Ordnung der Dinge nicht in ihrem Wesen fehlerhaft, sondern zufällige Ursachen habe, denen nicht durch Umkehrung des Ganzen entgegen gearbeitet werden müsse.

In der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen über diesen Gegenstand äußerte er Gesinnungen, die mir unter den Resultaten der Bonaler Erfahrungen von den wichtigsten schienen und worüber ich mich früher also ausgedrückt: „Man rufe den Adel zur Pflicht und entziehe ihm die Mittel nicht, sie zu erfüllen, so wird sich die natürliche Ordnung der Dinge wieder herstellen und das Wimmern des Menschengeschlechts ohne Zertrümmerung der Staaten sich enden. Gib deinen Edlen ihre Vaterrechte wieder und Bildung, sie zu erfüllen, Bildung vom Thron aus, wie du vom Thron aus auch die Führer der Heere zum zweiten und nachgesetzten Dienst des Staats bildest, aber bis jetzt einseitig und zum Nachteil des ersten, dem die Natur selbst den zweiten untergeordnet hat. Es ist ein Traum, ein volksverderblicher Traum, wie man jetzt ausspricht: Der Mensch ist frei. Der Mensch ist nicht frei, der König ist ein Sklave und der Bürger dient."

Er sah, was der Adel in seiner natürlichen Stellung der Menschheit sein könnte und sollte und es kränkte ihn, diesen Mittelstand zwischen dem Fürsten und dem Volk in allem dem, was er sein sollte und könnte,

ohne alle Bildung, Leitung und Aufmunterung, ja noch sogar darin gehindert zu sehen und er hielt den Vatersinn dieses Standes gegen das Volk selbst mitten in seinen Wirtschaftsverirrungen und mitten in seiner diesfälligen gänzlichen Schwäche immer noch reiner und höher, als denjenigen der Magistratur und der Amtleute. Und wenn er annahm, daß die Meinungen, Sitten und Thorheiten eines Zeitalters, welches, wenn je eines, einen blinden Egoisme in allen Ständen auf den Thron gesetzt, auch bei diesem Stande das reine Gefühl der gesellschaftlichen Verhältnisse geschwächt und auch ihn zur Nichtachtung der Rechte des Volks und seiner Verwahrlosung hingelenkt, so glaubte er, dieses von der Magistratur und den Amtleuten noch viel mehr und behauptete, die Könige und der Adel seien in unserem so allgemein gewordenen Herrschafts-Egoisme und in der Verhöhnung aller Menschenrechte nicht weiter gekommen, als die Freistaaten.

Er hielt auch für ausgemacht, wenn die Fürsten und der Adel den Kampf, zu dem sie jetzt alles aufruft, mit der Freiheit beginnen werden, daß der Sieg auf der Seite des Adels und der Fürsten gewiß sein werde.

So dachte der Edelmann und zweifelte nicht, die Wahrheit sei auf seiner Seite. Aber es war kein Bürger da, der die Parallele zog. Auch ich will sie nicht ziehen, ich sage nur dieses: Mir sei das Land gesegnet, wo der Bauersmann am Pflug und der Bürger in der Werkstätte ihm Unrecht geben und mit Hohngelächter, wie unsere Väter, behaupten würden, kein Fürstenknecht wisse, was Freiheit sei; es sei nicht möglich; im Fürstenland habe es kein Mensch so gut, als sie unter ihrer Oberkeit; es sei nicht möglich, daß Menschen unter Königen und Herren also gedeihen, daß sie also ruhig und sicher leben und treu und großherzig werden könnten, wie in den Republiken. Noch einmal, gesegnet sei mir das Land, wo der Bauer am Pflug und der Bürger in der Werkstätte das Kleinod der Väter also ehrt!

Dennoch wünsche ich, daß die Könige und der Adel den Kampf mit der Freiheit beginnen; er ist der Kampf der Weisheit und der Liebe und wird beide, Königreiche und Freistaaten, zu den reinen Grundsätzen der bürgerlichen Vereinigung und eines weisen Zusammenhaltens aller Stände zurückführen und dadurch die öffentliche Gewalt ohne Unterdrückung und sogar ohne Beunruhigung gut gesinnter Staatsglieder wieder herstellen.

47. Ein Fürstenherz, das auch noch in seiner tiefsten Schwäche verehrenswürdig.

Der gute Herzog litt indessen seit einiger Zeit mehr, als gewohnt, von seiner Schwermut. Oft, wenn er staunend vor Arners Bild stand, sagte er zu sich selber: Warum kann ich doch mein

Volk*) nicht glücklich machen, wie er sein Dorf, und warum ist mir keine Stunde in irgend einem Kreise meiner Leute so wohl als ihm im Kreis seiner Kinder? Dann wandte er sich plötzlich wieder davon weg und sagte: Es ist doch nur ein Traum; er wird es erfahren, wie ich; sie werden ihn betriegen, wie mich, und ihn unglücklich machen, wie mich; Helidor hat doch Recht; es ist den Menschen nicht zu helfen, sie betriegen den, der sich für sie aufopfert, und nach aller Mühe, die man für sie verwendet, werden sie, was sie worden wären, wenn man nichts für sie gethan hätte. Einen Augenblick darauf glaubte er wieder, es sei doch nicht möglich; die Kinder auf Arners Schoß müßten sicher andere Menschen werden, als wenn er sie nicht darauf gehabt hätte. Dann jammerte er, der Thron vereinige alle Uebel des Lebens und entreiße dem Herzen die Befriedigungen unserer Natur, die auch den elendesten Hütten zuteil würden, und er glaubte, er sei unter allen

*) Zu dieser Stelle hat sich der erste Entwurf gefunden und zwar von Pestalozzi's Hand auf einem einzelnen Blatte, das sich in der Autographensammlung des Lehrers Becker in Herne i. W. findet. Wir geben diesen ursprünglichen Text zur Vergleichung wieder. „Könnte ich doch mein Volk versorgen, wie er sein Dorf, und wäre mir auch in irgend einem Kreis meiner Unterthanen so wohl, als ihm bei seinen Kindern — und dann wird, Gott, er wird sich betriegen wie ich und am Ende nichts finden, als den Schmerz, der mich nagt. Oft flossen dann Thränen von seinen Augen, bis er dahin kam, zu sagen: Nein, es ist doch nicht möglich! Helidor hat doch Recht: Alle Mühe für das Menschengeschlecht ist umsonst, sie betriegen den, der sich für sie aufopfert, und was man auch immer für sie thut, so sind sie am Ende die gleichen elenden Leute, die sie geworden wären, wenn man auch nichts für sie gethan hätte.

Bald schien ihm auch dieses nicht wahr. Nein, sagte er dann, es ist doch nicht möglich, daß die Kinder auf seinem Schoß in seines Leutnants Schule werden, wie wenn sie in der Wildnis frei umherliefen und ohne alle menschliche Versorgung aufwüchsen.

Helidor sah, daß dieses Bild das Band der Vereinigung zwischen ihm und dem Fürsten zerreiße, aber er wagte es nicht, davon zu reden, so wenig, als von Endorf und Nelkron. Desto eifriger suchte er den Fürsten zu zerstreuen . . ."

Auf der andern Seite:

„. . . den häuslichen Zustand aller Menschen und die Häufung der Verbrechen, denen niemand mehr Einhalt thue, wenn ihnen Einhalt zu thun, Zeit Mühe und Geld kosten, und endlich den Geist des Aufruhrs, der sich an allen Ecken des Reichs zeige.

Wie im Sturm eine Welle der See die andere schlägt, also schlugen sich die Empfindungen des Fürsten, da er dies alles hörte.

Er sagte jetzt mit einem Blick, in dem sich Wehmut und Unwille mischte: Wollet ihr mein Herz zwecklos zerreißen? Lieber schweiget, wenn ihr kein Mittel wisset!

Jetzt eröffneten sie ihm gemeinsam und einstimmig die Aussichten, die sich auf Arners Versuche gründeten.

Der erstaunte Herzog fragte jetzt: Sind seine Grundsätze nicht die nämlichen, auf die ich vor zwanzig Jahren alle meine Versuche gegründet?

Es sind die nämlichen, antworteten ihm die Männer.

Er. Und die nämlichen, die ihr mir immer mißrietet?

Sie. Auch das ist richtig."

Menschen der unglücklichste. Dann quälte er sich noch mit der Vergleichung seiner Unglücke mit dem Glück Arners und sagte oft: Ich habe in zwanzig Jahren keinen Menschen gefunden, der auch nur von fern seinem Glülphi, seiner Gertrud, seinem Pfarrer oder auch nur seiner Katharine glich. Meine Menschenfreunde, meine Helfershelfer haben mich alle betrogen, nur die nicht, die mir sagten, es gebe gar keine Menschenfreunde, wie ich sie brauche; und doch ist jetzt auch das nicht wahr, Arner hat ja das Dorf voll.

Dann meinte er, wenn er auch solche Menschen gefunden, so wäre er auch zu einem Ziel gekommen und dürfte nicht an das Wort denken, das Helidor vor kurzem sagte, es könnte sein, daß Endorf und Nelkron jetzt wie Arner dächten; wo er einen Schatten von ihnen sah, kam ihm das Wort zu Sinn, aber er konnte es nicht glauben und doch durfte er nicht mit ihnen davon reden. Helidor fluchte hundertmal, daß er die Höllennamen vor ihm ausgesprochen, er sah, daß Arners Bild den Sturm seiner Seele nährte und daß er auch dies Wort nicht vergessen. Es entging ihm auch nicht, daß das Herz des Fürsten sich immer mehr von ihm entfernte. Er sah ganz, was er gefahre, aber der Drang seines Geldmangels ließ ihm nicht einmal zu, den Mitteln seiner Selbstrettung nachzudenken.

Indessen war die Unruhe des Fürsten auf dem höchsten Grad, da Endorf und Nelkron jetzt mit Bylifsky hereintraten. Sie waren entschlossen die Wahrheit ganz zu sagen und schonten jetzt nicht mehr, sie legten die ganze Summe der Staatsschulden vor, sie zeigten die ganze Erschöpfung aller Quellen, dann den Zustand der Gerechtigkeit, die Verwirrung und Unsicherheit in allen Ständen und verhehlten ihm sogar den Geist des Aufruhrs nicht, der sich an allen Enden des Staats entspinne. Blasses Entsetzen lag auf den Lippen des Fürsten. — Seine Empfindungen schwollen wie Wellen im Sturm. — Er schwieg lange mit runden glühenden Augen; endlich brach er los. Wollt ihr mein Herz zwecklos zerreißen und habt ihr den Mut, die Qualen meiner Seele also zu erhöhen, ohne Mittel zu kennen, den Sachen zu helfen? Da erklärten die Männer, daß sie in der Unternehmung Arners diese Mittel zu finden glaubten, sie eilten, ihm die Natur dieser Unternehmung mit Bestimmtheit vorzulegen und ihn die Aehnlichkeit seiner ehemaligen Versuche mit dieser Unternehmung fühlen zu machen.

Aber es ist nicht möglich zu beschreiben, was dieses alles für einen Eindruck auf ihn machte. Die ganze Reihe seiner Jugend Versuche stand wieder vor seinen Augen; sein erster Gedanke war: Also hatte ich doch Recht? Wehmut und Freude durchkreuzten sein Innerstes; er schwieg lange; endlich sagte er: Sind denn Arners Grundsätze nicht die nämlichen, auf die ich schon vor zwanzig Jahre meine Versuche gegründet? Es sind die nämlichen, antworteten die Männer.

Er. Und die nämlichen, die ihr getadelt?

Sie. Auch dies ist richtig, aber wir irrten.

Er. Die Erfahrung rechtfertigte euch ja.

Sie. Das schien sie.

Er. Warum: das schien sie? Alles, was ich unternahm, kam, wie ihr sagtet, und fehlte.

Sie. Doch hatten wir ganz Unrecht und Ihre Grundsätze waren richtig; Sie irrten nur in den Mitteln, wir aber mißkannten beides, die Grundsätze und die Mittel, dem Volk wirklich zu helfen.

Sie gestanden freimütig, daß das Einseitige und Oberflächliche der Staatskunst, so wie sie zu ihrer Zeit als Wissenschaft gelehrt worden und der Mangel der praktischen Kenntnisse der Umstände des Volks und seiner ersten Unterhaltungswege ihnen die Hauptsache, worauf es in der Führung des Volks eigentlich ankommt, aus den Augen gerückt und sie gehindert, die Richtigkeit der Grundsätze, auf denen die Versuche Seiner Durchlaucht ruhten, einzusehen, jetzt aber seien sie vollends überzeugt, daß es im wesentlichen der Staatswissenschaft und der Volksbildung darauf ankomme, daß die schlechteste Hütte und der unbedeutendste Mensch im Land in allen wesentlichen Angelegenheiten Rat und That finde, wie Seine Durchlaucht sich bestrebten, ihnen denselben zu verschaffen.

48. Aechter Geist der Volksfeinde.

Indessen hatte Helidor auch den Brief der armen Junker und Amtleute empfangen. Da er ihn kaum halb gelesen, sagte er: Das ist hungriger Raben Geschrei. Er achtete ihn nichts; nur die vierzig tausend Gulden machten ihn einen Augenblick aufmerksam. Wir könnten ja, sagte er, eine solche Lumpenfreiheit etlich hundert Dörfern verkaufen und das würde doch immer etwas eintragen, aber er sah bald, daß das Geld langsam eingehen und ihm nicht in die Hände kommen würde. Er warf den Brief unter den Tisch. Die Amtleute hatten sehr Unrecht, zu denken, der große Staatsblutsauger bekümmere sich um die kleinen Würmer im Land; er sagte nur: Meinen denn alle Narren, man sei um ihretwillen auf der Welt? Wenn die Bettelbuben wollen, daß sie es gut haben, so machen sie, daß es gut gehe, und damit ging er zur gewohnten Stunde des Spiels zum Fürsten.

Aber Endorf und Nelkron hatten ihn aus dem Herzen des Fürsten gerissen, wie der mächtige Sturm die Eiche aus dem Herzen der Erde reißt; ihr gewaltiger Stamm liegt dann am Boden, sein Gipfel und und die Pracht seiner Aeste werden sich ewig nicht mehr gegen die Wolken erheben. Der Fürst sagte ihm sobald er hinein trat: Du bist ein Betrüger. Helidor sah den Fürsten an, wie ein beleidigter Mann einen seinesgleichen; aber dieser zeigte ihm mit einem Blick, den er noch nie gesehen, daß er keinen seinesgleichen kenne. Dennoch wollte er reden, aber der Fürst wies ihn auf Papiere, die da lagen und sagte: Bis

dieses widerlegt, haben wir miteinander ausgeredet. Er sah, daß er gehen müsse und ging mit glühendem Auge und gemessenem Schritt.

So geht der Löwe, wenn der Donner die Zeder vor seiner Höhle splittert, vor dieselbe hinaus, er legt die Aeste des gefallenen Baums wie Strohhalme beiseits. Und Helidor sagte mit dem ganzen Trotz der auf das höchste empörten Selbstsucht: Ich darf von Menschen nichts besseres erwarten.

Er warf sich schweigend wie die Mitternacht in den Wagen, winkte, daß man langsam fahre und redete dann mit sich selber: Ich habe das Menschengeschlecht verurteilt, also soll es mir nichts machen, wie der schwächste von der ganzen Rasse handelt, wie er muß, weil er ein Mensch ist. Die Hunde, die Hunde und nicht die Menschen sind dankbar und treu; ich will bei keinem meines gleichen etwas suchen, davon ich auch nur keine Spur in mir selber finde. Dann wieder: Und zuletzt, was ist Treue und was ist Dankbarkeit selber? Er hielt die letzte für nichts andres, als für eine Grimasse des Tiers, das froh ist, daß es ein größeres nicht frißt, oder ihm gar etwas darwirft, das es selber nicht mag und die Treue für eine armselige Schwäche, die die Mutter samt dem Kind zugrund gehen macht. Ich will, sagte er, am Ende meines Tanzes nicht etwas aus dem machen, was nichts ist und nichts sein kann, wenn der Mensch wie ein ander Tier den Atem ruhig in seiner Nase haben soll. Der Mensch hat nichts als seinen Mut; seine Ungebundenheit ist sein einziges Gut, aber er ist ein Narr und weiß nicht genug Mittel aufzutreiben, dieses einzige Gut seiner Natur sich selber zu rauben und die Tiertriebe seiner Affenart hoffärtig aufzumützen, um etwas zu scheinen, was er nicht ist. Wenn die Welt einstürzt, meinte er, hat der Mensch nichts zu thun, als sich umzusehen, ob noch ein Winkel übrig, wo er seinen Kopf bergen könne.

Das that er auch wirklich; wenn es ihm geholfen hätte, er hätte dem Herzog den Dolch durch den Leib gestoßen, oder er wäre an die Spitze des Aufruhrs gestanden, aber das erste hätte ihm nichts geholfen und das letzte war jetzt zu spät; er sah kein Mittel sich zu helfen, als ein einziges und sagte höhnend zu sich selber: Ich weiß doch noch dieses. Er achtete den Tod für nichts anderes, als eine Fehlkarte im Fratzenspiel des Lebens. Was ihm jetzt mehr Mühe machte, war das, daß in diesem Augenblick sich jemand meldete, der Geld wollte. Er war zwar für niemand dergleichen zuhause und warf die unbezahlten Rechnungen ins Feuer; doch war ihm das beständige Anmelden dieser Leute unangenehm.

49. Von der Aufklärung für Volksfeinde.

Er ging sich zu zerstreuen zu einem Menschen, mit dem er seit einiger Zeit öfter sein Spiel trieb und den er sein Philosophchen nannte. Ihn zu necken, rühmte er jetzt die Verdienste, die das Philosophchen

und Männer seinesgleichen um die Aufklärung hätten. Dieses antwortete seiner Exzellenz: Das Jammerleben, das dieselben beförderten, hätten ohne Vergleichung mehr Verdienste um die Aufklärung, als er und Leute seines gleichen dafür haben könnten.

Helidor. Aber, wie bringen mich die Aufklärung und das Gaunerleben zusammen?

Philosophchen. Das wird Sie etwa nicht wundern; die Beförderung des Gaunerlebens wirkt den Tugend- und Lasterträumereien mehr entgegen, als alles, was die Philosophen je für die Aufklärung zu thun imstand sein werden; sobald die Aufmerksamkeit auf das Eigentum hin ist, so sind die Gefühle von Ehre und Scham und damit aller Traum von Tugend und Laster auch hin.

Helidor. Und dann?

Phil. Und dann wirds weiter keine Frage sein, ob ein Philosoph für die Aufklärung könne thun, was Sie dafür gethan haben. Die Freiheit des Gaunerlebens ist durch Sie der Hochwunsch aller Stände; durch Sie ist das Eigentum jedermann ein Spielwerk, wie ihre Regierungskunst, und Ehre und Scham liegt allenthalben, wie die Wirtschaft, am Boden, das alles haben wir Euer Exzellenz zu danken; Sie haben alles unter Trommeln und Pfeiffen durch Tänzer und Tänzerinnen zustande gebracht; es hat zwar das Land Millionen gekostet, sich also aufklären zu lassen.

Das machte Helidor empfindlich, er sagte jetzt: Sie bringen Sachen in ihren Spott, über die Sie ihre Nachtkappenerziehung blind macht; aber Sie widersprechen sich selber, Sie sagten schon hundertmal, ein einziges Wirtshaus gebe dem Volk mehr Verstand, als tausend Kirchen.

Phil. Ich sage es auch jetzt noch und bin der Aufklärung gar nicht gram, ich mache nur einen Unterschied zwischen Leuten, die aufklären sollten und denen, die es nicht sollten.

Helidor. Und worin besteht dieser Unterschied?

Phil. In der sehr natürlichen Abteilung zwischen Leuten, denen die Aufklärung dienen kann und denen, welchen sie nicht dienen kann. Ich z. B. erlaube mir für mich und meinesgleichen ganz wohl in meinem Dachstübchen und bei meiner hölzernen Schüssel über Sünde, Recht und Eigentum ganz aufgeklärt zu reden; aber euch andern, die ihr weder zu Mittag noch zu Nacht essen könnet, ohne daß der Schweiß und das Blut von Menschen aus allen vier Weltteilen an euern Schüsseln klebt, glaube ich, könnte dieses nicht dienen.

Helidor. Wir sollten also um unsrer bessern Suppen willen unsern Kopf und unser Maul nicht brauchen dürfen, wie Ihr?

Phil. Für den Kopf würde ich so viel Einwendungen eben nicht machen, ich würde dies Eurem Magen überlassen; aber für das Maul, da bleibe ich dabei, Ihr Leute, die so tausenderlei Arten des Gehorsams und der Dienstleistungen nötig haben, sollten dieses in allem Ernst zuhalten, wenn von etwas die Rede ist, das das Wesen dieser Dienstleistungen und dieses Gehorsams wie in einen Nebel auflöst.

Helidor. Aber es löst auch das Gewissen in einen Nebel auf und schafft uns alle Last der steifen alten Ordnung ab dem Hals und das ist auch etwas wert. Nein, nein, wenn wir schon etwas mit der Aufklärung gefahren, so ist sie für uns doch besser und wenn dann die Welt einmal aufgeklärt ist, so wollen wir uns dann mit wenigerem begnügen.

Phil. Sie könnten keine Stunde leben, wenn die Menschen wüßten, was Wahrheit und was Recht ist.

Helidor. (höhnisch) Was ist Wahrheit und was ist Recht?

Phil. Ich weiß, daß sie nichts sind; aber die Aufklärung ist auch nichts.

Helidor. Sie ist doch wenigstens der Spiegel von dem übrigen Nichts.

Phil. Sie ist höchstens das Kopfschütteln des Tieres, das mit seinen Zähnen in den Zaum beißt.

Helidor. Und wenn, so ist das Tier, das in den Zaum beißt, doch besser als der Esel, der nie schaumt.

Phil. Es kommt darauf an, wozu man ihn brauche; der Esel taugt am besten über den Gotthard und mit der Aufklärung ist es das nämliche, sie kann nur denen dienen, die keine Esel brauchen und Ihr andern habt sicher solche Tiere nötig, um Euch über allerhand Berge tragen zu lassen.

Er fuhr fort: Es ist unmöglich, daß die Aufklärung, die das Wesen dieser, wenn auch nur Eseldienste in einen Nebel auflöst, Euch andern dienen könne und daß ihr, ohne blind zu sein, wünschen könntet, daß Eure Schneider, Eure Schuhmacher, Eure Apotheker, Eure Amtleute und Eure Leibeigene die alten schwerfälligen Thorheiten, die sie weiland in Eurem Dienst gehorsam, ehrsam und bescheiden machten, an solche umtauschten, die Euch freilich besser behagen, aber diese, Eure Dienstleute ungehorsam, wohlgeboren und unbescheiden machen könnten.

Helidor. Ah, für solche Gefahren hat es dann am End Hagelgeschütz.

Phil. Es läßt sich eine Möglichkeit denken, auch das Hagelgeschütz aufzuklären, für Euch andere wäre es weit sicherer, die Menschen, wie in Indien, in Sonnen und in Stinker abzuteilen und den letzten alle Mittel zur Aufklärung zu entreißen.

Helidor. Die Sonnen und Stinker laufen bei uns durcheinander, wie wenn sie zu einer Herde gehörten.

Phil. Desto gefährlicher ist die Aufklärung in einem Land, wo der Uebergang der Stände so leicht ist.

Helidor. Ich war gestern auch eine Sonne und heute bin ich ein Stinker

Phil. Ist das möglich, daß Euer Exzellenz werden konnten, was unser einer?

Dann erzählte ihm Helidor seinen Unstern. Das Philosophchen zeigte nicht besonderes Mitleiden, es sagte einmal, die Aufklärungs-

mittel seiner Exzellenz möchten Seiner Durchlaucht zu kostbar gewesen sein. Helidor sagte dann noch, der Herzog sei undankbar, aber es mache ihm nichts, übermorgen thue ihm wahrscheinlich kein Zahn mehr weh. Das Philosophchen meinte, es wollte unter diesen Umständen doch lieber weiter gehen, als hier liegen bleiben.

Aber Helidor war unzufrieden, daß ihn sein Philosophchen nicht angenehmer unterhalten, er ging früher, als er im Sinn gehabt, von ihm weg und sagte im Gehen: Unverschämtheit klebt doch sicher noch mehr am Bettler, wie Schweiß und Blut an meinen Schüsseln.

50. Selbstbetrug und Härte der Volksfeinde und aller Menschengröße, die eine Zigeunerrichtung genommen.

Er wollte sich immer bereden, er sei ganz ruhig. Aber wenn er einen Augenblick allein war, so suchte er Gründe hervor, warum er es sein sollte. Und das thut der Mensch nicht, wenn er es ist. Er war es so wenig, daß er ein Tintenfaß an die Wand warf, das Dienstengewirr zu sehen, die die schwarze Verwüstung wieder gut zu machen suchten. Bald sah er am Fenster, wer daher kam, bald ging er in den Stall zu einem lieben Roß, das mit dem Mut seiner Naturfreiheit alle Biegsamkeit der Reitschultugend verband, und sagte zum Stallknecht: Wenn man auch so etwas aus dem Menschen machen könnte!

Aus dem Stall ging er in den Garten und stand eine Weile an der Mauer neben einem Frühbett in der ganzen Milde des Tags; da staunte er die Sonne an und sagte zu sich selber: Es ist doch kein Gott, wenn sie auch noch so schön untergehen würde; es ist doch keiner! Einen Augenblick darauf: Wenn einer wäre, er hätte aus dem Menschen mehr oder weniger gemacht. Wenn er Sonnen ausgestreut hätte wie Schreibsand, er hätte auch mich beruhigt. Dann kehrte er ihr den Rücken und ging wieder zum Roß und zum Reitknecht.

Seine Stimmung war die nämliche mit derjenigen des Hummels auf des Martis Hügel. „Auch an diesem Abend ging sie schön unter, Gottes Sonne; um ihn her war das tiefere Feld schon im Schatten und er konnte nicht anders, er mußte zu sich selber sagen: Sie geht doch schön unter, und dann bald darauf: Mir scheint keine Sonne mehr; Nacht und Grausen ist um mich her; und er kirrete mit den Zähnen. Anstatt hinzufallen und anzubeten den Herrn des Himmels, der die Sonne aus der Nacht wiederum hervorruft und die Menschen aus den Tiefen erlöset, kirrete er mit den Zähnen.“ So ähnlich ist die Stimmung des Gotteslengners, der die Worte, es ist kein Gott, nicht ausspricht, mit der Stimmung desjenigen, der sie ausspricht; das Kirren des einen und die Lästerung des andern ist ein und eben dasselbe.

Er entwich ihrem milden Strahl, der an seiner Seite im Frühbett die tote Natur mit Kraft zum Leben hervorrief. Der Menschenverwüster sollte mit allem Entsetzen der ungebogenen Selbstsucht sich selber zertrümmern. Dennoch fand der Sturm seines Innersten am Rasen seiner Menschenverhöhnung und seiner Gottesnichtachtung Grenzen, wie ein schrecklicher Erdbrand am Felsenfuß kahler Berge.

Er genoß die Freuden des Mahls und der Liebe wie sonst. Der Freundin, die mit einer Thräne im Aug zu ihm sagte: Wie oft habe ich dich um alles gebeten, daß du doch für jeden Fall für Geld sorgest! antwortete er: Spiel mir doch den wildesten Tanz auf deinem Flügel! Während des Spiels jagte er den Gedanken, ob es nicht möglich sei, den Sachen zu helfen, noch einmal durch den Kopf, er fand es wieder nicht möglich. Dann sicherte er sich die Nachtruhe durch starke Getränke.

Am Morgen warf er sich aus dem Bett, wie ein Mann, der zum Mord geht. Dem Perückenmacher sagte er: Frisch weg, ich gehe heute an einen Ort, wo es nicht darauf ankommt, ob seine Sache gut ist. Dann fragte er ihn, ob er nichts neues wisse. Gar nichts, antwortete der Haarkräusler, als daß ich morgen hundert Gulden zahlen sollte, die ich nicht habe; ich wollte also Euer Exzellenz unterthänigst bitten, mir die vorjährige Rechnung gnädigst auszahlen zu lassen. Heute nicht, erwiderte Helidor, ich fragte nur, ob er nichts neues wisse. Sonst gar nichts, antwortete der Haarkräusler und seufzte.

Helidor. So will ich ihm dann etwas sagen, wenn er nichts weiß; er kann es sagen, wem er will: Es ist eine sichere Wahrheit, die Herren Staatsräte haben gestern beschlossen, Seiner Durchlaucht anstatt meiner einen Orang-Utang aus Afrika kommen zu lassen. Weiß er, was das für ein Tier ist? Es ist ein Affe, völlig wie ein Mensch, nur daß er sein Maul nicht also braucht, wie ein Haarkräusler. Aber mir ist dann für ihn leid; es wird seinem Handwerk übel gehen, der Orang-Utang wird jedermann verbieten, den Bart zu putzen und das Haar zu kämmen, das wird nicht fehlen. Aber hör er, er muß darüber das Maul nicht hängen! Denk er, wenn schon sein Handwerk ein wenig dabei zugrund gehet, was das für ein großer Nutzen fürs Land sein wird, man wird dann den Puder für Mehl und die Pomade für Butter brauchen. Das muß ihm also nichts machen, er muß auch Patriot sein; es ist jetzt alles Patriot; der Orang-Utang, der kommt, ist auch Patriot.

51. Der Fürst nähert dem echten Glück seines Standes.

Indessen hatte der Fürst, seitdem er dem Helidor den Rücken gekehrt, keine größere Angelegenheit, als mit den drei Freunden die Natur der Einrichtungen, Gesetze, Anstalten und Vorsorgen näher zu erforschen, durch welche Arner dahin gekommen war, sein Volk in Bonal

aus einem leichtsinnigen, gedankenlosen, trägen, unvorsichtigen, untreuen, verwegenen, mit einem Wort, verwahrlosten Naturgesindel, das sie waren, zu bedächtlichen, fürsichtigen, haushälterischen, der Gesellschaft nützlichen und in ihrem Stand glücklichen Menschen zu machen. Im Kreise dieser Edlen war jetzt der Fürst und der Unterthan verschwunden. Menschenfreundlichkeit und Volksliebe in aller Herzen, suchten sie mit vereinigten Kräften am Faden dieser Anstalten die Mittel, durch die öffentlichen Einrichtungen einer die menschliche Natur auch in der Tiefe des Volks ehrenden Gesetzgebung das Herzogtum allgemein, wie Arner sein Dorf, glücklich zu machen.

Sie sahen bald, daß alle seine Einrichtungen von der Quelle ausgingen, Weisheit und Kraft in Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigentums zum Grund der gesellschaftlichen Bildung der Menschen in allen Ständen zu machen. Und indem sie Arners Werk von allen Seiten betrachteten, fanden sie, daß er diesem Grundsatz die häusliche Erziehung unterworfen, daß er die öffentlichen Schulen darauf gebaut, daß er die Gerechtigkeit ihm untergeordnet und die Religionslehre selbst mit ihm in Uebereinstimmung gebracht. Fast in eben dem Grad machte sie auch der Grundsatz des Leutnants aufmerksam: Je höher der Mensch in der Stufenfolge der bürgerlichen Ordnung stehe, je wichtiger sei es für die Gesellschaft, daß seine Bildung den Grundsätzen der allgemeinen bürgerlichen Vereinigung wohl unterworfen und die mehreren auf niedrigern Stufen stehenden Kameraden seines Bürgerstandes und seines Bürgerrechts versichert würden, daß seine innerste Stimmung nicht ungesellschaftlich und selbstsüchtig dahin lenke, der Natur zu leben und in ihrer Gesellschaft zu ihrem Nachteil Ansprüche von Gesetzlosigkeit und Gewaltthätigkeit und Uebermacht zu zeigen, die man unserm Geschlecht mit Vernunft nicht mehr gestatten kann, sobald es seine Hütten mit etwas anderm, als mit Laubästen bedeckt.

Dann machte auch die Einfalt und Kunstlosigkeit in den Einrichtungen des Junkers ihre Aufmerksamkeit rege, indem sie sahen, daß eine jede gutmütige Hausmutter gar wohl imstand sei, das Wesentliche der Einrichtungen der Gertrud — ein jeder gutmütige, seinen Stand und Beruf kennende Hausvater das Wesentliche der Schuleinrichtungen, ein jeder gutmütige Pfarrer das Wesentliche des Religions-Unterrichtes und ein jeder wohlmeinende Junker das Wesentliche seiner häuslichen und gesetzlichen Einrichtungen nachmachen könne. Diese große Einfachheit in seinen Einrichtungen war es auch vorzüglich, was ihnen Mut und Hoffnung machte, dieselben allgemein im Herzogtum einführen zu können.

Dennoch nahmen sie die Sache nicht leicht auf. Bylifsky erinnerte sich noch wohl, was er Arner im Anfang seines Versuchs über diesen Gegenstand geschrieben. „Menschen, die so lange verwahrlost sind, finden in jeder Bahn des Rechts und der Ordnung, zu der man sie hinführen will, ein ihnen unerträgliches Joch und du wirst, wenn du bei deinen Endzwecken tiefer, als auf die Oberfläche wirken, und nicht

blos Komödie mit ihnen spielen willst, sicher erfahren, daß alles wider dich sein, alles dich zu betrügen, alles sich vor dir zu verbergen suchen wird; du wirst erfahren, der lang und tief verwilderte Mensch haßt in jedem Verhältnis den, der ihn aus seinem Zustand heraus reißen will und ist ihm, wie seinem Feind entgegen." Sie sahen sämtlich, daß dies in einem weit ausgedehntern Kreis ihr Fall sein würde.

Aber auch Arners Antwort schien ihnen eben so passend. „Es ist nicht die Frage, ob es leicht oder schwer sei, meinem Volk zu helfen, sondern, ob ich könne ein Mensch sein und es so lassen, wie es ist." Auch ihnen war jetzt, sie können nicht Mensch sein und die Sachen lassen, wie sie jetzt sind. Und wenn sie dann das Glück anstaunten, mit welchem Arner mitten in dem verwahrlosten Dorfe so viel Hilfe und Teilnehmung zu seinen Endzwecken gefunden, so konnte ihnen nicht entgehen, daß auch unter dem elendesten Volk in aller seiner Verwahrlosung immer noch ein großer Grad von Wahrheitsliebe und Teilnehmung an allem Guten statt habe, auf welchen der redliche und weise Menschenfreund immer so sicher zählen kann, als auf sich selber.

Auf diese Erfahrung gestützt, glaubten sie, so gewiß, als die menschliche Natur allenthalben die nämliche und so gewiß, als in diesem Dorf jedermann, der noch einen ehrlichen Blutstropfen im Leib gehabt, sich mit Arnern zu seinen Endzwecken vereinigt, so gewiß würden sie in ihrem größern Kreis eben diese Teilnehmung und Mitwirkung der Weisen und Redlichen in allen Ständen zu ihren Endzwecken genießen. Aber indem sie so vieles von der Mitwirkung des Volks, das ist aller der Regierung unterworfenen Stände erwarteten, verhehlten sie sichs nicht, daß der Adel des Herzogtums, auf den es in diesem Geschäft so wesentlich ankomme, indem er mit dem übrigen Europa in die allgemeine Wirtschaftsverwirrung hineingerissen worden, in eine Trägheit, Sinnlichkeit und gedankenlose Unaufmerksamkeit auf alle wirtschaftliche Gegenstände versunken und nun in seinen Kenntnissen, Sitten, Neigungen und Fertigkeiten so entfernt von allem stehe, was zur Beförderung dieser Endzwecke wesentlich ist, daß sie im allgemeinen diesen Stand beinahe als untüchtig zu ihren Endzwecken ansehen mußten.

Der Herzog ging hierin noch weiter. Er hatte es diesem Stand noch nie verziehen, daß er seinen Jugendendzwecken unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt und auch seither hatte er so viele Erfahrungen von gewaltthätigen und unedelmütigen Verfügungen dieses Standes gegen das Volk, daß er denselben ohne weiteres für eine Art von gebornen Volksfeinden ansah; er gab dieses auch nicht undeutlich zu verstehen.

52. Gründe für die Mäßigung einiger Volksklagen wider den Adel.

Nelkron und Endorf widersprachen ihm nicht; aber Bylisky, stolz auf seinen Stand und voll Gefühl, was er sein könnte und sollte,

sowie voll Ueberzeugung, wie und durch wen er zugrund gerichtet worden und wie und durch wen er noch jetzt in seiner zweideutigen Schwäche unterhalten werde, redete dem Adel mit Lebhaftigkeit das Wort.

Er gestand zwar ein, daß dieser Stand den Endzwecken Seiner Durchlaucht mehr als die andern Stände Hindernisse in den Weg gelegt, ebenso, daß tausend öffentliche Thathandlungen desselben nicht anders als volksbedrückend angesehen werden könnten; nicht minder, daß er fast allgemein von allem dem entfernt stehe, was zur Beförderung des Wohlstandes des Volks am wesentlichsten, ja sogar, daß die wirklichen Einrichtungen der meisten Edeln und Güterbesitzer geradezu das Gegenteil von denjenigen seien, die Arner getroffen und das Volk ohne weiteres von denselben an seinem Wohlstand, an seiner Sicherheit, am reinen Genuß einer wahren Landesgerechtigkeit, mit einem Wort an allem dem, was der Mensch von einer wohlgeordneten, bürgerlichen Gesellschaft zu erwarten und zu fordern habe, verkürzt werde. Aber dennoch behauptete er, es geschehe dem Stand Unrecht, wenn man ihn irgend einer wirklichen Volksfeindschaft bezüchtige und redete darüber also: Irrige Staatsgrundsätze und blinde Ministerkniffe haben ihn mitten in seinem Eigentum zu einer Null gemacht und dahin gebracht, im Gefühl einer unwürdigen Kraftlosigkeit durch Eitelkeit und Sorglosigkeit seine eigne Zernichtung noch selber zu beschleunigen. Alles Wesentlichen der wahren Ritterehre, sowie der reinen Vaterrechte gegen seine eignen Leute beraubt, stehen wir jetzt gegen das Volk fast in keinem Verhältnis, als in einem drückenden. Das Gehässige von allem, selbst von den Staatslasten, fällt auf uns, indessen die Mittel, diese Lasten denen, die darunter leiden, zu erleichtern immer weniger in unserer Hand gelassen werden. Also allenthalben verkürzt, allenthalben irre geführt, selbst im Wesentlichen reiner Ehrbegriffe zurückgesetzt, in unseren gegenseitigen Verhältnissen gegen den Fürsten und das Volk des Zutrauens beraubt und im höchsten Grad mißmutig gemacht, war es bei unserer Menschlichkeit nicht anders möglich, als daß uns ein mit einer irrgelenkten Empfindlichkeit verbundenes Andenken an das, was wir waren, unfähig machen mußte, zu sein, was wir könnten und sollten. Es war nicht anders möglich, als daß ein übertriebenes Gefühl dessen, was man uns schuldig ist, uns gedankenlos und gleichgiltig über Pflichten machen mußte, deren Erfüllung man nicht mehr von uns wollte, sondern uns noch vielseitig und allgemein daran hinderte. Und es ist sicher auf diesem Irrweg der Regierung, daß wir dahin gekommen, wo wir sind, und so gewiß diese Lage der Sachen dem Fürsten und dem Volk gleich nachteilig ist, so gewiß ist, daß wir nicht daran schuld sind und daß wir unter gegebenen Umständen nichts anderes werden konnten, als wir sind.

Dann beschrieb er den Zustand der höhern Stände von dieser Seite, wie er jetzt wirklich ist. Es herrscht, sagte er, allgemein in demselben eine kindische Unwissenheit über den wahren Zustand des Volks und alles dessen, was auf denselben nahen Bezug hat. Wir

wachsen auf, fast ohne zu wissen, daß Not und Elend in der Welt ist. Von Jugend auf geschmeichelt und betrogen, kommt nichts weniger in unsere Seele, als daß jemand dadurch Unrecht geschehen könne, wenn er uns gehorchen müsse. Wir halten von Jugend auf unsere Wünsche für unser Recht, denken nicht weiter und überlassen uns unbekümmert für Leute, die wir nicht sehen und nicht kennen, den Freuden, die man uns leicht vorwirft. Indessen benutzten unsere Amtleute, Intendanten, Gefälleeinzieher und Verwalter, selbst unsere monopolisch begünstigten Kaufleute diese Blindheit und Sorglosigkeit, die ihnen dient, beides, uns und das Volk gleich an der Nase herumzuführen, um, von ihren Stellen geschützt, sich auch selber einem Zigeunerleben überlassen zu können, zu welchem sie Fürsten, Adel und Volk zu ihrem allseitigen Verderben hinlenken. Diese kennen das Fehlerhafte der herrschaftlichen Verordnungen und sehen die das Volk drückenden Folgen derselben täglich vor Augen, aber ihre Bürgerkenntnisse lassen es ihnen nicht zu, dem guten betrogenen Adel über seine ersten Angelegenheiten die Augen zu öffnen; sie thun vielmehr allgemein alles mögliche, ihn hierüber auf Kind und Kindeskinder hinunter blind zu erhalten, ihm alle Vorschläge, den Zustand des Volks zu verbessern, in ein gehässiges Licht zu stellen und ihm von Jugend auf ausschweifende, ungesellschaftliche und unsinnige Begriffe über die Natur seiner Hoheit und seiner Rechte beizubringen; desnahen ist auch gewiß, daß die Hindernisse, welche unser Stand ehemals den Endzwecken Euer Durchlaucht in den Weg gelegt, imgrunde nur von diesen Bürgerlichen herkamen; und ich bin wie meines Lebens sicher, ohne die Hinterhut dieser wahren Volksfeinde hätte der Adel es nicht einmal anzustellen gewußt, diese Hindernisse auf die Bahn zu bringen.

Also redete der Edelmann einem Stand das Wort, den jetzt das Feldgeschrei von tausend Stimmen verurteilt, unter denen gar viele wahre Volksfeinde am lautesten reden. Er that es freilich mit Vorliebe für seinen Stand; aber wer will sagen, daß mitten durch diese Vorliebe nicht Wahrheit hindurch schimmere? Wer will sagen, daß dem Adel nicht Unrecht geschehen? daß er nicht durch Umstände, an denen er nicht schuldig, die vielmehr seinem wahren Interesse geradezu entgegenstehen, von seiner ersten Bestimmung abgelenkt, in seiner natürlichsten Stellung gegen das Volk verwirrt, an thätiger Verwendung für das Wohl seiner eignen Leute gehindert, zur Sorglosigkeit über ihren Zustand hingerissen und daß er nicht dennoch mitten in dem Unrecht, das ihm geschehen, mitten in den Irrtümern, zu denen er hingelenkt, und mitten in der unnatürlichen Kraftlosigkeit, die über ihn verhängt worden, im allgemeinen immer noch vielen und reinen Edelmut in sich selber erhalten und bei weitem nicht in die bürgerliche Verhärtung versunken, deren der Knechtesgeist der wahren Volksfeinde, die sich hinter die Edlen verbergen, sich allgemein schuldig macht?

Bulisky setzte noch mit Lebhaftigkeit hinzu: Euer Durchlaucht werden auch erfahren, daß, sobald es ihnen gelingen wird, über die

Natur und Folgen der Volksbildung heiteres Licht zu verbreiten, unser Stand zum Aerger der wahren Volksfeinde mit Freuden eine Laufbahn eröffnen wird, welche das reine Verhältnis seines Standes sowohl gegen Euer Durchlaucht, als gegen das Volk wieder herstellen und ihn selbst aus der Knechtschaft von Leuten erlösen wird, deren Eigensucht nur zu lange ihren Vorteil dabei fand, den Adel und das Volk in einem kraftlosen Stand zu erhalten, um beide ohne viele Mühe und Anstrengung mit einem paar Federzügen aussaugen zu können. Um den Fürsten noch mehr von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, zeigte er ihm noch den Brief der Amtleute gegen Arnern, den man unter den Papieren Helidors gefunden hatte.

Das alles öffnete dem Herzog die Augen. Er sah jetzt, daß er die eigentlichsten Volksfeinde am unrechten Ort gesucht, sah, daß die Lage des Adels mit der seinigen die größte Aehnlichkeit habe, daß dieser Stand, eben wie er selber, das Opfer seiner Ungeübtheit in wirtschaftlichen Gegenständen gewesen und daß die Fehler, die man ihm zur Last lege, eigentlich von Leuten herkämen, die diesem Stand Unrecht gethan, wie den Königen, wiewohl auf eine ungleiche Art, indem sie den einen Stand über Recht und Vernunft erhöht und zu einem Gott auf Erden gemacht, und den andern über Recht und Vernunft erniedrigt und ihm sogar das Recht des Bürgers in seinem Eigentum entzogen.

Der Fürst kam von seinem Vorurteil gegen den Adel zurück und sagte jetzt zu Bylisky: Man hat mir von Jugend auf beigebracht, es für eine Ehre zu achten, ein Edelmann und der erste dieses Standes zu sein, aber es empörte mich, der erste Volksfeind zu sein; indessen that ich dem Volk vielleicht mehr Schaden, als alle Edelleute zusammen, und doch sah ich den Stand für so viel als geborne Volksfeinde an, es muß also hier notwendig ein Irrtum statt haben. Es war ihm wirklich leichter ums Herz, überzeugt zu sein, daß seine Edeln keine gebornen Volksfeinde seien. — Der gute Mann! Es hat gar keine geborne Volksfeinde, aber die Verirrungen einer zügellos gewöhnten und dann gehemmten Selbstsucht macht alle Menschen dazu.

53. Letzte Aeußerung der Menschengröße, die eine Zigeunerrichtung genommen.

Zum Selbstmord, und den Fürsten noch zu kränken entschlossen, trat jetzt Helidor in den Kreis der Edlen. Er kam durch die geheime Treppe ins Zimmer und antwortete dem Fürsten auf die Frage, was er wolle: Nichts, als Ihnen noch sagen, daß Sie undankbar handeln. Der Fürst, der Mord und Tod auf seinen Lippen sah: Fordere einen Dank, du kennest mich ja. Aber der Rasende antwortete mit Hohn, ich will keinen, keinen.

Der Fürst. Was willst du denn?

Helidor. Was ich noch wollte, ich weiß es fast selbst nicht; es war eine Zeit, ich hätte etwas wollen dürfen, jetzt ist sie nicht mehr.

Der Fürst. Willst du mich quälen?

Helidor. Nein! Ich habe mich vergessen, ich will nichts, gar nichts, ich will Ihnen nur zeigen, daß ich sterben kann; Sie haben ja auch gesehen, daß ich leben konnte.

Der Fürst. Du rasest.

Helidor. Ich nicht; diejenigen rasen, die euch das Leben wieder nehmen, das ich euch gab.

Der Fürst. Ueberlaß mich mir selbst.

Helidor. Das muß ich; aber eure Leutchen darf ich doch wohl noch verachten. Mit dem nahm er einen Marmor, der auf Papieren lag und warf ihn gegen Arners Bild.

Der Herzog sagte jetzt: Das ist zuviel! Helidor sagte nichts weiter. — Er gab dem Herzog noch einen Blick voll Hohn und durchbohrte sich selbst das Herz. Da er gefallen und die Seele ihm ausging, schlug er noch mit Stirn und Fuß den Boden.

Aber der Herzog schien mehr tot, als der Zigeuner; er sank fast ohnmächtig in seinen Stuhl und da er sich nach einer Weile wieder erholt, stand er auf, stellte sich neben den im Blut liegenden Mann hin, bejammerte ihn und klagte: Es treffen mich alle mögliche Unglücke. Er sah jetzt den Land- und Leutverderber nicht mehr, er sah nur den Freund im Blut liegen. Der Vorwurf der Undankbarkeit ging ihm nahe, er konnte sich vorstellen, er habe wirklich zu hart gegen ihn gehandelt und glaubte eine Art von Edelmut in seinem Tod zu sehen.

Endorf und Nelkron sahen ganz das Gegenteil darin und wirklich, so großsprecherisch er sich auch immer über den Selbstmord ausgedrückt, so that er imgrund nichts anders, als was zuletzt im Unglück ein jeder thun muß, an dem das Sprichwort erwahret: Arbeiten mag ich nicht und ich schäme mich zu betteln. Endorf und Nelkron gaben sich alle Mühe, dem Herzog den Vorfall in diesem Licht vorzustellen; aber er stand weinend vor dem Toten und konnte seinen Fall nicht in dem Licht ansehen, wie sie. Seine Fehler, sagte er jetzt, waren Wirtschaftsfehler und wer hat keine dergleichen? Er kann erzogen worden sein, wie ich, daß er nicht daran schuld ist. Indessen hat er mir tausend frohe Stunden gemacht, die ich ohne ihn nicht gehabt hätte, und ich muß das billig seiner Gutmütigkeit zuschreiben.

Aber Endorf und Nelkron wollten von Gutmütigkeit nichts hören. Den Fürsten zu überzeugen, daß Helidor und die Gutmütigkeit bei seinem Leben nie beieinander gewesen, erzählten sie ihm die Jugendgeschichte des Manns, die er bis jetzt immer vor ihm verborgen halten können.

54. Lebensgeschichte eines Volksfeindes.

Er war der Sohn eines Edelmanns und einer Komödiantin. Sein Vater verkaufte ihn mitsamt der Mutter einem dickleibigen Amtmann, der in seinem Dienst stand. In diesem Haus war die erste Erfahrung des Buben, daß er seinem Namenvater nichts nachfragen dürfe, die zweite, daß seine Mutter über den Vater Meister und die dritte, daß er gar viel mehr sei, als seine Geschwister; die Mutter sagte es ihm selber, der Junker nehme sich seiner an und er würde mit der Zeit ein großer Herr. Der Bube tiranniſierte seine Geschwister und verklagte seinen Namenvater, der dieses einmal nicht leiden wollte, beim Junker. Dieser drohte dem Amtmann mit Entsetzung, wenn er den Buben nicht unklagbar halte. So kam Verachtung gegen seine Eltern, Gewaltthätigkeit gegen seinesgleichen und alle Greuel seiner krummen Wege in sein Herz, fast ehe er noch wußte, was rechts und links ist; er sah, wie der Hummel, die Eltern für eine Art Knechte und Mägde an, die nur dafür da seien, zu thun, was er wolle.

Daß er seinen Unterhalt mit irgend einer Arbeit verdienen müsse, daran kam ihm kein Sinn. Er mußte Wache stehen, wenn der Junker zur Mutter kam, dafür hatte er immer alle Säcke voll Geld und Kleider, wie keines von seinen Geschwistern. Wo er sich umsah, hatte er in seinem Haus das Beispiel vor Augen, der Einfältige und Gutmütige werde allenthalben ausgesogen, bestohlen und betrogen, wie der Vater; wer aber listig sei und frech, wie die Mutter, der komme zu allem, was er wolle. Beten lehrte man ihn so wenig, als gehorsamen; die Mutter las ihm aus dem Voltaire vor und ehe er eine Frage aus dem Katechismus wußte, behauptete er ungescheut vor den Bauern, es sei kein Gott und kein Teufel; sich näher zu erklären, sagte er einmal, der Sperber sei der Tauben Teufel und der Junker sei der Bauern Teufel. Dies Wort kam vor den Junker; er urteilte darüber, der Bube werde ein großer Mann werden, und antwortete den Bauern, sie sollten ihr Maul halten, sie verstünden nicht einmal, was das Kind sagen wolle.

Im elften Jahr nahm er ihn ins Schloß. Von der Stund an betrat er des Vaters Haus nicht mehr und begegnete den Eltern, wo er sie auf der Straße antraf, wie fremden Leuten. Sie leben jetzt noch, die Mutter ist blind und der Vater ist entsetzt, weil die Mutter immer seine Kasse bestohlen; der unnatürliche Sohn hat ihnen zwanzig Jahr auf keinen Brief mehr geantwortet. Im Schloß war er, wie der Hummel auf der Weide, in seinem Element; der Zügellose war schon, ehe er zehn Jahr alt war, ein Menschenfeind; er hatte seine Freude daran, martern zu sehen, und war immer dabei, wenn man jemand anschloß, und konnte mit lachendem Mund zusehen, wenn man Weib und Mann auspeitschte; wenn sich die armen Würmer unter den Streichen krümmten, so sagte er, auf die Art kann man sicher machen, daß die Leute thun müssen, was man gern will. Er achtete das

Schloßrecht und den Burgfrieden für einen Freibrief, gegen die Unterthanen ungestraft, niederträchtig und gewaltthätig handeln zu können. Als eigentlicher Bosheits-Kamerad von der jungen Herrschaft ließ er mit ihr keinen Tag vorbei, an dem sie nicht Niederträchtigkeiten gegen vorübergehende Unterthanen ausübten. Die Eltern lachten dazu und der Pfarrer, der den Buben und die junge Herrschaft in der Religion zugleich unterwies, stimmte mit den abscheulichen Eltern überein, alles Gefühl von Menschenwürde und Menschenrecht aus den Herzen dieser jungen Hünerweihen auszulöschen. Der Niederträchtige lehrte seine Bauern, sie müßten sich in christlicher Demut und Geduld darein schicken, wenn die gnädige Herrschaft ihnen etwa mit einem Jugendfehler zu nahe trete; sie müßten denken, sie hätten dies und noch viel mehrers mit ihren Sünden verdient und es sei ein so himmelweiter Unterschied zwischen ihrem Stand und demjenigen der Herrschaft, daß Gott und Menschen gewisse Fehler, wenn sie von der Herrschaft begangen werden, unmöglich auf die gleiche Weise ansehen könnten, wie wenn sie von Bauern begangen werden. Er sah auch den Junker nie, daß er ihm nicht rühmte, was für große Gaben der liebe Gott in den Sohn seines Amtmanns gelegt. Der Junker kannte ihn zwar für den elenden Schmeichler, der er war, er antwortete ihm auch oft: Es sind teure Gaben, Pfarrer! Ich wollte, er könnte sie mir mit seiner Christenlehr wohlfeiler machen; aber der Pfarrer machte sie ihm mit seiner Christenlehr nicht wohlfeiler.

Der Junker sah bald, daß seine Buben und des Amtmanns Sohn ihn um Haus und Hof bringen würden, wenn er den letzten sich nicht vom Hals schaffe. Er that ihn also, um seiner los zu werden, in ein fürstliches Bureau und sagte ihm zum Abschied: Du bist zu groß für einen Privatmann, es ist besser, du werdest eine oberkeitliche Person; auch gelang es; er schickte sich vollkommen in diesen Beruf. Er kannte die Menschen wie der Hummel, er hatte im Burgfrieden des niederträchtigen Schlosses von Kindesbeinen auf gesehen, wie weit man es mit dem armen Volke treiben könne, wenn mans recht anstelle. Jetzt in seinem Bureau sah er bald, daß seine Herren in allen Regierungsvorkehrungen zum wesentlichen Zweck haben, die Unterthanen des Fürsten auszusaugen, aber daß sie es gar nicht verstanden, dieses mit guter Manier zu thun. Er verstand dieses viel besser; auch ließen ihn seine Herren bald machen, was er nur wollte, und er brachte es in kurzem dahin, daß der Kammer das Doppelte einging und daß die Bauern noch obendrein sich immer selbst Schuld geben mußten, wenn man sie aussog; er sagte gerade heraus, die wahre Regierungskunst bestehe eben darin, daß die Leute, wenn sie genug an der Nase herum geführt und dahin gebracht worden, wohin man wolle, noch bekennen müßten, sie hätten selber gefehlt und die Oberkeit habe nicht wohl anders können, als sie strafen. Kurz, er handelte in diesem landesväterlichen Bureau so ausgezeichnet, daß der Präsident nicht besser für seinen Nutzen sorgen zu können glaubte, als wenn er ihn zu seinem Statthalter in einer seiner Herrschaften anstellen würde.

Nun war er der große Herr, den seine Mutter geweissagt, daß er werden würde, wirklich. Er fing seine Regierung damit an, daß er mit der größten Roheit allen Beamten anzeigte; er wolle in der Herrschaft allein Meister sein und sie alle hätten, ohne was er verordne, keinem Hund zu befehlen; er wolle nicht leiden, daß innert seinem Zwing und Bahn ein Mann dem andern sage „du mußt", außer in Sachen, die er befehle; auch wolle er die Naturfreiheit des Menschen beschützt wissen und es dürfe jedermann in der Herrschaft in allweg thun, was er wolle, außer, was er selber verbiete. Er befahl den Dorfrichtern und der Ehrbarkeit, für sich selber keinen Streit beizulegen und auch niemand von irgend etwas abzuhalten, das vor seinen Stab gebracht werden könne.

Bald darauf ließ er den Pfarrer durch den Harschier vor seine Audienz rufen und bedrohte ihn mit Entsetzung, wenn er sich noch einmal verlauten lasse, daß irgend eine Prozeßsache eine Gewissenssache sein könne. Weiß er, sagte er ihm, eine Prozeßsache ist eine oberkeitliche Sache und es steht geschrieben: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ein andermal warf er ihm vor, er predige seinen Bauern immer nur vom Heiland, es würde ihm besser anstehen und es sei seine Pflicht, ihnen auch vom Gehorsam zu predigen, den die Bauern ihrer Oberkeit schuldig; er sagte auch öffentlich, die Pfarrer nützten dem Land gar nichts und eine Oberkeit, die ihr Handwerk verstehe, könne ihre Landschulen auf zwanzig Stunden im Umkreis mit dem zehnten Teile des Geldes erhalten, was sie jährlich für ein Komödienhaus ausgeben müsse. Indem er das Land ehrlos machte, forderte er für sich eine Ehrerbietung, die aufhörte Ehrerbietung zu sein. Er schaffte den Titel seines Amts, „ehrsam und weise", lächerlich genug in „Wohlgeboren" und „Gnaden" um.

Wer einen Hund mit sich vor Amt brachte oder seinen Stock nicht vor der Thüre stehen ließ, der mußte fünf Pfund Buße bezahlen. Er machte einen Vorgesetzten, der in Stiefel und Sporen vor Audienz kam, dieselben ausziehen und barfuß vor ihm stehen, damit er ein andermal wisse, daß nur die Edelleute Sporen haben dürfen. Er sagte zwar selber, dieses seien eigentlich Narrheiten, aber man müsse es auf solche Art probieren, wie weit man im Land Meister und wie weit man Sachen von wirklicher Wichtigkeit ohne Gefahr treiben könne.

Er machte die am meisten verschrienen Männer zu Vorgesetzten und sagte darüber: Ihr Dienst mache ihre einzige Ehre, sie hätten keine andere und brauchten keine andere; er erkenne auch keine andere, und was das Volk von ihnen halte, an dem sei nichts gelegen, wenn sie nur ihm recht seien. Er sagte ungescheut, es brauche keine Ordnung und kein Recht im Land, das den oberkeitlichen Einkünften schädlich. Er behauptete geradezu, ohne Unordnung und Trölsucht würde die Oberkeit nicht das Halbe aus dem Land ziehen, was ihr gehört und es sei mit dem Wesen der herrschaftlichen Rechte verbunden, daß der Hang zur Selbständigkeit sich beim Volk völlig verliere und auch eine

Empfindlichkeit für die Ehre, soweit es der Nutzen der Obrigkeit fordere, sich gänzlich abstumpfe. Man müsse die Sachen dahin lenken, daß die Neigung zur Selbständigkeit in Hang zur Ausschweifung und die Empfindlichkeit für die Ehre in Bauernstolz ausarte.

Ebenso müsse man den Gedanken an eigne Sorgfalt für ihre Sicherheit nicht in die Bauern hineinkommen lassen; sie müßten gewohnt sein, ihre Sicherheit ganz unbedingt ihrer gnädigen Herrschaft anzuvertrauen, und das ganze Bauernrecht ruhe einzig in der Weisheit und Güte ihrer Junker. Er behauptete, wenn man Sorglosigkeit, Bauernstolz und Hang zur Ausschweifung in die Unterthanen hineinbringe, so habe keine Herrschaft von ihnen nichts zu befürchten. Wenn man ihnen nur in diesen Stücken auf eine vernünftige Art den Zügel lasse, so ließen sie dann in allen übrigen mit sich machen, was man nur wolle. Ebenso, glaubte er, sei es unumgänglich notwendig, bis auf einen gewissen Grad der List und dem Betrug freien Lauf zu lassen. Wenn ihn ein Bauer um einen väterlichen Rat bat, so hieß er ihn einen Flegel, der nicht wisse, warum er da sei. Er strafte den, der zum Frieden redete. Er kundschaftete die verborgenen Winkel der Häuser aus, um Gelegenheit zum strafen zu finden. Er nahm das Zeugnis des Sohns gegen den Vater vor dem Recht an. Er jagte Fabrikarbeiter, die ohne Schutz dem Volk Verdienst gaben, aus dem Land und verkaufte das Recht in der Herrschaft, allein und zwangsweis fabrizieren zu dürfen, Leuten, die das Volk drückten und elend machten. Mit einem Wort: Er machte das Schirm und Schutzrecht der Herrschaft zu einem Henkerrecht, ob dem das Volk Leib und Leben, Gut und Ehre verlor.

Nach allem kaufte er endlich dem Junker das Strafamt gegen die Unterthanen um einen großen Preis selbst ab und verwaltete es dann auf eigene Rechnung, aber auf eine Art, daß er von allen Seiten gewarnt wurde, er solle sich doch wenigstens bei einigen Vornehmern, die bei andern viel vermöchten und leicht einen Aufruhr erregen könnten, inacht nehmen. Aber er lachte darüber und sagte: Diese Unterthanen sind viel zu stolz, man muß sie ein wenig demütigen, und ließ nicht nach, bis die ermüdete Geduld endlich in Wut und Aufruhr ausbrach. Die Bauern müßten zuletzt keine Menschennatur gehabt haben, wenn es ihnen endlich nicht aufgerochen wäre, ihr Junker habe kein Recht, sie mit Haut und Haar einem solchen Schurken zu verkaufen, der sie auf Kind und Kindeskinder hinunter an den Bettelstab bringe. Jetzt brauchte es nur noch einen unbedeutenden Anlaß zum Aufruhr, und dieser kam bald. Er hatte ihnen einige Hunde auf den Höfen tot schlagen lassen. Nun zogen die Bauern wie wütend vor's Schloß und wollten den Statthalter tot oder lebendig heraus haben. Man schoß unter die Bauern und er entrann. Aber das Schloß geriet in Brand. Jetzt bat man die Bauern zu löschen; sie thatens, aber sie schwuren auf dem Platz, wenn der Statthalter wiederkomme oder ihnen für das Geschehene auch nur ein Haar gekrümmt werde, so wollten

sie das Schloß von neuem anzünden und ihre Hütten damit und mit Weib und Kindern über die Grenzen gehen. Was auch immer der Pfarrer zu ihrer rohen That sagte, so behaupteten sie keck, sie sei so rechtmäßig, als irgend eine andere Notwehr; sie hießen den Schloßbrand nur immer einen Notbrand.

Auch riet Helidor dem Junker, die Sache liegen zu lassen und lieber ihn aufzuopfern, als das Geschäft einem Rechtsspruch zu unterwerfen, bei dem er in der gegenwärtigen Zeit seine Rechte zu kompromittieren gefahre. Man hielt dieses Benehmen des Manns allgemein für einen außerordentlichen Edelmut und redete allenthalben von ihm nicht anders, als von einem bedauernswürdigen Beamten, dem eine infame meineidige Bauern-Kanaille, weil er sie, wie recht ist, im Zaum halten wollen, auf die verruchteste Art nach dem Leben getrachtet. Alle öffentlichen Zeitungen redeten von dem abscheulichen Aufruhr gegen diesen einsichtsvollen und respektablen Beamten, dem nicht das geringste zur Last gelegt werden könne, als daß er das Ansehen des oberkeitlichen Standes und der herrschaftlichen Rechte vielleicht etwas zu lebhaft gehandhabt. Eben so viel Aufhebens machte man von der herrschaftlichen Großmut, nicht das halbe Dorf für diesen Frevel aufknüpfen zu lassen.

Es war auch um diese Zeit, daß der Herzog diesen Mann in den Bädern von Spa kennen lernte. Die Verachtung, mit welcher der Mann über das Menschengeschlecht redete, machte die Aufmerksamkeit Seiner Durchlaucht um so mehr rege, da er damals selber in einem hohen Grad über die Menschen mißmutig war. Unter diesen Umständen gelang es dem Böswicht leicht, sich des Herzens dieses edeln Fürsten zu bemächtigen.

Der Herzog erstaunte über diese Geschichte. Das Licht, das die Jugendtage des Mannes über seine spätern Thaten verbreitete, macht ihn jetzt seinen Tod vergessen. Er widersprach Bylifsky nicht mehr, da dieser fortfuhr, sein ganzes Leben sei ein Verbrechen. Seine Grundsätze machen alle möglichen Verbrechen notwendig, und Tausende, die auf den Hochgerichten verfaulen, haben kaum ein Sandkorn von dem Berg verrückt, den er ganz umwirft. — Er sagte jetzt selber, er wünschte ihn nie gesehen zu haben. Das ganze Entsetzen über das Elend, in welches er das Herzogtum gestürzt, erneuerte sich wieder in dem Herzen des Fürsten.

Er staunte jetzt eine Weile wehmütig. Die Freunde waren still. Aber ihre Stille ward unterbrochen. Der Tod des Mannes war kaum ruchbar, so drängten sich von allen Seiten Leute mit der Klage zum Herzog, sie hätten seinem Liebling das Ihrige anvertraut und seien jetzt im Elend. Der Herzog konnte ihnen nicht helfen; aber ebensowenig das Wort aussprechen, daß er es nicht könne. Er entzog sich ihrem Anblick und sagte zu Bylifsky: Ich bin unglücklicher als alle Menschen, und dann bald darauf: Euer Arner hat doch auch dem armen Rudi das Unrecht, das ihm sein Großvater gethan, wieder gut machen

und ihm seine Wiese zurück geben können. Bulisky erwiderte: Der Rudi ist vielleicht aber auch unter tausenden der einzige gewesen, dem er also sein Unrecht wieder gut machen und seine Wiese wieder zurück stellen können.

Der Herzog. Ich will von der Wiese nicht reden, wenn ich ihnen nur auch, wie er, eine Kuh und einen Heuwagen vor's Haus stellen könnte; aber ich kann nicht einmal dieses.

Weil er das sagte, meldete man mehrere Kassen-Verwalter. Er ahnte, was sie wollten und ließ sie kommen; sie warfen sich ihm zu Füßen und eröffneten, daß schon seit Jahren alle Kassen-Vorschüsse in den Händen des Lieblings wären; er habe ihnen selbige im Namen des Herzogs abgefordert. Jetzt standen ihm die Thränen in den Augen, er entließ sie, ohne eine Wort zu reden und sagte dann den Freunden: Auch hierin bin ich schuld, ich kann sie nicht einmal strafen. Die Freunde suchten ihn zu beruhigen, sie sagten einstimmig, sie hätten nie erwartet, daß in irgend einer Kasse einiger Vorrat, und baten ihn dann, jetzt alles Vergangene liegen zu lassen und sich ganz den Nachforschungen zu überlassen, wie in Zukunft zu helfen.

55. Uebersicht der Fundamente der Volksbildung und Einlenkung zum Ziel meines Lebens und zum Ende des Buchs.

Der Herzog thats, er überließ sich bald ganz den Vorstellungen der Möglichkeit, Arners Einrichtungen in seinem Land allgemein zu machen. Aber in seinem Leben immer gewohnt, in Sachen, die sein Herz interessierten, die Probabilitäts-Rechnungen schwülstig zu machen und der Natur der Dinge vorzueilen, träumte er sich einen Gang der Sache möglich, der nicht Platz finden konnte: eine allgemeine Versammlung des Adels, der Geistlichkeit und der Kaufleute; plötzliche und gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft; große und allgemeine Erziehungs- und Bildungsanstalten für alle Stände und dergleichen Sachen mehr schienen ihm die ersten und notwendigsten Schritte zu seinen Endzwecken zu sein. Er bot seine Schlösser, seine Herrschaften, seine Einkünfte an, wenn nur keine Stunde versäumt werde, die Erfüllung der ersten Wünsche seines Lebens noch möglich zu machen. Aber die Freunde sahen, daß er auf diesem Wege nirgends hinkommen würde, als wie vor zwanzig Jahren, gekränkt, betrogen und mißmutig zu werden, und achteten für das beste Mittel, ihn vor dem neuen Unglück, dem er entgegen gehen könnte, zu bewahren, ihm in Bonal die Sache selber, deren wesentliche Erfordernisse er so sehr mißkannte, vor Augen zu legen.

Der Herzog eilte mit der Sehnsucht des Jünglings nach seiner Geliebten dahin. Aber er fand auch den Schatten dessen nicht, was er sich vorstellte. Seine ehemaligen Versuche hatten einen äußern An-

schein von Vollkommenheit und Auszeichnung, die hier allenthalben mangelten. Der letzte Thürsteher in denselben konnte jeden Vorteil derselben an den Fingern herzählen. Hier war nichts von allem diesem. Arner konnte kaum sagen, was er gethan; alles schien so gemein und armmütig; das Schulhaus unter einem schwarzen Strohdach, kaum etwas besser als eine gewöhnliche Arbeitsstube mangelbarer Leute. Die Kinder und alles in der Stube mit Baumwollenstaub bedeckt, die meisten barfuß und in Kleidern, an denen auch bei starker Kotarbeit nicht leicht etwas verdorben werden konnte. Es schien ihm, die Margreth, die alles meisterte, könnte kaum ein vernünftiges Wort hervorbringen. Auch der Pfarrer schien ihm einer der schwächsten Menschen von der Welt, Gertrud kaum ein wenig mehr, als eine gewöhnliche Bauernfrau und zum Glück oder Unglück war Glülphi auch noch ein paar Tage abwesend.

Der Herzog hatte sich das Dorf als ein Paradies und die Menschen darin als halbe Engel geträumt; jetzt fand er bald in allen Stücken das Gegenteil dessen, das er sich vorgestellt. Er verhehlte sein Erstaunen nicht. Er fragte die ihn begleitenden Freunde, ob sie auch glauben könnten, daß bei einem solchen Baumwollenstaub wahre Aufklärung, bei solchen Kotfitteln eine gute Erziehung und bei so armseligen Umständen wahres Menschenglück statt haben und durch so eingeschränkte Alltagsmenschen etwas so weit führendes oder auch nur etwas solides zustand gebracht werden könne. Aber die Freunde antworteten ihm einstimmig, ja freilich habe die Aufklärung neben dem Baumwollenstaub und das Menschenglück neben armmütigen Umständen Platz; auch sei das ihnen das beste Zeichen für Arners Werk, daß es durch Menschen von gewöhnlichem Schlag ausgeführt werde.

Dieses übereinstimmende Urteil der Freunde minderte den ersten Eindruck, den der äußere Anschein der Sache auf den Fürsten gemacht. Er ward nach und nach auf das Wesen derselben aufmerksamer und sah dann bald, daß bei allem Unbefriedigenden des Anscheins imgrund doch alles, was Arner in seinen Briefen an Bylifsky erwähnt, wirklich da sei. Er sah die Bauern in ihren Strohhüten, die vierzigtausend Gulden, die sie zur Gründung ihrer ökonomischen Unabhängigkeit notwendig hatten, wirklich zusammenlegen, ebenso, daß die mit Baumwollenstaub bedeckten Kinder mitten im Anschein eines armmütigen Zustandes sich durch ihre täglichen Ersparnisse die Mittel zum Anfang eines ehrlichen Hauswesens allgemein zusammenlegten, und jemehr er den Gegenstand nahe betrachtete, jemehr sah er häuslichen Wohlstand sich in allen Hütten tiefer gründen; die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, zwischen Meisterleuten und Diensten, zwischen Vorgesetzten und Gemeinen reiner, gutmütiger, weniger anstoßend und weit mehr befriedigend, als er sie sonst nirgend gefunden. Er konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß auch in der ärmsten Hütte aus der besser gegründeten Eigentumsweisheit Liebe, Zufriedenheit und Glückseligkeit entsprängen und den Zustand des Dorfs allgemein ohne Vergleichung

besser machten, als er vorher war. Selbst hinter dem Anschein des Baumwollenstaubs und unter den grauen Kottitteln fand er jetzt eine Reinlichkeit und eine Festigkeit in aller Ordnung und ein allgemein entwickeltes Sorgfaltsgefühl, das er in seinem Leben nirgends also gesehen.

Und nun kam noch der Leutnant heim. Dieser konnte besser reden als Arner. Er trat mit dem Fürsten tief in die Natur seiner Unternehmung hinein und zeigte ihm vorzüglich, daß es bei der Auferziehung der Armen wesentlich darauf ankomme, daß er lerne arm sein, um ihm die Stärke, Anstrengung und Ueberwindungskraft sicher zu stellen, die wesentlich notwendig ist, um sich selber sein Haus ohne alle Zierde, aber auf gute Mauern zu gründen. Er machte den Fürsten auf die allgemein in allen Hütten verbreitete Selbstsorge des Dorfs, auf die Aehnlichkeit der Grundsätze ihrer Unternehmung mit den ehemaligen Versuchen Seiner Durchlaucht und besonders auf alles das aufmerksam, was die steigende Ahnung des Fürsten, daß die allgemeine Verbreitung der Grundsätze Arners im Herzogtum möglich und thunlich, stärken und lebhaft machen könnte.

Er erreichte auch seinen Endzweck ganz, der Herzog ward überzeugt, daß die allgemeine Verbreitung dieser Grundsätze nicht nur möglich, sondern über das, daß der Menschenkenner auf eine Art, wie er noch niemand angetroffen, fähig, ihm die Mittel an die Hand zu geben, die ersten Endzwecke seines Lebens noch zu erzielen. Dieses knüpfte sein Herz fest an den Glülphi. Er trat mit ihm über den Gegenstand in eine umständliche Unterredung und der Menschenkenner entwickelte ihm die Grundsätze der Unternehmung von allen Seiten, aber die Darlegung seiner wesentlichsten Aeußerungen wäre Wiederholung der Grundsätze meines Buchs, ich weiche sie also aus und berühre nur eine einzige Seite dieser Unterredungen, nämlich seine Aeußerungen über Volks- oder vielmehr Waisen- und Armen Schulen, weil er dafür hielt und darauf antrug, daß aller öffentliche Einfluß auf die Volksbildung durch solche Armen- und Waisenanstalten angebahnt und möglich gemacht werden müßten.

Ueber diese Seiten des Gegenstands, die ich selbst für das Fundament der Volksbildung achte, will ich zum Beschluß des Buchs seine Aeußerungen in ihrer ganzen Ausdehnung darlegen.

Er forderte von solchen Armen- und Waisenanstalten weniger nichts, als daß sie ihre Zöglinge mit Sicherheit in den Stand stellten, allenthalben, wo sie sich niederlassen würden, nicht blos ihren Unterhalt mit vorzüglicher Leichtigkeit zu finden, sondern noch irgend ein Fach der Industrie unter Leuten, die zur Wirtschaft weniger wohl angezogen, durch sich selbst und ohne vorzüglich begünstigende Umstände etablieren und unterhalten zu können. Denn, sagte er, eine Armenschule, die dieses leisten müßte, setzte ein Lehrbuch voraus, worin die Grundsätze der Hauswirtschaft, des Feldbaues und der Industrie, so wie selbige dem Armen in allen Teilen zu betreiben möglich und dien-

lich, in ein heiteres Licht setzen würden. Dieses Lehrbuch müßte tief in den Geist der Armut und die vielseitigen Lagen und Umstände des Armen hinein dringen und vorzüglich anschaulich machen, wie groß und überwiegend in allen Teilen der Wirtschaft die Vorteile der größern Einschränkung, Anstrengung und der mehr geübten Ueberwindungskräfte, zu denen die Not den Armen so natürlich bildet, gegen die Geldvorteile seien, mit denen sich die Reichen zwar die Anfänge aller Unternehmungen erleichtern, aber eben darum nie zu gleich sichern und wohlgegründeten Kräften in ihrer Fortsetzung gelangen können. Ebenso müßte derselbe seine Grundsätze über alle drei Fächer des Erwerbs mit verschiedenen Lokalumständen einzelner Gegenden in Uebereinstimmung bringen und mit Heiterkeit darthun, daß dieselben allgemein auch mitten in der großen Verschiedenheit ungleicher Lokalumstände dennoch anwendbar. Es müßte die Geschichte vieler Menschen enthalten, die in verschiedenen Erwerbszweigen und besonders durch die vereinigten Kenntnisse der Hauswirtschaft, des Feldbaues und der Industrie sich aus beschränkten Umständen blos dadurch, daß sie in der Jugend zu verschiedenen Erwerbsarten ihres Standes wohl angeführt worden, sich in gute Umstände und Lagen versetzt und fähig und geneigt gemacht worden, vielen andern Menschen um sich her Brot und Unterhalt verschaffen zu können. Er müßte durch den Detail dieser Geschichten mit dem ganzen Reiz auf die armen Kinder wirken, mit welchem die Hoffnung besserer Umstände auf alle Menschen wirkt, wenn sie ihnen auf eine Art dargelegt wird, die keinen Zweifel übrig läßt, sie könnten in ihrer Lage und in ihren Umständen blos durch Anstrengung ihrer Kräfte mit Sicherheit dazu gelangen.

Dann aber müßten in einer solchen Schule wirklich Geschäftsübungen in allen drei Fächern des Erwerbs stattfinden, und er fand dieses nicht blos möglich, sondern für Leute, die in Berufssachen fest sind und genugsame Erfahrung haben, wirklich leicht. Er behauptete, es lasse sich allenthalben auch mit der eingeschränktesten Armenschule ein Schulgarten verbinden; das heißt: Es sei allenthalben möglich, für die Schulkinder und durch sie ein rohes Stück Land mit den gemeinen Hausspeisen zu bepflanzen, die, den Winter über einen Vorrat zu besitzen, für den Armen so wesentlich sind. Ebenso sei allenthalben möglich, bei einer solchen Schule die nötigen Einrichtungen zu treffen, solche Waisen und arme Kinder in allen Teilen der innern Hauswirtschaft, sowie in mehreren Fächern der Industrie zu üben und besonders bei ihnen das Lernen und Arbeiten also zu verbinden, daß die Kinder in allen Arten von Kopfübung genugthuenden Unterricht fänden, ohne daß sie um deswillen in den meisten Arbeitsfächern auch nur eine Hand still halten müssen. Die Art und Weise aber, wie dieses in seinem ganzen Umfang einzurichten wäre, bestimmte er also: Ich nehme an, ein Mann, der in der allgemeinen Haus- und Landwirtschaft sowie in mehreren Fächern der Industrie von Jugend auf geübt die nötigen Erfahrungen und Fertigkeiten hiezu besitze, beziehe in dieser Absicht

irgend ein zu seinen Endzwecken gelegenes Landhaus mit einigem Herd. Ich stelle mir vor, dieser Mann mache in seinem Etablissement völlig diejenigen Einrichtungen, welche ein wirklich armer Mann mit einer großen Haushaltung unter gleichen Umständen zu seinem Auskommen notwendig machen müßte. Ich nehme an, er suche vollends in die Schranken einer gemeinen Privatwirtschaft durch gute Benutzung seines kleinen Landes und durch den täglichen Verdienst seiner Kinder vor allem aus sein notwendiges Auskommen zu sichern und dann allmählich auf eine seinen Umständen angemessene Art sowohl seinen Feldbau, als seine Industrie, wie es thunlich und möglich, zu erweitern. Ich stelle mir vor, dieser Mann werde nach den Grundsätzen seines Plans sich allen zu den Endzwecken desselben wesentlichen Einschränkungen unterwerfen, jeden Pfennig der Ausgaben dieser Anstalt abwägen, jeden häuslichen und wirtschaftlichen Vorteil und jede auch noch so kleine Ersparnis wichtig achten, er würde die gute Bearbeitung seines Landes, die sparsame Wirtschaft im Innern des Hauses und besonders die sichere Erzielung des Tagverdiensts seiner Kinder sämtlich als Sachen ansehen, ohne die sein Haus nicht erhalten und seine weiteren Endzwecke nicht erzielt werden könnten.

Der Fürst unterbrach Glülphi und fragte, ob man Menschen finden würde, die sich allem diesem unterziehen würden. Der Menschenkenner erwiderte: In den niedern arbeitenden Ständen hat es allenthalben einen Ueberfluß von Menschen, die nicht blos die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu allem diesem hätten, sondern zugleich froh wären, dadurch, daß sie sich, so lange es notwendig, solchen Einschränkungen unterzögen, ihr Glück gründen zu können. Es kommt nur darauf an, solche gute Arbeitsmenschen suchen und finden zu können, und die Kunst ist nicht groß, doch setzt sie eine Aufmerksamkeit auf die Wirtschaft voraus, die die Fürsten und der Adel jetzt noch nicht haben; aber es ist den Fürsten leicht, dieselbe dem Adel zu geben, und hierbei müßte immer der Anfang gemacht werden.

Dann kehrte er wieder zu den Erläuterungen seines Vorschlags zurück und sagte: Unter vorbenannten Umständen würde in einer solchen Anstalt alles, was zu einer vorzüglichen Ausbildung der Armen in der Hauswirtschaft, dem Feldbau und der Industrie wesentlich und dienlich ist, vermöge der ersten Bedürfnisse der Anstalt und im Gefolg der Grundeinrichtungen derselben mit der ganzen Einfalt und Sicherheit einer wohleingerichteten Privaterziehung mitgeteilt und beigebracht werden. Aus Notwendigkeit den festen Regeln einer weisen Haushaltungskunst unterworfen, würden die Zöglinge durch die allgemeine Teilnahme an den vielseitigen Arbeiten einer wohl eingerichteten, großen Haushaltung alle verschiedene Teile, auf welchen der häusliche Wohlstand beruht, in ihrem Zusammenhang und in einem größern Kreis kennen und ausüben lernen.

Der Garten- und Bündtenbau, dieser einzige Feldbau des Armen, der zugleich die Schule des größern ist, würde ihnen Ueberfluß und

Annehmlichkeiten gewähren, die der sich selbst überlassene Arme nicht kennt. Mit Festhaltung der strengen Regeln der Sparsamkeit würde ihre Nahrung gesünder, abwechselnder und ohne Vergleichung besser und doch wohlfeiler sein, als anderer Armen.

Ebenso würde der Unternehmer aus Notwendigkeit oder wenigstens von den wesentlichsten Vorteilen seiner Unternehmung dahin gelenkt, diese Kinder von ihrer Industrie nach dem Maß ihrer Anstrengung und ihres Verdiensts tägliche und sichere Vorteile genießen zu lassen, und überhaupt in jedem Fach des Erwerbs und der Industrie das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden, allenthalben die Anfänge fest zu gründen und immer nur nach Maßgebung sicher gestellter Vorteile weiter zu schreiten; Notwendigkeit und Vorteile würden den weisen Geist der Sparsamkeit und einer festen Aufmerksamkeit auf die vielen kleinen Vorteile, deren Benutzung das Wesen der Haushaltungskunst und der Gewerbsamkeit ist, tief in diese Schule hineinbringen und besonders im Fach der Industrie den gefährlichen Künsteleien eines betrüglichen Vorteilens vorbeugen, sie würden den Unternehmer fest an den Abtrag der ersten Stufen eines jeden Zweigs des Erwerbs anbinden und ihn dadurch vor den Täuschungen bewahren, die höhern Grade des Kunstfleißes erzwingen zu wollen, ehe die Arbeiter allgemein genugsam in den niedern Fächern derselben geübt. Ebenso würde sie, indem sie dem gebildeten Arbeiter in jeder Tiefe den Weg zu einem gemäßigten aber sichern Vorschritt bahnen würden, die Nacheiferung in jeder Kunst allgemein machen. Menschen mit nichts in der Hand würden die Sorglosigkeit der begüterten beschämen. Der Kunstfleiß der Dörfer würde denjenigen der Städter beleben und die gesellschaftliche Weisheit in der Erwerbung, Aeufnung und Erhaltung des Eigentums, dieser Mittelpunkt aller bürgerlichen Glückseligkeit würde sich durch diese Nacheiferung von den niedersten Hütten bis zum Thron erheben und Bauer, Edelmann und Priester zum Dienst des Staates hierin zu neuen Menschen umschaffen.

Er fuhr fort, auch schwächere Versuche solcher Schulanstalten würden

1. Durch die Erfahrungen, die sie an die Hand geben würden, das Lehrbuch der Haushaltungskunst, des Feldbaues und der Industrie, sowie es für jede Volksschule notwendig, zu einer gedeihlichen Reifung bringen.

2. Würden dieselben über die vielseitigen Verdienstfähigkeiten des Armen ein Licht verbreiten, welches die höhern Stände aus ihrer Gedankenlosigkeit über die wirtschaftlichen Gegenstände aufwecken und ihr Privatinteresse reizen müßte, den Einfluß auf die Volksbildung nicht unter sich zu achten.

3. Würden sich auch dem Staat, die Art und Weise erheitern, wie es möglich, durch öffentliche Volksschulen im allgemeinen zu diesem Endzweck zu arbeiten und die Widersprüche, was hierin erreichbar und nicht erreichbar, durch Erfahrungen heben.

4. Würde durch dieselbe dem Staat ein ganz neuer Weg zu solchen Volksanstalten gebahnt, die bei kleinen fast unmerklichen Anfängen in ihrem Innern durch sich selbst Kräfte zu einem sichern Fortwachs fänden und dadurch dem Staat Aussichten eröffneten, die ihm besonders in Rücksicht auf Waisen-, Zucht- und Findelhäuser, auf Bildungsanstalten roher Nationen, zur Wiederherstellung verheerter Gegenden und bessrer Besorgung unberatener Kolonien wichtig sein müßten.

5. Nebenbei würden die unrichtigen Vorstellungen von der Kostbarkeit solcher Anstalten durch Erfahrung widerlegt und es müßte sich eben dadurch zeigen, daß solche Anstalten immer in dem Grad kostbar, als sie schlecht und zweckwidrig angelegt sind. Die Unkunde, Menschen gebrauchen zu können, diese allgemeine Quelle ihrer Verwahrlosung würde in allen Ständen gehoben. Selbst in der niedersten Tiefe des Volks würde der Arme um seines Vorteils willen den Verlassenen suchen, um von seiner Arbeit Nutzen zu ziehen.

6. Würde durch sie das einfachste, sicherste Mittel eröffnet, in allen drei Fächern der Wirtschaft alle nützlichen Kenntnisse allgemein zu verbreiten und besonders die Etablierung aller Fabrikgegenstände durch vorläufige sichere Bildung der ersten Arbeiter wesentlich zu erleichtern und überhaupt die großen Folgen, welche die verbundenen Kenntnisse der Wirtschaft, des Feldbaues und der Industrie haben müßten, in allen Gegenden allen Ständen bekannt zu machen und nicht minder ebenso allgemein den Gewinst mit dem Verdienst in allen Fächern mehr ins Ebenmaß zu bringen, die Konkurrenz des Erwerbs allgemein zu erweitern, dem Geist der Monopole und einer unbilligen Gewalt über den Kopf und die Hände des Volks die natürlichsten Hindernisse in den Weg zu legen u. s. w.

So ausgebreitet hielt er den Nutzen solcher mit tiefer Wirtschafts- und Gewerbskenntnis angelegter Armen- und Waisenanstalten als Grundlage des Staatseinflusses auf die Volksbildung.

Um so ausgedehnte Endzwecke zu erreichen, müßten solche Anstalten, sagte er dann ferner, als Beispiel, Mittel- und Wegweisung angesehen werden, sowohl den Eltern die häusliche Erziehung zu erleichtern und abträglich zu machen, als edlen Gutsherren, die in gleichem Verhältnis mit ihren Unterthanen stehen, ebenso die Mittel an die Hand zu geben, diese besser versorgen und wirtschaftlicher bilden zu können, sowie überhaupt die Aufmerksamkeit und das Interesse aller Klassen von Staatsbürgern auf die Natur des Volkserwerbs und seiner ersten Unterhaltungswege hinzulenken, um dadurch die Menschheit allgemein zum reinen Genuß ihrer Familien-Verhältnisse hinzulenken, wohin alle wahrhaft weise und menschliche Gesetzgebung immer als zu ihrem besten Ziel hinzulenken, vermöge der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Einrichtungen wesentlich verbunden ist. Aber auch, sagte er dann ferner, würden solche Armen- und Waisen-Anstalten den wirtschaftlichen Nutzen einer guten Hauserziehung der untersten Volksklasse so heiter darthun, daß wohldenkende Eltern aus eigenem Trieb

allgemein in ihren Haushaltungen die gleichen Einrichtungen machen, wirtschaftliche Gutsherren sie bei minder gut denkenden durch ihr Ansehen einführen und höhere Edle dieselben selbst mit ihrer Macht unterstützen würden.

Also setzte er endlich den kleinen Funken solcher Waisen- und Armenschulen in Europa das heilige Feuer anzuzünden, dessen der Weltteil so sehr bedarf, um das vom Egoisme angezündete Zeitfeuer der großen wirtschaftlichen Verwirrung zu ersticken und den so allgemein in ihren Fundamenten erschütterten Menschengesellschaften die Mittel zu zeigen, durch die ihre Rettung allein möglich.

Dann lenkte er schnell zurück in die Bahn, in welcher diese großen Endzwecke allein erzielt werden könnten und sagte: Alle diese Endzwecke müssen durch unmerkliche kleine Anfänge von ferne angebahnt und durch Schritte erzielt werden, deren Erfolg im einzelnen gegen alle Möglichkeit des Fehlschlagens gesichert werden und sich desnahen notwendig auf arithmetische Sicherheit gründen muß.

Das war für den Fürsten ein neues Wort arithmetische Sicherheit in einer solchen Sache. Er fragte mit Lebhaftigkeit, wie dieses möglich. Glülphi hatte diesen Grundsatz dem Baumwollen-Meier zu danken; dieser war es, der dem Menschenkenner die Notwendigkeit zeigte, solche Unternehmungen auf arithmetische Sicherheit zu gründen. Nach seiner Wegweisung sagte jetzt Glülphi: Man muß in einer solchen Anstalt anfangs nur zehn bis zwölf Zöglinge annehmen und erst dann, wenn die zehn ersten wirklich zu einem sichern und genugthuenden Verdienst angezogen, dürfte man wieder zehn neue aufnehmen. Der Verdienst der zehn ersten müßte als Vorschuß für die Bildung der zehn nächstfolgenden angesehen werden und so weiter das Verdienst von 20 und mehr bis auf einen gewissen Punkt nicht als Gewinst benutzt, sondern gänzlich als Vorschuß für die Bildung der künftigen und als das erste in die Unternehmung zu werfende Kapitel angesehen werden. Dadurch würde das Bedürfnis großer Geldvorschüsse für die Unternehmung wegfallen. Der Anwachs der Anstalt würde sich auf keine Täuschung gründen können. Das Verhältnis ihres Abtrags würde mit gleicher Sicherheit wie 1 zu 2, also von 12 auf 24, von 24 auf 48 usw. steigen. Selbst die Nachahmung einer solchen Anstalt und die Versuche, einen Teil ihrer Grundsätze in den allgemeinen Volksschulen einzuführen, könnten so lange nicht in ein trügendes Spielwerk ausarten, als man diesen Grundsätzen getreu, selbige an ihren Geldabtrag anknüpfen und von demselben abhänglich machen würde.

So zeigte er dem Fürsten die Möglichkeit und Wichtigkeit einer arithmetischen Sicherheit in diesem Gegenstand und überhaupt das ganze Wesen, worauf eine solche Anstalt eigentlich gegründet werden müsse. Der Fürst sah jetzt, daß die einzelnen Thaten der Gesetzgeber der Kunst der Gesetzgebung vorher gehen müssen, wie die einzelnen Werke der Kunst den Regeln derselben, und daß ihm in seinen sechsziger Jahren zu seinen Endzwecken nichts mehr übrig bliebe, als den Baum zu pflanzen dessen Früchte für eine glücklichere Nachwelt blühen werden.

Er reiste mit geläuterten Begriffen über die Natur der Volksbildungsanstalten von Bonal zurück und schränkte jetzt seine diesfälligen Wünsche innert die Grenzen der Notwendigkeit ein. Er widmete mit Anstrengung jeden Augenblick dem sorgfältigen Nachforschen und der thätigen Ausführung alles dessen, was er zu diesem Endzwecke jetzt noch möglich fand. Er lenkte die Gewissenhaftigkeit der Geistlichkeit, sowie ihre Neigung, sich einzumischen und wert zu machen, auf diesen Gegenstand. Ebenso suchte er die Begriffe seines Adels von der Ritter-Ehre und Ritter-Pflicht dahin zu lenken. Nicht minder die Habsucht des Bürgerstandes und die Schlauheit des Landvolks. Er erklärte das weise und thätige Benehmen für diese Endzwecke in allen Ständen für den höchsten Dienst des Staates und sicherte ebenso allenthalben den einzelnen Menschen, die sich hierin auszeichneten, die ehrenvolle Aufmerksamkeit, die teilnehmende Leitung und die weise Unterstützung, die dem Bürger eines Staates gebühren, die ihre Kräfte für den höchsten Dienst desselben mit Anstrengung verwenden.

Und so gelang es ihm, die Geistlichkeit, den Adel, den Bürgerstand und das Volk zu diesem Ziel zu vereinigen. Er erlebte noch ein allgemeines Nachstreben aller Stände zu demselben und sank mit einer Befriedigung zur Grube, die sein Herz verdiente und die auch ich mir zum einzigen Lohn meines Lebens — wünsche.

Meine

Nachforschungen

über den Gang der Natur

in der

Entwicklung des Menschengeschlechts.

Einleitung.

Die „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" geben die philosophische Grundlage zum Aufbau des Menschheitstempels Pestalozzi's, zu dem alle seine Schriften wie seine praktischen Bestrebungen die Bausteine liefern. Die Frage, die er an die Spitze seiner Schriften stellt, die den Eingang bildet zur „Abendstunde eines Einsiedlers": „Der Mensch in seinem Wesen, was ist er?" sucht er in den Nachforschungen nach der sittlichen und sozialpolitischen Seite hin zu beantworten. Nicht die menschlichen Anlagen und Kräfte sind Gegenstand der Nachforschungen, sondern das sittliche Wesen des Menschen. Aber die Sittlichkeit ist beim Individuum innigst mit seiner tierischen Natur und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen verbunden. In ihrem Wesen aber ruht sie ganz auf der Freiheit meines Willens (d. h. man kann nur das als sittlich bezeichnen, was aus freiem Willen hervorgeht), d. i. auf der Beschaffenheit meiner selbst (das wahre Wesen des Menschen ruht im Willen), durch die ich mich selbst in mir selbst unabhängig von meiner tierischen Begierlichkeit fühle (Wille und Begierden sind nicht dasselbe, **der Wille soll den Menschen über die Begierden erheben**).

Wir treten nicht näher ein in eine Erklärung dieses Werkes, das zu den tiefsten gehört, die Pestalozzi geschrieben hat. Verwandte Gedanken kommen namentlich in den letzten Bänden der ersten Ausgabe von „Lienhard und Gertrud" vor, mehr noch im letzten Bande der Ausgabe von 1792. Diese Gedanken dienen zur Erläuterung der immerhin dunklen Schrift. Eine gleiche Erläuterung finden wir im Bruchstücke eines Schreibens, welches in dem Werke der Frau Zehnder „Pestalozzi" (Gotha 1875) S. 821 veröffentlicht ist. Hunziker meint, das Stück sei wohl aus versehen dort eingereiht und als Beilage zum Schreiben an die Regierung bezeichnet. Es entstammt jedenfalls einem anderen Briefe, ist aber doch so wichtig, daß wir das Stück hier wiedergeben. Es lautet:

„Ich suche den Mittelpunkt seines bürgerlichen Rechts in seiner stillen Hauskraft. Ich erkenne die Freiheit, zu welcher die Natur selber den Trieb der Menschen hinlenkt, für tierisch und als solche wesentlich zu der Auflösung aller Bande der Gesellschaft hinlenkend. Ich erkenne die Individual-Einflüsse des einzelnen Bürgers in die Angelegenheiten des Staats, sowie seine Neigung zu diesem Einfluß abführend von den Fundamenten der gesellschaftlichen Ordnung **und zweckwidrig für den öffentlichen Wohlstand**.

Ich achte die gesellschaftliche Freiheit für nichts anders als für Sicherheit des gesellschaftlichen Rechts und glaube, sie sei nur in dem Grad so da, als das Individuum in der Gesellschaft wenig Reize findet, sich weder für ihre Erhaltung noch für ihre Erwerbung tierisch zu bewegen. — Ich halte dafür insowen das Individuum in der Gesellschaft Reize findet, sich für seine Freiheit tierisch zu bewegen — das ist leidenschaftlich zu interessieren. — insofoweit sei diese Freiheit nicht wirklich da. Ich halte zugleich dafür, daß jede tierische Bewegung, jedes leidenschaftliche Interesse für bürgerliche Freiheit höchst selten

ein Mittel ist, sie zu erhalten. Ich achte den ganzen gesellschaftlichen Zustand für unsere Bestimmung blos für intermédiaere und glaube, der Mensch, den das gesellschaftliche Interesse, folglich auch das Interesse für Freiheit ganz verschlingt, bleibe auf einer Stufe seines Daseins stehen, auf der er keine Befriedigung finden kann und hingegen der wahren Veredlung seiner Natur unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. — Ich glaube, die Sittlichkeit, in welcher meine Individualität alle Mittel zu ihrer Befriedigung findet, sei allen leidenschaftlichen Interessen, folglich auch allen leidenschaftlichen Interessen für Freiheit entgegen. Ich glaube sogar, es sei das Wesen der wahren Sittlichkeit: lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. Und wenn ich die wesentlichen Fehler der höhern Stände tief fühle und überzeugt bin, daß unser Zeitalter die Kraft dieser Stände mehr als je geschwächt hat, so bin ich von der Verhärtung der niedern Stände eben so sehr überzeugt. Der Mensch, der sich ohne liberale Erziehung durch alle Härten des Berufslebens emporschwang, ist in allen bürgerlichen Verirrungen gewaltsamer und härter, als der Edle (Höhergestellte), dessen Gefühle durch aisance gemildert, durch Ruhe erheitert und durch Ehrgeiz beschränkt werden. Also ist unstreitig der Kabinettsunsinn dem Volksunsinn weit vorzuziehen. Dennoch eifere ich lebhaft gegen den Unsinn der Macht. Warum sollte ich nicht? Muß denn der Fuß unsers Daseins Unsinn sein? Und ist es nur die Frage von mehr oder weniger?

Die Macht ist ganz wie der Mensch ist. Unsere Natur lenkt uns im allgemeinen in allen Lagen zur Gesetzlosigkeit und Anarchie. Die Macht ist eigentlich das Volk in nuce, und der Mächtige handelt in der tierischen Freiheit des blinden Volkes wie der Pöbel und da er mit der Kraft des Staates in der Hand seinem Naturroß den Lauf läßt, so ist sein Ritt blendend, und wer, der ihn sieht, setzt sich auf einen Esel, um zu reiten, wie er?

Bei dieser Ueberzeugung konnte ich nicht von der Macht schweigen, wenn ich von dem Verderben des menschlichen Geschlechts redete. Vielleicht könnte freilich noch gar viel zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, das ich nicht sage. Aber ich sah durch mein Leben mehr das Elend des Volks, als das Recht der Macht. Andere, die die Welt näher als ich ins Auge gefaßt, mögen den Eindruck, den das Bild ihrer Fehler auf mich gemacht, mildern, ich werde mich freuen; aber der Zweck meines Buches war nicht dieser. Er ist, meinem Zeitalter die Wahrheit seiner selbst darzulegen; und da die Uebel der Macht mir im Lauf meines Lebens stark auffielen, so kann ich nicht anders, als sie stark ins Aug fallen zu machen. Das aber führte in Verbindung mit meinen Grundsätzen nicht zu revolutionären Grundsätzen, wohl aber zum Wunsch guter, gesetzlicher Einrichtungen."

In der Zeit, wo er die letzte Hand an die „Nachforschungen" legte, schrieb er, jedenfalls mit Bezug auf dieses Werk, an H. K. Escher von der Linth*): „Ich sehe eine Möglichkeit, die ganze Philosophie der Staatskunst, oder wenigstens die wesentlichsten Gesichtspunkte derselben durch Erregung von Gefühl, die den gewöhnlichen Grundsätzen a diametro entgegengesetzt sind, den Menschen näher ans Herz zu bringen, als es die kalte Philosophie der Zeit nie wird thun können. Ich will desnahen auch dem Gegenstand alle nur mögliche Aufmerksamkeit gönnen." In einer Schrift, die Pestalozzi in derselben Zeit verfaßte, in der er sich mit den „Nachforschungen" zu beschäftigen anfing, schrieb er: „Die Charlatanerie der empirischen Politik hat so alle Grenzen des Menschenverstandes und der gesunden Vernunft überschritten, ihr Egoismus ist so tief zur Niederträchtigkeit und Lügenhaftigkeit

*) Escher von der Linth, geb. 1767 in Zürich, gest. 1823), ein sehr verdienstvoller schweizer Industrieller (Kruppfabrik, Techniker (Kanalisierung der Linth), Gelehrter (Herausgeber des „Schweizerischen Republikaner") und Staatsmann. Er wirkte auch auf pädagogischem Gebiete durch Anlegung der Linthkolonie, einer Erziehungsanstalt für verlassene Kinder aus dem Kanton Glarus. Mit Pestalozzi war er befreundet. Vgl. J. J. Hottinger: Hans Konrad Escher von der Linth. Zürich 1852. Dierauer: Briefwechsel zwischen J. K. Steinmüller und H. K. Escher von der Linth. St. Gallen 1889. — P.-Bl. 1889 S. 10–16, 1893 S. 39–43. — Morf: I, 51. II, 245–68. IV. 284, 353.

versunken und so sehr aller Philisterei, der Geldjagd und aller Verräterei des Menschenhandels untergeordnet worden, daß Europa nicht mehr anders kann, als sich zur Philosophie der Gesetzgebung zu erheben." Dieser Philosophie der Gesetzgebung, die aber im rechten Sinne als Sittengesetz verstanden sein will, dienen die Nachforschungen, in denen die Verderbnis der tierischen Menschennatur dann auch mit rücksichtsloser Offenheit und Energie aufgedeckt wird, durch die alles höhere Streben zugrunde gerichtet ist. „Wie ein kalter Wind die zartesten Blüten mit einem Hauch tötet, so wurden die lieblichen Blumen reiner Empfindung des göttlichen Strebens nach einem höhern Ziel und die Ahnung der bessern Menschen durch die wilde Gottesverleugnung zernichtet, die in unsern Zeiten alle Schranken der Achtung, Schonung und Sorgfalt, zu der die gesetzliche Menschheit verpflichtet ist, so allgemein mißkannt." In der Schrift, der diese Gedanken entnommen sind, „Ja oder Nein", bringt Pestalozzi vielfache Belege zu den „Nachforschungen". Daß diese Schrift „Ja oder Nein" aber Beziehungen zu den „Nachforschungen" hat, sagt Pestalozzi selbst in einem Briefe an Lavater, der ihm kritische Bemerkungen zu „Ja oder Nein" übersandt hatte, in denen er wohl auch diese Schrift als eine tiefe bezeichnet hatte. Darauf schreibt nun Pestalozzi am 20. Januar 1794: „Nein, lieber Herr Lavater, tief ist das Buch nicht, es ist warm, aber oberflächlich. Dem will ich, will's Gott, mit den Bogen, die ich jetzt bearbeite, abhelfen; diese geben ohne Vergleichung tiefer, sie müssen es auch, denn ich wage es diesen den Titel zu geben: „Dazwischenkunft der Menschennatur zwischen die im Streit stehenden Meinungen von dem bürgerlichen Recht des Menschen." *) Es ist wohl ohne Zweifel, daß damit die „Nachforschungen" gemeint sind, denn Pestalozzi änderte im Laufe der Arbeit sehr oft den Titel; so bezeichnet er in dem obigen Zitate aus dem Briefe an Escher die Nachforschungen „die Philosophie der Staatskunst", in einem Briefe an Fellenberg „die Philosophie meiner Politik". — Speziell gibt er den Zweck, den er mit den „Nachforschungen" verfolgte, in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" an, bezeugt seine darauf verwandte Mühe, aber auch die Erfolglosigkeit dieser Schrift: „Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an den „Nachforschungen ꝛc." wesentlich in der Absicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir selbst einig zu werden und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieses Werk ist mir selbst wieder nur ein Zeugnis meiner innern Unbehülflichkeit — ein bloßes Spiel meines Forschungsvermögens, einseitig, ohne verhältnismäßige Kraft gegen mich selbst und leergelassen von genugsamem Streben nach der praktischen Kraft, die ich zu meinen Zwecken so notwendig hatte. Die Unverhältnismäßigkeit meiner Kraft mit meinen Einsichten stieg nur desto mehr und machte in mir die Lücke immer größer, die ich zu Erzielung meines Zweckes ausfüllen sollte und immer weniger ausfüllen konnte.

Auch erntete ich nicht mehr, als ich säte. Die Wirkung meines Buches um mich her war wie die Wirkung all meines Thuns; es verstand mich bald Niemand und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, daß sie das ganze Buch für einen Galimathias ansähen. Und noch neulich, noch jetzt (1801) drückte sich ein Mann von Bedeutung, der mich sonst liebt, mit schweizerischer Traulichkeit hierüber so aus: „Aber nicht wahr, Pestalozzi, Sie fühlen doch jetzt selber, daß Sie damals, als Sie dieses Buch schrieben, nicht recht wußten, was Sie wollten? —" Doch das war mein Schicksal, mißkannt zu sein und Unrecht zu leiden; ich hätte es benutzen sollen, aber ich benutzte es nicht; ich setzte meinem Unglück nur innern Hohn und Menschenverachtung entgegen . . ."

Es ist richtig, das Werk fand bei der großen Menge, aber auch bei den Gelehrten fast keine Beachtung; die Gründe liegen teilweise im Buche selbst, seiner Tiefe und seiner eigentümlichen Darstellung, die geistige Anstrengung und tieferes Nachdenken fordern, teilweise in der durch die furchtbaren politischen Ereignisse hervorgerufenen Erregung, die nicht zu ruhiger Untersuchung der

*) P. Bl. 1898. S. 25.

Gründe dieser Erscheinungen kommen ließ. Doch fehlte ihm nicht die Anerkennung gebildeter, auch philosophisch geschulter Männer.

An ihrer Spitze steht Herder, der das Buch in den Erfurter Gelehrten Anzeigen*) besprach. Er schreibt: „Lienhard und Gertrud ist als eins der besten Volksbücher in der deutschen Sprache anerkannt, und an innerer Kraft ist's vielleicht das erste. Voll warmen Mitgefühls für alle Klassen unseres Geschlechts griff der Verfasser gerade in den Knoten, aus welchem alles Elend, alle Verdorbenheit der verschiedenen Stände hervorgehen und in welchem sie sich, zusammengewebt, wechselseitig einander unterstützen und festhalten. Nach Ansicht der Dinge konnte er diesen Knoten nicht anders als provinziell knüpfen und auflösen; jeder Leser, jede Leserin aber von Geist und Herz sagte: „Hätten wir in unserer Provinz auch einen Lienhard und eine Gertrud! ebenso wahr, ebenso provinziell geschildert!" und nahm sich aus demselben mit Schmerz und Freude, was für ihn, was für sie diente.

Die gegenwärtige Schrift ist auch eine Geschichte, die Geschichte eines großen Kampfs und Zwiespalts; nicht aber in einzelnen Auftritten, zwischen wenigen Personen, sondern in sämtlichen Zuständen unseres Geschlechts und bei jedem Menschen in der Folge seiner Verhältnisse und Lagen. Der Knoten liegt in unserem Herzen, im reichen Keim unserer Kräfte und Anlagen, deren Schlaf und Wachen, deren verschiedener Gebrauch und Mißbrauch im fortgeleiteten Bande der Gesellschaft allenthalben neue Knoten schlägt, neue Keime des Guten und Bösen fördert. Kurz, die Widersprüche in der menschlichen Natur und Gesellschaft nimmt der Verf. scharf und bestimmt nach allen Wechselfarben in's Auge, indem er sich fragt: „Was bin ich? und was ist das Menschengeschlecht? Was hab' ich gethan? und was thut das Menschengeschlecht? Ich will wissen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat. Ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlechte macht. Ich will wissen, auf was für Fundamenten mein Thun und Lassen ruhe; von welchen Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen und unter den Umständen, unter denen ich lebe, ausgehen müssen. Ich will wissen, auf was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts ruht, von welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen und unter den Umständen, unter denen es lebt, ausgehen müssen." — Die Untersuchung dieser Fragen macht das ganze Buch zum ernstesten Gespräch mit uns selbst und mit unserm Geschlecht in allen Klassen und Ständen. Wehe dem vertrockneten Herzen, wehe auch dem Tiermenschen, der, wenn er die drückendsten hier aufgestellten Kontraste vor sich sieht, nicht zu sich sagt: „Auch ich leide unter diesen Widersprüchen und trage sie in mir. Ich bin nicht besser als jedermann." — Wohl aber jedem, der in diesem strengen Dialog zu sich sagen kann: „Ich that, was ich konnte, um diesen Widersprüchen zu entkommen, ja sie mir selbst zuerst aufzulösen." —

Drei Zustände setzt der Verf. im Menschen und im menschlichen Geschlecht fest, d. i. drei Arten, die Welt anzusehen und auf sie zu wirken. Der erste ist der Zustand des Tiermenschen, dessen Unschuld nur kurze Zeit, nur einen Augenblick dauert; selbstgefälliger Gebrauch der Kräfte ist seine Tendenz, ungestörter sinnlicher Genuß sein Ziel. Sobald er in einen Konflikt mit andern Anstrebungen und Gelüsten kommt, hört seine Unschuld, wie seine Seligkeit, auf und es öffnen sich gräßliche Szenen. Der Zustand der Gesellschaft begehrt ein Recht, ein gemeinsames Recht, zu dem den Menschen ein tausendfaches Elend, Not und Jammer treiben. Mit unglaublicher Stärke, mit einem furchtbaren Reichtum an Beweisen zeigt der Verfasser, daß auch im Zustande der Gesellschaft der Mensch immer ein Tiermensch bleibe, der sich selbst gern alles ist, der seine Macht, seine Ansprüche zügellos ausdehnet, wenn ihn nicht ein gemeinsames Gesetz bindet und einschränkt, der unter tausend sinnreich erlogenen Formen und Blendwerken jetzt und immer nur seinen Sinnengenuß

*) 1797. St. 60. — Wieder abgedruckt in Herders Werken 1829. Zur Philosophie und Geschichte. XV. Teil. 386–393.

zu sichern und zu erweitern trachtet. Mit schrecklicher Wahrheit, in Anspielungen auf alle Klassen und Stände ist dies Gemälde dargestellt, das unsere Zeit, in welcher dieser Kampf nicht etwa nur hie und da von außen, sondern inwendig in den Herzen fast aller Menschen zum Ausbruch gekommen ist, leider sehr bewähret. Das Elend der „Rechtlosigkeit im gesellschaftlichen Zustande" schildert der Verf. mit einer Stärke und Vielseitigkeit, wie sie vielleicht kein Schriftsteller, selbst Rousseau nicht, geschildert hat. Er reißt uns die Binde von den Augen und beleuchtet den lieblichen Wahn, „daß gesellschaftliches Recht und sittliche Tugend eins sei", mit einer flammenden Fackel. Alles in diesem zweiten Zustande von innen und außen dränget uns, in einen dritten Zustand zu treten, sittliche Menschen zu werden. Dies wird jeder für sich, aus innerer Kraft, durch reine Bestrebung seines Willens; die Gesellschaft kann ihm diesen Zustand nicht geben, wohl aber ihn daran hindern und ihn verfälschen. Nur durch die Uebel, die sie veranlaßt, durch die ungeheuern Kontraste und Widersprüche, die sie blos stellet, treibt sie den Menschen, daß er diesen Zustand sich selbst gebe. Und nun zeigt der Verf., wie der also veredelte, sittliche Mensch Kenntnis und Wissen, Erwerb und Eigentum, Recht und Macht, Ehre, Beherrschung und Unterwerfung, Adel, Handel, Kronen, Gesetze, Freiheit, Staat, Wohlwollen, Liebe, Religion ansehe und anwende, wobei er jedesmal, was diese Dinge dem Natur und gesellschaftlichen Menschen sind, mit deutlicher Abzeichnung bemerket. Im ganzen Buche steht der Mensch in dreierlei Rücksicht vor uns, als Werk der Natur, im unverdorbenen und verdorbenen Zustande; als Werk seines Geschlechts, was die Gesellschaft aus ihm macht und machen will, wie sie ihn formt und bildet; endlich als Werk seiner selbst; da erschaffet, da suchet er sich Recht und Wahrheit. —

Man siehet, daß die Grundlage dieser Gesichtskreise in Rousseau liege, dessen Schriften der Verfasser stark und frühe gelesen haben muß, mit dem er auch in seiner männlichen Beredsamkeit und Liebe zur Wahrheit eine Aehnlichkeit hat, die sich leider auch bis auf traurige Erfahrungen seines Lebens zu erstrecken scheint. Geborgt aber ist in diesem Buch nichts. Der Strom, sowohl wo er sanft fließt, als ungestüm sich fortwälzet, quillt aus dem Herzen; wir lesen das reif durchdachte Resultat eines über die Hälfte hinausgelebten, thätigen, wenigstens im Wollen thätigen Menschenlebens. —

„Tausende, sagt der Verf. (S. 232), gehen als Werk der Natur, im Verderben des Sinnesgenusses dahin und wollen nichts mehr. Zehntausend erliegen unter der Last der Gesellschaft, ihres Hammers, ihrer Nadel, ihrer Elle und ihrer Krone; sie wollen nichts mehr. Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen; Liebe war seine Natur und Treue seine innigste Neigung."

„Aber er war kein Werk der Welt; er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand, die nicht fragte: ob durch seine Schuld oder die Schuld eines andern? zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Mauer einen unbrauchbaren Stein, zum Lückenfüllen mit den schlechtesten Brocken."

„Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck, was wenig Sterbliche können. Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden und er wollte es auch nicht; aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer. Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte, und erhielt sie nicht." U. s. w.

„Das war das Sandkorn auf der siehenden Wage seines Elends. Er ist nicht mehr; du kennest ihn nicht mehr; was von ihm übrig ist sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins."

„Er fiel. So fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüte verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum. Wanderer, schenk' ihr eine Thräne. Noch im Fallen neigte sie ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte und

lispelte dem Horchenden hörbar: Auch vergehend will ich seine Wurzeln noch stärken."

In so trauriger Gemütsstimmung schloß der Verf. sein Buch. Aber die Auftritte der Welt wechseln; gegenwärtiger Schmerz ist nicht ewiger Schmerz, und hinter dem Sommer gibt es auch schöne Herbsttage. Dem Verf. werde eine solche Jahreszeit, auch für die Frucht, die er uns mit diesem Buche geschenkt hat. Jeder, wenn er es gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was er als Werk der Natur habe sein sollen? was aus ihm die Gesellschaft, was endlich er aus sich selbst gemacht habe? Einem überlegenden Gemüt bietet dies Buch zu solchem Blatt viel Ansichten dar.

Ob sich nun gleich einem Genius, bei dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz redet, die kleinfügige Kritik nur schüchtern nahen sollte, so wäre es doch, selbst zur Darstellung mancher Wahrheiten, gut, wenn vor einer zweiten Auflage der Verf. sein Buch einem Freunde, dem er vertraute, nicht nur zur helleren Interpunktion, sondern auch hie und da zu Bemerkungen mitteilte. Durch kleine Veränderungen, durch die Wegnahme manches Ueberladenen fielen andere äußerst wichtige Stellen reiner ins Auge; sie stünden wie Kastor und Pollux auf dem berühmten römischen Berge riesenhaft da. Es wäre diese Austeilung einer Schrift zu wünschen, die so ganz, wie diese die Geburt des deutschen philosophischen Genius ist, der weder francisieret noch anglisieret, am wenigsten aber sich daran genügen läßt, ein Prinzipium in der Form aufgestellt zu haben. Eben daß unser Verf. tief in die Sache griff und den seit Jahrtausenden geschürzten Knoten der Menschenverfassung „unseres alternden Weltteils" mit einem Hiebe nicht zu lösen begehrte, vielmehr ihn fester zusammenzog und nur die aus und eingehenden Enden zeigte, eben dies ist der Wert seines Buchs. Trete nun ein anderer hinzu und zeige, was die wachsende Sittlichkeit einzelner Menschen einzeln und für's Ganze uns an frohen Aussichten gewähre: wir wollen ihn hören." —

Sehr treffend ist das Urteil, welches der spätere Sekretär Stapfers, der in Burgdorf eine Lehrerbildungsanstalt errichten wollte (I S. 340 ff. und hier mit Pestalozzi einige Monate zusammen war, dessen Bekanntschaft er aber schon im Dezember 1797 gemacht hatte, J. R. Fischer, eines Schülers Fichte's über die Nachforschungen fällt. Er sagt in einem Briefe an seine Freunde A. R. Zehender und J. K. Steck*): „Gestern und vorgestern (ich schreibe heute den 5. Dezember) setzte ich mich hin, Pestalozzis Buch „Ueber den Gang der Natur" ꝛc. zu lesen. Die anfängliche Spannung, in die ich mich versetzen mußte, um mich auf seinen lichten Standpunkt zu stellen und durch das oft blendende Licht seiner Phantasie und die Kühnheit derselben mich nicht irre führen zu lassen, ward mir reichlich belohnt. Er klärte mir Fichten auf, sowie dieser hinwieder durch seine bedächtliche Gründlichkeit die Wahrheit des zwanglosen Forschers mir sicherte. Pestalozzi gibt Leben, Fichte Haltung, Kant steht mehr zwischen beiden. Man halte sich an jenes wichtige Kapitel in Pestalozzi's Moral, wo er die Scheidung der sittlichen Herrschaft der Freiheit von der tierischen Herrschaft des Triebes im Menschen darstellt und Pestalozzis Gang wird ganz klar; Fichte warf einige Züge des tierisch herrschenden Menschen hin, Pestalozzi malt sie aus und man zittert und wird empört, ohne doch zu verzweifeln, ohne das Geschlecht, ohne die Natur, ohne den Schöpfer zu hassen. Fichte stellt den konsequenten Gang der sittlichen Herrschaft dar und ihre Bedingungen; man sieht seine tierische Kraft von hundert Fesseln der Freiheit gebunden, aber man freut sich derselben, weil er so deutlich den Zusammenhang einer jeden derselben mit unserm Höchsten und Besten sehen läßt; man hört Pestalozzi und bewundert nicht ruhig; man staunt, man schwebt empor zur sittlichen Würde, und nur, indem man in das Chaos blickt, durch das man sich hindurch arbeiten muß, läßt man sichs gefallen, allmählich zu ordnen, zu benutzen, zu dulden, zu lenken und wenn nichts mehr zu thun möglich ist, so siegt durch Aufopferung wieder

*) P.-Bl. 1891 S. 7–8.

die ewige himmlische Freiheit und lehrt zu sterben. p. 61. Es ist wahr, er wiederholt sich oft; aber ich las sie gerne, die Wiederholungen, welche durch so vieles Feuer belebt werden und das innige Vertrautsein des Verfassers mit seinem Gegenstand verraten. Welcher himmelweite Abstand zwischen dieser Zergliederung und dem matten, tötenden Kategorien-Schematismus! Und dann „das Bild des Menschen, wie er sich meiner Individualität darstellt" p. 56 — es schien mir, ich lese einen Propheten; die orientalische Fülle, der Drang, die Energie überströmt, reißt fort, gebietet über unsere Gefühle. — Jacobi schien mir oft Pestalozzis Bruder, z. B. pag. 51 und „Allwill" p. 290 ff., oder p. 296 in dem letztern und p. 46 im erstern. Doch ich breche ab, — weil ich muß, denn eben kommt Besuch von Castelen zu mir." (Die Seitenzahl bezieht sich auf die erste Ausgabe von 1797.)

Auch der preußische Staatsrat Nicolovius stellt die „Nachforschungen" sehr hoch. In der „Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius" von Dr. A. Nicolovius (Bonn 1841) wird S. 105 das Urteil derselben, wie es scheint, aus einem Briefe an Jacobi, in folgendem Auszuge*) wiedergegeben: „Der Verfasser nennt sich „einen Müdling. Jede seiner Bemühungen scheiterte; Unglück, Leiden und Irrtum bogen sein Haupt; sie entrissen seiner Wahrheit jede Kraft und seinem Dienst jeden Einfluß. Die Edlen im Lande kennen ihn nicht und das Volk spottet seiner". Diese Schrift zeigt die Ausbeute seiner Leiden. Was ihn auch traf, der Mann verlor sich selbst nicht. Alle Erfahrungen seines Lebens raubten ihm nicht die Besinnung, sondern fanden ihn wach, sie zu nutzen und durch sie sein inneres Werk zu fördern. Er wuchs unter ihnen, wie ein Palmbaum, der belastet mit zwiefacher Kraft emporstrebt. Seine Wärme wurde nicht Erbitterung und mit veredeltem Sinn legt er diese Schrift in den Tempel der Zeit nieder. Sie mag daher wohl merkwürdig heißen des Mannes, der sie schrieb und seiner Lage wegen. Gelungenes Unternehmen, eines Augustus Freude über die vollendete Rolle sei immerhin ein großer Anblick. Doch sind wir uns bewußt, wie viel dem Glück gebühre. Ein größerer Anblick ist ein Kämpfender und nicht Besiegter, die immer neu aufstehende Kraft trotz Unglück und Not. Hier ist reine Menschheit, ein Cäsar, der mitten in den Wogen sich und seine Thaten rettet. Wer aufhört Mensch zu sein, wenn langes Unglück ihn beugt, Mut und Wille hingibt und in Betäubung Trost sucht, dem mag unser Mitleiden sich regen. Aber unser Herz schlägt hoch, wenn wir dem Edlen alles mißlingen sehen und nur ihn allein sich nicht fehlen. Welle um Welle netzt und versenkt ihn, aber er erhebt sich mit ungestörtem Mut, und wir wissen, er wird landen, wenn auch nicht in der Herrlichkeit der wohllebenden Phäaken, doch an der Burg der geläuterten edlen Menschheit . . Gleich merkwürdig ist der Inhalt der Schrift. Sie ist reich an großen Blicken über die Begebenheiten unserer Tage und reich an Wahrheit. Wahrheit aber ist zu einer kreisenden Zeit, wie die jetzige, schwer zu finden und schwer zu sagen. Es bedarf einer schönen Seele, um frei vom Parteigeist bei den Erschütterungen der Zeit den wichtigsten menschlichen Angelegenheiten mit Ruhe nachzudenken. Partei eifert gegen Partei und Selbstsucht schreit mit ein, als eiferten sie für die Wahrheit. Wo schallt die Stimme der Weisheit in diesem Gewirre? Die schöne Seele bedarf Mut und edle Begeisterung, um beim Despotismus der Meinungen was ihr Wahrheit ist zu bekennen . . . Bei den Edlen wird die Wahrheit dieser Schrift gewiß nicht ohne Kraft, ihr Dasein nicht ohne Einfluß sein und dem Genius der Zeit wird es ziemen, auf sie hinzuweisen."

Niederer schrieb noch in seinen alten Tagen an eine Freundin: Finden Sie nicht auch Hochbeiliges in seinen Nachforschungen?**)

---

*) Ich hätte gern die Briefe, die sich auf Pestalozzi beziehen, schon bei der ersten Ausgabe der Werke eingesehen und wenn möglich ganz veröffentlicht; allein meine Bemühungen sie zu erlangen, waren vergeblich. So müssen wir uns auch hier mit einem Fragment begnügen, das übrigens die P. Bl. 1885. S. 89 wieder abgedruckt haben.

**) Ausgabe der Nachforschungen von O. Hunziker (Pestalozzi-Stübchen, Zürich 18[illegible]. S. 229.

Henning im „Schulrat a. d. Oder“ (1816, 130) bezeichnet allerdings dieses Werk als schwer verständlich, „aber dieses Buch ist eine der wichtigsten Schriften Pestalozzi's“

Erst in neuerer Zeit hat diese Schrift wieder mehr Beachtung, aber auch eine tiefere Würdigung gefunden, namentlich als sozialpolitische und philosophische Schrift. Durch Morf sind die sozialpolitischen Bestrebungen Pestalozzi's zum ersten Male aufgrund authentischer Dokumente im Zusammenhange und in tieferer Erfassung dargelegt, während meine erste Ausgabe das Werk Pestalozzi gerade nach dieser Richtung hin viel neues Material beibrachte. Neuerdings sind die Nachforschungen von Dr. O. Hunziker im Auftrage des Pestalozzi-Stübchens neu herausgegeben worden und zwar nach der ersten Ausgabe mit Angabe der wenigen und kaum wesentlichen Aenderungen der zweiten (Cottaschen) Ausgabe und mit dankenswerten Erläuterungen inbezug auf ihre Geschichte, die dabei mitwirkenden Einflüsse, ihren Gedankengang und ihre Kritik.

Hunziker sagte am Schlusse seiner Ausführungen: „Der Wunsch Herders, daß das Buch in äußerlich verbesserter Form in einer zweiten Auflage erscheine, ist, gelinde gesagt, 1821 (in der C. A.) unerfüllt geblieben und die Originalausgabe ist nur selten mehr erhältlich. Aber das Buch selbst mit seinem Gedankeninhalt, mit seinem Wechsel von sprudelndem Witz und von hinreißender Wehmut, mit seinem Reichtum der Bilder und dem dann wieder gerade durch die äußere Unbeholfenheit hindurchleuchtenden tief innerlichen Streben nach ganzer Wahrheit, mit seinem schneidigen Urteile über die Hülle, und seinem genialen Blick für den Kern aller Idealität, das Buch selbst besteht und legt nicht blos Zeugnis ab von jener Periode weltschmerzlicher Verstimmung in Pestalozzi's Leben, die seiner Ruhmeszeit vorherging, sondern zugleich auch von einer Schärfe der Beobachtung und einer Freiheit geistiger Erfassung, die zu allen Zeiten nur wenigen Auserwählten eigen ist und in Pestalozzi's unbefriedigtem Dasein zwar verstärkten Anreiz erhielt, ihren Urquell aber in der Individualität des Mannes hatte, in dem nach Niederer's Ausdruck alle Saiten der menschlichen Natur tönten oder getönt hatten.“

Paul Natorp hat die Nachforschungen vortrefflich gewürdigt in zwei Schriften*). Er will damit „die fast vergessenen Ansichten eines genialen Menschen über Fragen, die auch unsre Zeit tief bewegen, wieder hervorziehen und daraus die Lehre schöpfen, die noch für uns darin liegt.“ Er findet, daß „Lienhard und Gertrud“ und die „Nachforschungen“ den Eindruck der großen Zeit vor und nach der französischen Revolution auf das tief empfängliche Gemüt des merkwürdigen Mannes treu wiederspiegeln. „Sie bezeichnen ohne Frage die Höhe seines geistigen Schaffens; die Schulmeisterthätigkeit, der er die späteren Jahre dahingeopfert, hat den hohen Gedankenflug dieser seiner kräftigsten Zeit doch fühlbar gelähmt. Die „Nachforschungen“ sind zugleich das redende Denkmal seiner durch Fichte vermittelten Berührung mit Kant.“ „Im Eingang der „Nachforschungen“ erklärt Pestalozzi, ganz an diese Briefstelle anklingend: „Ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, das ist, die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben“; er will ausdrücklich „weder von der Philosophie der Vorzeit noch von derjenigen der Gegenwart irgend eine Kunde“ nehmen. Das schließt das Bewußtsein seiner tiefen Uebereinstimmung mit Kants Sittenlehre nicht aus, welches die Briefstelle beweist und der Inhalt der Schrift bestätigt.“ Auch zu Rousseau nimmt Pestalozzi Stellung, namentlich dem Sozialforscher. „Daraus erschließt sich erst seine Idee der Volksbildung tiefer, als man sie zu kennen pflegt und ohne diese Grundlage erkennen kann . . . In Wahrheit ist das Werk an radikaler Schärfe Rousseau mindestens gleich, an Höhe der Auffassung, an Abstraktionskraft, an philosophischem Blick über ihm und bei aller Kunstwidrigkeit der An-

*) P. Natorp, Professor an der Universität Marburg. „Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage.“ Heilbronn 1894.“ „Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Stuttgart 1899.“

lage im einzelnen von einer glühenden, oft hoch dichterischen, besonders an packenden Bildern reichen Sprache, ein merkwürdiges Zeugnis vom Geist jener Tage.“ Natorp geht dann näher auf die Schrift ein und wendet sie auf die heutige soziale Frage, namentlich mitbezug auf Arbeiterbildung, an. Darin besteht ihm Pestalozzi's Größe, daß er die Frage der Bildung auf den sozialen Grund, die soziale Frage auf den Grund der Menschenbildung zurückgeführt hat. Das wird in der ersten Schrift näher ausgeführt. In der zweiten sagt Natorp von den „Nachforschungen“: „Das Buch ist der Anlage nach eigentlich philosophisch, obgleich der Verfasser versichert, in keinem Stück von irgend einem bestimmten philosophischen Grundsatz auszugehen, sondern rein die Wahrheit, die in ihm selbst liege, das Resultat der Erfahrungen seines Lebens auszusprechen. Doch müsse, was der Gang seines Lebens aus ihm gemacht habe, wesentlich mit dem übereinstimmen, was der Gang des Lebens aus dem Menschengeschlecht macht. Schon dies weist hin auf eine kühne Konstruktion. Daß es eine solche ist, und daß sie als solche irren, ja anmaßend erscheinen kann, ist ihm selber sehr wohl bewußt; aber er hat das stärkste Gefühl, daß sie zum wenigsten prüfenswert sei; so scheint sie auch uns. Denn sie ist, bei allem Schöpfen aus eigner Lebenserfahrung, doch zugleich das Werk einer starken Abstraktionskraft und eines echt philosophischen Triebes zur Vertiefung.

Nicht anders als wie alle Wissenschaft der Verwicklung der Erscheinungen Herr wird, indem sie sie auf wenigste Grundfaktoren, auf einfachste Gesetze zurückführt, unternimmt Pestalozzi, den Normalgang der sittlichen Entwicklung des Menschen, des Individuums wie der Gattung, in den einfachsten Zügen, in der reinen Grundgestalt ihrer Gesetzlichkeit zu erkennen. Der Versuch hat vielleicht die nächste Analogie mit dem von Plato in seinem „Staat“ unternommenen, dem dann viele ähnliche, minder originale Versuche gefolgt sind. Plato legte seinem Aufbau eine psychologische Einteilung zugrunde, die, allerdings in zu äußerlicher Nebeneinanderstellung und mit nicht zureichender Begründung überhaupt, drei psychische Grundkräfte im Menschen unterschied. Auf dieser Grundlage leitete er dann weiter ein System von Tugenden zunächst des Individuums ab, das er dann in einer großartigen Analogie auf den Menschen in der Gemeinschaft übertrug, von dem der Einzelmensch nur das verkleinerte Abbild sei. So gewann er die Grundlinien zu einer gigantischen Zeichnung des Menschenwesens überhaupt, einer Zeichnung, die in zahlreichen Einzelzügen von der schlagendsten, für unser Zeitalter so gut, wenn nicht mehr als für sein eignes, zutreffenden Wahrheit ist. Ich berühre das, weil durch diese Vergleichung der Versuch Pestalozzi's durchsichtiger wird. Auch er nimmt, allerdings nicht drei gegen einander streitende seelische Kräfte, wohl aber drei Grundfaktoren des menschlichen Wesens an, die ebenso viele typische Stufen menschlicher Entwicklung begründen. Ihnen entsprechen daher drei Lebensalter des Menschen, sowohl des Individuums wie der Gattung. Und in diesen Grundriß zeichnet er dann, wenn auch nur in wenigen Hauptlinien, die ganze Gestalt des Menschendaseins nach seinen wesentlichen Gliedern und gleichsam Organen ein“ *).

Seine Grundeinteilung des natürlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Standes des Menschen, dem das Kindesalter, das Lehrealter, das Mannesalter des einzelnen Menschen wie der Gattung entspricht, konnte Pestalozzi im wesentlichen Rousseau entnehmen, dem einzigen Schriftsteller seines Zeitalters, dessen in seiner empfänglichsten Jugendzeit erschienene Hauptwerke auf ihn wie auf die ganze damals junge Welt eine mächtige Wirkung thaten, auf deren Spur man daher in seinen Schriften begreiflich oftmals trifft. Diese Dreiteilung ist in der That von tiefer Wahrheit, und ihre Durchführung im besondern von überraschender Originalität.“ Es folgt dann noch eine längere Ausführung,

*) Es sei hier im Vorbeigehen bemerkt, wie hierin der richtige Kern der Kulturstufentheorie der Herbartianer, wie ich meine, in reinerer Fassung anerkannt ist. Den Anspruch dagegen, daß der Unterricht „alle die Umwege, Krümmungen und Verirrungen durchlaufen oder wenigstens mehr oder minder darstellen müsse, die das Menschengeschlecht, wenn es blos nach seinem empirischen Gang ins Auge gefaßt wird, durchlaufen hat,“ lehnt Pestalozzi ausdrücklich ab (in der Rede über die Idee der Elementarbildung. H.

die wir hier leider übergehen, die aber ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis und rechter Würdigung unsrer Schrift ist.

Rißmann*) nennt die Nachforschungen die bedeutendste der pestalozzi'schen Schriften; er gibt eine Analyse zur Erklärung derselben die er mit folgender Schilderung einleitet: Pestalozzi zeigt in seinem Buche, daß er in verschiedenen Punkten durch Rousseaus bekannte Schrift über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen angeregt worden ist; er erweist sich jedoch in allen Stücken tiefer und gründlicher als der französische Schriftsteller. Ja, man kann wohl sagen, daß vor ihm selten ein Denker dem sozialen Problem so entschieden zu Leibe gegangen ist als er in dieser Schrift. Allerdings ist der Mann, der aus ihr zu uns spricht, nicht ganz derselbe, als der er in der Ueberlieferung vor uns steht. Wir brauchen nur wenige Seiten gelesen zu haben, so wird uns klar, daß es, um ein vollkommenes Bild von Pestalozzi zu haben, nicht genügt, sich ihn nur als Waisenvater in Stans und als den Patriarchen von Yverdon vorzustellen. Wenn man liest, mit welch durchdringender Schärfe er den sozialen Zuständen auf den Grund geht, mit welch schneidendem Sarkasmus er die Schwächen und Erbärmlichkeiten seiner Zeit geißelt; wenn wir die Entschlossenheit bewundern müssen, mit welcher er der gefundenen Wahrheit ins Auge sieht, auch wenn diese schlecht paßt zu dem Optimismus des ganzen Zeitalters; wenn wir die Klarheit und Sicherheit des Urteils anzuerkennen genötigt sind, das Pestalozzi über die Ursachen der welterschütternden Bewegungen seiner Zeit fällt, so müssen wir bekennen: die Bedeutung dieses Mannes wird nicht dadurch erschöpft, daß man ihn nach dem Worte Fellenbergs den „Heros der Menschenliebe" nennt.

Pestalozzi geht in seinem Werke von der Hypothese eines Naturstandes der Menschheit aus und wendet sich bei Schilderung desselben sofort gegen Rousseau: „Es ist nicht wahr, daß der Urmensch friedlich lebte auf Erden; es ist nicht wahr, daß er die Erde ohne Gewalt, ohne Unrecht und ohne Blut verteilt hat; es ist nicht wahr, daß der Ursprung des Mein und Dein in meinem Gefühle der Billigkeit und des Rechts zu suchen ist." Das ist vielmehr wahr, daß er „triefte von dem Blute seines Geschlechts, er schützt seine Höhle wie ein Tieger und tötet sein eigen Geschlecht; er spricht die Grenzen der Erde als sein an; er thut unter der Sonne, was er will. Er kennt kein Recht, er kennt keinen Herrn; sein Wille ist sein einziges Gesetz, und von der Sünde fragt er: was ist sie?" u. s. w

E. Gundert behandelt in seiner Biographie Pestalozzi's**) die Nachforschungen speziell. „Was Pestalozzi's Thätigkeit die bahnbrechende Bedeutung verlieh, war nicht bloße Entdeckung bloßer Erziehungs- und Unterrichtskünste, sondern die Tiefe seines psychologischen Nachdenkens, die Höhe des von ihm erstrebten sittlichen Zieles und die Kraft, mit welcher er bei der Beschreibung des Weges die Ausgangs- und Zielpunkte zugleich im Auge behielt, um beide ohne Lücke aneinanderzuketten." Er führt hierzu ein Wort von Zezschwitz an: „Pestalozzi gehört zu den prophetisch ergriffenen und fortgerissenen Menschen, die wie zerrieben und zerlechzt von einer ihnen selbst übermächtigen Idee ihren Weg verfolgen, im Zusammenbrechen und Aufraffen, bis das Opfer des Lebens vollendet ist, überdauert von lebenskräftigen Gedanken und Schöpfungen."***) Gundert gibt dann den Ideengang in den „Nachforschungen" an und schließt diese Betrachtungen mit folgengen historischen Hinweisen und der Angabe der Grundtendenz dieser Schrift: „Es war die Zeit des Königs Friedrich Wilhelm II. († 1797) in Preußen und der Direktoralregierung in Frankreich nach dem Sturze Robespierres. Die auf Gleichberechtigung mit den Bürgern von Zürich gerichtete Bewegung in Stäfa (1794) war gewaltsam unterdrückt worden, hatte aber eine gefährliche Gährung hinterlassen. Für Erziehungsfragen hatte niemand mehr ein Ohr. Auf der einen Seite stellte sich der Revolution die Reaktion

*) R. Rißmann, Rektor in Berlin: Pestalozzi's Pädagogik. Bielefeld 1895.

**) In „Geschichte der Erziehung" von Dr. K. A. Schmid und G. Schmid Stuttgart 1898 IV. Bd. II. Abt 2. Lief. S. 503—636. „Nachforschungen" S. 554—57.

***) G. v. Zezschwitz: Der Pädagog Heinrich Pestalozzi. 1871. S. 10.

in Kirche und Staat entgegen, auf der anderen schwollen die Fluten der Revolution immer höher an und drohten auch die Heimat des Einsiedlers zu überschwemmen. Um ihn selbst kümmerte man sich nicht mehr. Er schien verschollen und vergessen. In der Bitterkeit seiner Stimmung zerarbeitete er sich an dem Rätsel seines Lebens und des Menschenlebens überhaupt. Man fühlt die Nachwirkung der Illuminatenzeit und es ist merkwürdig, wie er aus dem allgemeinen Zielbewußtsein heraus Gedanken hinwirft, die sich bei den Philosophen des Jahrhunderts in geschlossenem Zusammenhange wiederfinden. Bald glaubt man Rousseau von seinem Naturmenschen plaudern zu hören, bald den kategorischen Imperativ Kants mit dem unerbittlichen „du sollst" zu vernehmen, bald das große Ich Fichtes in voller Entfaltung vor sich zu sehen, bald von dem Stuhle Hegels herab die beruhigende Lehre zu empfangen, daß das Böse ein notwendiges Moment in der Entwicklung der Idee aus dem Ansich und Fürsichsein zu dem An- und Fürsichsein zu betrachten sei. Und dennoch wird Pestalozzi Recht behalten, wenn er sich einfach der Unbehilflichkeit zeiht. Dieser David vermochte sich in der philosophischen Rüstung nicht zu bewegen, war aber darum doch derselbe geblieben, welcher die Hirtenschleuder mit Kraft und Gewandtheit zu handhaben wußte. In der Hauptsache lag ihm nur daran, zu zeigen, daß die gesellschaftliche Kultur, so unentbehrlich sie sei, doch an sich noch nicht als die wahre Sittlichkeit angesehen werden könne, daß das innerste Selbst des Menschen in Gesinnung und Gewissen liege, daß Sittlichkeit und Religion als Sache des freien persönlichen Geistes nicht durch äußern Zwang dem Volke aufgedrungen werden dürfen, daß das Wesen des Christentums in seinem edelsten Kerne verfälscht werde, sobald man es in eine mit Gewaltmitteln ausgerüstete Rechtsanstalt verwandle, daß aber über den scheinbar ziel- und zwecklosen Irrgängen der Menschheit eine höhere Ordnung walte, welche auch die menschliche Thorheit und Verkehrtheit ihren Zwecken dienstbar mache."

Das wären etwa die hervorragendsten Stimmen, soweit sie mir bekannt geworden, die sich über die Nachforschungen ausgesprochen. Hinzuweisen wäre vielleicht noch auf eine Abhandlung von G. Köhler im Jahresbericht über die Realschule in Straßburg (1879): „Die sozialpolitischen Grundlagen der Pädagogik Pestalozzi's", worin sich vielfache Anführungen auch aus den „Nachforschungen" finden, die zur Erklärung derselben dienen. Immerhin aber bedarf diese tiefe und vielfach dunkle Schrift noch mancher Aufklärung, die ihr sicher auch in unsrer Zeit nicht fehlen wird.

Die „Nachforschungen" erschienen 1797, die Konzeption derselben ist aber viel früher erfolgt. Es finden sich Anklänge an die hier niedergelegten Ideen schon in den Briefen an Iselin I, S. 204, 11. Brief (1779), an Zinzendorf I, S. 275, 2. Brief (1783), S. 276, 5. Brief (1785), in dem letzten Fragment der „Kinderlehre der Wohnstube", im letzten Teile von „Lienhard und Gertrud" § 41, in den „Figuren zu meinem ABCbuch" u. a. a. O. Ob diese sporadisch auftretenden Ideen sich vielleicht durch den Umgang mit Fichte zu den „Nachforschungen" konsolidiert haben? Fichte hatte Pestalozzi schon in den achtziger Jahren in Zürich kennen gelernt (I, S. 265 ff.), 1793 stattete er ihm einen Besuch im Neuhof mit Baggesen und Fernow ab, im Winter 1793/4, wo Pestalozzi im Hause seines Cousins Hotze in Richterswil am Züricher See verweilte, hielt Fichte in Zürich mehrere Vorträge. Um etwas Näheres über das Verhältnis der beiden Männer zu einander zu erfahren, vielleicht auch, ob und wie weit Fichte auf die Nachforschungen Einfluß geübt — Fichte beschäftigte sich in dieser Zeit mit ähnlichen Fragen —, wendete ich mich (1870) an den Sohn Fichte's (I, S. 267), konnte hier aber nichts weiter erfahren, als was bereits in der Biographie Fichte's veröffentlicht war. Indem Herr Prof. Dr. J. H. Fichte mich auf diese Biographie verwies, bemerkte er weiter: „Aus diesen Mitteilungen ergibt sich nun, daß Pestalozzi als der ältere, schon in seiner Richtung eingelebte Mann von seinem jungen Freunde gewiß angeregt, vielleicht auch zu eigner höherer Klarheit gesteigert, kaum aber belehrt oder geleitet sein mochte. Die

Vorlesungen Fichte's in Zürich, deren Sie erwähnen, waren der erste Entwurf eines Vortrags der „Wissenschaftslehre", also streng philosophischen Inhalts, und sind niemals gedruckt worden. Daß Pestalozzi ihnen beigewohnt habe, wie Lavater, Usteri u. A. ist mir höchst unwahrscheinlich. Sie werden als Pestalozzi's Biograph besser es beurteilen können, indem Sie wissen, wo Pestalozzi im Winter 1793 auf 94 sich aufhielt; dies ist der Zeitpunkt, in den jene Vorlesungen fallen.

Wenn Sie daher in der Schrift Pestalozzi's: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur ꝛc.", welcher 1797 erschien, parallele Gedanken mit Fichte's Ideen finden, so ist dies jener erfreuliche Zusammenklang verwandter Geister, von dem sich auch sonst Proben finden bei den Genien älterer und neuerer Zeit."

Aus den neueren Forschungen geht hervor, daß Pestalozzi sich schon vor seiner Bekanntschaft mit Fichte mit der Abfassung einer solchen Schrift getragen und daß die darin nieder gelegten ursprünglich Pestalozzi angehören; auch auf die Form der Schrift wird Fichte, wie ich noch in der ersten Ausgabe der Werke vermutete, kaum Einfluß ausgeübt habe.

Wenn wir nun auch einen direkten Einfluß Fichte's nicht nachweisen können, so müssen wir dagegen eine von einem andern großen Geiste ausgegangene Anregung zugeben. J. J. Rousseau hatte die hier behandelten Fragen bereits gestreift, teilweise zu beantworten gesucht in seinen Abhandlungen „über Wissenschaften und Künste" (1750), mehr noch in den „über die Ungleichheit unter den Menschen" (1755) und in seinem „gesellschaftlichen Vertrag" (1762). Diese Schriften hatte Pestalozzi schon während seiner Studienzeit in Zürich kennen gelernt; er nahm ja dann auch teil an den Bestrebungen der Jünglinge inbezug auf das „Genfer Geschäft" (I. S. 155), was sicher auf eine eingehende Kenntnis der Schriften Rousseau's schließen läßt. Rousseau trat gegen die Gesellschaft auf, mit kühner Hand zerriß er den glänzenden Schleier, welcher die Fäulnis und das Elend des sozialen Lebens verhüllte und predigte Umkehr, Rückkehr zur Natur, weil die Zivilisation den Menschen unglücklich mache. Aus dem Begriff des Eigentums habe sich die Ungleichheit entwickelt, aus der Vereinigung zu gegenseitigem Schutz die Regierung, aus der Erblichkeit der Regierung der Despotismus und die Entartung u. s. w. Hier haben wir Anklänge an die „Nachforschungen", die freilich ihr Thema in ganz selbstständiger Weise behandeln und oft in direkten Gegensatz zu Rousseau treten, indem sie dessen Pessimismus umwandeln, nicht in Optimismus, sondern in Idealismus und dadurch einen bleibenden Wert sich erringen, der auch für unsre Zeit und gerade für unsre Zeit Bedeutung hat

Der Ausgabe von 1797 (Zürich bei Heinrich Geßner) ist nur noch eine gefolgt und zwar in der Ausgabe der sämtlichen Schriften (Tübingen bei Cotta 1821 Bd. VII. S. 1—261) und neuerdings in meiner ersten Sammlung der Werke 1871 Bd. X. S. 1—210 und die bereits erwähnte des Pestalozzi-Stübchens in Zürich 1886. Ich gebe die Schrift nach der ersten Ausgabe von 1797 wieder; die wenigen und nicht wesentlichen Abänderungen, die sie in der C. A. erfahren hat, sind in den mit Ziffern bezeichneten Anmerkungen wieder gegeben. Auch die „Corrigenda et addenda", die, zwei Seiten umfassend, der ersten Ausgabe beigegeben werden und die sonst keine Berücksichtigung, — in der C. A. nur teilweise — gefunden haben, sind in dieser Ausgabe im Texte als Verbesserungen oder Zusätze wieder gegeben; ebenso die „Zuschrift an einen edlen Mann", dessen Persönlichkeit sich nicht genau hat feststellen lassen; Hunziker vermutet Fellenberg, den Vater des Stifters von Hofwil; meine frühere Vermutung, die auf Tscharner ging, ist hinfällig, da Tscharner zu dieser Zeit nicht mehr lebte.

Zuschrift
an einen edlen Mann,
den ich aus Ehrfurcht nicht nenne,

der es aber zu fühlen vermag, daß ich Ihn, nur Ihn im Auge hatte.

Herr!

Zwei Männer in einem Land suchten Wahrheit für's Volk.

Der eine, Hochgeboren, durchwachte seine Nächte und opferte seine Tage, dem Lande, in dem er herrschte, Gutes zu thun. Er erreichte sein Ziel. Sein Land war durch seine Weisheit gesegnet, Lob und Ehre krönten sein Haupt, seine Edlen trauten auf ihn und das Volk gehorchte ihm schweigend. —

Der andere, ein Müdling[1]), erreichte sein Ziel nicht; jede seiner Bemühungen scheiterte. Er diente seinem Lande nicht, Unglück, Leiden und Irrtum bogen sein Haupt, sie entrissen seiner Wahrheit jede Kraft und seinem Dasein jeden Einfluß. Die Edlen im Land kennen ihn nicht, und das Volk spottet seiner. —

Welcher von beiden, meinst du, Herr! hat die Wahrheit für's Volk wirklich gefunden? — Die Welt wird augenblicklich antworten: Der Müdling ist ein Träumer, und die Wahrheit ist auf der Seite des Hochgebornen.

Aber dieser urteilte nicht also. Da er von dem unabläßlichen Forschen des Müdlings nach Wahrheit für's Volk hörte, ging er in seine Hütte und fragte ihn: Was hast du gesehen? Da erzählte dieser dem Edlen den Gang seines Lebens; und der Edle entwickelte jenem den Zustand vieler Verhältnisse, die dieser nicht kannte.

Der Müdling ließ dem Edlen Gerechtigkeit widerfahren und der Edle gönnte den Erfahrungen des Müdlings seine Aufmerksamkeit. Stiller Ernst war auf der Stirne von beiden, als sie schieden, und auf beider Lippen lagen die Worte: **Wir meinten es beide gut — und wir irrten beide.**

---

[1]) Müdling ist ein Provinzialausdruck, der einen Mann bezeichnet, der in irgend einer Anstrengung seines Lebens ohne Erfolg ermüdet worden. P.

Die Widersprüche, die in der menschlichen Natur zu liegen scheinen, wirkten vielleicht auf wenige Sterbliche so gewaltsam als auf einen Menschen, dessen Lage und Umstände auf eine seltene Art zusammentrafen, die Gefühle eines zwanglosen und ungebogenen Naturlebens mitten durch eine nicht anspruchlose, aber äußerst gehemmte und in einem hohen Grad unbefriedigende Thätigkeit bis an sein nahendes Alter lebhaft zu erhalten.

Jetzt sitze ich endend und ermüdet nieder und freue mich, wiewohl gekränkt und in meinem Innersten verwundet, des Kindersinns, mit dem ich mich selbst frage:

Was bin ich? Und was ist das Menschengeschlecht? Was hab ich gethan? Und was thut das Menschengeschlecht?

Ich will wissen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat: Ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlecht macht. —

Ich will wissen, von was für Fundamenten mein Thun und Lassen, und von was für Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen und unter den Umständen, unter denen ich lebe, eigentlich ausgehen müssen. — Ich will wissen, von was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts, und welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen und unter den Umständen, unter denen es lebt, eigentlich ausgehen müssen.

Der Gang meiner Untersuchung kann seiner Natur nach keine andere Richtung nehmen, als diejenige, die die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben: Ich kann also in derselben in keinem Stück von irgend einem bestimmten philosophischen Grundsatz ausgehen, ich muß sogar von dem Punkt der Erleuchtung, auf welchem unser Jahrhundert über diesen Gegenstand steht, keine Notiz nehmen. Ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, das ist, die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben. Aber eben darum werden diese Nachforschungen einem großen Teil meines Geschlechts einen ihrer Art und Weise, die Sachen dieser Welt anzusehen, naheſtehenden Aufschluß über ihre wesentlichsten Angelegenheiten erteilen.

Vom Throne bis zur Leimhütte (Lehmhütte) nimmt die Geschäftswelt, wie ich, weder von der Philosophie der Vorzeit, noch von derjenigen der Gegenwart, irgend eine Kunde. Aber das Unrecht der Menschen und ihre Thorheiten führen allenthalben eben die Erfahrungen, eben die Gefühle und eben die Leiden herbei, die meiner individuellen Anschauungsart der Dinge die Richtung gegeben, die sie genommen. Ich bin überzeugt, der größte Teil der lebenden Menschen trägt die Fundamente meiner Wahrheit und meiner Irrtümer, mit meinen Gefühlen belebt, in seinem Busen und die Welt im großen steht den Gesichtspunkten nahe, von denen meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen. Ich bin überzeugt, meine Wahrheit ist Volkswahrheit, und mein Irrtum ist Volksirrtum. Das Volk spricht freilich die Grundsätze nicht aus, bei denen ich hier stehe[1]; aber auch ich sprach dieselben nicht aus, da sie schon längst zu sichern Gefühlen in mir gereift waren. — Ich trug die Frage: Was bin ich? Jahre lang schwankend im Busen, bis mir endlich nach langem und langem Suchen folgende Sätze den Faden zu enthalten schienen, an welchem ich dem Pfad der Natur in jeder Entwicklung des Menschengeschlechts mit Sicherheit nachspüren und ihn von seinem Anfang an bis zu seiner Vollendung verfolgen könnte.

Die Grundlage meiner Nachforschungen.

Der Mensch kommt durch die Unbehilflichkeit seines tierischen Zustandes zu Einsichten. Seine Einsichten führen ihn zum Erwerb; der Erwerb zum Besitzstand; der Besitzstand zum gesellschaftlichen Zustand; der gesellschaftliche Zustand zum Eigentum, zur Macht und zur Ehre; Ehre und Macht zur Unterwerfung, zur Beherrschung; Unterwerfung und Beherrschung zum Adel, zum Dienststand, zur Krone.

Alle diese Verhältnisse rufen einen gesetzlichen Rechtszustand herbei. Das gesetzliche Recht ruft der bürgerlichen Freiheit. Der Mangel dieses Rechts führt die Tyrannei und die Sklaverei herbei, d. i. einen Zustand, in welchem die Menschen ohne gegenseitig bindende[2] Gesetze dennoch gesellschaftlich vereinigt leben.

Ich folge dem Gang der Natur weiter.[3] Ich finde in mir selbst ein Wohlwollen, bei dessen Dasein Erwerb, Ehre, Eigentum und Macht mich in meinem Innersten veredeln, und durch dessen Mangel alle diese Vorzüge meines gesellschaftlichen Daseins auf Erden mich in meinem Innersten entwürdigen. Ich forsche der Natur dieses Wohlwollens nach und finde dasselbe in seinem Wesen sinnlich und tierisch. Aber ich erkenne auch eine Kraft in mir selbst, dasselbe in meinem Innersten

[1]) C. A. v. 1821: Das Volk spricht freilich die Grundsätze nicht bestimmt so aus, wie ich sie jetzt und hier ausspreche; aber auch ich u. s. w. (Die mit Zahlen bezeichneten Anmerkungen geben überall die Aenderungen der Cottaschen Ausgabe an.)

[2]) bildende und bindende.

[3]) C. A. hat statt des Wortes „weiter" „von einer andern Seite".

zu veredeln, und heiße dieses also veredelte Wohlwollen Liebe. Aber auch die Liebe gefahret, durch mein Lechzen nach eigener Behaglichkeit sich in meinem Innersten zu verlieren; wenn dieses geschehen, so finde ich mich in mir selbst verödet und wüste. Dann suche ich mich durch die Kraft meines Ahnungs·)vermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forschens und Wissens zu der Quelle meines Daseins zu erheben und bei ihr Handbietung und Hilfe gegen die Uebel und Schwächen meiner Natur zu suchen.[1])

Ich frage mich jetzt: Ist die Reihe dieser Vorstellungen richtig? Geht die Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts diesen Weg? und fasse··) dann jeden Hauptbegriff dieser Sätze einzeln ins Auge.

Die Kenntnisse, das Wissen des Menschen.

Der Mensch labt sich an der Quelle seines Wissens mit reinem Wasser und wenn er sich weiter wagt, wenn er die großen Wellen der ewigen Meere durchbricht und über ihre unergründlichen Tiefen daher schwimmt, so erhebt sich sein Herz im schwellenden Busen. Einer trinkt dann auch wohl in der Brandung am Felsengestad giftigen Schaum; einer wagt sich in Untiefen, die er nicht kennt; ein anderer in den Strom, wo er Gebirge mit sich in seinen Schlund reißt; sie gehen in der Kühnheit ihrer Bestrebungen einzeln vielseitig dem Tod entgegen. Aber das Grab der Menschheit[2]) sind die weiten Ebenen, wo eingezwungene Wasser zum stehenden Sumpf werden; du findest in ihrem weiten Raum keine Stelle zum Trinken, keine zum Schwimmen, keine zum Baden, aber du sinkst mit jedem Schritt in ihren ungründlichen Kot.

Die menschliche Erkenntnis entspringt aus der Unbehilflichkeit unserer Natur in ihrer tierischen Freiheit, diese führt unser Geschlecht zur Vereinigung seiner Kräfte und der erste Zweck dieser Vereinigung ist, die Genüsse des Lebens, die unsere Natur fordert, uns selber leichter, sicherer und befriedigender verschaffen zu können, als dieses uns ohne Vereinigung unserer Kräfte mit andern möglich wäre.

Der ursprüngliche Zweck des menschlichen Wissens ist seiner Natur nach mit dem Zweck der menschlichen Vereinigung der nämliche, aber es ist nichts desto weniger gewiß, daß die gesellschaftliche Menschheit sich durch ihr Wissen immer mehr von diesem Zweck entfernt, daß unsere Kenntnisse immer mehr auf einer schwärmenden Neigung beruhen, uns den Kopf mit fremden, uns gar nicht mehr berührenden Gegenständen anzufüllen. Daher eine Menge Menschen mit den aus-

·) P.: Ahndungsvermögen. P. setzt überall statt ahnen „ahnden", was heute einen andern Sinn hat, als damals.

[1]) Handbietung gegen die Verödung meiner selbst in mir selbst und gegen alle Uebel und Schwächen meiner Natur zu suchen.

··) beide Ausgaben haben „faßte", was jedenfalls ein Druckfehler ist.

[2]) das Grab der Menschheit, „worein unser Geschlecht ungezählt und zu Haufen hineinsinkt", sind die weiten Ebenen . . .

gebreitetsten Kenntnissen dennoch in ihren wesentlichen Angelegenheiten handeln, als wenn sie nichts wüßten, und verführt durch die Ausartung ihrer Kenntnisse, dahin kommen, Träumer, Bettler und Schurken zu werden.

Gott sprach zum Menschen in Eden: Du sollst die Früchte des Baumes der Erkenntnis nicht mit tierischer Roheit an dich reißen! Thust du es, so wird deine Erkenntnis eine unversiegliche Quelle des Todes für dich sein; wirst du dich aber, deiner Pflicht getreu, zum ruhigen Beschauen seiner Früchte erheben, so wirst du glücklich leben auf Erden; ich selber will mit dir in deinen Gefilden wohnen. Aber der Tiersinn des Menschen wand sich wie eine Schlange um den Baum der Erkenntnis und sagte zum lüsternen Geschlecht: Warum solltest du sehen, was wahr und was gut ist, und nicht mit aller Macht, die in deiner Hand ist, danach greifen? Da riß seine tierische Begierlichkeit mit weibischer Schwäche die verbotene Frucht von den Aesten des Baumes; — jetzt war seine Unschuld dahin, die Scham blieb ihm übrig. Er suchte jetzt Feigenblätter gegen die Wahrheit seiner Natur und ein Recht gegen seinen Verführer. — So war es im Anfang und so ist es immer.

Erwerb.

Er entspringt, wie die Erkenntnis, aus der Unbehilflichkeit meines Geschlechts im Verderben seines Naturstandes. Diese führt uns durch die Vereinigung unsrer Kräfte zu den unzähligen Mitteln, Künsten, Fertigkeiten, Einrichtungen, Verträgen, Verkommnissen und Gesetzen, durch welche wir im gesellschaftlichen Zustand den Endzweck zu erzielen suchen, uns unter einander unsere Lebensgenüsse leichter, sicherer und befriedigender machen zu können.

Der Erwerb geht also ebenfalls von meiner Selbstsorge aus und soll mich, seiner Natur und seinem Zweck gemäß, einfach und gerade zur Befriedigung meiner selbst in meinen nächsten Verhältnissen hinführen.

Das Recht des Erwerbs ruht daher auf dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung. Aber der Mensch dehnt im gesellschaftlichen Zustand das Recht des Erwerbs weit über den Zweck dieser Vereinigung aus. Daher gibt ihm derselbe bald[1]) allgemein die verschrobene Richtung, daß er den Zweck desselben nicht erzielt, wohl aber durch die Schwerfälligkeit seiner Anstrengung die wonnevolle Behaglichkeit des Naturlebens in sich selbst auslöscht und die wohlwollende Gemütsstimmung ganz verliert, die das wesentliche Kennzeichen seiner innern Befriedigung und seiner Kraft ist, seine Nebenmenschen in irgend einer Sache durch sich selbst freundlich und froh befriedigen zu können.

[1]) Darum gibt der gesellschaftliche Zustand dem Menschen auch bald ...

Eigentum. Besitzstand.

Sein Zweck und sein Recht muß ebenfalls von meiner Selbstsorge ausgehen und mich zur Befriedigung meiner selbst in meinen nächsten Verhältnissen hinführen. Aber der gesellschaftliche Mensch genießt dieses Recht und erkennt diesen Zweck nicht; im Gegenteil, das Eigentum ist in seiner Hand Pandorens Büchse geworden, aus der alle Uebel der Erde entsprungen. Es ist durch die Nahrung, die es der Selbstsucht unserer tierischen Natur gibt, das große Hindernis des gesellschaftlichen Zwecks geworden und hat den Menschen bald allgemein dahin gebracht, daß er dasselbe entweder wie ein beladener Esel auf wundem Rücken herumträgt, oder wie ein spielendes Kind als ein nichtiges Ding versplittert.

Eine ursprüngliche Rechtmäßigkeit des Besitzstandes, oder eine Möglichkeit, den ursprünglich rechtmäßigen von dem ursprünglich unrechtmäßigen Besitzstand zu sondern, vermag ich mir nicht zu denken.

Der Besitzstand ist geheiligt, weil wir gesellschaftlich vereinigt sind, und wir sind gesellschaftlich vereinigt, weil der Besitzstand geheiligt ist. Welchen Ursprung er auch immer gehabt habe, das geht uns weiter nichts an, wir müssen ihn respektieren, weil er ist und größtenteils, wie er ist, oder unsere Bande alle auflösen. Aber wie er gebraucht wird und wie er gebraucht werden dürfe, das geht uns unendlich viel an. Je größer das gesellschaftliche Eigentum, je mehr ist es mit den Rechten vieler anderer, die auf eine nähere oder entferntere Art daran teilhaben, belastet und kann folglich dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung nur insoweit ein Genüge leisten, als die an demselben teilnehmenden Mitnutznießer derselben, in ihren Rechten gesichert, sich durch dasselbe einen befriedigenden Ersatz ihrer Naturrechte verschaffen können. Die Beschränkung der Nutznießung des Eigentums muß daher nach dem Grad seiner Ausdehnung immer steigen, und nach dem Grad seiner Einschränkung muß die Nutznießung immer abnehmen. Die Natur führt uns allgemein auf die Bahn. Der Mann mit beschränktem Vermögen zieht, mit gleicher Thätigkeit und mit gleichen Kenntnissen, Nutzen aus demselben, dem sich der große Reichtum nie nähern kann.

Auch ruht dieser Grundsatz ganz und gar nicht auf willkürlichen Voraussetzungen, sondern auf der Natur der gesellschaftlichen Rechtmäßigkeit des Besitzstands selber. Wenn dieser nicht als der fortdauernde Genuß aller Folgen meiner blos tierischen Kraft soll angesehen werden, so muß seine Benutzung notwendig so weit in gesetzliche Schranken gelenkt werden, daß es dem untergeordneten Nutznießer des großen Besitzstands immer möglich bleibt, im gesellschaftlichen Zustand durch diese Nutznießung diejenige Befriedigung zu finden, um deren willen er das bürgerliche Joch beruhigt am Halse trägt. Hier schlägt also natürlich die Frage ein: Was ist in einem Staat das Verhältnis der Eigentümer gegen die Nichteigentümer, des Besitzstandes

gegen die Menschen, die keinen Teil an der Welt haben? — Gehört diesen unseren Mitmenschen, die mit gleichen Naturrechten, wie wir, geboren, uns, den Besitzern der Erde mit gleichen Ansprüchen ins Angesicht sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte? — Fürchtet euch nicht, Besitzer der Erde, es ist hierin wahrlich mehr um Grundsätze, als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl, als um Spitäler, mehr um Selbstständigkeit, als um Gnaden zu thun.

Aber wenn ich frage: Kennt die Welt diesen Grundsatz? Findet der Mensch, der keinen Teil an der Welt hat, in den bestehenden Einrichtungen der Staaten einen wirklichen Ersatz aller Naturansprüche,[1]) findet er in denselben sichere Bildung und Mittel, sich dieselben verschaffen zu können?[2])

Wenn ich das und dergleichen frage, so kann ich mir nicht verhehlen: Das erleuchtete Jahrhundert kennt diesen Grundsatz nicht; je aufgeklärter unsre Zeiten werden, je weniger lassen die Staaten solche Fragen an sich kommen. Unsere Gesetzgebungen haben sich zu einer solchen Höhe geschwungen, daß es ihnen unmöglich ist, an die Menschen zu denken. Sie besorgen den Staat und machen alle Kronen glänzend; — indessen ist der, so keinen Teil an der Welt hat, zum voraus von ihnen vergessen, man steckt ihn aber unter das Militär oder erlaubt ihm, sich selber darunter zu stecken; zuzeiten macht man auch[3]) eine Lotterie, darin ein jeder sein Glück mit wenigen Kreuzern probieren kann.

Gewiß ist es, daß der große Besitzstand in der Welt nicht einmal in einem realen Verhältnis mit dem kleinen belastet ist und daß man die Reichen ihre Fonds täglich mehr auf eine Art anhäufen läßt, die die Welt mit elenden, tief verdorbenen Menschen voll macht. Auch das ist wahr, wenn die Folgen dieses Volksverderbens sichtbar werden, so wirft man immer mehr[4]) die Schuld auf diejenigen, die verdorben worden sind, und nicht auf diejenigen, die sie verdorben haben und immer fortfahren, mit ihrem Vorteil tausend Umstände zu veranstalten, unter welchen das Volk notwendig schlecht werden muß. Man sieht ihnen nach, im Gefühl dessen, was sie sich unterstehen dürfen, werfen sie ein beati possidentes zu ihrer Rechtfertigung hin und schicken die andern mit einem habeant sibi vor die Thüre.[5])

---

[1]) Ersatz seiner Naturansprüche an das Gemeinrecht der Erde? oder ...
[2]) sich diesen Ersatz wirklich zu verschaffen?
[3]) macht man für ihn ...
[4]) „immer mehr" fehlt.
[5]) und immer fortfahren, zu Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihrer Gelüste tausend Umstände zu veranstalten, einzulenken, durchschlupfen zu lassen und sogar mit Gewalt zu erzwingen, durch deren Dasein das Volk immer von Schlechtheit zu Schlechtheit, von Verderben zu Verderben, von Niedrigkeit zu Niedrigkeit herabsinken muß. Gewöhnlich sieht die Schwachheit des Volks nicht, was diesfalls zu seinem Nachteil geschieht, und wenn der Fall eintritt, daß dennoch zur Sprache kommt, was diesfalls wahr ist, so werfen diese Leute im

Gesellschaftlicher Zustand.

Bis die Macht das Wort ausspricht, sie wolle, daß der gesellschaftliche Zustand als ein nur auf ihrer List, auf ihrer Gewalt und auf ihrem Glück ruhender Zustand angesehen werde, nimmt der Mensch allgemein an, sie wolle, daß dieser Zustand als gesellschaftlich rechtmäßig angesehen werde, und handelt auf der ganzen Erde, wie er ohne diese Voraussetzung nicht handeln würde und nicht handeln könnte.

Er legt mit der trägen Gutmütigkeit seiner sinnlichen Natur das Unrecht, aus welchem der Besitzstand und die bestehende Gewalt entsprungen sein mag, allenthalben gerne in ewige Vergessenheit, und begnügt sich mit der schwankenden Hoffnung, daß das fernere Beieinanderwohnen der Staatsbürger vor Gewaltthätigkeit und Unrecht gesichert werde. Sowohl das Eigentum als der gesellschaftliche Zustand wird durch den Anspruch an Rechtmäßigkeit etwas, das er vorher und in seinem Ursprung nicht war, nämlich ein auf einem stillen aber wahren Vertrag ruhender Besitzstand, dessen erste Bedingung ist, alles Unrecht ihres Ursprungs zu vergessen, aber dasselbe für die Zukunft unmöglich zu machen. Wenn es also schon wahr ist, daß die Staaten sich nicht durch einen gesellschaftlichen Vertrag *) gebildet, so ist dennoch auch wahr, daß die Menschen nicht ohne den Geist eines solchen Vertrags in der bürgerlichen Gesellschaft leben und daß Recht und Gerechtigkeit, auf welche alle Staaten ihre Einrichtungen zu gründen sich rühmen, nichts anderes sind, als ein lautes Anerkennen des allgemeinen Bestehens eines solchen Vertrags, der ihre Verwalter zu dem Wesen desselben, zu Recht und Gerechtigkeit, als zu ihrer Pflicht, hinlenkt.

Indessen sagen die Erfahrungen aller Zeiten, daß der Mann am Platz jeden Verein zwischen sich und seinen Untergebenen zuerst zu seinen Gunsten motivieren, stilisieren, zuzeiten auch radieren und variieren läßt, und dann noch das wenige, was nach allem diesem dem Untergebenen noch dienen könnte, als der Herrschaft lästige Eingriffe erklärt, die als bloße Gnadensachen gar nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Befinden der Herrschaft erklärt werden müssen.

Allenthalben wendet der Mensch im Besitz der Macht alles mögliche an, um ohne wirkliche Anerkennung des Gesellschaftsrechts [1]) in der bürgerlichen Gesellschaft doch Meister zu sein. Die Ursachen davon liegen so tief in unsrer tierischen Natur, daß wir uns darüber gar nicht verwundern sollen.

Alles gesellschaftliche Unrecht ist in seinem Wesen immer eine Folge des freien Spielraums, den meine tierische Natur im gesellschaftlichen Zustand gegen den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung findet.

Gefühl dessen, was sie im Land dürfen, ein beati possidentes zu ihrer Rechtfertigung hin und schicken die Klagenden mit einem: „Sie sind selber schuld" und „habeant sibi" vor die Thüre.

*) Gegensatz zu Rousseau!

[1]) gesellschaftlichen Rechts . . .

Alle Maßregeln der gesellschaftlichen Ordnung sind daher nichts anderes, als gesellschaftliche Einrichtungen, diesen Spielraum meiner tierischen Natur zugunsten des gesellschaftlichen Zwecks einzuschränken; und der gesellschaftliche Vertrag selber ist nichts anderes, als der sichere Wille gesellschaftlich vereinter Menschen, der diese Einschränkung zugunsten des gesellschaftlichen Zwecks gebietet. Der Geist dieses Vertrags soll mich sichern, das nicht zu entbehren, was ich vermöge meiner Natur im gesellschaftlichen Zustand immer wollen muß, und das nicht zu leiden, was ich in demselben nicht wollen kann.

Macht.

Die Macht kann dem Vertrauen, das die gutmütige Schwäche meines Geschlechts allenthalben in sie setzt, als Macht nicht entsprechen. Wenn ich in ihrem Besitz Löwenkräfte in meinen Gebeinen fühle, was soll mir das Recht der kleinen Tiere und der kindische Wahn, sie haben mich zum Löwen gemacht? Gehen ihre Scharen zugrunde, ich bin der Löwe, meine Zähne und meine Klauen sind mein. Also denke ich im Besitz der Macht, nicht weil ich ein Narr bin oder ein Sonderling oder ein vorzüglich ungerechter Mann, ich denke also, weil ich den Kopf gern in den Lüften trage und am milden Strahl der Sonne gern der Vergangenheit und der Zukunft vergesse.

Aber muß sich der Mensch der Macht in diesem Sinne unterwerfen, muß er ihre Ansprüche, die einfache Folge ihrer tierischen Begierlichkeit sind, als solche anerkennen?

Er thut es. Soweit die Erde rechtlos ist, hat sie auch den Begriff und die Vorstellung von ihrem Recht verloren.

Der Mensch steht in dieser Lage vor dem Bild seines eigenen Rechts wie ein Verschnittener vor dem Bild der Göttin, die er bedient, er hat sie gesehen, denkt an sich selber, schüttelt den Kopf und geht von ihr weg zu seinem Reistopf. Aber ist eine solche Unterwerfung unter den Tiersinn der Macht Pflicht der Menschen? — Als man Jesum Christum dies fragte, nahm er einen Pfennig und sagte: weß ist das Bild und die Ueberschrift? Sollte er mit diesen Worten mehr gesagt haben, als, der Mensch müsse sich, vermöge seiner Natur, notwendig dem unterwerfen, der Gewalt über ihn hat? Sollte er damit mehr gesagt haben, als die Pflicht der Menschen in dieser Lage sei seine Not und was Gott und ihr gutes Herz weiter aus dieser Not heraus zu bringen vermögen?

Einmal eine gesellschaftliche Pflicht, das ist, eine Folge des gesellschaftlichen Rechts, kann eine solche Unterwerfung nicht sein. Der Mensch thut in der bürgerlichen Gesellschaft nicht einseitig auf sein Naturrecht Verzicht; die Macht thut es wie der Mensch. Wenn nun diese ihr Wort bricht und ihrerseits das bluttriefende Recht der Naturverwilderung aufstellt, so tritt sie mit diesem Schritt unwidersprechlich in den Naturstand und probiert ihre Tierkraft außer allen Schranken des Rechts; was soll dann das Volk, was ist sein unwillkürliches allgemeines Wollen

in dieser Lage? Im Innersten seines Gefühls ist sein Vertrag mit der Macht gebrochen, woher soll ihm jetzt das bindende Gefühl seiner Pflicht kommen? Durch was für Mittel muß es in seine Seele hineingebracht werden, die Macht habe nicht blos Gewalt, sondern auch ein Recht gegen das allgemeine unwillkürliche Naturwollen des Volks? Entweder schüttelt das Volk beim Fühlen des allgemeinen Unrechts wie der Verschnittene den Kopf, oder es erwachen in ihm die lebhaften Gefühle der Selbsterhaltung.

Ein dritter Fall ist möglich: Ein Mensch, aber nicht ein Volk, höher als sein Geschlecht, entweicht dem Unrecht einer solchen gesellschaftlichen Zerrüttung und stirbt in lauter Verehrung von Pflichten, die höher sind als die gesellschaftlichen, ihnen zum Zeugnis einen Tod, der wenigen Sterblichen zu sterben vergönnt ist. Aber die gesellschaftliche Menschheit ist auf der ganzen Erde fern von dieser Höhe und das gesellschaftliche Recht nimmt von ihr keine Kunde. Das menschliche Geschlecht teilt sich beim Leiden des äußersten Unrechts nur in zwei Teile, entweder greift es nach seinen Erdäpfeln oder nach seiner Keule.

Das ist nicht meine, das ist die Meinung meiner Natur, deren hohen ewigen Gang die Meinungen der Zeit weder viel fördern noch viel hindern.

Möge deine Gesetzgebung noch eine so weißgetünchte verkleisterte[1]) Wand sein, möge der Tiersinn der Macht sich hinter ihrem Blendwerk auch noch so menschlich geberden, ewig unterwirft sich der Mensch mit wahrem, freiem Willen nie einer Ordnung, die irgend Jemand das Recht gibt, ihm in den Verirrungen seines Tiersinns die Haut über die Ohren herabzuziehen. Das Verhältnis der Menschen im Staat gegen einander ist ein blos tierisches Verhältnis. Der Mensch als Geschlecht, als Volk, unterwirft sich dem Staat gar nicht als ein sittliches Wesen; er tritt nichts weniger als deswegen in die bürgerliche Gesellschaft, damit er Gott diene und seinen Nächsten lieben könne. Er tritt in die bürgerliche Gesellschaft, seines Lebens froh zu werden und alles das zu genießen, was er als ein sinnliches tierisches Wesen unumgänglich genießen muß, um seine Tage froh und befriedigt auf dieser Erde zu durchleben.

Das gesellschaftliche Recht ist daher ganz und gar kein sittliches Recht, sondern eine bloße Modifikation des tierischen.*)

Inzwischen liegt der Macht freilich alles daran, daß ich ein sittlicher Mensch sei und sie nie in den Fall komme, daß mein Tiersinn sich an dem ihrigen reibe. Sie leitet es deswegen auf der ganzen Erde dahin, dem Menschengeschlecht das Verhältnis zwischen ihr und dem Volk[2]) als ein sittliches Verhältnis in die Augen fallen zu machen. Aber die Neigung der Macht, sich für ein sittliches Verhältnis auszugeben, ändert die wahre Lage ihres Verhältnisses gegen das Volk nicht,

[1] trefflich geweißete . . .
*) Gegensatz zu Rousseau!
[2]) und dem Volk und zwar einseitig als ein sittliches . . .

und wenn das Personal der Macht diese Neigung, von innerer Unsittlichkeit gereizt, nur für eigenen Vorteil nährt und sie nur zum Deckmantel ihrer bürgerlichen Gesetzlosigkeit und ihres gesellschaftlichen Unrechts braucht, so thut sie hierin nichts anderes, als was der Wolf und der Fuchs, wenn sie könnten, auch thun würden, um das Schaf und die Henne zu einem unbedingten Zutrauen zu bewegen. Indessen thut die Henne wohl, wenn sie des Nachts auf den Bäumen schläft, und das Schaf, wenn es trotz allem, was der Wolf sagt, sich an den Hirten hält.

Wahr ist indessen doch auch, wenn die Macht durch persönlichen Edelmut freiwillig, oder durch die Weisheit der Gesetze gezwungen, in den Schranken einer gesetzlichen Rechtlichkeit fest steht, so ist ihre desfallsige Meinung, wenn sie schon auf Irrtum gegründet, in diesem Fall dem Staat oft ganz unschädlich, sie kann ihm unter gewissen Umständen sogar vorteilhaft sein. Wenn sie aber, aus welchen Ursachen es auch immer sein mag, dahin versunken ist, Volksdummheit und Volkssittlichkeit in ihren Begriffen mit einander zu verwechseln und beide als Polster ihrer tierischen Behaglichkeit und als Mittel anzusehen, sich selbst im Besitz jedes gesellschaftlichen Unrechts so weit zu sichern, daß sie weder durch die Kraft der Gesetze, noch durch diejenige des Volks im Genuß derselben beeinträchtigt werden, sondern in Sardanapalischer Sorglosigkeit jede noch so unrechtmäßige Handlungsweise ohne einige Gefahr[1]), forthin als rechtmäßig behaupten kann. In diesem Fall ist dann die sinnliche Neigung der Macht, ihr Verhältnis gegen das Volk als ein sittliches Verhältnis in die Augen fallen zu machen, gewiß nicht unschädlich und noch weniger wahrhaft nützlich.

Indessen wird sie in jedem, so auch in diesem Fall dich allemal mit der Miene der Unschuld fragen: Wie sollte ein Staat bestehen können, dessen Gesetzgebung nicht auf Sittlichkeit gegründet ist? Sie sollte zwar freilich diese Frage nicht thun, um den Verirrungen ihres eigenen Tiersinns einen Anstrich zu geben. Aber es begegnet ihr in diesem Fall, was dem Menschen überhaupt begegnet, wenn er seinen Leidenschaften unterliegt. Sie kommt mit sich selbst in Widerspruch und glaubt auf der einen Seite wirklich, der Staat müsse auf Sittlichkeit gegründet sein, auf der andern Seite führt sie ihre Bürger selber zu hundert und hundert Verhältnissen, Umständen und Genüssen, die alle Fundamente der Sittlichkeit in unserm Geschlecht auslöschen und im Gegenteil dem Tiersinn des Volks eine gesellschaftliche Verhärtung, Schlauheit und Verwegenheit erteilen, daß das Zwischenspiel der mitten durch alle diese Umstände angepriesenen Sittlichkeit selbst

[1]) ohne irgend eine Art von ihrer Sinnlichkeit unangenehmen Folgen zu gefahren. forthin als rechtmäßig oder wenigstens als sicher behaupten kann. In diesem Fall ist dann aber freilich die sinnliche Neigung der Macht, ihr Verhältnis zum Volk diesem als ein sittliches Verhältnis in die Augen fallen zu machen, durchaus nichts anderes, als ein Ausdruck der Selbstsucht ihres eignen, innern Verderbens.

zu dem frommen Betrug nicht mehr dienen kann, zu dem es eigentlich bestimmt ist. Wenn es also der Macht schon zu verzeihen ist, daß sie das Verhältnis des Volks gegen sich selbst als ein sittliches ansehe und anpreise, so darf ein Gesetzgeber sich von diesem Irrtum nicht täuschen lassen, er darf weder den König, noch das Volk sittlich glauben und muß die Rechte und Pflichten aller Stände im Staat also bestimmen, daß der allgemeine Tiersinn unserer Natur bei dem ersten Bürger wie bei dem letzten nicht zum Nachteil der andern in seiner bürgerlichen Lage Nahrung und Begünstigung finde.

So sehr also die Macht wünscht, daß ich ein sittlicher Mensch sei, so darf sie es als Macht nicht von mir fordern. Die Macht darf nur insoweit von mir fordern, daß ich ein sittlicher Mensch sei, als sie selbst sittlich, das ist, als sie nicht Macht ist, nicht als Macht handelt. Sie darf es nur insoweit von mir fordern, als sie in der Göttlichkeit ihrer Kraft lebt und wallt, nicht, daß ihr gedient werde, sondern daß sie diene und ihr Leben gebe zur Erlösung für viele. Das ist der Stein in der Krone der Fürsten, der ihr Recht göttlich macht.

Wo er glänzt, da keimt[1]) das Volk und begehrt kein Recht, aber wo er mangelt und falsch ist, da hat es ein Recht nötig.

Die Macht, als Macht, ist auf der ganzen Erde gesetzlos, und die gesetzlose Macht ist wie das Schlagen der Wellen im Sturm, die selber vergeht, indem sie eine andere verschlingt. Wer will das Recht dieser Wellen, dieses Verschlingens, dieses Vergehens ansprechen?

Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Ehre.

Wenn der Wilde in seine Haut wie in ein hölzernes Brett schneidet, wenn er sich Farben anstreicht, die schlechter sind, als er selber, wenn er sich Nase und Ohren durchsticht, damit etwas an ihm hange, das glänzt, so thut er mit allem diesem weniger und macht sich weniger Plage, als der Europäer zu gleichem Zweck.

Der Schmuckkasten des Otaheiten ist von dem Schmuckkasten des Europäers nicht sehr verschieden, und der Beinorden des Südländers ist mit allen Orden unsers Weltteils die nämliche Sache.

Allenthalben führt der Trieb zur Auszeichnung den tierischen Menschen dahin, daß er die Schleppe seines Kleides und einen Ring an der Nase mehr achtet, als sich selber und für Branntwein, Glaskorallen und Bänder einen jeden totschlägt, der dahin gekommen, um Mord und Unterdrückung seines Geschlechts durch Glaskorallen, Branntwein und Orden anzuzetteln und bezahlen zu können.

---

[1]) „kniet", „keimt" scheint nur ein Druckfehler zu sein, der auch unter der „Corrigenda" übersehen ist. Man könnte allenfalls den Sinn von „gedeihen" darin finden, aber Pestalozzi hat ja das Wort selbst geändert in der C. A.

Unterwerfung.

Der Grund der Unterwerfung ist nichts weniger als ein unserm Geschlecht natürlicher Dienstwille; es ist keine Spur eines solchen Willen in unserer tierischen Natur. Der Grund der Unterwerfung ist Selbstsorge.

Das gesellschaftliche Recht kann also die Grundsätze der Unterwerfung auf kein anderes Fundament bauen, als auf dasjenige, auf welches unsere Natur sie selber gebaut hat. Auch kann die äußere Form, in welcher der unterworfene Mensch den tierischen Trieben seiner Selbsterhaltung und Selbstversorgung entgegen zu streben genötigt ist, das Wesen seines gesellschaftlichen Rechts auf keine Weise verändern. Er soll durch Unterwerfung nichts weniger, als den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung, den Ersatz seiner Naturansprüche verlieren, er soll ihn vielmehr durch dieselbe sicher stellen. Er hat, als unterworfener Mann, vorzüglich Anspruch an eine weise Organisation des bürgerlichen Erwerbs, an gesetzliche Sicherstellung der niedern Rechte des untergeordneten Eigentums, an gesicherte und allgemeine Volksbildungsanstalten, an Schutz eines jeden, dem Armen möglichen Erwerbs, an gesetzliche Beschränkung des Reichen in jeder gemeinschädlichen Benutzung ihrer Fonds.

Eine andre Frage ist: Genießt der unterworfene Mann in den wirklich bestehenden bürgerlichen Einrichtungen sein gesellschaftliches Recht? Oder ist im Gegenteil wahr, daß die Unterwerfung in den Jahrbüchern des Menschengeschlechts allgemein blos als ein Zwang- und Notstand zum Vorschein kommt, in welchem die Schwäche unsers Geschlechts, von aller Sicherheit des Rechts soviel als gesetzlich ausgeschlossen und in den wesentlichsten Bedürfnissen des Lebens beeinträchtigt, sich in Lagen versetzt sieht, die ihm nicht einmal erlauben, sein Leben anders, wenn auch nicht mühsam und elend, doch in seinen ersten Gefühlen gekränkt und durch Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit erniedrigt, zu durchsterben. Eben diese Jahrbücher aber sagen dann auch, daß das Menschengeschlecht unter diesen Umständen allgemein neidisch, tückisch, diebisch, niederträchtig, untreu und verräterisch werde, daß sein Innerstes sich gegen jede größere gesellschaftliche Kraft und gegen einen jeden Menschen, der in einer gesellschaftlich bessern Lage ist, empöre.

Die tierische Selbständigkeit, die meine Natur fordert, findet nur in der gesellschaftlichen Selbständigkeit einen befriedigenden Ersatz. Die Grundgefühle meiner tierischen Natur sind alle wider die Unterwerfung, sie stößt in ihrem Wesen an den gewaltsamen Trieb, in den Angelegenheiten meiner Selbsterhaltung unabhängig und selbständig zu sein, oder wenigstens mich unabhängig und selbständig machen zu können, und gegen das mit so vieler Kraft in mir liegende Mißtrauen gegen alles, was diese Selbständigkeit entreißen oder erschweren kann.

Das Gefühl meiner rechtlosen unsichern Lage im gesellschaftlichen Zustand tötet alle Grundlagen des menschlichen Geistes, durch welche

die Veredlung der Nation allein möglich gemacht wird. Die Geschlechter der Menschen versinken durch bürgerliche Erniedrigung in jedem Staat[1]) zur möglichen Schlechtigkeit hinab und erheben sich durch die gesellschaftliche Selbständigkeit zu jeder bürgerlichen Tugend. Daher der Unterschied zwischen dem Edelmut des ungarischen Adels und der Kriecherei des **schen und **schen[2]); daher der Unterschied zwischen Helvetiens Bergbewohnern und den polnischen Bauern und ebenso der Unterschied zwischen einem gesetzlich gesicherten Handlungsstand und tief erniedrigten, reichen Fabrikknechten, zwischen einem ehrenfesten bürgerlichen Arbeitsstand und ehrlosem Fabrikgesindel.

Beherrschung.

Wesentlich von der Regierung verschieden, ist sie eine bloße Folge des Privateigentums, der Privatbedürfnisse und der Privatrechte. Die Regierung hingegen ist eine bestimmte Folge des allgemeinen Eigentums, der allgemeinen Bedürfnisse und Rechte.

Sowohl Beherrschung als Regierung müssen den Grund ihres Rechts beiderseits in dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung suchen. Die Beherrschung muß ihr Recht mehr als die Regierung auf diesen Zweck, *insofern er durch die Bedürfnisse und Neigungen der Individuen im Staat bestimmt wird*, gründen. Die Regierung hingegen muß dasselbe mehr als die Beherrschung auf diesen Zweck, *insofern er durch die Abstraktion der allgemeinen Bedürfnisse und des allgemeinen Willens bestimmt ist*, gründen.

Es liegen aber sowohl in der Natur der herrschaftlichen als der Regierungsrechte so viele Reize gegen diese beiden Grundgesichtspunkte, daß es unmöglich zu erwarten ist, daß dieselben den Menschen, die im Besitz sowohl der einen als der andern gesellschaftlichen Vorzüge stehen, von selbst auffallen. Sowohl im einen als im andern Fall ist seine ganz tierische Stellung dagegen, er faßt sie also nicht. Es ist nicht möglich, es kann im Besitz großer gesellschaftlicher Kräfte nie mein tierischer Wille sein, mich im Gefühl meiner Rechte durch allgemeine oder durch Privatbedürfnisse und Neigungen eingeschränkt und gehemmt zu sehen. Es kann im Besitz der Macht nie mein tierischer Wille sein, den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung gegen mich selbst anzu-

---

[1]) in Sümpfe hinab, in denen sich die Schlechtheit der Menschennatur so behaglich findet, als die Frösche in der Fette des Teichs und das Schwein in der Fette der Pfütze. Diese Geschlechter aber erheben sich dann auch durch die gesellschaftliche Selbständigkeit, in welcher sich die bürgerliche Würde entfaltet, zu jeder Kraft und zu jeder Tugend des gesellschaftlichen Zustands.

[2]) daher der Unterschied zwischen einem gesetzlich gesicherten Handelsstand und tief erniedrigten, auch reichen Fabrikknechten, zwischen einem ehrenfesten bürgerlichen Arbeitstand und ehrlosen Fabrikgesindel; daher auch bestimmt der Unterschied zwischen den freien Hirtenvölkern in Helvetiens Bergen und den bevölkervogteten Bewohnern ihrer acker und weinbautreibenden Thalbauern.

erkennen und im Gefolg dieser Anerkennung nicht anders als gesellschaftlich rechtmäßig zu regieren.

Dieser Wille besteht in einem jeden Staat nur insoweit, als die Weisheit und Kraft der Gesetzgebung die Ansprüche unserer tierischen Natur in den Teilhabern der gesellschaftlichen Vereinigung allgemein mildert, indem sie die ursprünglich ungesellschaftliche und gesellschaftlich unrechtmäßige Ungleichheit aller gesellschaftlichen Kräfte durch eine mit dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung übereinstimmende Organisation des Gebrauchs derselben rechtmäßig zu machen, und durch Vorsorge für die Menschenrechte derer, die keinen Teil an der Welt haben, den Geist des gesellschaftlichen Vertrags in ein Geschlecht hinein zu bringen sucht, bei welchem die Natur den Hang zu allem gesellschaftlichen Unrecht mit solchem Reiz verwoben. Es ist gewiß, der reine gesellschaftliche Wille besteht in einem jeden Staat nur insoweit, als die Gesetzgebung das ganze Wirrwarr des im namenlosen Chaos des Zufalls, wie in Macbeths Kessel gekochten Undings unsers Reichtums und unserer Armut, unserer Rechte und unserer Rechtlosigkeit, unserer Ansprüche und unserer Niederträchtigkeiten in eine solche Ordnung zu bringen sucht, die auch der Schwäche unsers Geschlechts die Möglichkeit offen läßt, durch den gesellschaftlichen Zustand wirklich gesellschaftliche Rechte zu erhalten und durch dieselbe unter den Schranken der bürgerlichen Vereinigung wahre Befriedigung zu finden.

Freilich geschieht das alles nicht; unsere Gesetzgebungen lassen der Hexe ihren Kessel und wir leben in dem Unding, das sie uns gekocht hat, wie die Frösche im Sumpf, unbesorgt für die, so der Storch frißt. Der alternde Weltteil hat die Grundsätze der wahren gesellschaftlichen Ordnung wie aus dem Gedächtnis verloren. Die Masse des Volks hat keinen Begriff von seinem gesellschaftlichen Recht, also auch keinen gesellschaftlichen Willen, und Verkleisterungsmittel unserer bürgerlichen Entmannung sind weder ein Ersatz des mangelnden bürgerlichen Rechts, noch ein Fundament einer wahren gesellschaftlichen Ordnung und die Gewaltsordnung, die die Macht nicht für das Menschengeschlecht, sondern für ihren Dienst einrichtet, ist noch schlimmer, als das Unding, das uns die Hexe gekocht hat.

Indessen ist das, was geschieht, um deswillen nicht das, was geschehen soll. Der herrschaftliche Stand ist gar nicht durch seinen Ursprung, sondern nur durch das Gesetz rechtmäßig, das Gesetz aber darf den Grund seiner Rechte weder in den Gewaltgelüsten übergroßer Herren, noch in den demütigen Niederträchtigkeiten überschwacher Knechte suchen. Es muß ihn in dem Zweck und dem Wesen der gesellschaftlichen Vereinigung suchen. Aber die meisten Staaten tummeln sich in den barocken Formen des Unrechts, dem sie die Gestalt des Rechts und der Ordnung, wie dem Esel die Löwenhaut über die Ohren herumziehen. Wenn wir indessen von Herrschaftswegen Genüsse und Rechte fordern, die den Zustand derer, die sich um unser Eigentum bewerben, um unsers größern Vorteils willen abhängig, ehrlos und

rechtlos machen, so handelten wir, wenn auch die ganze Welt das Gleiche thut, hierin nicht nach den Gesetzen des gesellschaftlichen Rechts, sondern nach denjenigen unserer tierischen Selbstsucht und die Folgen, die diese Handlungsweise dann haben mag, sind in jedem Fall nicht Folgen unserer gesellschaftlichen Rechtlichkeit, sondern des Gegenteils.

Gesellschaftliches Recht.

Ich sah unter allen vorstehenden Abschnitten den entscheidenden Einfluß meiner selbstsüchtigen Natur auf das allgemeine Zugrundrichten des gesellschaftlichen Zwecks im gesellschaftlichen Zustand. Die ersten Bedürfnisse der gesellschaftlichen Menschheit rufen deswegen gebietend einer Kraft, die den Vergehungen meiner Selbstsucht in diesem Zustand allgemein und wirksam Einhalt zu thun imstande sei. In dem Gefühl dieser Bedürfnisse liegt der Ursprung aller gesetzlichen Einrichtungen unsers Geschlechts. In der Uebereinstimmung dieser Einrichtungen mit dem gesellschaftlichen Zweck liegt das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. Im Mangel dieser Uebereinstimmung hingegen liegt das Wesen des gesellschaftlichen Unrechts oder die Quelle der Uebereinstimmung derselben mit dem Gelüsten derer, die das physische Uebergewicht der Gewalt, die in ihrer Hand ist, [1]) zum Fundament legen und vermöge ihrer Natur nicht anders können und nicht anders wollen als dieses Uebergewicht zum Fundament dieser Einrichtungen zu machen.

Der Mensch kann und will als tierisches Geschöpf nicht anders als selbstsüchtig handeln; er ist in den freien Spielraum seiner Naturtriebe allenthalben zur Gesetzlosigkeit geneigt und lebt als Tyrann und Sklave nach den gleichen Grundsätzen [2]) seiner tierischen Gefühle; und wenn er jetzt im öffentlichen Getümmel des Aufruhrs wütet, so schlich er vorher in trügender Staatsruh der Rechtlosigkeit wie ein stilles grundfressendes Wasser einher. Man muß daher das letzte Unglück des Staats nie ohne Rücksicht auf den Einfluß ihres frühern Verderbens ins Auge fassen. Nur Betrüger und Betrogene berühren die Ursachen nicht, wenn von Wirkungen die Rede ist.

Adel.

Meine tierische Natur bindet mich durch meine Ehre wie durch mein Gut an mein Kind; ich muß vermöge derselben notwendig dahin lenken, jeden Lebensgenuß, den ich in meine Hand gebracht, in der Hand meines Kindes fortdauernd zu machen. Also liegt Anspruch an erbliche Ehre in dem Grundgefühl meiner tierischen Natur, wie der Anspruch an erbliches Eigentum. Der Grad der Kultur und des Bedürf-

[1]) zum Fundament ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen legen und vermöge ihrer Natur nicht anders können als dieses zu thun.

[2]) Grundtrieben.

nisses, die wesentliche Eigenheit des Besitzstands, kurz der bestehende Fuß aller Dinge entscheidet an jedem Ort und in jedem Zeitalter über die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit eines jeden Mittels, unser Geschlecht dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung näher zu bringen.

Der Adel war in der Feudalform der Vorzeit als der Mittelpunkt des allgemeinen Besitzstands ein Mittel zu diesem Zweck. Es ist wahr, das Mittel fraß den Zweck; der Adel stellte den Fortschritt des Menschengeschlechts still, wie die Priester; er haßte[1]) das Recht der Welt, wie die Könige; er war selbstsüchtig, wie die Reichen und gewaltthätig, wie die, die Gewalt haben. Aber sein Unrecht lag offen und schreiend vor den Augen der Welt. Es ward ihm selbst zur Last und geriet ihm selbst zum schnellen Verderben, da hingegen das Unrecht der Könige und der Großreichen, in deren Hände das Unrecht, in deren Seelen die Irrtümer des Adels hinüber gegangen, ihnen nicht so leicht selber zur Last fallen und nicht so leicht zum schnellen Verderben gereichen werden.

Die Welt wird große Mühe haben, über das Unrecht und die Ungesellschaftlichkeit unserer Souveränitäts- und Finanzanmaßungen das zu gewinnen, was sie über das Unrecht und Ungesellschaftlichkeit des Feudaleinflusses wirklich gewann. Die Welt, die in der Feudalform der Vorzeit wie in eisernen Banden still stand, ist jetzt durch die Koalition der Gewaltsrechte des Throns mit allen Schlüpfrigkeiten des Geldeinflusses zu einer Tontine gemacht worden, wo endlich niemand und nichts bleibt, was es ist und was es war.

Indessen hat die Handlung, die jetzt auf den Trümmern des Adels und durch die Finanzlücken der Höfe[2]) ihr allmächtig gewordenes Haupt emporhebt, nirgends als in England einen in das Wesen der Regierung eingewobenen großen Geist, wie das Feudalsystem der Vorzeit einen solchen hatte.

Jetzt ist die Welt in der Hand der Hofjuden, und die Hofjuden in der Hand der Minister, deren Volk einen wesentlichen Kredit hat. Indessen flattert der Besitzstand,[3]) vom Boden losgemacht, wie ein verscheuchter Vogel auf demselben herum. Vor altem saß der Adler auf seinem Neste und wenn er sich ungebührlich hielt, so fand ihn der Jäger, so hoch auch sein Nest war; jetzt glauben die Kabinette, die kleinen Vögel legen mehr Eier und zerstören alle großen Nester, um das ihrige, das allein hohe, das allein heilige, das allein freie, in das

[1]) das Recht der Schwächern, insofern es ihm entgegenstand, wie alle Stärke der Welt das Recht der Schwäche, das ihr entgegensteht, haßt. Er ward selbstsüchtig . . .

[2]) C. A.: des Gelds, oder vielmehr des Geldmangels und der gefährlichen Nothelfer im Geldmangel, der Hofjuden, und diese in der Hand des Volks, das die Schätze der Welt in der Mitte der dürren Ebenen seiner eigenen Volksarmut als Hügel und Berge des Einzelnreichtums aufthürmt.

[3]) der allgemeine Besitzstand des Lands, . . .

Gold der Welt einzufassen. Aber dieses Gold wird verschwinden,[1]) und wir werden nach einigen Erfahrungen, die nahe sind, wieder froh sein, unser Eigentum, wie vor alters, an Grund und Boden anzuketten. Wenn man indessen die Formen der Vorzeit für den Geist unsrer Tage zu eng findet, so werfe man dennoch kein Mittel, das unser Geschlecht wirklich einmal weiter gebracht hat, mit unbedingter Sorglosigkeit weg.

Der Barbar lebt nur unter der willkürlichen Gewalt gesellschaftlich und welche Form der Besitzstand auch immer in einem Staat haben mag, so ist dieses gewiß, wenn der Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung in demselben erzielt werden soll, so muß man dem Bürger in demselben immer einen, seinem Eigentum verhältnismäßigen gesetzlichen Wert und Einfluß erteilen.

Das Eigentum regiert immer besser als der Mensch. Ich glaube wenigstens, es sei nur durch den Geist von Gesetzen, die diesen Gesichtspunkt zum Fundament haben, möglich, den alternden Weltteil vor der gedoppelten Gefahr zu bewahren, in allen seinen Abteilungen entweder von den Anmaßungen der Krone verschlungen oder den Anmaßungen des Sansculottismus zerrissen zu werden.

So lebhaft uns auch die Irrtümer und das Unrecht des Adels vor Augen stehen, so sollen wir doch nicht vergessen, daß das Eigentum immer der Fuß unsers gesellschaftlichen Daseins ist und sein muß und daß also der Naturkampf zwischen dem Eigentümer und Nichteigentümer im gesellschaftlichen Zustand ewig nicht aufhören kann. Wir dürfen das alte Heiligtum des Pflugs und seinen ewigen Vorzug vor allem Judenwesen ohne Gefahr für die Pflanzschule aller[2]) Staatskräfte und für die gute Beschaffenheit des Volks nicht aus den Augen verlieren. Man mache einen Unterschied zwischen dem Recht des Adels

[1]) Vor altem garantierte das Landeigentum dem Staat die Treue und Anhänglichkeit des Großreichtums; der Edelmann saß auf seiner Burg wie der Adler auf seinem Nest; seine Burg war auf Felsen gebaut und dadurch an sein Land gekettet. Seit ein paar Jahrhunderten fangen viele Staaten an, eine Vorliebe für das herumflatternde Fluggeld der Handlung zu zeigen. Der Wahn ist eingerissen, das Fluggeld trage mehr Zins ein als das angebundene, und man sagt auch als Beleg zu der Wahrheit dieser Ansicht: Die kleinen Vögel legen mehr Eier als die großen. Und das ist auch bei den Vögeln ganz wahr, die Hühner legen mehr Eier als die Adler; aber dann ist auch wahr, die Handlung umwandelt oft durch Glücksstreiche eierlegende Hühner in hühnerfressende Raubtiere, in Adler, und der Staat muß die Gegenwirkung des Geldeigentums auf das Landeigentum und des Landeigentums auf das Geldeigentum in jedem Fall genau ins Auge fassen, wenn er irgend ein großes Nest im Staat zugunsten eines andern zerstören will, sei es jetzt, um das seine in das Gold der Welt einzufassen, oder das Gold der Welt in demselben zu verspliittern. Ob die Zeitmacht bei irgend einem Eingriff in Geldangelegenheiten das eine oder das andere bezwecke, das ist gleich viel; auf dem einen und auf dem andern Weg wird das Geld des Weltteils verschwinden, . . .

[2]) aller wahren Staatskräfte, ohne Gefahr für den Mittelstand und den mit der Kraft des Mittelstands innig zusammenhangenden, allgemeinen Wohlstand des Volks . . .

als Eigentümer und den Anmaßungen dieses Standes, die keinen Grund im Recht des Eigentums haben; man überlasse die letztern dem Zahn der Zeit, der so kraftvoll an ihrem Irrtum nagt, und unterwerfe die ersten den Grundsätzen, ohne welche das Eigentum kein gesellschaftliches Recht sein kann. So scheint mir der Streit gehoben, der, indem er in unseren Tagen ohne Edelmut und ohne großen gesetzgeberischen Geist geführt worden ist, nicht anders konnte, als das Wohlwollen des Menschengeschlechts unter einander weit mehr als es gut und nützlich gewesen ist, zu stören.

Kronrecht.

In seinem Ursprung schwankend zwischen den Gefühlen des Privatrechts oder vielmehr der Privatanmaßungen in dem Besitz der unverhältnismäßigen gesellschaftlichen Kräfte, und den Ansprüchen des öffentlichen Rechts und des öffentlichen Bedürfnisses, einzig durch seine Uebereinstimmung mit dem gesellschaftlichen Zweck und dem gesellschaftlichen Recht gesellschaftlich, und nur insoweit rechtmäßig, in der Hand der Individuen als solcher bloße tierische Kraft, und insoweit in seinen Wirkungen nicht blos wie das Eigentum, die Macht und die Ehre allgemeine Nahrung unsers tierischen Sinns und aller Verirrungen, zu welchen dieser Sinn uns alle hinführt, sondern die bestimmte höchste Stufe, das bestimmte non plus ultra aller möglichen Attentate gegen alle Fundamente der gesellschaftlichen Wahrheit und des gesellschaftlichen Rechts.

Könige können Anbetung verdienen, aber es ist gleich wahr: Der Begriff des Kronrechts, als ein allgemeiner Begriff, erregt beim sinnlichen, selbstsüchtigen Menschen eben die Gefühle, welche die Wörter Freiheit und Gleichheit beim französischen Sansculotten erregt haben.

Freiheit.

Unser Geschlecht hat eine allgemeine und starke Neigung, in dem Genuß seiner Lebensansprüche unabhängig und selbständig zu sein. Naturfreiheit ist Genuß dieser Selbständigkeit in vollem Leben meiner tierischen Kraft. Bürgerliche Freiheit ist Ersatz der Naturfreiheit, Besitz gesellschaftlicher Selbständigkeit. Das Recht der Naturfreiheit ruht auf dem allgemeinen unwillkürlichen und unwandelbaren Gefühl des Bedürfnisses meiner Selbständigkeit im Naturstand. Das Recht der bürgerlichen Freiheit ruht auf dem eben so allgemeinen Gefühl des Bedürfnisses eines Ersatzes dieser Naturfreiheit im gesellschaftlichen Zustand.

Der tierische Reiz dieses Gefühls ist eine einfache Folge der Eigenheiten der Tierart meines Geschlechts. Ich bin vermöge desselben kein trauliches kraftloses Haustier, das unter den Füßen eines stärkern ruhig gaukelt und frißt, im Gegenteil, ich gehöre vielmehr zu den gewaltsamen, unruhigen, die Sicherheit selbst dem Genuß vorziehenden Raub- und Waldtieren. Es ist freilich auch wahr, meine Neigung zur

Selbständigkeit wird durch meine Trägheit, und mein Hang zur Sicherstellung meines Rechts durch denjenigen zum Genuß in mir selbst geschwächt und es ist unstreitig, man kann mich durch sichern Sinnengenuß unter allen Umständen zum schwächlichern Haustier umbilden, aber von Natur bin ich kein solches, ich will da[1]) immer lieber herrschen als dienen.

Das Mittel zwischen Herrschen und Dienen, Selbständigkeit, ist Bedürfnis meiner Natur. Das Herrschen ist Bedürfnis überwiegender tierischer Kräfte oder wenigstens der Einbildung davon. Das Dienen ist Bedürfnis verlorner oder geschwächter tierischer Kräfte oder wenigstens der Einbildung davon. Auch gemäßigte tierische Kraft spricht in ihrem gesunden Zustand Selbständigkeit an. Dieser Anspruch ist in meinem Geschlecht eine unwillkürliche Folge der Unverdorbenheit meines Blutes und des freien Spieles meiner Säfte in Hirn und Herz. Ich verlange sie, weil dieses Herz in mir wie in einem Mann schlägt, weil dieses Hirn nicht vom Schlag getroffen in einem ohnmächtigen bettlägrigen Kopf stockt, ich verlange sie, weil mein Blut in Jünglingsfarbe meinen Geist in jeder Ader frei und froh[2]) ohne Gift nährt. Also beschaffen, muß ich sie verlangen, weil ich bin, was ich bin, und ich höre auf zu sein, was ich im gesunden tierischen Zustand notwendig bin, wenn ich aufhöre, tierische Selbständigkeit zu verlangen.

Im bürgerlichen Leben ist alles Thun und Lassen des gesellschaftlichen Menschen ein ewiges Haschen nach Selbständigkeit, freilich ein ohnmächtiges und fast immer mit der Kränkung des Fehlgreifens gebrandmarktes Haschen. Es läßt sich gar nicht leugnen, es gelingt ihm in diesem Zustand selten, von Gesetzen abzuhangen, die auf dem Recht ruhen, das in seiner Brust schlägt und das er sich selber gegeben. Bald hängt er allgemein von der Willkür der Gewalt ab, die immer nur danach trachtet, unser Geschlecht auf den Ruinen seiner zertrümmerten Selbständigkeit, als ein neugeschaffenes, menschheitloses und menschheitleeres Wesen blos zu regieren, demselben alle Kraft und alles Recht seiner Natur zu rauben und dann, wenn dieses geschehen, in ihm die also erniedrigte Menschheit zu beglücken und zu begnaden.

Armes Geschlecht, das höchste Ziel deiner Gesetzgebung geht dahin, dich entwürdigt zu füttern, und der alternde Weltteil lobt seine Weisheit, wenn du von diesem Futter nur fett wirst!

Tyrannei.

Tyrannei ist Kränkung meiner Selbständigkeit ohne und wider den gesellschaftlichen Zweck. Es gibt eine barbarische und eine zivilisierte Tyrannei. Unter der barbarischen blute, unter der zivilisireten schmachte ich. Ihr Wesen ist in beiden Fällen das nämliche, Gebrauch der

[1]) ja.
[2]) frei und ohne Gift . . .

Macht ohne Respekt für ihre Bestandteile und ohne Rücksicht auf ihren Zweck. Sie ruht allgemein auf dem Tiersinn meiner Natur, der im Vollgefühl unverhältnismäßiger Kräfte nicht anders kann, als die Schwäche meines Geschlechts zu erniedrigen und mißbrauchen. Sie ist nichts anderes als die Unterdrückung des bürgerlichen Rechts durch die Naturfreiheit der Macht.

Wer diese Unterdrückung leiden muß, ist Sklav. Wer sie nicht leiden muß, ist frei. Wer sie leiden macht, ist Tyrann. Wer sie leiden machen kann, kann Tyrann sein. Wer das nicht kann, kann nicht Tyrann sein. Völker, deren Fürsten nicht Tyrannen sein können, haben ein Recht. Völker, deren Fürsten Tyrannen sein können, haben kein Recht. Fürsten, die Tyrannen sein können und nicht sind, sind Engel oder Schatten.

Der Anspruch an Tyrannei ist nicht Bosheit, er ist Menschennatur. Nur der Schafskopf spricht sie nicht an, wenn er kann. Der wahrhaft Reine, Tugendhafte freilich auch nicht, aber es ist von reiner Tugend nicht die Rede, wenn man vom gesellschaftlichen Recht und von der öffentlichen Einrichtung des bürgerlichen Verhältnisses als solchen spricht.

Aufruhr.

Das Wimmern des Menschengeschlechts unter dem Druck des gesellschaftlichen Unrechts und der gesetzlosen Gewalt ist nicht Aufruhr. Auch lauter Tadel der öffentlichen Unordnung ist an sich nicht Aufruhr. Das Streben des Menschengeschlechts, die Maßregeln der öffentlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Rechts, wo sie mangeln, einzuführen, und wo sie geschwächt sind, zu stärken, dieses Streben liegt im Innersten meiner unentwürdigten Natur. Jedes Volk, dem es mangelt, ist in tiefe niedere Schlechtheit versenkt worden. Hin bist du, Name Vaterland, wenn dieses Streben in der Brust deiner Bürger tot ist! Deine entwürdigten Menschen sind Staatsbürger geworden.[1])

Und auch du[2]), meine Menschlichkeit, bist hin, wenn ich ohne Interesse für das öffentliche Recht und ohne Abneigung gegen das öffentliche Unrecht und gegen seine Quelle, die willkürliche Gewalt, in der bürgerlichen Gesellschaft lebe. Aber wie kann man das Interesse für die Angelegenheiten des Vaterlandes bei den Individuen im Land also lebhaft werden lassen und dabei den Staat auf jeden Fall vor Aufruhr sicher stellen? Also fragt ein Zeitalter, das nie einfach und geradehin recht thun, aber sich bei allem Nichtrechtthun selber bestens gesichert wissen will.

[1]) Deine entwürdigten Söhne sind nicht mehr Staatsbürger, sie sind in der Erniedrigung eines verdorbenen Staatsdiensts als Bürger zugrund gegangen, und als Menschen ist jede gute Kraft, die sie noch zu besitzen vermögen, außer allen Einfluß auf den Volkssegen, auf das Wohl des Vaterlands geworfen, folglich für sie als Bürger zu einer toten Kraft geworden.

[2]) Selbst du, . . .

Ich weiß auf diese Frage, wie sie gestellt ist, keine Antwort. Ich weiß gegen die Ausartung keiner einzigen menschlichen Kraft und keiner einzigen menschlichen Tugend auf jeden Fall Mittel. Aber das weiß ich doch, daß keine Kraft und keine Tugend in meiner Seele deswegen ausgelöscht werden soll, damit sie nicht ausarten könne, und daß die lebendige Anhänglichkeit des Bürgers an das Recht seines Landes eben so wenig zu einer Kraftlosigkeit, in der sie gar kein gesellschaftliches Uebel mehr veranlassen könne, versenkt werden darf. Gewiß ist wenigstens, um dem Aufruhr vorzubeugen, muß ich doch nicht die menschliche Seele ändern, daß sie zu allen Phantasieen der Willkür und zu allem Unflat der Rechtlosigkeit passe.

Wenn aber eine Regierung aus Gründen, die sie nicht protokolliert, die Grundfrage des bürgerlichen Rechts und der bürgerlichen Selbständigkeit nicht mehr will oder nicht mehr darf an sich kommen lassen, dann bleibt gegen den Aufruhr, das ist, gegen die beim Volke unter diesen Umständen notwendig erwachenden lebhaften Gefühle von der Unsicherheit und Unrechtmäßigkeit ihrer Lage, freilich kein Mittel übrig, als der Gebrauch physischer Kraft, ratio ultima regum. und dieses wirkt dann auch so viel sicherer, wenn man im Fall ist, mit ganz verstockter Stille zu Werke zu gehen. Das aber weiß ich freilich dann auch nicht, wie dieses auf jeden Fall möglich ist, ohne das Volk noch schlechter zu machen, als es durch den Aufruhr selber kaum hätte werden können.

Wenn ich indessen schon zweifle, ob die Lagen und Umstände, unter denen der Mensch zum Giftmischen geneigt werden kann, denen vorzuziehen sei, durch die wir gereizt werden, mit Kains Keule zu morden, so billige ich das Totschlagen mit der Keule so wenig als das Giftmischen. Und wenn ich schon zweifle, ob das Volk durch den Aufruhr schlechter werde, als durch politische Täuschung, so billige ich den Aufruhr so wenig, als die falsche Gewaltthätigkeit der Staatskunst. Das Verderben des gesellschaftlichen Zustandes führt uns offenbar zu zwei Extremen, die unser Geschlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderseits gleich zugrunde richten, und diese sind Ruchlosigkeit und Erschlaffung. Wir dürfen aber um der Gefahren willen, welche die Ruchlosigkeit und ihr äußerstes Verderben, der Aufruhr, über unser Geschlecht verhängt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erschlaffung im gesellschaftlichen Zustand veranlaßt. Und wenn auch mein Zeitalter, durch Umstände verführt, der letzten allgemein das Wort redet oder wenigstens über sie hinschlüpft, wie über glühendes Eisen, ich werde es nie thun. Sie ist gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgiltigkeit für das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. Wer durch sie entwürdigt ist, verachtet sich selber und haßt den, der es nicht thut. Wenn vom Recht die Rede ist, so spricht er: Wir haben ja zu essen und zu trinken und schöne Häuser. Wenn vom Volk die Rede ist, so fragt er: Was ist das? Das Menschengeschlecht, meint er, sei die Geldkiste; Freiheit alles, was einträgt und alles, was wohlthut; Sklaverei alles, was kostet und alles, was weh thut.

Mein Geschlecht verbindet in diesem Zustand die ekelhafteste Großsprecherei mit der tiefsten Niederträchtigkeit. Belastet mit Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürgerliche Kraft, entblößt von irgend einem stärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbständigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Nase, um Brot, bückt sich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es diesen Dienfttanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Mensch trägt in diesem Zustand nicht einmal die Kraft und die Ruhe des stärkern Viehs in seiner Brust, das Herzklopfen des schwächsten wird dann sein Teil. Von jedem Reiz gelockt und von jeder Drohung geschreckt, meint er dann, alles, was er thut, sei Sünde, und thut doch alles, was er meint, das Sünde sei. Er ist ohne Wohlwollen gegen sein eigen Geschlecht; wenn von der Not seiner Kinder die Rede ist, so sagt er: Sorgen sie auch! Ich habe auch müssen sorgen. Und ebensowenig rührt ihn die Nachwelt, sein Geschlecht und sein Volk.

Die Frage, ob der Mensch durch eine solche Erschlaffung nicht schlechter werden könne, als durch den Aufruhr, ist also, so Gott will, keine verfängliche Frage.

Staatsrecht.

Es ahnte mir jetzt, alle Wonne des Lebens scheitere an den öffentlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen Zustandes; ich mußte mich fragen: Was ist das Staatsrecht? Aber unwillkürlich stand mir Goethes Lied vor der Seele:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut,
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen
Die wir ahnen,
Sein Beispiel lehr uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur.
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böse und Gute;
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen vorübereilend
Einen um den andern.

Auch das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben

Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche,
Er unterscheidet,
Wählet und richtet,
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut,
Unverändert schaffe er
Das nützliche Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen*).

Warum steht dieses Bild meiner Natur vor meiner Seele, wenn ich mich frage: Was ist das Staatsrecht? Ist es, weil wir alle nach ewig ehernen, großen Gesetzen unsers Daseins Kreise vollenden, also kein Recht, folglich auch kein Staatsrecht statt hat? Oder ist es, weil jedes Recht meines Geschlechts, folglich auch das Staatsrecht, wesentlich dahin wirken soll, das, was den Menschen von allen Wesen, die wir kennen, unterscheidet, in ihm seiner möglichsten Entwicklung näher zu bringen? Unstreitig würde die Staatskunst, wenn sie sich die Entwicklung der menschlichen Kräfte als ihre Bestimmung vorsetzte, mehr leisten, als die Welt bis jetzt von ihr empfangen zu haben scheint. Aber kann sie sich diesen Zweck vorsetzen? Würde sie durch Anerkennung desselben in der Hand der Gewalt, in der sie immer sein muß, dadurch das Menschengeschlecht nicht mehr verhunzen, als selbiges durch alle Not und den unsäglichen Drang, zu welchem es ihre Fundament- und Rechtlosigkeit seit einem Jahrhundert hingeführt hat, wirklich verhunzt worden ist?

*) Das Gedicht war von Pestalozzi an einigen Stellen geändert, hier ist es nach dem Urtexte wiedergegeben.

Aber ich wollte mit dieser Frage: Was ist das Staatsrecht? eigentlich nicht so viel wissen; sie war eine bloße Folge der Ahnung, alle Wonne[1]) des Lebens scheitere an den öffentlichen Einrichtungen des gesellschaftlichen Zustandes, und wollte in Verbindung mit den Gefühlen, welche die Gegenstände, die ich bis jetzt ins Auge faßte, in mir rege gemacht, eigentlich so viel sagen: Ist die Staatskunst gesellschaftlich rechtmäßig, wenn der Mensch in und zu ihrem Dienst, durch sein Wissen und seine Kenntnisse zum Trümmer, zum Schurken und zum Bettler gemacht wird, wenn das Eigentum in seiner Hand, vorzüglich durch ihre Einmischung in und zu ihrem Dienst zu Pandorens Büchse wird, aus der alle Uebel sich über die Erde verbreiten? Hat sie ein Recht gegen das allgemeine unwillkürliche Naturwollen des Volks und gegen den Geist des gesellschaftlichen Vertrags, der auf diesem Naturwollen ruht? Hat sie ein Recht den gesellschaftlichen Zustand auf die List, die Gewalt und den Betrug der Macht zu gründen? Ist sie gesellschaftlich rechtmäßig, wenn sie selber die Auswahl der Bürger durch die Verirrungen der Ehre bis dahin entmenschlicht, daß diese ihr eigen Geschlecht auf den Wink eines jeden totschlagen, der so weit gekommen, über Glaskorallen, Branntwein, Liqueurs, Edelsteine und Ordensbänder disponieren zu können? Darf sie meinem Geschlecht durch Unterwerfung den Ersatz seiner Naturansprüche entreißen und für den herrschenden Stand diesen Ersatz in Genüsse verwandeln, die ihn zu aller Sinnlichkeit und zu aller Gewaltthätigkeit des Naturlebens herabwürdigen müssen? Darf sie die Unverdorbenheit meines Bluts und das freie Spiel meiner Säfte in Hirn und Herz mir zugrunde richten und wider meinen Willen und wider mein Recht mich dahin bringen, daß dieses Herz in mir nicht mehr wie in einem Mann schlägt; daß dieses Hirn wie vom Schlage getroffen, in meinem ohnmächtigen Kopfe stockt und mein Blut in Todesfarbe umwandle, meinen Geist in jeder Ader vergifte?[2]) Ist sie gesellschaftlich rechtmäßig, wenn sie mein Geschlecht dahin erniedrigt, dasselbe[3]) als ein bloßes Mittel, den Tiersinn der Macht zu befriedigen und allmählich zu verfeinern, anzusehen? Ist sie gesellschaftlich rechtmäßig, wenn sie mein Geschlecht durch Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit zum Gesindel macht und zur Erhaltung der Staatsruhe die Leiber und Seelen der Menschen dahin entnervt, daß sie zu allen Phantasien der willkürlichen Gewalt und zu allem Unflat der Rechtlosigkeit passen? Hat sie ein Recht, das Ebenmaß der bürgerlichen Stände aufzuheben, welches bestehen muß, wenn die Menschen nicht in einem ewigen Krieg mit einander sich selber auffressen oder zu einer solchen bürgerlichen Erschlaffung versinken sollen, daß es dann selber einem Düc d'Alba keine Freude machen könnte, dasselbe noch ferner zu drücken? Ist sie gesellschaftlich rechtmäßig, wenn sie die Privatangelegenheiten ihrer Günstlinge, die Ausschweifungen

[1]) alle wahre, alle gegründete, alle meine Ruhe sichernde Wonne . . .
[2]) . . . umwandelt, in jeder Ader vergiftet dahin fließe?
[3]) „sich selber" statt: dasselbe.

der Staatsehre, die Staatshoffart, die Staatseitelkeit und die Staatsgemächlichkeit eine Richtung nehmen läßt, die, indem sie bei dem Personal der Menschen, die auf die Sitten des Landes den größten Einfluß haben, Anmaßungen, Bedürfnisse und Gelüste erzeugt, die, da sie mit dem wirklichen Fundament des Staats kein Verhältnis haben, dahin wirken müssen, der arbeitenden und erwerbenden Klasse der Bürger die Gewohnheiten, Sitten und Lebensart, und selber den bürgerlichen Spielraum zu rauben, der wesentlich ist, sie imstand zu erhalten, die gesellschaftlichen Rechte und Vorzüge, die sie von ihren Vätern geerbt, ihren Kindern, nicht als ein bloßes Schattenwerk, sondern wirklich zu hinterlassen? Ich gehe weiter. —

Wohlwollen.

Harmlose Behaglichkeit ist die Mutter meines blos tierischen Wohlwollens. Du findest dasselbe beim unmündigen Kind und beim behaglichen Wilden, wie beim Hirten, der seine Weiden nicht verzinst und mit seinen Nachbarn nicht marktet, du findest es allenthalben, wo der Sinnengenuß des Menschen erquickend und leicht ist.

Aber sowie es Anstrengung erfordert, sowie er durch Sorgen und Angst unterbrochen, sowie er mit Gefahr und Kränkung begleitet ist, sowie meine tierische Natur keine harmlose Befriedigung mehr findet, also vermindert sich dieses Wohlwollen in derselben. Sowie das Kind das Uebel empfindet, sowie es weint, sowie es leidet und mangelt, also mindert sich bei ihm diese tierische Quelle seines Wohlwollens, seine Harmlosigkeit. Also auch beim Wilden, sowie ihm die Behaglichkeit mangelt, sowie seine Sonne nicht mild ist, sowie er sich des vergangenen Uebels erinnert, das zukünftige fürchtet und vom gegenwärtigen leidet, also mindert sich sein Wohlwollen. Da wo seine Haut vom Frost erstarrt und er beschneites Moos mit seinem magern Renntier teilt, da wird er falsch und hart wie der Bauer, der den unbezahlten Pflug auf rohem Land treibt und der mühselig lebende Bürger. Auch der Hirt, wenn er hinter magerm Vieh auf dürren Haiden flucht und jeden Zuber Milch hinter Schloß und Riegel verwahrt, ist ohne dieses Wohlwollen. Es verliert sich allenthalben da, wo der Sinnengenuß meiner Natur für mein Geschlecht mühsam ist und Anstrengung fordert, und dieses ist bald auf der ganzen weiten Erde der Fall; nur selten gönnt ein ewiger Frühling dem flötenden Hirten einen immerwährenden Scherz mit seinen Herden und mit seinem Geschlecht.

Aber es ist für den gesellschaftlichen Menschen wirklich gut, daß es so ist, das Menschengeschlecht bildet sich durch eben die Hemmungen, durch welche sein tierisches Wohlwollen verloren geht, und es ist für diese Ausbildung wesentlich wichtig, daß der Boden, den er baut, Geld kostet. Er soll sich freuen, wenn er für Weib und Kind Milch bekommt von der Kuh, die nicht sein ist, und Brot von dem Acker, den er für einen fremden Mann baut. Dennoch ist behagliche Wonne das

allgemeine Ziel meines tierischen und meines gesellschaftlichen Daseins auf Erden.

Alle Kunst des Eigentums ist nichts anderes, als das Streben meines Geschlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Fleck zusammenzubringen, auf dem ein jeder lebt. Alle Kunst des Staats ist nichts anderes, als das Streben meines Geschlechts, die Behaglichkeit[1]) auf den Fleck zusammen zu bringen, auf welchem die Menschen leben, für die er[2]) sorgt.

Der Mensch setzt, sowie ihm dies gelingt, sich selbst in eben die Lage, in welcher der harmlose Südländer die Gutmütigkeit mit sich ins Grab trägt, die die belasteten Völker nur mit sich auf die Welt bringen, und der Staat thut, insoweit er seine Bürger in eine harmlose Lage setzt, in Rücksicht auf diejenigen, die er also setzt, die nämliche Sache. Das Wohlwollen der Paläste ist daher im allgemeinen nichts anderes, als die Wirkung einer solchen Südseeluft und einer solchen Südseefülle.

Zürnet nicht, gute Töchter von Menschen, deren Amtleute hart sind, wenn ich die Liebe zu eurem Papagei und zu eurer Tante für nichts anderes erkläre. Wenn ihr mitten in Genüssen, die auf dem Unrecht vollendeter Staatsverhärtung ruhen, wie die schuldlosen Südländerinnen empfindet, so ist euer Wohlwollen nichts anderes, als der Selbstbetrug der tierischen Neigung zur harmlosen Behaglichkeit, die auch den rohesten Mann dahin bringt, daß es ihm lieb ist, wenn ohne seinen Abbruch andre Leute[3]) essen, trinken und schlafen können.

Die Neigung zur Behaglichkeit ist die allgemeine Triebfeder unsers tierischen Daseins. Du dankst ihr deine Betriebsamkeit, aber wenn du aus Unbetriebsamkeit verfaulst, so geschieht es aus gleicher Neigung. Um ihretwillen bist du barmherzig, aber auch um ihretwillen zerfleischest du unser Geschlecht. Um ihretwillen fronst du der Meinung des Volks, aber auch um ihretwillen höhnst du das Urteil deines Geschlechts. Um ihretwillen baust du der Ehre Altäre und um ihretwillen gründest du den Sitz der Throne auf die Ehrlosigkeit des Menschengeschlechts. Um ihretwillen erscheinst du unter deinem Geschlecht gern als gepriesene Mutter der Gnaden; aber auch um ihretwillen zertrittst du das Recht deines Geschlechts. Sie ist es, die zum Heldensinn der Freiheit erhebt, aber sie ist es auch, was dich jedes Joch der Knechtschaft zu ertragen gewöhnt.

---

[1]) der ganzen Erde . . .

[2]) für die er wirklich sorgt, seien diese jetzt, welche sie wollen, seien es nur seine Lieblinge oder auch die Notleidenden unter den Seinigen, seien es wenige Auserwählte oder alle, die ein Recht auf seine Vorsorge haben — Alle Kunst des Staats ist in jedem Fall nichts anderes als die Folge des Strebens meines Geschlechts, die Behaglichkeit der ganzen Erde auf den Fleck zusammenzubringen, auf dem diejenigen leben, für die er wirklich sorgt.

[3]) auch . . .

Liebe.

Wenn der Mensch in aller Gedankenlosigkeit seiner sinnlichen Natur sein Dasein an der Sonne verträumt und in allem Nebel seines Tiersinns mit seinem schweifenden, irrenden Wissen weit von sich weg fliegt, die Not der Seinen bricht ihm doch das Herz, er wirft die Afterkrone seines Wissens zu ihren Füßen und liegt seiner Wirtschaft ob, ihr Leben zu retten. Wenn vom ewigen Reiben des Eigentums seine Hand hart wird, wie der Fuß des schwerfälligsten Tieres, das Sinnengefühl seiner tierischen Teilnehmung erhält ihm dennoch sein Herz noch weich. Der Mann, der an seinem Pult für die Ordnung eines Kreuzers unerbittlich ist, gibt dem Elenden unter seiner Thüre ungezähltes Geld.

Wenn du im Besitz der Macht mit unermeßlichem Tiersinn den Nacken der Völker unter deinem Fuß fühlst, dieser Sinnengenuß hält dich zurück, daß du mit deiner Ferse weniger hart auftrittst auf den Nacken der liegenden Völker. Und wenn dir der Atem fast stille steht vor dem Gefühle der Ehre und du das Blut und den Hohn der Unschuld nicht achtest, damit ein Weichling dir lächle und tausend Narren deinen Namen nennen, dieses Sinnengefühl bringt dich zu dir selber, daß das Lächeln des Schwächlings dir den Mord der Unschuld und den Hohn des Elends weniger vergütet und die tausende, die deinen Namen kennen, dir nicht mehr wert sind, um ihretwillen mit dir selber im Streit und ein Schurke zu sein vor deinem eigenen innern Richter.

Das thut die Liebe in der Hülle des tierischen Wohlwollens, aus dem sie entkeimt. Noch ist sie nicht Liebe! Sie ist es nur, wenn sie sich zum Göttersinn einer zuverlässigen Treue zu erheben vermag. Aber wo findest du diesen Göttersinn der zuverlässigen Treue? Ich habe sie auf Erden gesucht und nirgends anders gefunden, als gepfropft auf Gehorsam und Furcht. Zeitalter! Ich danke es dir nicht, auch ich warf in deinen Fluten Zwang und Furcht als ein lästiges Gewand weg, wie deine Jünglinge alle. Die Nachwelt wird sie wieder suchen, die heilige Furcht und den frommen Gehorsam, auf dem so menschliche Früchte gedeihen. Sie weilen nicht ewig auf dem Stamm, dem sie entkeimten. Wenn dem Menschen auf Weisheit gegründete Furcht und auf Liebe ruhender Gehorsam zur zweiten Natur geworden, so finden die gereiften Früchte an dem Stamm, dem sie entkeimt, keine Nahrung mehr und das große Werk, das der Mensch in sich selbst erschafft, seine zuverlässige Treue, wird dann frei.

So allgemein das tierische Wohlwollen, so selten ist die Liebe. Wo du sie suchst, da findest du Untreue und wo du einen Menschen treu glaubst, da findest du ihn kraftlos. Aber der Trug des Wohlwollens und die Lügen seiner Schwächen sind noch verachtenswürdiger, als die Kraft des liebelosen Mannes.

Die Armseligkeit des tierischen Wohlwollens untergräbt alle Fundamente des gesellschaftlichen Lebens, seine Schwäche ist gedankenlos und

fahrlässig, jeder Erwerb entschlüpft der ohnmächtigen Hand, die es mit der ganzen Welt wohl meint. Undank überlebt den armseligen Mann; dieser hat von jeher das gedankenlose Wohlwollen mit Verachtung bezahlt. Auch endet der Mensch diese Laufbahn so oft damit, daß er entweder ein Narr wird, oder ein Menschenfeind. Selber die Macht geht durch den Trug dieses Wohlwollens zugrunde, sie kann nicht anders, ihr Wesen ruht auf kraftvoller Erhaltung ihrer tierischen Stellung. Auf die Liebe macht sie zwar selten Anspruch, aber ihre Neigung zur Behaglichkeit reizt sie zuweilen, auch dem Sinnengenuß des harmlosen Wohlwollens zu gelüsten, dann verdirbt sie sich selber; ebenso die Ehre. Schande ist die ewige Gefährtin aller blos tierischen Harmlosigkeit.

Religion.

Das kühnste Wagstück deiner Natur, o unbegreiflicher Mensch, die Erhebung deines Ahnungsvermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forschens und Wissens, auch dieses ist in seinem Ursprung ein Kind deiner tierischen Neigung zur Behaglichkeit. Kronen und Szepter, den Göttern gleich werden, sitzen auf Thronen, weder hungern noch dürsten, weder Frost noch Hitze dulden, mit erwünschten Leuten schmausen, alle diese Bilder zeigen, daß sie aus dem Hirn deiner nach Harmlosigkeit schmachtenden Natur entsprungen sind.

Aber sei mir auch in aller Schwäche deines Ursprungs, sei mir auch im Lallen deiner kindlichen Selbstsucht ehrwürdig, göttliche, weit angebetete Mutter meines Geschlechts. Wenn ich dich in der Hülle deines Entstehens für tierisch erkläre, so setze ich das Ziel deiner Vollendung gar nicht in die Grenzen der Hülle deines Entstehens. Ich achte das Innere deines Wesens für göttlich, wie das innere Wesen meiner Natur; aber wie dieses in meinem tierischen Leib ruht und aus dem Moder seines Todes entkeimt, so entkeimst und wallest auch du in meinem tierischen Leib und in dem Moder seines Todes.

Wenn der Mensch einen Baum oder eine Blume pflanzt, so gräbt er die Erde um, er legt Mist an die Wurzeln und deckt sie wieder mit Erde. Was thut er mit allem diesem für das innere Wesen des Baums und der Blume? Der Stoff, durch den sich jeder Keim entwickelt, ist in der ganzen Natur unendlich geringer an Wert, als der Keim selber.

Darum seid meine Richter, ihr freundlich Guten, die ihr in der Weihe des himmlischen Funkens göttlicher lebt, als unser Geschlecht! Seid meine Richter! Verdunkle ich damit der Sonne Licht, wenn ich sage, alle Wärme der Erde entkeimt aus dem Boden dieser Erde? Oder wenn ich sage, der Säugling müsse nach tierischen Gesetzen entwöhnt werden, behaupte ich damit, es gebe gar kein sittliches Gesetz in meiner Natur?

Nenne es Abtötung, nenne es Wiedergeburt, dieses kühne Wagstück deiner Natur, diesen salto mortale außer dich selbst, insofern du

nur sinnliche Natur bist. Es ist die höchste Anstrengung deines ganzen Wesens, den Geist herrschen zu machen über das Fleisch, eine in meiner Natur lebende bessere Kraft, die selbst mein tierisches Wesen entflammt gegen mich selbst, und meine Hand aufhebt zu einem unbegreiflichen Kampf.

Der Mensch findet in seiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht seiner tierischen Sinnlichkeit in sich selbst verdammt hat gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht. Aber er scheint die Kraft nicht zu besitzen, diesem Bedürfnis seines Wesens ein Genüge zu leisten. Die ganze Macht seiner ganzen tierischen Natur sträubt sich gegen diesen ihr so schrecklichen Schritt. Aber er setzt die Kraft seines Willens der Macht seiner Natur entgegen. Er will einen Gott fürchten, damit er recht thun könne; er will einen Gott fürchten, damit der Tiersinn seiner Natur, den er an sich selber verachtet, ihn nicht länger in seinem Innersten entwürdige. Er fühlt, was er in dieser Rücksicht kann und macht sich nun das, was er kann, zum Gesetz dessen, was er soll. Diesem Gesetz, das er sich selber gibt, unterworfen, unterscheidet er sich vor allen Wesen, die wir kennen. Ihm allein mangelt die Schuldlosigkeit des Instinkts, durch dessen Genuß das Vieh beruhigt auf dem Punkt bleibt, den dieser ihm anweist. Er allein vermag es nicht, auf diesem Punkt stehen zu bleiben, er muß sich entweder über denselben erheben oder unter denselben versinken. Er hat eine Kraft, getrennt vom Instinkt, Ueberlegung und Gedanken in sich selbst wollen zu lassen, auch gegen den Instinkt.

Er hat eine Kraft, in sich selbst den Gedanken herrschen zu lassen über den Instinkt. Er kann aber im Gebrauch dieser Kraft von dem gedoppelten Gesichtspunkt, entweder dessen, was er soll, oder dessen, was er gelüstet, ausgehen. Wenn er im Gebrauch derselben von dem letzten ausgeht, so führt sie ihn dahin, ohne alle Aufmerksamkeit auf den Trug und das Unrecht seiner tierischen Natur zu handeln, sie führt ihn auf die Höhe des Tempels, zeigt ihm alle Reiche der Welt und lispelt ihm zu: Das alles ist dein, wenn du nur willst. Dann lebt der Mensch im Glauben an das Wort seiner tierischen Selbstsucht, unter seinem Geschlecht ein Verderber. Sein Auge glüht gegen den Mann, der sein will, was er ist; auf seiner Lippe ist Hohn gegen die Wahrheit und gegen das Recht seines Geschlechts; er liebt die Trägheit, die Gewaltthätigkeit, die Galeeren, die Monopole, die Chikane, den Eigensinn und die gesellschaftliche Kraft des Eigensinns, die willkürliche Gewalt. — Wenn er aber im Gebrauch dieser Kraft von dem ausgeht, was er soll, so führt sie ihn zu einer Gemütsstimmung, in der der Trug und das Unrecht, die Trägheit, die Gewaltthätigkeit, die Galeeren, die Chikane, die Monopole, der Eigensinn und die willkürliche Gewalt von ihm verachtet werden, in der er tief fühlend, mit der ganzen Fülle seines Wesens strebend nach dem Besten, Edelsten, das er zu erkennen vermag, nur innere Vollkommenheit sucht und nichts anders.

Und es ist in der Weihe dieses Strebens, daß er seine Traumkraft über die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung erhebe, damit er finde das Bild eines Gottes, das ihm Kraft gebe gegen den Tiersinn seiner Natur. Sollte der Mensch dieses nicht thun, sollte er die Handbietung seiner sinnlichen Natur, sollte er sein Ahnungsvermögen über die Grenzen alles hier möglichen Wissens nicht benutzen? Sollte er der Wahrheit um der Wahrheit, und dem Recht um des Rechts willen getreu sein? Fordre das nicht von ihm, bis er's kann, und denke nicht, daß er's könne, so lange er ein Tier ist, und ebensowenig, daß er anders als tierisch dahin gebracht werden könne, ein Mensch sein zu wollen.

Störe also das Werk deiner Natur, die tierische Einlenkung in das Gebiet der Sittlichkeit nicht durch die Anmaßungen deines Tiersinns selber. Hätte der Mensch die sinnliche tierische Ahnung einer Hoffnung über das Grab nicht, so wäre Recht und Wahrheit von der Erde verbannt, es würde sich's dem tierischen Menschen um der Seifenblase einer nichtigen Meinung willen nicht lohnen, sich aus Wahrheit und Recht, wie er solche in diesem Zustand zu erkennen vermöchte, vieles zu machen.

Also sei mir heilig, kühnstes Wagestück meiner Natur, Erhebung meiner Traumkraft über ihre tierischen Grenzen, du erhältst die Schamröte im Leib meines Todes; du erzeugst die Thränen des reuenden Sünders, des kämpfenden Beters mächtige Kraft, des hohen Dulders sich opfernden Sinn, der Demut nie ermüdete Weisheit und der Selbstverleugnung menschenändernde Tugend.

Holde Mutter meines Geschlechts, wenn der Schwindelgeist meiner Natur sich in seinem Wissen und Nichtwissen bläht, ich kniee vor deinem Altar und der Dunst meines Kopfs weicht vor meiner Ahnung, wenn die bleierne Last meines nichtigen Daseins mich Himmel und Erde und mich selber vergessen macht. Ich kniee vor deinem Altar und vergesse Himmel und Erde und mich selber nicht mehr. Wenn das Joch des Eigentums meinen Nacken beugt und ich im Wühlen seines Kots gegen die Wahrheit kalt und gegen das Recht hart werde; wenn auch die Liebe durch mein Lechzen nach eigner Behaglichkeit dahingeht und mir jetzt sogar auch die armselige Kraft des tierischen Wohlwollens in meinem Innersten mangelt; wenn nun mein Auge zum Schutz meiner Höhle glüht, wie das Auge des Tigers; wenn im Sinnengenuß der Eitelkeit mir der Atem fast still steht vor dem tiefen Gefühl der Ehre und ich im Besitz der Macht die Menschen, die mich umschwärmen, wie das Licht trauliche Mücken, verbrenne, kurz, wenn ich in den Verirrungen des Wissens, der Macht, der Ehre und selber der Liebe auch den letzten Funken der Menschlichkeit in meinem Innersten verloren, wenn Nacht und Tod mich umgibt und selber das Leben keinen Wert für mich hat, weil ich seiner nicht wert bin, — was ist Wahrheit und was ist Recht für mich in diesem Zustand? Es sind Worte, die noch im Trugsinn meines Tiersinns glänzen, wie die Sterne am Himmel.

Aber sie leiten weder mein Gehen noch mein Stehen, weder mein Liegen noch mein Aufstehen. Ohne der Gottesfurcht sinnliche Handbietung ist Wahrheit und Recht meinem Geschlecht nur Täuschung und Schein.

Entwürdige ich damit das Heiligtum meiner Natur? Ich meine nein! — Wie bei der Treue und dem frommen Gehorsam die Früchte der Gottesfurcht nicht mehr an dem Stamm, dem sie entkeimen, angeheftet bleiben; Engel tragen sie dann in heiligen Händen.

Alles Aeußere der Religion ist innigst mit meiner tierischen Natur verwoben. Ihr Wesen allein ist göttlich. Ihr Aeußeres ist nur gottesdienstlich. Ihr Wesen aber ist nichts anderes, als das innere Urteil meiner selbst von der Wahrheit und dem Wesen meiner selbst; es ist nichts anderes, als der göttliche Funken meiner Natur und meiner Kraft, mich selbst in mir selbst zu richten, zu verdammen und loszusprechen.

Das Aeußere der Religion ist jede in die Sinne fallende Wartung und Pflege dieses Funkens. Die Wahrheit der Religion ist die Uebereinstimmung dieser Wartung mit ihrem Wesen;

Offenbarung: jede Führung zu irgend einer Wartung dieses Funkens, die sich meiner Vorstellungskraft, als von höhern Wesen herrührend, dargethan hat; Glaube: eine auf reiner Neigung zu innerer Vervollkommnung ruhende Vorliebe für die Wahrheit von Geschichten, Meinungen und Lebensregeln, die sich meiner Vorstellungskraft, als von höhern Wesen herrührend, dargethan haben; Andacht: jede an solche Geschichten, Meinungen, Lebensregeln angekettete Erhebung meiner Seele, die zum Zweck hat, den Reiz meiner tierischen Sinnlichkeit durch die Kraft dieser Vorstellungen zu schwächen.

Alle äußern Folgen der Erhebung meiner Traumkraft über ihre tierischen Grenzen, Gebet, Andacht, Glauben usw. sind an sich nicht göttlich, sondern nur gottesdienstlich und vermöge ihres Ursprungs mit sinnlichen Vorstellungen und tierischen Begierden innigst verwoben, also in ihrem Wesen allgemeine Nahrung meines tierischen Sinns und aller Verirrungen, zu welchen dieser Sinn uns alle hinführt. Deswegen auch die Erfahrungen aller Zeiten und aller Weltteile laut sagen, die Religionen gäben dem Menschengeschlecht allgemein die verschobene Richtung, daß ihre Wirkungen, wie die Wirkungen des Eigentums, der Macht und der Ehre, in den Jahrbüchern der Welt fast immer nur als schaudernde Denkmäler unsers kalten, selbstsüchtigen und blutdürstigen Tiersinns und aller List, alles Betruges und aller Windbeutelei derselben zum Vorschein kommen.

Es ist nichts anders möglich, wo immer dein Geist, ehe er vom innern Wesen der Religion geheiligt ist, an irgend einem Bild deiner Traumkraft verweilt, da findest du im Bild deines Gottes das Bild deiner selbst. Bist du dann dumm, dein Gott lohnt die Dummheit mit dem ewigen Leben und den Menschenverstand mit der ewigen Verdammnis. Bist du ein Tyrann, dein Gott kennt keine Tugend als

Unterthänigkeit und seine Engel bücken sich vor seinem Thron, wie deine Sklaven vor dir. Bist du gefräßig, du legest die Fette der Stiere auf den Altar deines Gottes und deine Knechte machen das Recht deines Bratens zur *** des Menschengeschlechts.

Verschobener Menschenverstand macht sich dann zum Lehrer des Volks. Es ist diesem dann nicht genug, daß man blos unwissend sei; bloße Unwissenheit läßt dem Menschen noch Spielraum. Es erfordert dann Hörsäle, Akademien, Edikte, Seminare und militärische Gewalt, den verworfenen Menschenverstand gehörig sicher und allgemein zu verschieben. Die Guillotine des Wahns wird dann notwendig, Menschenfresser braten dir dann dein Herz und skalpieren dir deinen innern Schädel.

Beklage dich nicht, ohne das könnte die Macht die Welt nicht mit den Priestern teilen und dein König könnte nicht an einen Gott glauben, der die Wahrheit so schwachköpfig fürchtet und das Recht so starrköpfig hasset, wie er. Ohne das würde die Menschheit ihr größtes Verderben nicht auf den Thronen vergöttern, und den vergötterten Elenden noch edler und reiner finden, als seinen obersten Priester, dessen Bestalin dem Schönsten aller Schönen an einem schmutzigen Kreuz liebäugelt und dessen Mönche die ersten Grundsätze des gesellschaftlichen Rechts für Verbrechen der beleidigten Majestät erklären.

Bild des Menschen, wie es sich meiner Individualität vor Augen stellt.

Ich sehe den Menschen in seiner Höhle, er wandelt in derselben als ein Raub jeder Naturkraft dahin; das stärkere Tier zerreißt ihn, das schwächere vergiftet ihn; die Sonne trocknet seine Quelle auf, der Regen füllt seine Höhle mit Schlamm; Flüsse durchfressen den Damm seiner Wohnung und er findet in sandigen Ebenen sein Grab; die Glut der Winde wehet ihn blind, das Gift der Sümpfe raubt ihm seinen Atem, und wenn er drei Tage keinen Fisch und keine Ratte findet, so stirbt er. Dennoch erhält er unter allen Himmelsstrichen sein Dasein und siegt allenthalben über alle Uebel der Erde.

Sein Leichtsinn ist unaussprechlich. Wo ihm nichts mangelt, da schläft er, wo er nichts fürchtet, da sonnt er sich, wo er sich nicht sonnt, da geht er auf Raub aus. Allenthalben trieft er von dem Blut seines Geschlechts, er schützt seine Höhle wie ein Tiger und tötet sein eigen Geschlecht, er spricht die Grenzen der Erde als sein an, er thut unter der Sonne, was er will. Er kennt kein Recht, er kennt keinen Herrn; sein Wille ist sein einziges Gesetz und von der Sünde fragt er: Was ist sie?

Aber wie sehr sie ihn auch reizt, die bluttriefende Freiheit der Erde, er kann sie nicht tragen, er erschlafft unter dem sonnigen Palmbaum; wo er Ueberfluß findet, da tötet ihn eine Mücke, wo er Mangel leidet, da tötet ihn selber sein Ingrimm. In allen Lagen sehnt er

sich nach einem bessern Recht, als nach dem Recht seiner Keule. In allen Lagen wird er müde des Kriegs mit seinem Geschlecht; in allen Lagen sehnt er sich nach der Vereinigung mit den Menschen, die er mordet. Aber trotzend und furchtsam wagt er unter dem eisernen Norden Jahrtausende den Schritt nicht, gefroren wie seine Erde ist ihm sein Herz in seinem Busen erstarrt, ehe er ein Mensch ist, und unter der glühenden Sonne verzehrt sich sein Hirn, in der Wut ob dem Unrecht und ob dem Elend wieder, ehe er ein Mensch ist.

Auch unter dem mildesten Himmel fürchtet er sein eigen Geschlecht, flieht vor dem Mann, der jenseits des Gebirgs lebt, und tötet den Fremden, vor dessen Volk er sich fürchtet. Dennoch bietet er seinem Geschlecht unter einem solchen Himmel früher die Hände. In der Harmonie der höchsten tierischen Befriedigung ist größere Ruhe in seinem Geist, als wo die Natur ihn erschöpft und leicht preisgibt.

Schüchtern, aber nicht wild, geht er unter einem milden Himmel aus seiner Höhle, ein Stein ist ihm zu schwer, ein Ast ist ihm zu hoch, er fühlt: Wenn noch ein Mensch bei mir wäre, ich höbe den Stein, ich pflückte den Ast; jetzt sieht er einen Mann neben dem Stein, unter dem Ast; es drängt ihn ein Gefühl wie der Hunger und der mächtige Durst; er muß zu dem Manne neben dem Stein und unter dem Ast; jetzt steht er neben dem Mann, in seinem Auge strahlt ein Blick, der noch nie darin strahlte, es ist der Gedanke, wir können uns dienen; im Auge des Nachbars straht der nämliche Blick; ihre Busen wallen, sie fühlen, was sie noch nie fühlten; ihre Hände schlingen sich ineinander, sie heben den Stein, sie pflücken den Ast; jetzt lachen sie ein Lachen, das sie noch nie lachten; sie fühlen, was sie vereinigt vermögen. Sie genießen ihre Erkenntnis, ihre Kraft wächst mit ihrer Erkenntnis, ihr Genuß mit ihrer Kraft, die Zeichen ihrer Vereinigung vermehren sich, der Laut ihres Mundes wird Sprache. Sie reden.

Jetzt ist es geschehen; wie das Meer am Felsengestade, also findet die bluttriefende Freiheit meines Geschlechts am Wort des Menschen ihr Ziel. Denn öde war sie und wüste, ehe der Hauch seines Mundes, ehe das Wort des Menschen über die Erde schwebte. Aber mit dem Hauch seines Mundes baut der Mensch seinen Weltteil, und mit seinem Wort baut er sich selber. Er ist stumm, er ist ein Vieh. Er redet, er ist ein Mensch geworden. Unkunde und Mißtrauen, Mangel und Furcht verlieren jetzt ihre entsetzliche Allmacht und ihr grimmiges Allrecht. Der Mensch erkennt jetzt in seinem Wort den Grund seines Rechts und den Grund seiner Pflicht. Er hat jetzt der bluttriefenden Freiheit seiner Natur entsagt, gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht. Er ist durch sein Wort Mensch geworden, dem Gesetz unterworfen, das in ihm selbst liegt und das er sich selber gegeben. Darum macht er auch alles aus seinem Wort, er will, daß es ewiglich lebe, er gräbt es in steinerne Tafeln, er gießt es in ewiges Erz und Barden preisen in hohen Gesängen das Recht, das er sich selber gegeben und das sein Recht ist und keines andern.

Aber wie? Die Freiheit meiner Natur war also bluttriefend, ehe sie ein Recht kannte, ich war ein Vieh, ehe ich redete? Unkunde und Mißtrauen gingen auf dieser Erde der Liebe, dem Zutrauen, der Erkenntnis vor, wie Dorn und Distel der angebauten und gedüngten Feldfrucht, und ein grimmiges Tierrecht befleckte die Erde, ehe Menschentreue und Menschenrechte sie wieder mit ihren Opfern versöhnte? Also ist es nicht wahr, daß der Urmensch friedlich lebte auf Erden, es ist nicht wahr, daß er die Erde ohne Gewalt, ohne Unrecht und ohne Blut verteilt hat, es ist nicht wahr, daß der Ursprung des Meins und des Deins in meinem Gefühle der Billigkeit und des Rechts zu suchen ist?

Es ist im Gegenteil wahr, das Menschengeschlecht teilte die Erde, ehe es sich auf ihr vereinigte, der Mensch riß an sich, ehe er etwas hatte, er frevelte, ehe er arbeitete, er richtete zugrunde, ehe er etwas hervorbrachte, er unterdrückte, ehe er versorgte, er mordete, ehe er antwortete, der Hauch seines Mundes atmete Wortbruch, ehe der Laut eines Worts, auf seiner Zunge gebildet, ein Recht verlangte. Ich war tierisch verdorben, ehe ich menschlich gebildet wurde, die Zeit meiner tierischen Unschuld ging wie ein Augenblick vorüber, mein tierisches Verderben war plötzlich da und dauerte lange, und ich schmiegte mich, nur durch das Elend seiner Folgen gebeugt, ins Joch des bildenden gesellschaftlichen Lebens.*)

Aber es ist geschehen, aller Kot der Erde hat nun seinen Herrn, rühre ihn nicht an, wenn er nicht dein ist; der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser hat seinen Meister; wenn du schon dürstest, wälze den Stein nicht von der Quelle, die nicht dein ist; wenn du schon hungerst, reiß keine Frucht von dem Baum; brich keine Aehre ab vom Halme; erlege das Wild nicht, das dir aufstößt. Sie werden dich hängen; — schaudere nicht, du hast dich selber dem Gesetz unterworfen und die Erde wäre wüste geblieben, ein Wohnsitz der Tiere und dein Geschlecht das unbehilflichste in der ganzen Wildnis, wenn du es nicht gethan hättest.

Aber du hast es gethan, nun wird deine Höhle ein Haus; dein Haus trennt dich von der Erde, bindet dich an das deinige, und das deinige vereinigt dich wieder mit deinem ganzen Geschlecht. Du bist jetzt Eigentümer, du dehnst deine Sorge aus über Geliebte und Mitarbeiter, du sorgst über dein Grab hinaus; dein Sohn ist dein Erbe, dein Bruder schützt deine Witwe und dein Freund erzieht dein unmündiges Kind. Was hast du verloren? Du findest auf Millionen Wegen Mittel, durch Anstrengung, Ordnung und Kenntnisse mit der Würde des Rechts, das du dir selber gegeben, menschlich zu benutzen, was du tierisch ungenutzt ließest. Auf unübersehbaren Haiden wachsen im freien Gemisch namenlose Pflanzen; du tötest sie alle und baust auf den unabsehbaren Haiden ein nützliches Korn. Du schlägst die

*) Gegensatz zu Rousseau!

Krone der Berge und baust auf ihren Hügeln einen einzigen Strauch. Du türmst dein Geschlecht aufeinander, wie Wind und Welle nichtigen Sand. Völker wohnen aufeinander, wie Häringe in einer Bucht und Ameisen auf einem handbreiten Haufen. Du schließest Nationen mit einem Riegel ein. Am Morgen öffnet sich ein Thor und eine Welt durchwallt die Erde, du sprichst zu dem Abgrund: Reiß du den Sand, der Jahrtausende dein Eigentum war, nicht ferner vom Ufer. Du pflanzest das Wasserrohr in dürren Haiden und die Sonnenröte des Grapps in der Tiefe der Sümpfe. Du missest die Kreise der Sterne und irrst in dem Schatten der Welten in tausend Jahren um keine Stunde. Einer baut eine Strecke des Landes, auf der hunderte wohnen könnten, ein andrer nährt sich auf einem Raum, der kaum etwas größer ist, als seine Grabstätte. Ein Mann redet ein Wort, und die Erzeugnisse der Weltteile wechseln sich, wie die Erzeugnisse nachbarlicher Gärten. Ein Handzug mangelt, und tausende zittern für ihr Leben, das Brot der Menge hängt an diesem Handzug.

Der Mensch ist ein hohes Wunder im chaotischen Dunkel der unerforschten Natur. In einem ewigen Wechsel tötet er sein Glück durch den Anspruch an sein Recht und sein Recht durch den Anspruch an sein Glück. So geht er elend und rechtlos dahin und trägt die Schuld seiner Erschöpfung in sich selber. Auf der Richtstätte blutet ein Weib, edler und größer als das Geschlecht, unter dem sie lebte. In der Verbannung fühlt sich ein Bettler höher als sein König, der ihm sagte: Weich du! und ihn nicht hörte. Ein entwürdigter Mann nährt Menschenverachtung in seinem Busen, trotzt dem Irrtum und reizt den Verleumder, daß er noch mehr auf ihn schmähe. Der Hohn seines Stolzes entwürdigt ihn selber und macht des Verleumders Lügen in seinem Innersten zur Wahrheit.

Indessen weint die jungfräuliche Röte eines betenden Weibes über ein kränkendes Wort, das ihren Lippen entschlüpft, sie schlägt ihre Augen nieder vor dem Mann, den weder die Wohnstube, noch das Blut an sie bindet. Ein angebetetes Weib dient in dunkler Vergessenheit einem verworfenen Mann, und die Bosheit des Elenden vermag nicht die Ruhe ihrer Lippen zu wandeln. — Was ist das?

Völker verzeihen einem Mann, der die Gefühle der Menschlichkeit in den Einwohnern des Landes auslöscht, wie sie in ihm ausgelöscht sind, sie verzeihen einem Mann, der ihre Söhne dem Tod weiht und ihre Töchter der Entehrung, einem Mann, der die Rechte ihrer Städte und ihrer Dörfer der Büberei preisgab, einem Mann, der das Vaterland zu einer Wüste, ihre Häuser zu Brandstätten und ihre Gärten zu Einöden gemacht hat.

Hier folgen Nationen wie gehörnte Stiere einem Kinde, das sie an einem Zwirnsfaden führt, und verspritzen ihr Blut für jeden Einfall des unmündigen Kindes oder seiner Amme. Hier ersticken Völker in der windigen Leerheit der Macht, wie Mücken im luftleeren Raum, dort ersticken sie im Ueberfluß ihrer eigenen Kraft, wie Bienen im

überfließenden Honig. Ein Mann wird ein Narr und redet Unsinn, wie ihn die Erde noch nie gehört hat, Völker fallen vor ihm auf die Kniee, bauen ihm Altäre und werden fromm, gehorsam, arbeitsam und menschlich bei der Anbetung eines Kalbes oder des Teufels. Legionen Buben lauern in den Wohnungen der Gerechtigkeit, wie hungrige Katzen vor den Löchern der Mäuse, und mein Geschlecht wird in Jahrhunderten nicht müde, sich von ihnen fressen zu lassen.

Aber wie will ich den Faden finden, von dem dieses Gewinde von Elend und Wohlstand, von Weisheit und Thorheit, von Wahnsinn und großer Erhebung des Geistes ausgeht?

Der Mensch ist schon in seiner Höhle nicht gleich; unter dem Dach, hinter Riegel und Wänden wächst diese Ungleichheit mächtig, und wenn er zu hunderten und tausenden zusammensteht, so ist er gezwungen, ob er will oder nicht will, er muß zu dem Starken sagen: Sei du mein Schild, zu dem Listigen: Sei du mein Führer, und zu dem Reichen: Sei du mein Erhalter. Das ist der Ursprung der Macht, der tief in unserer Natur liegt und sich auf das wesentliche Bedürfnis der Entwicklung des ganzen Geschlechts gründet[1]; aber freilich auch wie der Strom, der ganze Reiche wässert, oft ganze Provinzen verheert. Nicht die Macht, der Mensch, der sie in der Hand hat, ist schuld an dem Verderben seines Geschlechts.

Alle Folgen der Macht sind heilig und gut, so lange der Mensch, der sie in seiner Hand hat, treu ist, und sein Wort ein biederes Wort, und seine Treue unbeweglich, wie die unbeweglichen Sterne. Aber wenn der Mensch sich nicht zum Götterssinn der Treue zu erheben vermag, wenn sein Wort ein Rohr ist, das der Wind bewegt, wenn er sich im Besitz der Macht nicht höher fühlt, als das Geschlecht, dessen Recht in seiner Hand ist, wenn er untreu ist, wie der Mensch, dessen Schwäche auch ihm zu Leib geht, so zertrümmert er mit der Kraft, die in seiner Hand liegt, das Recht des Menschengeschlechts, das aber nicht sein Recht ist, und düngt mit dem Blut der Menschen, denen er nicht Wort hält und kein Recht läßt, die Erde, die er verwüstet. Aber auch im Kampf der Lügen und des Unrechts bildet sich unser Geschlecht und erhebt sich zum Gefühl jeder Würde und zum Besitz jeder Kraft, die in seiner Natur liegt.

Also gehe ruhig im Kampf der Wahrheit und des Rechts, zittre nicht bei dem Siege der Lügen, lerne den Unwert des Tierssinns deines

[1] Aber freilich auch wie der Strom, der innert Gesetzen, die Dämme und Schleußen ihm auflegen, Länder wässert und segnet, aber wenn er, Dämme und Schleußen zerreißend, außer seine Ufer tritt, diese Gegenden auch wieder verheert. Die Macht und alle ihre Folgen sind heilig, wenn der Mann, der sie in der Hand hat, das Recht seines Geschlechts anerkennt und ihm treu ist. Es ist nicht die Macht, es ist der Mensch, der sie in seiner Hand hat oder frevelnd den Mann irreleitet, in dessen Hand sie gelegt ist: der Mensch ist schuld an dem Verderben unsers Geschlechts. Die Macht und alle ihre Folgen sind in der Hand des Manns heilig und segnend, der dem Gesetz seines Geschlechts, das in seiner Brust schlägt, getreu ist, so lange sein Wort ein biederes Wort ist und seine Treue unbeweglich, wie die unbeweglichen Sterne.

Geschlechts nur desto tiefer kennen, je mehr er über Recht und Wahrheit gewinnt, und wenn du in den Banden der Rechtlosigkeit gefangen liegst, wie eine Mücke in den Banden der mordenden Spinne, so lerne zu sterben, damit du Mensch bleiben und deinem Geschlecht dienen könnest. Es ist geschehen, in der Weihe der Tierkraft, die die entheiligte Macht angebetet, ist der Erdkreis verwildert. Die sinnlose Untreue der Macht hat die Gefühle der Selbsterhaltung unter der verdorbenen Menge rege gemacht, jetzt greift das rasende Volk der schuldigen Macht an die Kehle. Alle Stricke sind aufgelöst, die vormals die Macht banden, daß sie bei dem Sirenengesang aller Reize zur Untreue und zum Wortbruch nicht so leicht ihre guten Sinne verlieren konnte.

Das Elend des alternden Weltteils ist unabsehbar. Nach ewigen, ehernen, unwandelbaren Gesetzen lenkt sich der Sterblichen Wesen immer zum Uebergewicht seines Tiersinns und seiner Tierkraft, und ewig sagt der Mensch, der mächtig und tierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechts: Du bist um meinetwillen da, und spielt dann über die gereihten Scharen derselben, wie über gereihte Saiten des Hackbretts; was achtet er das Springen der Saiten, es sind ja nur Saiten! So viel Männer im Land sind, so viel hat er ja Saiten, so viel ihrer zerspringen, so viel wirft er weg, und so viel er wegwirft, so viel spannt er wieder über sein löcherichtes, klimperndes Brett, es sind ja nur Saiten. Ha, es sind Menschen! Und sie werden in der namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Dienstes wie die Pfoten an den Klauen des Bären, sie wissen gar nicht, was das murrende Tier will, das auf ihren vieren steht, aber sie klammern sich fest in die Eingeweide eines jeden, gegen den es brummt. Ha es sind Menschen! Und ihr Geschlecht wird in der Erniedrigung eines solchen Diensts wieder, was es vorher war, ehe es die Macht aus dem Nichts rief und zu der Stärke seines Geschlechts sagte: Sei du mein Schild und mein König!

Wenn die Macht einmal zur Untreue versunken und das Unrecht des Wortbruchs mit kaltem Geschwätz zu übertünchen gelernt hat, so ist das Recht des Menschengeschlechts von der Erde gewichen. Sie sagt dann zu der Schwäche ihres Geschlechts: Das ist mein Gesetz, dem mußt du gehorchen, ich verkaufe dich dem königlichen Volk,*) das mir Geld gibt für dein Leben und für dein Sterben. Rühre die Trommel und juble dem königlichen Volk, das für die Menschen so viel zahlt! Heil ihm, dem hohen Geschlecht, das bei den Königen anfragt: Wie teuer ist das Menschengeschlecht feil? Heil ihm, und Jubel und Dank, es leitet seine Goldbäche in den Schoß der männerfeiltragenden Könige, damit sie, auf ihren Thronen gesichert, der männerbedürftigen Insel unser Geschlecht forthin feil tragen und der alternde Weltteil bleibe, was er ist, ein morsches, seinem Zusammenstürzen unaufhaltsam entgegeneilendes großes Gebäude; daß er bleibe, was er ist, rechtlos, ent-

*) Anspielung auf England, das zum Kriege gegen die amerikanischen Kolonien Menschen kaufte.

zweit, unbehilflich und unbeholfen und kein Volk auf Erden werde, was das königliche ist, das die Meere beherrscht und das feste Land gängelt. Es ist geschehen! In der Weihe der Tierkraft, die die entheiligte Macht angebetet, ist der Erdkreis verwildert.

Wenn du einen Stein findest, der an der Sonne glänzt, so spricht dein Gewaltiger: Du und deine Kinder sollen wohnen in der ewigen Nacht, dein Leben lang sollst du unter der Erde suchen den glänzenden Stein. In der Tiefe der Erden und in der schaurigen Nacht ewiger Dünste vergißt die unrechtleidende Mutter der ewig mangelnden Sonne und des nie gesehenen Tageslichts, sie lobt den Herrn, der ihr Brot sendet in die Gewölbe der Nacht, sie dankt ihm in der tötenden Luft, die sie atmet, für ein Glas stärkenden Trank, sie drückt den sterbenden Erben ihrer kurzen Tage, den sie kaum sieht, mit innerer Wonne an ihr Herz, und freut sich in täglicher Pflichttreue des Steins, den sie findet und ihn hinaufsendet dem Herrn, der die Sonne sieht und alle Wonne des Tages genießet. Ist sie nicht ein Engel in den Gewölben der Nacht?

Aber das Menschengeschlecht ist nicht dieser Engel! An den Ketten der Macht, die kein Recht kennt gegen sich selber, sinkt der Mensch wieder zu aller Unbehelflichkeit und zu aller Gefühllosigkeit seines verdorbenen Naturstandes hinab, dann nähert sich die Auflösung der Staaten durch das Allgemeinwerden der innern Gefühle des Sansculottism.

Ehe dieses geschehen, werden die Könige auf Thronen hart, wie die eiserne Eiche, tiefes Entsetzten umgibt ihre Kronen, wie die tote Natur in den Abgründen strauchloser Gebirge, ehelose Mönche und freudenlose Hagestolze werden dann die letzten Stützen der Staaten, bis auch diese sinken und die Völker sich im Elend der Anarchie, zu dem sie durch den Mutwillen der Rechtlosigkeit gebildet und erzogen worden, auflösen, wie die Leichname der Menschen im Grab.

Die Staaten blühen und verderben, wie der Mensch, sie sind nichts, als der Mensch selber, wie er öffentlich blüht und öffentlich verdirbt, wie er vereinigt seine Kraft braucht zu seinem Wohl und zu seinem Verderben. Ich will zur Vollendung des Bildes der Menschen einige Züge der nahenden Auflösung der Staaten entwerfen.

Die öffentliche Verwaltung spricht dann dem Geist aller Verfassungen Hohn, unter denen die Menschen ein selbständiges, von der willkürlichen Gewalt nicht gekränktes, vom Gesetz wider die Macht geschütztes Leben führen könnten. Das Gefühl des Volks wird dann in der Nutzung seines Eigentums, in seinem häuslichen Leben, in der rechtlichen Verwaltung seiner Dorf- und Stadt-Befugnisse ohne Not, wider Recht und wider die Uebung väterlicher Sitten gekränkt. Allenthalben wird dann das Mittel über den Zweck, der Schein über das Wesen, die Gewalt über die Treue, die List über die Rechtschaffenheit, die Glückseligkeit über das Recht, Empfindelei über die Vernunft, Kunst über die Wahrheit und der Dienst über das Verdienst erhoben.

In dieser Richtung der menschlichen Gefühle wird dann der Rang notwendig der einzige Maßstab der Achtung und die Menschen erscheinen in diesem Zeitpunkt allgemein ohne schlichte Menschenstellung, ohne schlichten Menschensinn, zugeschnitten für eine Dienstform, für einen Dienstlärm und für einen Dienstglanz, der wider die Natur ist und der innern Veredlung meines Geschlechts unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Die schlüpfrige Sittlichkeit reicher, behaglicher Menschen vereinigt sich dann mit den Ansprüchen der Macht, die erwerbenden Stände, in dem Fall, wo sie den Anmaßungen des Reichtums und der Gewalt im Wege stehen, allemal für Gesindel zu taxieren und in dem Fall, wo sie diesen Anmaßungen nicht im Wege stehen, sie als Maschinen zu gebrauchen. Das Glück des Lebens und des Wallens auf Erden wird dann in die Kunst des Aufwartens auf Erden verwandelt und die Selbstkraft des Volks, die nach einem dauernden rechtlichen Wohlstande strebt, geht dann in den trügenden Schimmer einer fundamentlosen Beruhigung bei allem, wie es nun einmal im gesellschaftlichen Zustand ist, über. Und[1] wie die innere Kraft des Menschen, sich selber und seinem Geschlecht wahrhaft selbstständig und rechtlich zu nützen,[2] aufgelöst wird, so tritt dann das öffentliche Bedürfnis ein, die Welt durch einen verhältnismäßigen großen Dienststand wo nicht zu versorgen, doch in Ordnung zu halten.[3]

Aber das, was bei einer solchen Erhöhung des Dienststandes und des Dienstgeistes herauskommt und herauskommen kann, ist nichts weniger als gesellschaftliche Ordnung. Es ist im Gegenteil eine künstliche Anwendung der Schlechtheit des Volks zugunsten einer täuschenden Staatsform, der das Wesen aller gesellschaftlich guten Ordnung vollkommen mangelt. Du findest dann allenthalben im Lande Beamte, die an Ort und Stelle zu Strickreitern tauglich wären, die aber gleichwohl imstande sind, das Verderben, das ihre Derbheit und ihre Arglist über das Land bringen, mit der Larve ihrer Diensttreue und ihrer Dienstkunst und oft gar noch ihrer Empfindsamkeit zu überkleistern. Das Mark des

---

[1]) Beruhigung — in die Trugruhe der bürgerlichen Gleichgiltigkeit hinüber, die bei den größten Gefahren und bei den unglücklichsten Zufällen des Vaterlandes kein Trostwort mehr im Mund hat, als: Es ist nun einmal so, was wollen wir machen? — Das Volk aber, das, also von der Macht verlassen, dieses Todeswort seiner Entkräftung ausspricht, verläßt dann die Macht auch, und sie, die Macht, die dann also vom Volk verlassen dasteht und tief fühlt, daß das heilige Band, das die Menschen wirklich bindet, aus ihrer Hand gefallen, sieht sich dann genötigt, das Volk mit heillosen Verkünstlungsmitteln taliter qualiter zusammenzuhalten und sich mit schwerer Belastung des in sich selbst entkräfteten Volks zum Schein zu geben, was sie durch gebildete und gesicherte Volkskraft zum Segen desselben in der Wahrheit und mit heiligem Recht in der Hand haben würde. Es ist nicht anders möglich So wie die innere Kraft . . .

[2]) helfen . . .

[3]) . . . Dienststand in den Scheinzustand der Kraft zu erheben, den sie, aber auch nur da wirklich hat, wo die Individuen im Staat sich in einem hohen Grad allgemein selbst helfen können.

Landes, der Mittelstand, wird dann allgemein verunglimpft, hintangesetzt und gedrückt. Das Mißvergnügen schleicht sich in die Herzen von Menschen, die die einzigen im Lande sind, durch die es noch möglich wäre, die alte bürgerliche Tugend wieder zu beleben, und den ersten Quellen des Verderbens im Lande wahrhaft Einhalt zu thun.[1])

Indessen wird Wahrheit und Recht in diesem Zeitpunkt nicht sogleich mit Gewalt, beides wird aber durch Arglist und durch sogenannte Sitte (Etiquette) erstickt. Es schleicht dann eine Philosophie des Unrechts und der Lügen im Gewand des Anstandes, der Weisheit und der Ordnung umher. Die Verführerin eilt der unbefangenen Gutmütigkeit als die Unschuld selber in die Arme; sie erscheint allenthalben mit dem Anstrich des Edelmuts, der Rechtlichkeit und der Tugend; selber ihre Bedächtlichkeit hat gefallenden Anstand. Wo du auch immer hinsiehst, sie stellt alles um dich her in Schatten. Du mußt sie lieben, bis du ihre Politik berührst, hier aber steht ihre Vernunft, ihr Edelmut

---

[1]) Statt des letzten Absatzes: Jede unnatürliche und unverhältnismäßige Erhöhung des Dienststands führt natürlich einen ebenso unnatürlichen Zustand des Dienstgeists und seines esprit du corps herbei. Auch hat sie ihrer Natur nach hinwider eine unnatürliche Verhärtung der Anstöße und Reibungen der verschiedenen Dienstarten im Land zurfolge, die dann, wie vieles andere, die Belebung und Benutzung der Schlechtheit aller Individuen im Staat zum Dienst seines Verderbens zurfolge haben und zurfolge haben müssen.

Forschest du in der Geschichte oder blickst du nur mit offenem Aug auf das hin, was um dich geschieht, so wirst du allenthalben finden, wo der Dienststand unnatürlich vergrößert, da ist er auch unnatürlich verdorben, und wo er unnatürlich verdorben, da ist sein esprit du corps auch unnatürlich verhärtet. Es kann nicht anders sein. Der Boden des reinen, gegenseitigen Wohlwollens und des nur aus der Erhaltung dieses Wohlwollens hervorgehenden, gegenseitigen Vertrauens ist unter diesen Umständen ganz eingetreten und der Urzustand der menschlichen Natur, sein sinnliches Wohlwollen, ist dann ganz der Unnatur unsrer verdorbenen Kunst dargeworfen. Dann aber ist auch die Welt zum Theater der unglaublichsten Bizarrerien geworden. Beamte, die an Ort und Stelle zu Strickreitern tauglich wären, sind dann noch in einem hohen Grad gewandt und imstande, alles Verderben, das ihre Derbheit und ihre Arglist über das Land bringt, mit der Larve einer heiligen Sorge für das Wohl des Menschengeschlechts zu bedecken, und Offiziere, die imstande wären, auf dem Theater die Rolle der schwächsten Mädchen zu spielen, machen sich unter diesen Umständen gar nichts daraus, über die Mannskraft und über die Mittel, sie im Heer allgemein einzuführen, öffentliche Vorlesungen zu halten. Doch, ich will das Bild der Armseligkeit, wohin das Aeußerste der Verkünstlung der öffentlichen Einrichtungen unsern Weltteil hinführen könnte, nicht weiter ausführen.

Ich bemerke nur noch dieses: Wo immer das Aeußerste dieses Verkünstlungsverderbens in einem Staat nähert, da wird denn auch das Mark des Lands, der Mittelstand, allgemein verunglimpft, hintangesetzt und gedrückt; dann aber schleicht sich auch das Mißvergnügen in die Herzen von Menschen, die die einzigen im Lande sind, durch die es noch möglich wäre, die alte bürgerliche Tugend wieder zu beleben und den ersten Quellen des Verderbens im Lande wahrhaft Einhalt zu thun.

und selber ihre Lebensart still, wie der Fuß eines Pferdes, das plötzlich vor einem Wild scheu wird.[1])

Ich will einige Züge ihres Benehmens in diesem Zeitpunkt entwerfen. Wenn du von den Freiheiten deines Standes, deiner Stadt, mit der Unschuld deiner Ahnen mit ihr redest, so wird sie die Grundsätze, die auf der Natur der menschlichen Seele ruhen, als exzentrisch, und wenn sie auf Vernunftschlüssen ruhen, als idealisch verwerfen. Wenn du deine Gesichtspunkte auf Geschichte und Erfahrung gründest, so wird sie dir sagen, Geschichte und Erfahrung passen nicht auf deinen Fall, und wenn sie nicht ableugnen kann, daß sie darauf passen, so wird sie dir einwenden, deine Grundsätze streiten mit den höhern Gesichtspunkten der Philosophie und der Staatskunst und wohl auch, wenn du ein Mensch darnach bist, der Religion. Also wird sie mit dir aber nur reden, wenn du als ein Fremder und ohne ein Interesse gegen ihr Unrecht vor ihr stehst; wenn du aber als ihr Unterthan[2]) vor ihr erscheinst, so ist ihr Benehmen schon[3]) anders. Dich entfernende Hoheit strahlt dann auf ihrer Stirn, glühender Argwohn in ihren Augen und drückende Verbissenheit herrscht auf ihrer Lippe. Wenn du als solcher ein Recht begehrst, so hast du Unrecht, weil du[4]) Ansprüche machst; du bist undankbar, weil du klagst, frech, weil du bittest. Sie wird deine ernste Sorge für das Wohl des Landes für bübische Einmischung in Sachen, die dich nichts angehen, erklären; weises Forschen nach den Fundamenten des gesellschaftlichen Rechts mit oberflächlichem Geschwätz über Sachen, die du nicht verstehst, und bescheidne Behauptung des gesellschaftlichen Rechts mit der unruhigen Zudringlichkeit einer gesetzlosen Neuerungssucht verwechseln. Jede Besorgnis für das Recht des Volks wird sie dir als Gespensterseherei und jede Aufmerksamkeit auf das Benehmen der Macht, wo nicht als Klubisten-Tand, doch als Mißtrauen in ihrer Güte aufnehmen, so wird die Ruhe der Regierung mit der Ruhe des Staats und deine Pflicht gegen den letztern mit deinen Attentionen gegen den erstern verwechseln. Wenn du es wagst, der Ehrfurcht zu nahe zu treten, mit der sie für die Palliative ihrer Staatskunst Anbetung fordert, so wird sie dich, wo nicht des Sansculottismus doch sicher einer gefährlichen Neigung zu Grundsätzen, die zu demselben führen, comme il faut, bezichtigen. Ebenso, wenn du den Aristokratismus auf Grundsätzen gebaut wissen

[1]) berührst. Thust du das, rührst du in den Kot, den sie vor dir verbergen will, so fällst du plötzlich außer ihre Gnaden und sie fallen fast ebenso plötzlich außer die Unbefangenheit ihres artigen Anstands. Sie verlieren dann sehr oft ihre ganze contenance, und der Fall ist nicht selten, daß bei einer solchen Gelegenheit ihr Anstand, ihre Würde, ihr Edelmut und selber ihre Vernunft starr wird und still steht, wie der Fuß eines Pferdes, das, wie die Bauern sagen, an einem Ort, wo es nicht richtig, ein Gespenst wittert.

[2]) aber auf irgend eine Art von ihrer Amtsstelle abhänglich . . .

[3]) „ganz" statt „schon".

[4]) weil du unverschämt . . .

willst, die mit der Menschennatur und mit dem Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung übereinstimmen, so entgehest du ihrer Nachrede, daß du ein Demokrat bist, unmöglich.

Freund der Wahrheit, denke nicht, daß es in diesem Zeitpunkt anders sein könne, die politischen Halbköpfe und Viertelsherzen desselben vermögen es nicht, irgend eine einfache Wahrheit, und noch weniger den ganzen Sinn eines einfachen Mannes zu ertragen. Sie vermögen es nicht einmal, die Festigkeit eines einzigen Grundsatzes, als desjenigen des Machiavellismus oder vielmehr ihres Halbmachiavellismus zu ertragen. Wahrheit und Recht ist in ihren Köpfen allgemein den Bedürfnissen ihrer Routine und allen Elendigkeiten, diese Routine in alle Ewigkeit zu erhalten, untergeordnet. Selbst die Religion ist in ihrer Hand nichts anderes als ein elendes Dienstmittel ihrer Schiefköpfigkeit und ihrer Herzlosigkeit und ein Lückenbüßer ihrer elenden Polizei und ihrer Staatsmängel. Eine jede Seele sei unterthan der obrigkeitlichen Gewalt: dieser wahre Ausdruck der Gesinnungen der Unschuld und Rechtschaffenheit, dieser reine Sinn Jesu Christi, der seinem Vater und aller Ordnung der Welt gehorsam war bis zum Tode des Kreuzes, diese hohe Lehre der Sittlichkeit wird dann außer Verbindung mit dem wesentlichen Geist des Christentums dahin gemißbraucht, die Masse der gesellschaftlichen Menschheit als solche zu bereden, daß sie gegen die Willkür der Macht kein gesellschaftliches Recht habe. Die Stelle: Fürchte dich nicht vor denen, die nur den Leib töten können, wird dann nimmermehr dahin erklärt, als ob du auch in Behauptung deines bürgerlicher Rechts als ein standhafter Mann zu handeln und der Wahrheit gegen jedes Unrecht Zeugnis zu geben schuldig[1] seiest. Sie werden dir nicht sagen, daß du auch als Bürger Gott mehr gehorsamen müssest als den Menschen. Sie werden dir nicht einmal das Benehmen Jesu Christi gegen die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten seines Landes als ein Beispiel eines wahrhaft christlichen Betragens gegen heuchlerische und gewaltthätige Landesbeamte anpreisen.

Die Priester stehen in diesem Zeitpunkt in jedem Streit der Macht gegen das Volk auf der Seite der ersten, und sie können nicht anders, sie stehen in ihrem Dienst, sie essen in demselben dann immer ganz das Brot der Macht und nicht mehr das Brot des Volks, und was man auch immer mit vieler Höflichkeit dagegen einzuwenden beliebt, so bleibt, so lange die Welt steht, das Sprichwort: Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe, bei allen Menschen wahr, die gerne essen. Wir müssen es ihnen also auf jeden Fall verzeihen, aber wir müssen es auf jeden Fall auch wissen. Ihr Benehmen ist dem Wesen des gesellschaftlichen Rechts um so gefährlicher, wenn sie in den Augenblicken, in denen sie zur Untergrabung deiner gesellschaftlichen Kraft alles mögliche beitragen, zugleich Menschlichkeit und Mitleiden für dich

[1]) schuldig und befugt seiest.

predigen. Das non plus ultra ihrer Kunst, das Unrecht der Macht in den Schutz ihrer Kutte, oder wenn du lieber willst, in den Schutz ihrer Frömmigkeit zu nehmen[1]), besteht in ihrer Manier, die ersten Fragen des gesellschaftlichen Rechts, das Interesse für die Freiheit selber, und die einfachen, aber ersten Gesichtspunkte unsers Forschens über diesen Gegenstand unsern reichen, behaglichen und unsern nach Behaglichkeit schmachtenden armen und armseligen Zeitmenschen ganz aus den Augen zu rücken, ihnen diese Gesichtspunkte als für ihre Glückseligkeit unbedeutend und sogar für ihre Sittlichkeit gefährlich in die Augen fallen zu machen, und dabei den Ansehnlichen unter ihnen den Anteil, den sie an dem göttlichen Recht der Macht selber haben, zu relevieren und den Hoffartskitzel, den sie also in ihnen verstärken, durch den Wonnegenuß der Gnade und des Mitleids zu verfeinern, auch tiefen Argwohn und Unwillen gegen jeden Mann rege zu machen, der es wagt, ihr ruchloses Auslöschen der bürgerlichen Tugend durch den Trug einer wahrheitleeren Sittlichkeit, und ihr Verscharren des Rechts in die Mistgrube der Gnade für das zu erklären, was es wirklich ist. Wenn du in diesem Zeitpunkt Gutes thust oder wenigstens das thust, was deine Väter Gutes thun hießen, wenn du die Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung wider den Tiersinn der Macht ins Licht setzest und auf das Recht und die gute Ordnung deiner Väter dringst und gegen die Mißbräuche der Macht eiferst, so fürchte dich, denn sie trägt in diesem Zeitpunkt das Schwert zur Beschützung ihrer eignen tierischen Selbstsucht. Thust du aber Böses oder wenigstens das, was deine Väter Böses thun hießen und hilfst du ihr dann die Menschheit entadeln, den rechtlichen Freiheitssinn in einen das Innerste der menschlichen Natur entwürdigenden tierischen Dienstsinn umzuwandeln, so wirst du Lob von derselben haben, denn sie ist in diesem Zeitpunkt ein Diener ihrer eignen Selbstsucht.

Uebergang zu dem Wesentlichen meines Buchs.

Ich hätte also das Bild der Menschen und mit ihm das Bild der nahenden Auflösung der Staaten vollendet. Es ist mir ganz Wahrheit, das heißt, es steht meiner Individualität so und nicht anders vor Augen. Es trägt darum aber auch das Gepräge, das die Natur meiner individuellen Entwicklung selbst gegeben und steht folglich mit der ganzen Einseitigkeit da, mit welcher einige Gegenstände der Welt im Gang meines Lebens mit vielem Reiz verwoben, andere mit vielem Ekel umhüllt, einige mit großen Erfahrungen belegt, andere von dem Schatten der Erfahrungslosigkeit verdunkelt, vor meinen Augen erscheinen. Es soll also sein. Mein Bild vom Menschen soll, wie mein

[1]) . . . ihrer Kunst, das Recht, das ihrem Unrecht im Weg steht, der Masse des Volks selber als Unrecht in die Augen fallen zu machen, besteht . . .

Buch, nichts sein, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, sonst wäre sie ein Gewebe von Lügen wider mich selbst und wider meinen Zweck.

Ich ging jetzt weiter und fragte mich: Aber warum ist es also? Warum geht mein Geschlecht im Jammer der Rechtlosigkeit und im Elend innerer Entwürdigung dahin, indessen einzelne Menschen sich zu einer merklichen Höhe bürgerlichen Wohlstands und sittlicher Veredlung erheben? Hier muß ich Licht finden, oder der Eindruck, den der Gang meines Lebens auf mich gemacht hat, bleibt bis an mein Grab ein Chaos vor meinen Augen.

Soviel sah ich bald: Die Umstände machen den Menschen, aber ich sah ebensobald: Der Mensch macht die Umstände, er hat eine Kraft in sich selbst, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. Sowie er dieses thut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken. Ich suchte jetzt dieses Gemisch von Zufall und Freiheit, welches das Geschick meines Daseins auf Erden zu sein scheint, mir selbst näher zu entwickeln und fragte mich zuerst: Wie bin ich das, was ich wirklich bin?[1]) Wie kommt der Mensch dahin, daß er wirklich ist, was er ist? Ich fragte mich: Geht auch ein Kind, wenn es nicht dazu gezogen und angehalten wird, am Morgen früh an seine Arbeit und macht ruhig und zufrieden sein Tagewerk, bis die Sonne sich neigt und die müden Glieder sich nach Ruhe sehnen? Und der Bauer, wenn er sonst hätte, was er wollte, würde er den Tag hinüber und das Jahr hindurch in Holz und Feld schwitzen und frieren, wie er's jetzt thut? Also auch der Kaufmann und der Handwerker, würden auch diese den Tag über und das Jahr durch also an ihrem Pult und an ihrer Werkbank angeschlossen sitzen, wenn sie nicht sämtlich von Jugend auf mit Zwang dahin gebracht worden wären, in tausend Dingen anders zu empfinden, zu denken und zu handeln, als der Mensch ohne Zwang und Gewalt auf der ganzen Erde sonst allgemein empfindet, denkt und handelt? Ich müßte mir antworten: Alle diese Leute würden, wenn sie sonst hätten, was sie wollten, dieses alles nicht thun; im Gegenteil, sie würden in diesem Fall nur dahin trachten, ihrer Ruh' zu pflegen, ihren Freuden nachzujagen, sich um niemand als um sich selber zu bekümmern und ihre Tage ohne Mühseligkeit und ohne Leiden und ohne Anstrengung zu durchleben suchen. Also ist der Mensch, was er ist, durch den Zwang und die Mühe, durch die er dahin gebracht wird, in seinen wesentlichsten Angelegenheiten anders zu empfinden, zu denken und zu handeln, als er ohne Zwang und Mühe empfinden, denken und handeln würde. Es ist aber offenbar, wenn der gesellschaftliche Mensch sich ohne diesen Zwang selbst überlassen würde, so würden alle Bande der Welt aufgelöst und namenloses Elend würde wie ein Engel des Todes über der zerrütteten Erde schweben.

---

[1]) bin, geworden?

Indessen muß ich mich dennoch, vermöge der ersten Grundgefühle meiner Natur, in dieser Lage notwendig fragen: Muß ich also nicht mein Recht und mein Glück dahin geben, damit die Welt in einer Ordnung bleibe, von der ich imgrunde nicht weiß, ob sie gut oder böse ist? Aber ich kann es bei mir selbst nicht verhüten, daß ich wirklich nicht zu wissen verlange, ob die Ordnung der Welt, durch die ich bin, was ich bin, gut oder böse sei. Ich kann mich unmöglich überreden, daß die Zwanglosigkeit, die meine Natur begehrt, für mein Geschlecht gut sein könnte, indem sie mich unwidersprechlich dahin führen würde, alles das zu versäumen, wodurch ich allein dahin gelangen kann, also zu leben, daß mich mein Weib lieben, daß mich mein Sohn ehren, daß mir mein Freund trauen, daß der Arme mich segnen und mein Land mir Dank haben könne.

Wenn ich dann aber alles dieses weiß, höre ich dann um deswillen auf, die zwanglose Freiheit meiner tierischen Natur mit der ganzen Gewaltsamkeit meiner ersten tierischen Triebe zu fordern? Ich muß wieder antworten: Nichts weniger! Ich kann auf der einen Seite freilich die Folgen selber nicht tragen, die es auf mich hat, wenn ich den tierischen Trieben meiner Natur gegen meine Ueberzeugung unterliege. Auf der andern Seite ist der Grad der Sinnengewalt, dem ich unterliege, meiner Natur wesentlich. Ich kann die Grundgefühle meiner tierischen Natur nicht unentkräftet in meinem Busen tragen, ohne mich selig zu fühlen, wenn ich am milden Strahl der Sonne, der Vergangenheit und der Zukunft vergessend, meine Augenblicke träumend durchlebe. Ich kann nicht mit den Tieren des Feldes die Aehnlichkeit haben, die ich habe, ohne meine Hand mit unbeschränkter Freiheit auszustrecken nach der Frucht des Feldes und des Weinberges. Ich kann nicht sein, wer ich bin und den Vorrat meiner Höhle gern und willig mit einem Mann teilen, der mir nicht half, sie zu sammeln. Und doch muß ich das und tausend Dinge, die dem gleich sind, als Bauer und Bürger, Handwerker u. s. w. nicht blos können, sondern auch wollen. Und wenn ich mich dann frage: Warum bin ich Bürger, Bauer, Handwerker u. s. w., warum will ich nicht lieber blos Mensch sein? so finde ich, ich genieße in allen diesen Verhältnissen Vorteile, die ich mir außer denselben nicht verschaffen kann und die meine tierische Natur, auch für den ganzen Wert ihrer tierischen Zwanglosigkeit, nicht geneigt ist, fahren zu lassen.

Es ist also mitten in den Einschränkungen meiner gesellschaftlichen Bildung dennoch mein tierischer Vorteil, folglich auch mein tierischer Wille, daß die Verhältnisse fortdauern, ohne deren Dasein ich die Vorteile derselben nicht genießen könnte. Wenn also schon die Grundlage meiner gesellschaftlichen Bildung wesentlich eine auf tierischen Zwang gegründete Einschränkung meiner Naturfreiheit und ihrer ganzen Wonne ist, so ist es gleich wahr, die Erfahrungen meines Lebens führen mich immer mit sicherm Schritt dahin, den Folgen meines tierischen Zwanges durch meinen Willen selber Dauer zu verleihen.

Unwissend und ohne Kunde dessen, was ich, durch Zufall und Erfahrung geleitet, aus mir selber machen werde, und ebenso, ohne vorzügliche Sorgfalt für das, was die Kunst meines Geschlechts aus mir machen möchte, setzte mich die Natur mit einer vorzüglichen Kraft auf die Erde, mein tierisches Dasein allenthalben durch mich selbst, ohne Zuthun der Kunst meines Geschlechts, sicher stellen zu können. In der Einfachheit dieser ursprünglichen Grundkraft meiner Natur, in meinem Instinkt, liegt das Wesen meines gesunden tierischen Empfindens, Denkens und Handelns.

Sobald ich aber mehr sein will oder mehr sein muß, als die Natur allgemein aus meinem Geschlecht gemacht hat, so muß ich mich zum Herrn über den einfachen Führer meines ungekünstelten und ungebildeten Daseins auf Erden emporheben. Die Natur kann das nicht für mich thun. Sie kann mich nicht mit dem Gesetz ihrer Allmacht zwingen, daß ich den Kopf nicht in den Lüften trage, daß ich nicht gern am milden Strahl der Sonne der Vergangenheit und der Zukunft vergesse, ebensowenig, daß ich ohne mein Zuthun und wider meinen Willen ein guter Schneider, ein guter Schuhmacher werde. Wenn sie das könnte und thäte, so wäre ich nicht Mensch; die ganze Grundlage, durch die ich mich selber dazu machen muß, mangelte mir dann. Sie konnte ebensowenig den Grad der tierischen Kraft, den der Mensch in der Unbehilflichkeit der ungebauten Erde unter allen Himmelsstrichen nötig hat, zu der Schwäche erniedrigen, daß es einem jeden Scheerenschleifer und einem jeden Fürsten immer gar leicht sein müßte, sich bei allem Eigensinne vor aller Sorge, aller Not und aller Schande zu bewahren. Auch das Dasein unsers Geschlechts würde in Gefahr gesetzt, wenn die Verirrungen unsrer Selbstsucht im gesellschaftlichen Leben nicht in den starken Gefühlen unsrer Selbsterhaltung ein Gegengewicht fänden.

Das ist so wahr, daß selbst die Dorfschulzen die Welt schon zur Wüste gemacht hätten, wenn die Gewaltsamkeit, mit der sie in den Rauchwinkeln ihrer Schenkstuben sich eine Allgewalt anmaßen, nicht in der Stärke der ersten Grundgefühle unsrer Natur ein allgemeines und sichres Gegengewicht finden würde. Was die Schulzen mit den Schenkstuben, das probieren Könige mit dem Szepter, Eroberer mit dem Schwert, Pinsel mit Schwatzen, Pfaffen mit Klöstern, Edelleute mit Schlössern, Obrigkeiten mit Kammern, kurz ein jeder mit der Eigenheit der physischen Kraft, die in seiner Hand ist. Das Unrecht der Welt endet daher allenthalben nur durch Gewalt. Tierischer Unsinn weicht keinem Recht, und gesellschaftlicher Unsinn ist nichts anderes, als gesellschaftlich verstärkter und gesellschaftlich organisierter tierischer Unsinn.

Sollte um deswillen Wahrheit und Recht meinem Geschlechte gar nichts sein? Sollte es unbedingt wahr sein, daß alle Vorfälle des Lebens für dasselbe allgemein nur Zauberauftritte seien, die ihm den innern Unterschied aller Dinge mit einem undurchdringlichen Nebel

umhüllen? Nein, auch dieses ist nicht so; wenn schon Wahrheit und Recht dem Menschen nicht von selbst in die Hand fallen, so ist es um deswillen doch nicht wahr, daß er Wahrheit und Recht gar nicht in seine Hand bringen kann. Nein, das Modewort unsrer Zeit: Was nützt alles Forschen nach Wahrheit und Recht? Es kommt doch nichts dabei heraus, — ist nicht Wahrheit, es ist nur ein Stoßseufzer unsrer Verlegenheit und unsrer Abneigung gegen Wahrheit und Recht, insofern sie uns nicht dient.

Auch wenn wir uns nur ein wenig umsehen, wer von jeher die Leute gewesen, die dieses Modewort unserer Zeit am meisten im Munde geführt haben,[1]) so zeigt es sich allgemein, daß die meisten von ihnen sicher ihren Tisch ändern müßten, wenn man von dem, was sie notieren, enregistrieren, kontrollieren, ausfertigen, besiegeln, beloben, befehlen und predigen, etwas in der Nähe untersuchen dürfte, ob es weiß oder schwarz ist. Aber solche Menschen sind insoweit alle zu den Lügen ihres Tiersinns eigen gestempelt. Ihre Stimme entscheidet deswegen in Rücksicht auf die Kraft des Menschengeschlechts für Wahrheit und Recht gar nichts. Wir kennen ihr Lirumlarum, wir wissen, was ihr Dudeldumdei will. Ehrliche Leute rufen so wenig in den Haufen: Ihr seid alle Narren, als: Ihr seid alle Canaillen.

Aber das Menschengeschlecht ist in Sachen, die seinen Tisch ändern könnten, nicht ehrlich, selten ist es der Mensch. In Rücksicht auf die Kraft des Menschengeschlechts für Wahrheit und Recht ist soviel wahr: Wir sehen alle Tage Leute, die jeden Vorfall des Lebens, der sie nahe berührt, mit offenen ruhigen Sinnen, wie er wirklich ist, ins Auge fassen. Wir sehen aber freilich auch solche, die täglich in den wesentlichsten Angelegenheiten ihres Lebens wie im Rausch handeln und mit zerstreuten Sinnen und mit einem unruhigen zerrütteten Innern beinahe alles, was weiß ist, wirklich für schwarz, und was schwarz ist, wirklich für weiß ansehen. Aber die einen sind so wenig allgemein mit ihrem offnen Kopf als die andern mit ihrem Brett vor der Stirne auf die Welt gekommen.

Wahrheit und Recht ist für unser Geschlecht, insofern es blos tierisch handelt, blos physische Kraft ist, freilich gar nichts. Wahrheit und Recht ist ihm nur etwas, insofern es sich etwas daraus macht, insofern es nicht blos tierisch handelt, nicht blos physische Kraft ist. Die Frage, warum mein Geschlecht also im Jammer der Rechtlosigkeit und im Elend innerer Zerrüttung dahin gehe, indessen einzelne Menschen sich zu einer merklichen Höhe bürgerlicher Glückseligkeit und innerer Veredelung erheben, schien mir jetzt sich also aufzulösen: Der Mensch ist rechtlos und zerrüttet, weil er sich aus Wahrheit und Recht nichts macht. Aber er findet Wahrheit, wenn er Wahrheit sucht. Er hat ein Recht, wenn er eines will.

---

[1]) haben und noch heute im Munde führen, . . .

Der Mensch ist also durch seinen Willen sehend, aber auch durch seinen Willen blind. Er ist durch seinen Willen frei und durch seinen Willen Sklave. Er ist durch seinen Willen redlich und durch seinen Willen ein Schurke. Dieser Gesichtspunkt veranlaßte folgendes Gespräch:

Die innere Gleichheit der menschlichen Verirrungen.

Er. Hat der Mensch den festen und reinen Willen, durch den er zur Wahrheit und zum Recht zu gelangen vermag, wenn er empfindet, denkt und handelt, wie er ohne allen Zwang und Gewalt immer thut?

Ich. Das ist nicht möglich.

Er. Warum?

Ich. Weil er in diesem Fall in seinem Empfinden, Denken und Handeln ganz von dem Punkt ausgeht, auf welchem mein Geschlecht in wirklicher Unempfänglichkeit für Wahrheit und Recht blos tierisch dahin geht.

Er. Wohin muß aber diese Beschaffenheit meiner selbst mich in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens hinführen?

Ich. Zur Untreue am gesellschaftlichen Recht.

Er. Worin besteht diese Untreue?

Ich. In der Unredlichkeit, die Entsagung des Rechts der bluttriefenden Freiheit der Naturverwilderung nur zu heucheln, imgrund aber mitten in der bürgerlichen Gesellschaft das gewaltthätige, blutdürstige Raubtier zu bleiben, das der Mensch im tierischen Verderben seiner Naturverwilderung im Walde ist.

Er. Wie äußert der Mensch diese Untreue auf dem Thron?

Ich. Durch Neigung zur Tyrannei.

Er. Gesteht aber der Mensch auf dem Thron diese Neigung zur Tyrannei?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieselbe?

Ich. Festigkeit in der Erhaltung seiner hoheitlichen, seiner Souveränitäts-, seiner Kronrechte, und wie die hohen Namen alle heißen.

Er. Wie äußert der Mensch diese Untreue unter dem Strohdach?

Ich. Durch Neigung zur Anarchie, zur Standesauflösung, zum Sansculottismus.

Er. Aber gesteht er unter dem Strohdach seine Neigung zur Anarchie und zur Standesauflösung?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieselbe?

Ich. Sorgfalt für Menschenrechte, für Freiheit, für Gleichheit, und wie die schönen Namen alle heißen.

Er. Wie äußert der Patrizier diese Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Durch Neigung zur Oligarchie.

Er. Gesteht aber der Patrizier diese Neigung zur Oligarchie?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er dieselbe?

Ich. Neigung zur Aristokratie.

Er. Und wenn das böse Leben der Oligarchie den zum Blendwerk dargeworfenen Namen Aristokratie auch bei der blinden Menge gebrandmarkt hat, wie heißt er dann seine Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Wie es kommt, bald landesherrliche Sorgfalt, landesherrliche Treue.

Er. Wie äußert der Edelmann diese Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Durch Verfeinerung aller Heillosigkeiten unter dem Strohdach, durch Wild- und Jagdverschwendung und durch Tracasserien seiner Amtleute mit seinen Wirtshäusern, Mühlen, mit seinem Maß und Gewicht, kurz mit allen Eigenheiten der amtlichen Manier in Behandlung der herrschaftlichen Einkünfte.

Er. Gesteht aber der Edelmann in diesem Fall, daß er ein so heilloser Mensch ist, wie sein verdorbener Bauer?

Ich. Nichts weniger.

Er. Wie heißt er seine Heillosigkeit?

Ich. Standesmäßige Aufführung.

Er. Gesteht aber sein Amtmann diese Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Gott behüte!

Er. Wie redet er von derselben?

Ich. Als von seiner großen Treue und Sorgfalt in der Verwaltung der herrschaftlichen Gefälle, die sich alle auf heitere klare Rechte, auf vormundschaftliche Rechte, auf Schirmrechte, auf Lehnsrechte, Kanzleirechte, Zollrechte, Wegrechte, Zehentrechte, Fronrechte, Lieferungsrechte, Jagdrechte, Fischrechte, Weidrechte u. s. w. gründen und alle vollkommen in der Ordnung seien, daß auch kein Mensch im geringsten daran zu zweifeln habe.

Er. Und der Kaufmann und der Handwerker, wie äußern diese ihre Neigung zum gesellschaftlichen Unrecht?

Ich. Durch Vorliebe zu Monopolien.

Er. Was ist ein Monopol?

Ich. Ich denke soviel, als eine Bemächtigung, irgend eine Sache mit gesellschaftlich unrechtmäßiger Beschränkung seiner Nebenmenschen benutzen zu dürfen.

Er. Also wäre ein Monopolist so ziemlich ein in der bürgerlichen Gesellschaft privilegiertes Naturtier?

Ich. Ich denke nicht viel anders.

Er. Und die Cyklopen, die mit ihrer Keule zu Tod schlugen, was in der Nähe ihrer Höhlen zu weiden wagte, wären also die ersten Monopolisten?

Ich. Ja! Aber doch privilegierten diese dennoch sich selber und waren also in ihrer eigenen Sache selber Richter, die neuern gehn doch nicht so völlig via facti zu Werke, sie lassen wohl auch ganz nahe an ihrem Wege leben, was lebt, und mögen zuzeiten, wenn sie bei guter Laune sind, es noch gar wohl leiden, wenn sich etwa ein braver Mann bei ihnen um ein Stück Brot meldet. Das macht doch einen großen Unterschied zwischen ihnen und den einäugigen Menschenfressern.

Er. Es macht einen Unterschied, aber wir wollen ihn nicht zu genau entwickeln. Wie äußert sich die Untreue an dem gesellschaftlichen Recht bei dem Gelehrten?

Ich. Durch Streit und Zank, vorzüglich aber durch das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen.

Er. Wie heißen sie ihren Streit und Zank?

Ich. Eifer für Wahrheit und Recht.

Er. Und das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen?

Ich. Geistesprodukt.

Er. Und die Geistlichen, wie äußern diese ihre Untreue am gesellschaftlichen Recht?

Ich. Durch Schlaf- und Herrschsucht, durch Einmischung und durch ihre allerunterthänigste Unterthänigkeit.

Er. Wie heißen sie ihre Schlafsucht?

Ich. Ruhe in Gott.

Er. Und ihre Herrschsucht?

Ich. Königliches Priesterthum.

Er. Und ihre Einmischung?

Ich. Heilige Pflichttreue.

Er. Und ihre allerunterthänigste Unterthänigkeit?

Ich. Nachfolge eines Mannes, der zwar freilich der Ordnung der Welt bis in den Tod gehorsam war, aber seinen Rücken dennoch nie vor Unrecht, Anmaßungen und Heuchelei bog.

Er. Sind aber diese Anmaßungen der Untreue unsers Geschlechts an Wahrheit und Recht allgemein etwas anderes, als Folgen des Uebergewichts unserer tierischen Neigung, mitten in der bürgerlichen Gesellschaft also zu leben, wie der Mensch ohne allen Zwang und Gewalt immer[1]) lebt?

Ich. Sie sind allgemein nichts anderes, als Folgen der Heillosigkeit im Gebrauch jeder gesellschaftlichen Kraft zu diesem Zweck. Daher ist die Neigung des Königs zur Tyrannei und die Neigung des Bauern zur Anarchie in ihrem Wesen die nämliche Sache, daher spricht der Oligarch und der Sansculott aus einem Munde, daher sind die Heillosigkeiten des adelichen Landlebens bloße Verfeinerungen der Heillosigkeiten unter dem Strohdach und ebenso die Tracasserien des Amtmanns mit den Tracasserien des Geistlichen, und hinwieder die monopolischen Großsprechereien der Kaufleute mit den monopolischen Gewalt-

[1]) . . . Gewalt im Wald lebt?

thätigkeiten und den Innungsarmseligkeiten der gelehrten Republik eine und eben dieselbe Sache.

Erste Darlegung meines wesentlichsten Gesichtspunkts.

Es ward mir immer heiterer: Der Mensch, oder vielmehr ich selbst stelle mir Wahrheit und Recht wesentlich ungleich vor, wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Mensch ohne Zwang und Gewalt immer empfindet, denkt und handelt, oder wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Mensch durch die Kunst und den Zwang des bürgerlichen Lebens zu empfinden, zu denken und zu handeln lernt.

Oder endlich, wenn ich empfinde, denke und handle, wie ich soll, wenn ich meine innere Unabhängigkeit von meiner tierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Ansprüchen als das Fundament meines Urteils über Wahrheit und Recht anerkenne.

Es schien mir heller: Wahrheit und Recht kommen mir in einem ungleichen Licht vor, wenn ich meinen Instinkt, oder wenn ich meine bürgerlichen Anmaßungen, oder wenn ich die Uebereinstimmung mit dem Edelsten, Besten, das ich zu erkennen vermag, in mir selbst zum Fundament meines Urteils über Wahrheit und Recht anerkenne. Ich glaube jetzt, ich müßte den Aufschluß der Wiedersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, in diesem wesentlichen Unterschied der Vorstellungsart von Wahrheit und Recht, deren meine Natur fähig ist, suchen.

Nähere Bestimmung dieses wesentlichen Gesichtspunkts.

Ich nahm also an, der Mensch, oder vielmehr ich selbst, stelle mir die Welt auf drei verschiedene Arten vor und deswegen sei die Vorstellung von Wahrheit und Recht in mir selbst im Gefolge dieser dreifachen Gesichtspunkte wesentlich verschieden; ich erschaffe mir durch einen jeden derselben in mir selbst eine für denselben aufschließend passende Vorstellung von Wahrheit und Recht.

Also habe ich in mir selbst eine tierische Wahrheit, das ist, ich habe in mir selbst eine Kraft, alle Dinge dieser Welt als ein für mich selbst bestehendes Tier anzusehen.

Ich habe eine gesellschaftliche Wahrheit, das ist, ich habe eine Kraft, alle Dinge dieser Welt als ein mit seinem Nebenmenschen in Vertrag und Verkommnis stehendes Geschöpf anzusehen.

Ich habe eine sittliche Wahrheit, das ist, ich habe eine Kraft, alle Dinge dieser Welt unabhängig von meinen tierischen Bedürfnissen und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen gänzlich nur in dem Gesichtspunkt, was selbige zu meiner innern Veredlung beitragen, ins Auge zu fassen.

Also habe ich hinwider ein tierisches Recht, das ist, es entspringt aus der Art und Weise, wie ich alle Dinge dieser Welt als

ein für mich selbst bestehendes Tier ansehe, ein allgemeines, unwillkürliches und einfaches Bedürfnis, auf dieselben, zufolge dieses Gesichtspunkts, einen tierischen Anspruch zu machen.

Ich habe ein gesellschaftliches Recht, das ist, es entspringt aus der Art und Weise, wie ich alle Dinge dieser Welt als ein in Verkommnissen und Vertrag stehendes Geschöpf ansehe, ein allgemeines, unwillkürliches und einfaches Gefühl, wie ich auf alle diese Dinge, im Gefolg dieses Gesichtspunkts, Ansprüche machen darf und Ansprüche machen soll.

Ich habe ein sittliches Recht, das ist, es entspringt aus der Art und Weise, wie ich alle Dinge dieser Welt unabhängig von meinen tierischen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Verhältnissen ins Auge fasse, ein allgemeines, unwillkürliches und einfaches Gefühl, daß ich alle diese Dinge gänzlich nur nach dem Maßstab ihres Einflusses auf meine innere Veredelung begehren oder verwerfen soll.

So wie meine Vorstellungen von Wahrheit und Recht in mir selbst eine Folge meines tierischen Instinkts oder meiner gesellschaftlichen Ansprüche oder meiner sittlichen Kraft sind, also bin ich in mir selbst ein dreifach verschiedenes, ein tierisches, ein gesellschaftliches und ein sittliches Wesen, und ebenso finde ich in diesem dreifachen Unterschied meiner selbst, gegen mich selbst, gegen andere und gegen alles was ist, den Grund, warum ich mir bei gewissen Ansprüchen, die ich in mir selbst nähre, vorstelle, sie gründen sich auf ein Naturrecht; bei andern, sie gründen sich auf ein gesellschaftliches, und wieder bei andern, sie gründen sich auf ein sittliches Recht. Und die Frage: Was ist Naturrecht? — Was ist gesellschaftliches Recht? — Was ist sittliches Recht? schien mir jetzt nichts anders sagen zu wollen, als: Was macht die dreifach verschiedene Vorstellungsart von Wahrheit und Recht, deren meine Natur fähig ist, in jedem Fall aus mir selber?

1. Was bin ich, wenn die Welt meiner sinnlichen Begierlichkeit ohne Rücksicht auf den gesellschaftlichen Zustand ins Auge fällt?

2. Was bin ich, wenn die Welt meiner sinnlichen Begierlichkeit mit Rücksicht auf diesen Zustand ins Auge fällt?

3. Was bin ich, wenn selbige mir blos in Rücksicht auf meine innere Veredelung ins Auge fällt?

Ich nahm also für wahr an, der erste Zustand sei der Naturstand, der zweite der gesellschaftliche und der dritte der sittliche, und faßte nun den Menschen in diesen dreifachen verschiedenen Gesichtspunkten ins Auge.

1. Was bin ich im Naturstand?

Die Art, wie die Welt mir, wenn ich mir dieselbe, mitten in der bürgerlichen Gesellschaft lebend, als ein für mich selbst bestehendes Tier vorstelle, ist gar nicht die nämliche mit derjenigen, wie ich mir dieselbe im wirklichen Naturstand meines Geschlechts vorstellen kann und vorstellen muß.

Naturstand, im wahren Sinn des Worts, ist der höchste Grad tierischer Unverdorbenheit. Der Mensch in diesem Zustand ist ein reines Kind seines Instinkts, der ihn einfach und harmlos zu jedem Sinnengenuß hinführt. Voll Wohlwollen liebt er seine Gazelle, seine Marmotte, sein Weib, sein Kind, seinen Hund, sein Pferd, er weiß nicht, was Gott und was Sünde ist; einen Teufel fürchtet er leicht[1]), Licht, Wald und Flur sind ihm heilig, wie sie Gott schuf, die aufgebrochne Erde ist ihm ein Fluch, er wechselt seine Stunden zwischen Schlaf und Sinnengenuß; Trunkenheit des Geistes, Leerheit des Kopfes und das Versinken in taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens; er liebt Spiel, Wein, Mädchen und Märchen; den fremden Mann führt er in seine Hütte und frägt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, woher er komme und wie es in seinem Land gehe; für den morgenden Tag steht er dir heute nicht vom Stuhl auf, er gibt seine einzige Kuh für gläserne Korallen, und das Leben des künftigen Jahrs kauft er dir nicht um die Pfeife Tabak, die er im Munde hat. So lebt er auf der ganzen Erde, wenn er ohne Anstrengung Sinnengenuß und ohne Sorgen Sicherheit findet.

Aber wir nennen ihn doch noch Naturmensch, wenn er seinen Sinnengenuß längst mit Anstrengung und seine Sicherheit längst mit Sorgen erkauft hat. Er wirft jetzt den Wurfspieß, mit dem er den Feind tötet, zur täglichen Uebung an die Wand, er achtet seinen Bogen höher als Weib und Kind, wir nennen ihn doch noch Naturmensch.

Jünglinge versammeln sich hinter ihm in Reihen, er führt sie zum Streit an, wir nennen ihn doch noch Naturmensch. Jetzt ist in seinem Busen kein Wohlwollen mehr, sein Weib ist seine Sklavin, der schwächere Mann sein Knecht; wir heißen ihn doch noch Naturmensch.

Wer ihm im Wege steht, den tötet er, wer ihm ausweicht, der muß ihm dienen; wir heißen ihn doch noch Naturmensch.

Er kennt jetzt die unsterblichen Götter, aber er sagt mit den Cyklopen: Wir sind besser als sie; wir nennen ihn doch noch Naturmensch.

Die Welt, die ihn umgibt, zittert vor seiner Stirn, sein Wille ist seines Nachbars Gesetz, er behauptet ihn mit Geißel, mit Schwert, mit bindenden Stricken, er jagt das genossene Weib und den erzeugten Sohn aus seiner Höhle; doch nennen wir den Barbaren Naturmensch.

Jetzt ist ihm Berg und Flur nicht mehr heilig, wie sie Gott schuf, die aufgebrochne Erde kein Fluch mehr; soweit er den schwächern Mann fliehen gemacht, nimmt er die Erde in Anspruch, das heißt, er nimmt sie zuerst ganz und teilt dann, was ihm weder zum Nutzen noch zur Lust dient, zu Lehn und um Zins aus.

Jetzt nennen wir ihn nicht mehr Naturmensch; wenn der Ochs am Pfluge geht und der Mensch um des Zinses willen vor der Sonne aufsteht[2], so sagen wir: er ist in den gesellschaftlichen Zustand hin-

[1]) „nicht". Dies war in der 1. A. als Druckfehler angegeben.

[2]) willen, den er von der Erde, die er baut, zahlen muß, vor der Sonne aufsteht, . . .

übergegangen. Er geht zwar nicht einzig auf diesem Wege in denselben hinüber; wenn in Asiens fetten Weiden die Stämme der unbefleckten Hirten sich mehren, so markten sie ihre Weiden oft friedlich, bauen den milden Boden zufrieden und einig, werden arm und reich, kennen Eigentum und Recht ohne die Gewaltsverhärtung unserer Zeit; sie gehorchen dem Mann, der die Vorwelt gesehen; oft lehren auch Sänger das träge Geschlecht Arbeit und Fleiß und sich fürchten vor dem heiligen Blut. Immer enden wir in unsern Begriffen den Naturstand erst da, wo der Zustand unsers Geschlechts in einem hohen Grad verwickelt und mühselig zu werden anfängt. Bis auf diesen Punkt nennen wir den Menschen in unendlich verschiedenen Abstufungen seines Daseins immer Naturmensch.

Aber wir teilen ihn in diesen Abstufungen in den verdorbenen und unverdorbenen Naturmenschen. So lange er einfach und harmlos an der Hand des Instinkts leichten Sinnengenuß findet, nennen wir ihn einen unverdorbenen Naturmenschen; wenn er aber diesen Sinnengenuß nicht mehr sorgenlos und leicht findet und dadurch seine Harmlosigkeit und sein tierisches Wohlwollen dahingeht, so heißen wir ihn einen verdorbenen Naturmenschen.

Aber wir setzen die Grenzen der Unverdorbenheit des Naturmenschen zu weit und bestimmen den Anfang seines Verderbens nicht richtig. Wir nennen ihn noch lange Naturmensch, wenn die Art und Weise, wie die Welt seiner tierischen Begierlichkeit ins Auge fällt, schon längst durch Rücksichten auf den gesellschaftlichen Zustand bestimmt ist. In allen Epochen seines tierischen Verderbens, bis an die Grenzen der gänzlichen Unterjochung seines Instinkts unter anerkannte und ausgesprochene Gesetze des gesellschaftlichen Zustandes, bis an die Grenzen, wo Könige, Gesetze, Schwert und Beruf ihm den Instinkt bis an seine Wurzel auslöschen, bis an die Grenzen, in welchen er der vollendeten Schiefheit und Verhärtung des gesellschaftlichen Zustands unterliegt, nennen wir ihn immer Naturmensch.

Aber worin besteht denn die Unverdorbenheit des Naturmenschen, von was für einem Punkt seines Daseins geht sie aus? Und was ist ihr Wesen? Sie geht unstreitig von der Behaglichkeit aus, die allgemein aus der leichten Befriedigung unserer Wünsche, die ohne Anstrengung, ohne Schmerz, ohne Abhänglichkeit von irgend einer unsichern Sache und von irgend einem unsichern Willen Platz hat, entspringt. Aber ist ein solcher Zustand unsers Geschlechts denkbar? Lebten die Menschen jemals in gänzlicher Unkunde des Uebels, ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen und ohne Abhänglichkeit von irgend einer unsichern Sache, von irgend einem fremden Willen?

Diese Frage ist die nämliche mit derjenigen: Gibt es einen Zeitpunkt, in welchem der Kinderzustand des Menschen ganz rein ist, das ist, in welchem das Kind ganz ohne Kenntnis des Uebels, des Schmerzes, des Hungers, also ganz ohne Leiden, ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen und ohne Abhänglichkeits- und Unsicherheitsgefühl in der Welt lebte?

Allerdings gibt es einen solchen Zustand, es ist der Augenblick, in welchem das Kind auf die Welt kommt. Aber sowie dieser Augenblick da ist, so ist er vorüber. Beim ersten weinenden Laut ist der Punkt schon überschritten, von dem die tierische Harmlosigkeit des Kindes eigentlich ausgeht. Von diesem ersten Laut an entfernt sich das Kind mit jedem Gefühl eines unbefriedigten Bedürfnisses, eines unerfüllten Wunsches, eines jeden Schmerzes immer weiter von diesem Punkt ins Unendliche. Sowie seine Erfahrungen wachsen, kommt es in Proportionen, die sich immer verdoppeln, von dem Punkt weg, von dem die Reinheit seiner Unschuld eigentlich ausgeht.

Also der Mensch. Wie er aus der Hand der Natur kommt, ist er ganz Unschuld, und es scheint unstreitig, die innere Reinheit seiner Natur und die wirkliche Unverdorbenheit derselben geht von dem Punkt dieser Unschuld aus, den wir freilich an ihm nur ahnen, aber nicht kennen. Sie waren bei ihm, wie beim Kinde, in dem Augenblick da, da es ganz ohne Kunde des Uebels lebte; so wie sie da war, ging sie vorüber; mit der Erkenntnis des ersten Irrtums, der ersten Täuschung war der Punkt schon überschritten, von dem die Unverdorbenheit seiner Natur eigentlich ausgeht. Von diesem Augenblick an entfernt sich der Mensch, wie das Kind, mit jedem Irrtum, mit jeder Täuschung immer weiter von diesem Punkt bis ins Unendliche. Sowie seine Erfahrungen wachsen, sowie er das vergangene Uebel kennt, das zukünftige fürchtet und vom gegenwärtigen leidet, also kommt er in Proportionen, die sich immer verdoppeln, von dem Punkt weg, auf dem die Unverdorbenheit seiner Natur eigentlich ruht. Unser tierisches Verderben entspringt aus allem dem, was dem guten Zustand unsers tierischen Daseins entgegen steht.

Wir sind aber als Tiermenschen nicht blos dann verdorben, wenn wir einen Höcker haben und lahm sind, sondern auch, wenn wir die Fähigkeit verloren haben, in Sachen, die unser tierisches Wohlsein betreffen, als Tiermenschen richtig zu urteilen, als solche uns kraftvoll und konsequent zu helfen und als solche unsere Tage beruhigt und wonnevoll zu verträumen. Das tierische Verderben unserer Natur fängt also von dem Punkt an, wo der Takt unserer tierischen Natur, der Instinkt, und die Saite unserer tierischen Harmonie, unser tierisches Wohlwollen, anfängt, in uns kraftlos und unsicher zu werden. Die Unverdorbenheit meiner tierischen Natur wäre folglich das Befinden meiner selbst in dem Zeitpunkt, in welchem weder mein Instinkt noch mein Wohlwollen in mir angefangen hatten, ihre Kraft zu verlieren.

Ich habe eine Art Bewußtsein des wirklichen Daseins eines solchen Zeitpunkts. Ich besitze eine Fähigkeit, mich selbst im Genuß der vollen Kraft meines Instinkts und der ganzen Reinheit meines Wohlwollens zu denken, wie ich mich, wenn ich einen Arm oder ein Bein im Mutterleib verloren hätte, dennoch im Besitz dieses Gliedes denken könnte. Durch diese Fähigkeit erzeuge ich in mir selbst das Bild der Unschuld, die ich verloren, das ist: eine Vorstellung von der Beschaffenheit meiner selbst außer meinem Verderben.

Diese Unschuld aber fällt mir in einem gedoppelten Gesichtspunkt ins Auge. Im ersten, wie ich beschaffen sein würde, wenn der Eindruck des Uebels gar nicht auf mich gewirkt hätte; im andern, wie ich beschaffen sein würde, wenn der Eindruck des Uebels wieder in mir ausgelöscht wäre. Wenn ich dann mit dem letzten Gesichtspunkt die Kraft verbinde, zu streben nach dem Edelsten, Besten, das ich erkenne und das ich suchen soll, so wird dieses Bild der Unschuld in mir das Ziel der Vollkommenheit, wonach ich strebe, das ist, das Fundament meines sittlichen Zustands. Aber niemals kann es das Fundament meines gesellschaftlichen Rechts sein.

Es läßt sich an den Punkt, von welchem die Unverdorbenheit des Naturstands eigentlich ausgeht, so wenig ein Begriff eines Rechts anknüpfen, als an denjenigen, von welchem die Harmlosigkeit des Kinderstandes eigentlich ausgeht. Ohne Bewußtsein des Unrechts kommt der Begriff des Rechts, und ohne Leiden des Unrechts das Gefühl des Rechts nicht in meine Seele.

Daher ist jeder Rechtsbegriff ein gesellschaftlicher Begriff und jedes Rechtsgefühl ein gesellschaftliches Gefühl und also der Begriff eines Naturrechts, rein genommen, nichts anderes als eine Täuschung. Da sich aber das gesellschaftliche Gefühl des Rechts wirklich an die äußersten uns bekannten Grenzen, von denen der Zustand unser selbst, den wir Naturstand[1]) heißen, ausgeht, anschließt, so heißen wir jeden Begriff des gesellschaftlichen Rechts, insofern wir ihn als diesen Grenzen nahestehend anerkennen, ein Naturrecht.

Dieses Naturrecht aber ist nichts anderes als eine einfache Folge des Gefühls, daß die Einrichtungen, Verkommnisse und Verträge des gesellschaftlichen Lebens alle auf Regeln und Grundsätzen ruhen sollen, die mit unserer unverdorbenen Natur, das ist, mit uns selbst, insofern das tierische Wohlwollen unserer Natur noch nicht in uns selbst zugrunde gerichtet, übereinstimmend sind. Wir wollen nämlich, daß der Mittelbegriff zwischen jeder Forderung und jeder Schuldigkeit, das ist unsere Vorstellung von Recht und Pflicht, auf Gründen ruhen, die dem Edelsten, Besten, das wir zu erkennen vermögen, nicht widersprechen. Dieser Wille in uns selbst ist also die Quelle dessen, was wir Naturrecht heißen.

Aber das Naturrecht oder vielmehr die gesellschaftlichen Begriffe, die wir Naturrecht heißen, sind gar nicht die Quelle dieses Willens. Es liegt von diesem Recht im unentwickelten tierischen Menschen bestimmt und allgemein gar nichts als der Trieb zur Selbsterhaltung. Die Art und Weise aber, wie dieser Trieb unser Geschlecht durch seine Erfahrungen zu Gefühlen und Neigungen hinführt, die mit dem, was wir Naturrecht heißen, gänzlich übereinstimmen, ist diese: Vermöge dieses stärksten aller meiner Triebe empört sich das Innerste meiner

[1]) Naturmensch . . .

Natur gegen alles, von dem ich zu erkennen vermag, daß selbiges mittelbar oder unmittelbar meinem tierischen Wohlstand und meinem tierischen Dasein Gefahr und Nachteil bringen könnte; dadurch lerne ich die mich in dieser Welt umgebenden Gefahren kennen. Unzweideutige Erfahrungen überzeugen mich, daß mein Geschlecht im gesellschaftlichen Zustand fähig ist, auf eine solche Art gegen mich zu handeln, wie ich nach dem tierischen Wohlwollen, wovon wenigstens immer noch eine Regung in meiner Brust bleibt, mich nicht fähig glaube, gegen meinen Nebenmenschen handeln zu können; dadurch führt meine Selbstsucht mich ganz einfach und notwendig auf den Begriff, es wäre gut, daß keiner von dem andern eine feindselige Handlungsweise zu befahren hätte.

Ich kann nicht anders, wenn ich den getöteten Mann vor meiner Thür sehe, so führt mich meine Selbstsucht bei seinem Anblick selber unwillkürlich und notwendig auf den Gedanken, die Menschen könnten mich töten, wie sie ihn getötet haben. Dieser Gedanke ruft einen zweiten: es wäre gut, daß keiner getötet würde, ich nicht und er nicht. Und dieser, in Verbindung mit dem tierischen Wohlwollen, bringt dann notwendig die Gemütsstimmung hervor, in welcher der Mensch alsdann durch seine Selbstsucht selber das gesellschaftliche Gebot: Du sollst nicht töten, erschafft. Er hebt es aber eben durch diese Selbstsucht augenblicklich wieder auf, sobald es mit den starken Gefühlen seiner wahren oder geglaubten Selbsterhaltung in Streit kommt.

Gewiß ist dieses Gebot so wenig, als jeder Begriff des von uns so geheißnen Naturrechts, ganz und gar keine Folge eines von den Grundgefühlen unserer tierischen Selbsterhaltung unabhängigen und selbständigen in uns liegenden Gefühls von irgend einem Recht. Der Trieb der Selbsterhaltung ist wesentlich individuell; ohne gesellschaftliche Erfahrungen ist er von dem Gefühl der Teilnehmung, sowie von dem Begriff von Recht und Unrecht gänzlich entblößt, er wird aber teilnehmend, insofern gesellschaftliche Erfahrungen ihn durch Vereinigung der Gefühle unserer Selbstsucht und unsers Wohlwollens teilnehmend machen. Der Begriff eines Naturrechts kommt also offenbar als eine Folge von Gefahren zum Vorschein, von denen beunruhigt wir den Mangel eines Rechts in der Welt, zugleich aber auch eine Kraft in uns selbst zu erkennen vermögen, ein solches durch unsern Willen zu erschaffen.

Eben dieses ist auch vom gesellschaftlichen Vertrag wahr. Ursprünglich liegt von demselben in uns selbst nichts, als eine Kraft, zu empfinden daß kein solcher Vertrag in der Natur ist, daß wir aber eine Kraft besitzen, einen solchen durch unsern Willen in die Natur hineinzubringen. Das Gefühl des Unrechtleidens ist der Boden, aus dem der Begriff des Rechts im menschlichen Geist entkeimt. Deswegen ist die individuelle Beschaffenheit dieses Gefühls für den Menschen von der ersten Wichtigkeit, seine Wahrheits- und Rechtsempfänglichkeit ist

gänzlich eine Folge der Unverdorbenheit, oder vielmehr des guten Zustands dieses Gefühls*).

Wenn die Eindrücke des Unrechtleidens sich in meinem Innersten mit Wohlwollen und mit einem Bestreben nach Vollkommenheit verbinden, so erzeugen sie in mir reine Begriffe von Wahrheit und Recht, ich kann dann nicht anders, ich biete meinem Geschlecht freundlich die Hände. Wenn dieses aber nicht ist, wenn mein Gefühl beim Unrechtleiden in meinem Innersten ohne Wohlwollen tobt und mit keinem Streben nach innerer Veredelung verbunden ist, so erzeugt mein leisestes Ahnen, daß mir Unrecht geschehen könnte, jede Greuelthat, deren meine Natur fähig ist. Der tierische, sowie der gesellschaftliche Mensch erlaubt sich alles Unrecht, damit ihm nicht Unrecht geschehen könne. Auch die Repräsentation der Gesellschaft, die Regierung, thut das nämliche, sie ist im Augenblick gewaltsam und grausam, wenn sie fürchtet Unrecht zu leiden.

Die gesellschaftliche Bildung als solche schützt das Innere meines Wesens nicht vor den einfachen Folgen meiner tierischen Selbstsucht. Nur als sittliches Wesen vermag ich mich selbst durch meinen Willen dahin zu erheben, lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun. Als tierisches Wesen verhärtet mich die entfernteste Ahnung des Unrechtleidens. Als solches verwildere ich beim wirklichen Unrechtleiden; als sittliches Wesen werde ich durch die Ahnung und durch das Leiden des Unrechts weise und sanft.

2. Was bin ich im gesellschaftlichen Zustand?

Der gesellschaftliche Zustand besteht wesentlich in Einschränkungen des Naturstandes. Aber der Mensch schränkt die Wonne dieses Standes nicht ein, bis er muß, und er muß es nicht, bis er in diesem Stand tief verdorben und sein tierisches Wohlwollen in demselben dahin ist. Er tritt also, in seinen Grundlagen verhärtet, als ein verdorbener Naturmensch in den gesellschaftlichen Zustand. Er hat auch beim Uebergang in denselben den bestimmten Zweck, die Folgen, die sein tierisches Verderben auf seine tierische Glückseligkeit hat, zu mildern und sich durch die Schranken dieses Zustands sicher zu stellen, die Bedürfnisse seiner tierischen Natur sich leichter, sicherer, befriedigender zu verschaffen, als er selbige bei der Vorstellungsart, die ihm in diesem Zustand möglich ist, sich in der Freiheit des Naturlebens verschaffen könnte. Auch braucht der Mensch im gesellschaftlichen Zustand zur Erreichung

*) Statt dieses Absatzes will die 1. A. folgende korrigierte Stelle, die übrigens in die C. A. auch nicht Aufnahme gefunden hat, eingesetzt wissen: Das Gefühl des Unrechtleidens, oder vielmehr die Erfahrungen meiner gekränkten tierischen Selbstsucht sind der Boden, aus dem der Begriff des Rechts in uns emporkeimt; deswegen ist die individuelle Beschaffenheit dieses Gefühls, oder vielmehr das individuelle Benehmen der Menschen bei dieser Erfahrung für seine Wahrheits- und Rechtsempfänglichkeit entscheidend.

seines Zwecks wesentlich die nämlichen Mittel, als diejenigen, die er im Naturstand zur Befriedigung seines Instinkts auch gebraucht hat, tierische Kraft.

Aber diese Kraft ist durch sein tierisches Verderben, schon ehe er in diesen Zustand getreten, geschwächt, und die Maßregeln der gesellschaftlichen Ordnung sind nichts weniger als dazu gemacht, diese Kraft wieder herzustellen, im Gegenteil, sie zernichten in ihrem Wesen die harmlose Behaglichkeit des Naturstandes, sie zerstören die Sorglosigkeit seines Allrechts, sie binden unser Dasein an einen schwerfälligen Verdienst und an ein mühseliges Leben; selbst indem sie unsere Genüsse vervielfältigen, erhöhen sie unsere Lasten und erheben Ungleichheiten, die wir im Naturstand kaum achten, zu den bittersten Gefühlen. Das alles hat auf den Zweck, um deswillen der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft tritt, den entscheidenden Einfluß, daß er denselben durch diesen Schritt nicht erhält.

Einfacher Genuß ist das Teil des Naturstandes. Hoffen und Harren ist das Teil des gesellschaftlichen Lebens. Es kann nicht anders sein, die ganze Stellung des gesellschaftlichen Lebens ruht auf Vorstellungen von Sachen, die im Grund eigentlich nicht da sind, das ist, sie ist Repräsentation. Eigentum, Erwerb, Beruf, Obrigkeit, Gesetze, sind alles künstliche Mittel, meine tierische Natur beim Mangel tierischer Freiheit dennoch zu befriedigen. Eigentum ist Repräsentation meiner Naturkraft zu meiner Erhaltung; Gesetz, Obrigkeit, Repräsentation meiner Naturkraft zu meiner Beschützung. Was dem Wilden seine Keule, das ist dem Schneider seine Nadel, dem Schreiber seine Feder, dem Kaufmann seine Kniffe, dem Bauer seine Herde, dem Edelmann sein Land, dem König seine Krone.

Aber welch ein Unterschied zwischen dem tierischen Genuß, wenn ich sorgenlos zwischen ewigen Gewürzen lebe und wenn ich um ein halbes Prozent mit einem Juden keife oder meinem Amtmann hundert Bauern für das künftige Jahr für einige hundert Gulden höher versteigere.

Welch ein Unterschied zwischen dem Genuß, wenn ich froh und stark jeden Tag sicher mein Wild finde und sorgenlos durch Berg und Thal reite, einen Mann zu jagen, der einen Mantel hat, den ich brauchen kann, und aller Last der Jahrsconto, der Danksagungsadressen und selber der Rathausstellen und der ehrbaren Reinlichkeit! Der Naturmensch weiß nicht, was er durch diesen Uebergang verliert, dieser Schritt ist für ihn vollends die Wirkung einer Täuschung. Er sucht tierischen Genuß und verliert in dieser Rücksicht unendlich. Die Unbehaglichkeit, die er flieht, wird das Fundament des Lebens, in das er sich stürzt. Er will die Wonne des verlornen Naturlebens wieder herstellen; dafür wird der eine ein Schneider, der andere gelehrt, einer treibt dafür Esel über den Berg, ein anderer Bauern in den Wald, einer putzt dafür dem andern den Bart; einer sucht diese Wonne mit dem Kopfe, ein anderer mit dem Herzen, einer mit Künsten gegen den

Kopf, ein anderer mit Künsten gegen das Herz. Schon in diesem Unterschied liegen unsägliche Quellen der Unbehaglichkeit unsers Geschlechts. Der Gelehrte hat von dem Scheitel bis zu den Füßen einen schwerfälligen Leib, der Schmied einen Arm, der stärker ist als seine beiden Füße; der Schneider wackelt, wenn er geht, und der Bauer hat einen Schritt wie sein Ochs.[1]) Ob der Mensch will oder ob er nicht will, er ist im Joch des gesellschaftlichen Lebens gezwungen, das Glied am Leib, und die Kraft der Seele, auf die ihm sein Brot und sein Haarpuder im gesellschaftlichen Zustand angewiesen sind, vorzugsweise und zum Nachteil aller seiner übrigen Glieder und Kräfte zu gebrauchen.

Das geht so weit, daß viele Regenten sich auf solche Fundamente Register machen lassen, aus welchen zu ersehen, was für Subjekte aus ihren Unterthanen als vorzüglich gute Ohren, als vorzüglich gute Mundstücke, als vorzüglich gute Schreibmaschinen, als vorzüglich gute Blasbälge u. s. w. zu gebrauchen sind. Zwar ist dann freilich auch gar oft so ein Brauchstück einer solchen Duodezmenschlichkeit an seinen übrigen Organen ganz lahm, dieses aber achtet man im gewöhnlichen Dienstleben unsers alternden Weltteils dann weiter auch gar nichts. Diese Nichtachtung kann freilich auch Folgen auf die Grundkräfte unserer Natur haben, indem wir gezwungen werden, aus unserer Nase, aus unserm Mund, unsern Ohren und wohl auch aus unserm Hammer, aus unserm Ellenstab, aus unsern Wappen und aus unserer Krone alles in allem zu machen.

Die allgemeine Schiefheit der Menschen in allen bürgerlichen Verhältnissen und ihre allgemeine Verhärtung im gesellschaftlichen Zustand ist eine Folge der innern Verstümmelung der Naturkräfte unsers Geschlechts in diesem Stand. Aus ihr entspringen besondere Gefühle des Esprit du Corps in allen Verhältnissen: die Patriziergefühle, die Adeligengefühle, die Staatsmannsgefühle[2]) und mit ihnen alle Arten bürgerlicher Anmaßungen, mit welchen der Mensch seine tierische Stellung im gesellschaftlichen Zustand, wie der Tiger seine Höhle, beschützt. Und was haben sich Könige schon gegen Menschen erlaubt, die etwa behaupten, sie dürften nur am Morgen nüchtern über das Gut und Blut ihrer Unterthanen absprechen, oder diese seien ihnen nur in Sachen, die nicht wider Gott, wider das Menschengeschlecht und wider das Vaterland sind, Gehorsam schuldig. — Alles ist gleich. — Die Menschlichkeit des Königs ist hier nicht mehr und nicht weniger als die Menschlichkeit des Schneiders.[3])

---

[1]) und der Ackerbauer hat einen Schritt wie der Ochs, mit dem er pflügt.

[2]) die Staats- und Ratsmännergefühle, . . .

[3]) . . . beschützt. Diese Verirrungen gehen dann aber in hart und tief verkünstelten Klein- und Großstaaten oft auch sehr weit. Guter Ausburger nicht blos fürstlich, sondern auch republikanisch beherrschter Staaten, wirf einen offenen, die Geschichte deines Landes nicht blos zu seiner Schein- und Trugehre verkünstelnden Blick auf die Thatsachen, die hierüber Licht geben können, und antworte: Was haben hie und da nicht selber Ratsherren kleiner Städte sich gegen Männer im Land erlaubt, die etwa gegen ihre Mitbürger die Aeußerung wagten, sie seien ihnen, den Ratsherren, und niemand in der Welt schuldig,

Der Vorsatz, die Ansprüche meiner tierischen Natur im gesellschaftlichen Zustand durch jede Kraft, die ich in meine Hand bringe, und durch jedes Raffinement, dessen meine Arglist fähig ist, gegen jedermänniglich zu behaupten, ruht auf dem allgemeinen Zweck, um dessen willen der Mensch in die bürgerliche Gesellschaft tritt, und diesem Zweck ist jeder getreu, ich, der Schneider, der König und alle, ein jeder nach seiner Lage und nach seiner Kraft. Je größer die Kraft, je größer ist auch der Reiz meiner tierischen Selbstsucht zu gewaltsamer Beschützung meiner tierischen Anmaßung. Daher die Uebel des gesellschaftlichen Zustandes immer in dem Grad steigen, als unverhältnismäßige tierische Kräfte in demselben freien Spielraum finden. Mein Geschlecht ist[1]) allgemein nur bei einem gewissen Maß physischer Kräfte fähig, nicht Barbar, und nur bei einem gewissen Maß gesellschaftlicher Kräfte, nicht Tyrann zu werden, das ist, sein wahres Verhältnis gegen seine Mitmenschen nicht zu verkennen.

Es ist schon an sich selbst wahr, daß das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes das tierische Wohlwollen meiner Natur in mir schwächt; wenn dann noch zu diesem allgemeinen Grundübel dieses Zustandes ein großes Uebergewicht gesellschaftlicher Kräfte mitten in diesem Zustand einen ungezähmten Spielraum findet, wer kann die menschliche Natur kennen und glauben, daß es in der Welt anders aussehen sollte, als es wirklich darin aussieht? Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine Fortsetzung des Kriegs aller gegen alle, der im Verderben des Naturstandes anfängt und im gesellschaftlichen nur die Form ändert, aber um deswillen nicht mit weniger Leidenschaft geführt wird, im Gegenteil, der Mensch führt ihn in diesem Zustand mit der ganzen Schiefheit und Härte seiner verstümmelten und unbefriedigten Natur.

Der gesellschaftliche Mensch als solcher sitzt auf dem Blut seines Instinkts und auf dem Grabe seines Wohlwollens, wie ein Mörder auf dem Blut seines Erschlagenen; sei er gewesen, wer er wolle, der Leichnam des Getöteten hat für ihn keinen Wert mehr; er zählt auf ihm seinen gefundenen Beutel. Also sorgt der gesellschaftliche Held auf dem Leichnam des Instinkts für das gesellschaftliche Wohl und berechnet auf dem Grab des tierischen Wohlwollens die Finanzen des Staats.

---

in Sachen, die wider Gott, wider das Vaterland und wider das Heil des Menschengeschlechts sein könnten, einen unbedingt blinden Gehorsam schuldig, oder gar, jeder von diesen Herren sollte in jedem Fall an Leib und Seele nüchtern sein, wenn er dazu berufen wird, auf seinem Stuhl über das Gut und Blut seiner Mitbürger abzusprechen. Doch selber zünftige Schneider sind nicht immer an Leib und Seele nüchtern, wenn es darum zu thun ist, über das Recht eines Mitschneiders, das dem übrigen Eintrag thun könnte, zunftförmlich abzusprechen. Es ist in der Welt alles gleich. Die Menschlichkeit eines Ratsherrn ist in Dingen, die mit der Selbstsucht seiner bürgerlichen Stellung in Streit kommen könnte, nicht kleiner als die Menschlichkeit des Schneiders im gleichen Fall.

[1]) Mein Geschlecht ist, als tierisches Wesen ins Aug gefaßt, . . .

Dieser Heldensinn[1]) des gesellschaftlichen Lebens muß es hassen, wenn nur noch ein Schatten dieses Wohlwollens in den Fundamenten der bürgerlichen Einrichtungen spukt. Er baut die ganze Ordnung der Welt auf psychologische Mittel, Wohlwollen und Zutrauen im Gang der Geschäfte außer Einfluß zu setzen. Und wenn man konsequent ist und den Grundsatz von der Schädlichkeit des Wohlwollens und Zutrauens in den öffentlichen Angelegenheiten ebenso gegen die Macht als wahr annimmt, wie man sie gegen das Volk als wahr erkennt, so ist man vollkommen in der Ordnung. Die Regel gründet sich auf das unausweichliche Verderben, das der gesellschaftliche Zustand über unsere tierische Natur verhängt.

Aber sie ist Volkswahrheit wie Regierungswahrheit; sie lebt im Gefühl der beherrschten Menge, wie im Gefühl der herrschenden Edlen. Deswegen ist der dieser Regel entgegengesetzte Grundsatz: das Volk muß Zutrauen haben, ohne Zutrauen kann keine Regierung bestehn, nur mit großer Einschränkung wahr, und kann auch nicht umgekehrt werden, es läßt sich offenbar[2]) nicht behaupten: die Regierung müsse Zutrauen haben, ohne Zutrauen könne keine Regierung bestehen. Es ist bei einer gut organisierten Regierung sicher gar nicht wesentlich[3]), daß das Volk zum Personal der Regierung Zutrauen habe; aber das ist für die Erreichung des gesellschaftlichen Zwecks allgemein wesentlich[4]), daß das Volk zu dem Gesetz Zutrauen haben könne, das zwischen ihm und diesem Personal, um sein Recht gegen dasselbe zu sichern, dasteht, oder wenigstens dastehen sollte.

Aber die Selbstsucht der Menschen am Platz sucht natürlich immer alles auf, was ihre Lage gemächlicher, einträglicher und einflußvoller machen kann. Die allgemeine Seligpreisung dieses Zutrauens in unsern Tagen ist eigentlich nichts anderes, als ein Verkleisterungsmittel des wesentlichen Uebels unsers hinfälligen Zustandes und ein Bonmot der Selbstsucht unserer comme il faut Klubisten, das gegen Vernunft und Erfahrung ebenso wie gegen die ersten Fundamente des gesellschaftlichen Rechts gleich streitet, es ist nichts anderes, als eine Folge des Versinkens der gesellschaftlichen Menschheit in den Sumpf der Rechtlosigkeit. Es kommt aber aus diesem elenden Erschleichen gerade soviel heraus, als wenn ein Vater seine Kinder testamentlich dahin anweisen dürfte, von ihrem lieben ältesten Bruder ohne weitere Untersuchung und ohne weiteres Recht als ihr Erbteil soviel anzunehmen, als dieser ihnen herauszugeben sich in seinem Gewissen verflichtet finden würde, mit dem Zusatz, er werde nach seiner erprobten Redlichkeit

[1]) Der tierische Heldensinn . . .

[2]) wie im Gefühl der herrschenden Macht. Deswegen ist auch die ihr widersprechende Regel: Das Volk muß Zutrauen haben, ohne Zutrauen kann kein Volk bestehen — ohne die weise, rechtliche und menschliche Einschränkung, die auch im entgegengesetzten Fall statt hat, nicht wahr. Denn es läßt sich auch ohne eine weise, rechtliche und menschliche Einschränkung durchaus . . .

[3]) Regierung freilich wesentlich, . . .

[4]) Zwecks auch wesentlich . . .

nicht ermangeln, hierin gegen sie also zu handeln, wie er es vor Gott seinem Richter[1]) und vor seinem verstorbenen Vater, der hierüber mit ihm bestimmte Abrede getroffen, werde verantworten können. Das Personal der edelmütigsten Regierung steht in seinem Naturgefühl dem Volke nicht näher, als liebe Geschwister einem ältesten sonst redlichen Bruder.

Als Privattugend sind Zutrauen und Wohlwollen ewig der liebliche Schatten der Unschuld, die wir verloren. Aber mein Geschlecht als solches kann nichts weniger als auf Unschuld Ansprüche machen, und wenn es im gesellschaftlichen Zustand umwölkt von ihrem Schatten einhergeht, so wandelt es in den Labyrinthen des Trugs, mit denen der Boden der gesellschaftlichen Erde bedeckt ist. Es ist unstreitig, Zutrauen und Wohlwollen ist eine Inkonsequenz gegen das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes, und wenn die Sicherheit irgend einer bürgerlichen Einrichtung darauf gebaut wird, so wird die menschliche Tugend eine öffentliche Narrheit.

Freilich ist es wahr: Wenn das Volk rechtlos ist, so ist das heitere Denken über diesen Gegenstand ihm und der öffentlichen Ruhe gefährlich. Wenn es aber nicht rechtlos ist, sondern ein Recht hat und Formen des Rechts, die es schützen, so darf es dann auch über diesen Punkt heiter denken. Das gesellschaftliche Recht sichert den Fortschritt der menschlichen Veredelung ebenso allgemein, als ihn Rechtlosigkeit allgemein stille stellt. Daher nimmt immer in dem Grad, als die Rechtlosigkeit in einem Lande groß ist, auch die sittliche Abstumpfung zu. Ein rechtloses Volk muß durch die Loslassung der Arglist und des Geizes und durch alle Verirrungen des Drucks und des Schimmers, des Genusses und des Mangels, der Freundlichkeit und des Schreckens, der Empfindsamkeit und der Unempfindlichkeit zur Dummheit zurückgezäumt und dahin gebracht werden, selber zu empfinden, wie elend es wäre, wenn es so, wie es ist, ein Recht hätte[2]). Also wird dann freilich durch die Erschaffung einer abgestumpften Entmannung und einer niedergedrückten Kraftlosigkeit das Zutrauen zu einer jeden Regierung, oder vielmehr ein schafmäßiges sich Ueberlassen an dieselbige, dem Volk ein wesentliches Bedürfnis; denn wahres Zutrauen hat in diesem Fall nicht Platz, dieses kettet sich nur an Recht und Sicherheit und läßt sich bei Rechtlosigkeit und Erschlaffung nicht denken. Die Macht als solche irrt sich über diesen Punkt nie und sie denkt auf der ganzen Erde allenthalben sehr heiter über die Thorheit des Zutrauens in jeder öffentlichen Angelegenheit. Mißtrauen ist im Charakter aller Großen der erste Zug; auch sind sie ohne diese Standestugend sicher immer verloren.

Dennoch hüllt auch sie sich zuzeiten in den Mantel des Wohlwollens ein. Es gibt nämlich Fälle, wo es das Volk ohne Empörung

[1]) Richter, dem er hierüber allein Rechenschaft zu geben habe . . .

[2]) wenn es so, wie es ist, ein Recht kennte, ein Recht hätte und einem Recht anhänglich wäre.

nicht zu ertragen vermag, den Trieb ihrer Rechtlosigkeit bis auf seine Schamteile entblößt vor seinen Augen zu sehen. In diesen Augenblicken ist sie genötigt, von dem Schimmer dieser Tugend, deren Wesen sie verachtet, einen in die Augen fallenden schimmernden Gebrauch zu machen [1]). Ein zweiter Fall, in dem sie in der Hülle des Wohlwollens und Zutrauens erscheint, ist dieser: Sie vergißt zu Zeiten in der Behaglichkeit ihrer Schäferstunden, daß sie Macht ist, und nimmt im Taumel solcher Wonnetage den Sinnengenuß des tierischen Wohlwollens mit, wie ihre Geige, ihre Maitresse, ihre Trommeln und den ganzen Quark ihres menschlichen Spiels. Indessen glaubt sie freilich in diesem Falle nie, daß ihr Wohlwollen zu diesem Quark gehöre.

Der Mensch weiß es nie an sich selber, wenn er aus Selbstsucht handelt. Er dichtet sich in allem Thun seines Lebens edlere Beweggründe an, als die, so ihn wirklich leiten, und die Macht ist wie der Mensch unfähig, die tierischen Reize zu erkennen [2]), welche die Ansprüche an die Gegenstände ihrer Leidenschaft in ihrem Innersten beleben. Daher glaubt die Macht auch in jedem Fall, sie hasse das Recht des Volks nicht, sondern nur seinen Mißverstand und seinen Mißbrauch, und auch diesen nicht um ihrer selbst, sondern um des öffentlichen Wohls willen, und wenn sie auch noch so empört über deinen Anspruch mit dir im Streit ist, so wird sie dir immer antworten, sie begehre für sich nichts, sie wolle gern jedermann alle Freiheit und alles Recht lassen, das ein jeder immer wünschen könne, wenn es nur möglich wäre; aber sie sieht in jedem solchen Fall immer die schrecklichsten Gefahren, die es haben müsse, wenn man Schwäche genug hätte, auch nur daran zu gedenken, den Wünschen des Volks nachzugeben und irgend ein Gefühl des Bedürfnisses einer wirklichen bürgerlichen Selbstständigkeit in ihm rege werden zu lassen oder ihm auch nur einen Schatten einer ihm gesetzlich sichernden Rechtsform zu gestatten. Diese Sprache aber zu verstehen, mußt du darauf achten, wie sie sich benimmt, wenn die Sache ihres Diensts Schritte fordert, deren Kühnheit

---

[1]) . . . des Zutrauens jeder öffentlichen Angelegenheit. Mißtrauen ist im Charakter der Macht; auch steht sie ohne diesen Zug in ihrem Standesgeist nicht leicht auf sicherm Boden, doch ist es gut, wenn sie täglich im Mantel des Wohlwollens umhergeht, und es ist Segen für's Land, wenn sie diesen Mantel gern und mit Würde trägt. Indessen spiegelt die verdorbene Macht das Tragen dieses Mantels, so wie es der Edelmut der Macht nie zu thun vermag. Es ist auch natürlich, die verdorbene Macht hat ihn nötig, sich mit ihm zu bedecken. Das Volk kann ohne Empörung die Rechtlosigkeit der Macht nicht bis auf ihre Schamteile entblößt vor seinen Augen sehen; darum ist auch das höchste Verderben der Macht genötigt, in gewissen Augenblicken von dem äußern Schein des Wohlwollens, ob sie gleich sein Wesen tief in ihrem Innern verachtet, einen in die Augen fallenden, schimmernden Gebrauch zu machen.

[2]) Der tierisch sinnliche Mensch weiß es nie an sich selber, wenn er aus Selbstsucht handelt, die tierisch sinnliche Macht ebensowenig. Beide dichten sich in allem ihrem Thun edlere Beweggründe an, als die, die sie wirklich darin leiten, und beide sind in diesem Zustand unfähig, das Verderben der Reize zu erkennen, . . .

und deren Gesetzlosigkeit das Land allerdings in Gefahr bringen könnte. In diesem Fall wirst du sie immer auf blos mögliche Gefahren keine Rücksicht nehmen, sondern vielmehr ihre Gelüste immer standhaft durchsetzen sehen.

Aber hingegen wo sie bestimmt das Gegenteil von dem wünscht, was sie diplomatisch als ihren Willen und als ihre Meinung beurkundet, da handelt sie denn freilich gar nicht selten mit einer Großmutterängstlichkeit, die sich zu ihrem Backenbart und zu ihrer Stirne gar nicht schickt. Sie sieht in diesem Fall immer Gespenster, an die sie in ihren Schäferstunden gar nicht glaubt, die sie aber in den Stunden ihrer Sorgen immer gern für das Volk in den Kalender setzt; sie wird auch in unsern Tagen, in dem Bedürfnis, den Glauben an die Gespenster durch den Kalender zu befördern, trefflich bedient. Die Kunst der Diplomatik und ihrer Kanzleien hat sich im Greisenalter des Weltteils mit der Kunst der Gelehrten, der Volksschriftsteller, der Kalendermacher vereinigt, die öffentliche Angelegenheit des Menschengeschlechts allgemein zugunsten der Macht in ein trügendes Licht zu setzen.

Unsere Väter verstunden es kaum, ihr bestes Recht zur Schau zu tragen, wie jetzt ein gemeiner Sekretär das schreiendste Unrecht seiner Stelle als ihr hohes Recht und ihre große Gnade zur Schau zu tragen, Fertigkeit hat. Aber diese Sekretärs-, Kalendermacher- und Schriftstellerfertigkeiten, insofern sie also die Wahrheit und das Recht der leidenden Menge mit einem Nebel umhüllen und das Unrecht der Gewalt in ein trügendes, schimmerndes Licht setzen, und der Nationen Verblendung gegen sich selbst, sind alles Folgen der traurigen Wahrheit, daß die Verwirrung unserer alternden Staatskünste das Wesen unsers guten menschlichen Daseins verschlungen habe und Sittlichkeit, häusliche Kraft und gesetzliches Recht allgemein dem glänzenden Elend der öffentlichen Staatsscheinordnung unterliegen müssen. Sie sind alle Folgen der hieraus entstehenden bürgerlichen Entmannung aller Stände, der Aufhebung des Gleichgewichts aller innern Kräfte des Staats, sie sind Folgen der traurigen Wahrheit, daß wir nur öffentliche Menschen geworden sind und keine Privatmenschen mehr sein können. Durch sie haben wir den süßen Namen Vaterland verloren und sind Staatsbürger geworden. Durch sie haben wir die gemäßigte Stimmung des obrigkeitlichen Ansehens verloren und ihr die kitzelnden Anmaßungen der Souveränitätsrechte unterschieben gelernt; durch sie ist der Heldensinn des Kabinettsgeistes, der dem letzten Nachfolger Ludwig XIV. sein Schicksal bereitete, bis in die Ratsstuben der reichsstädtischen Ehrbarkeit gedrungen und hat den Mann am Platz, auch in Verfassungen, die mit der französischen Monarchie gar keine Aehnlichkeit haben, dahin gebracht, mit der ganzen Staatskunst ihrer Kabinettskrümmungen und ihrer Kabinettsgewaltthätigkeiten regieren zu wollen, und die Individuen im Staat blos als Kopf, Nummer, Gewehr, kurz als ein totes Verhältnis eines nur als Masse existierenden Wesens anzusehen.

Es ist aber für Europa wichtig, daß seine à la Louis XIV. Existenz, oder vielmehr das Affenspiel ihrer armseligen und allgemeinen

Nachahmung endlich sein Ziel finde und der Mensch im Vaterlande allgemein wieder vor sich selbst und vor seiner Obrigkeit als Er selbst erscheinen dürfe. Ich will einige Züge der Schwäche und der Gesetzlosigkeit, zu welchen das Heldensystem des französischen Kabinettsgeistes[1] die tierischen Neigungen der Gewalthaber in unserm Weltteil so vielseitig hingelenkt haben, entwerfen und selbige mit den Gesinnungen und dem Betragen einer wahrhaft gesetzlichen Gemütsstimmung und einer wahrhaft rechtlichen Handlungsweise des gemäßigten bürgerlichen Regierungsansehens in Vergleichung setzen.

Die gesetzlose Gewalt glaubt, sie sei selber das Gesetz, sie wähnt, Gesetz und Recht liege in ihr, wie die Eier in den Hühnern. Was der Unterthan im Schweiß seines Angesichts verdient und was ihm Gott in seiner Gnade gibt, das, meint sie, seien alles ihre Eier. Wenn sie den Wohlstand im Lande sieht, so spricht sie, die Hand auf dem Wanst: Ich habe ihn mit Schmerzen geboren; und wenn es übel im Lande geht, so sagt sie, den Zeigfinger über die Nase: Die gottlosen Leute! Ich habe sie treulich gewarnt, aber wer vermag etwas wider den, der im Himmel regiert? Das gesellschaftliche Recht nicht also. Wenn es schon im Lande gut geht, so glaubt es doch nicht, daß es darum übel gehen müsse, wenn die Macht schon nicht über die Gesetze erhoben und das Recht des Volks schon nicht in der Hand der Willkür wäre. Es meint gar nicht, daß der gute Zustand des Menschengeschlechts auf das gedoppelte Elend des Dienstbrots und Gnadenbrots gebaut werden müsse. Es erkennt, daß derselbe auf den Verdienst des selbständiges Mannes und auf die Kraft und Wahrheit eines gesicherten gesellschaftlichen Rechts gebaut werden soll.

Der Kabinettsgeist der französischen Politik oder die willkürliche Gewalt hingegen will das Menschengeschlecht nur am Diensttisch sehen, nur mit Gnadenbrot füttern. Sie ist deswegen von Herzen gern in ihrem beruhigten Zustande fast immer eine Mutter der Gnaden, aber nie ein Vater eines gesetzlichen Rechts.[2] Sie haßt das Recht bis auf seinen Namen. Wenn die Spur eines solchen Anspruchs auf dem Wege ist, du kennst die Mutter der Gnaden nicht mehr, sie steht dann unter ihren Kindern, wie die Engländer in Indien. Sie kennt dann die Kinder nicht mehr, sie sieht dann nur Volk, und im Volk den Feind ihres Tiersinns, der ihr nicht für die Welt, geschweige für das dumme Zeug, das das Volksrecht heißt, feil ist.

Das gesellschaftliche Recht macht Treue und Wahrheit zur gegenseitigen Pflicht aller gesellschaftlich vereinigten Menschen. Der Helden-

[1]) Heldensystem eines solchen Hoheits- und Kabinettsgeistes . . .

[2]) . . . Gnadenbrot füttern. Die Macht ist desnahen auch in ihrer höchsten Spannung für die Erhaltung des behaglichen Lustlebens ihrer Willkür, so lange sie auf ihrem Thron das ihr entgegenstehende Recht als ein Schemel zu ihren Füßen liegen sieht, von Herzen gern eine hochgeschmückte, angebetete Mutter der Gnaden; aber sie wird dadurch nichts weniger als ein Vater irgend eines gesetzlichen Rechts.

sinn der französischen Staatskünste meint freilich auch, alles sei ihm Treue und Wahrheit schuldig, er aber niemand. Das gesellschaftliche Recht weiß, daß aller Menschen Augen sehen, aller Menschen Ohren hören und aller Menschen Köpfe denken sollen, nach ihrer Kraft und nach ihrer Notdurft. Das gesellschaftliche Unrecht hingegen meint, seine Augen sehen für alle, seine Ohren hören für alle, und sein Schädel denke für alle.

Das gesellschaftliche Recht gründet die Selbständigkeit des Staats auf die Selbständigkeit des Bürgers, und den Reichtum des Staates auf den sichern Wohlstand der Individuen. Aber die gesetzlose Gewalt gründet die Selbständigkeit des Staats auf den willenlosen Gehorsam eines rechtlosen Volks, und den Nationalreichtum auf die Leichtigkeit der Eingriffe in die Tasche der Bürger. Ein solcher Reichtum aber ist dann auch hors de loi, und eine solche Selbständigkeit hors de loi.

Das gesellschaftliche Recht kennt kein Ganzes als in den Individuen und keine gesellschaftliche Vollkommenheit des Ganzen, die auf das gesellschaftliche Verderben der Individuen gegründet ist. Aber auf dem Schleichwege der Usurpation wittert man überall Gräber und fürchtet, wenn von der gesellschaftlichen Selbstständigkeit der Individuen die Rede ist, nichts so sehr, als einen offenen Rat.

Das gesellschaftliche Recht kennt die Schwäche und das Verderben der Grundkräfte unserer tierischen Natur im gesellschaftlichen Zustand und schont denselben, wie ein Mensch seine Eingeweide, wenn er weiß, daß sie krank sind. Aber das gesellschaftliche Unrecht weiß nichts von dieser Schonung, es ist ihm gar nichts daran gelegen, daß die Eingeweide des Volks gesund seien. Im Gegenteil, es fürchtet das Mark in den Gebeinen des Mannes und findet im Geruch der Verwesung des Volks die Sicherheit ihres Dienstes.

Das gesellschaftliche Recht erkennt in der Macht den Mittelpunkt aller physischen, das ist, aller tierischen Kraft, folglich auch aller tierischen Leidenschaft und gibt deswegen die heiligen Worte: *schuldig* oder *unschuldig*, so wenig als das Gut und das Blut des Volks in die Hand ihrer ungezähmten und unbeschränkten Willkür, es erkennt den Anspruch der Macht an willkürliche Gewalt als eine unzweideutige und psychologisch notwendige Folge des freien Spiels ihres Tiersinns und unterwirft das Recht des Volks in keinem Fall der Selbstsucht und dem Selbstbetrug ihres Verderbens. Der allgemeine Grund des gesellschaftlichen Zustandes und vorzüglich der individuellen Gefühle meines Geschlechts im Besitz unverhältnismäßiger gesellschaftlicher Kräfte fordern diese Vorsicht unumgänglich.

Die Macht läßt es freilich nie an sich kommen, daß sie in diesem Fall ist, und begehrt, in jedem Anspruch ex plenitudine potestatis, wie der H. Vater ex plenitudine sanctitatis, daß das Volk sie für parteiisch anerkenne, und geberdet sich allemal, wenn dieses gegen ihre himmelreine Unschuld und Unparteilichkeit einen Zweifel zu äußern wagt, wie auch Se. Heiligkeit es gethan haben, da einst ihre Söhne, unsre

Väter, an seiner allerheiligsten Unschuld und an seiner unbezweifelten Unparteilichkeit zu zweifeln anfingen. Indessen fanden sie doch damals, wie wir jetzt, der Papst und die Macht spreche in diesem Falle in ihrer eigenen Sache und die menschliche Natur zeuge laut wider den Spruch ihrer beiderseitigen Selbstsucht. Wer sagt, daß er unparteiisch Ansprüche mache, der sagt, daß er gelüste, ohne daß er wolle, und das können die Menschen nicht, die wir kennen, darum glaubten es unsere Väter dem Papst nicht und darum glauben wir es der Macht nicht, so heilig beide es uns auch zusichern.

Die Macht weiß den Grund unserer Hartgläubigkeit über diesen Gegenstand so wohl, als ihn der Papst ehemals gewußt hat; sie hat deswegen eben wie dieser damals keine größere Angelegenheit, als das Zutrauen des Volks an ihre Unschuld, an ihre Weisheit und Güte in dem Grad[1]) zu befördern, als sie durch die Umstände der Zeit dahin getrieben wird, um der nun einmal bestehenden Ordnung willen und von der Sorge der Selbsterhaltung gedrängt, nun für einmal widerrechtlich und gewaltsam handeln zu müssen. Sowie sie durch Betrachtungen dieser Art ihre Zeremonienexistenz auf die Spitze gestellt und dadurch sich in Verlegenheit sieht, wird sie dann auch, vermöge ihrer Natur, immer lebhafter und thätiger, im Geist der alten französischen Politik alle Wahrheit und alles Recht, das ihrer Selbstsucht entgegensteht, unwirksam zu machen und besonders alle Formen zu entkräften zu suchen, durch welche ihre Vorfahren gesetzlich gezwungen worden, die Worte schuldig oder unschuldig in dem Munde der anspruchlosen Unparteilichkeit zu lassen. Der alte Ueberrest dieser alle Staatskunst zugrundrichtenden Staatsmännerkunst vermag es nicht anders.

Aber das gesellschaftliche Recht, der ächte Magistraturgeist, der ächte ständische, der ächte Parlaments-, der ächte deutsche Regierungsgeist erhebt sich über diese Schwächen dieser alten französischen Selbstsucht. Er sieht in den gesetzlichen Zwangsmitteln gegen seine Willkür ebensowohl, als in den gesetzlichen Zwangsmitteln gegen die Begierlichkeit des Volks die Sicherheit seiner rechtlichen Stellung und die Sicherheit der rechtlichen Stellung des Volks. Er erkennt daher den Anspruch des Volks an Selbstständigkeit in seinem Recht als einen wesentlichen Teil einer wirklich rechtmäßigen gesellschaftlichen Verfassung und sucht im Gefolg dieser Ueberzeugung in jedem Fall denselben mit heiliger Sorgfalt die Rechte und Freiheiten und alle pacta conventa aufrecht zu erhalten, die von frommen ernsten Vätern zur Sicherheit eines gesegneten und löblich gefreiten Zustandes ihrer Nachkommen in Urkunden verfaßt und bestimmt waren, Jahrhunderte da zu stehen als ein reiner gesellschaftlicher Wille gegen alles Unrecht und gegen alle Mummereien der Macht.

---

[1]) . . . zusichern. Jede Macht kennt den Grund der Hartgläubigkeit des Menschengeschlechts über diesen Gegenstand ganz wohl. Sie hat desnahen auch in ihrer Verlegenheit, in der sie sich befindet, keine größere Angelegenheit, als das Zutrauen des Volks an ihre Weisheit und Güte, vorzüglich aber an den Reichtum ihrer Gnadenfülle in dem Grad . . .

Und wenn es auch im Lauf der Zeiten geschieht, daß der Buchstabe solcher Urkunden dem Volke wirklich unnütz und sogar schädlich werden könnte, so forscht das gesellschaftliche Recht mit treuem offenem Ernst dem Geist und dem Wesen dieser Urkunden nach und trachtet den Grad der Ehrenfestigkeit, der Selbstständigkeit und des unkränkbaren rechtlich gesicherten Zustandes, den diese Urkunden für das Volk ansprechen, demselben auch dennoch zu erhalten, wenn der Buchstabe der Urkunde der Macht auch wirklich Gelegenheit und Entschuldigungsgründe an die Hand geben würde, auch das Wesen dieser Rechte, mit ihrer veralterten Form unter den Tisch schlüpfen zu lassen.

Ich will mit der Aeußerung nichts weniger, als die Wahrheit entkräften, daß die Reize, diesen Grundsätzen entgegen zu handeln, vorzüglich in unsern Tagen, sehr groß sind, wo Recht und Gesetz auf der ganzen Weite unsers Weltteils das Wesentliche ihrer Kraft, den tierischen Reiz, selbige handhaben zu wollen, so vielseitig verloren haben. Ich gestehe sogar, auch wo das Staatsgebäude in seinen innern Teilen noch nicht so morsch ist, als die meisten europäischen, kommt die menschliche Natur dem gesellschaftlichen Recht dennoch immer in die Quere. Der Mann am Platz hat immer gegen seine Mitbürger Kräfte in seiner Hand, deren Maß nicht sorgfältig genug mit den Kräften seiner Mitbürger abgemessen ist und der Besitz unverhältnismäßiger gesellschaftlicher Kräfte hat indessen in jedem Fall auf unser Geschlecht die entscheidende Wirkung, daß er gesellschaftlich unrechtmäßige Gelüste und Ansprüche und zugleich mit ihnen die Täuschung in unserm Innersten erzeugt, daß diese Gelüste und Ansprüche gesellschaftlich rechtmäßig seien. Also in den Fundamenten unsers Rechts durch unsere Selbstsucht getäuscht, kommen wir im Besitz der Macht immer leichter dahin, altfranzösisch und nicht altdeutsch regieren zu wollen, und werden durch die Gutmütigkeit, Schwäche[1]) und den Reichtum unsrer Zeit in unsrer Politik bis zur Bizarrerie inkonsequent, wohlthätig und tyrannisch, raubsüchtig und barmherzig, blutdürstig und milde, billig und ungerecht, liebreich und mörderisch, alles durch einander, je nachdem die Zeit und die Stunde.

Wir vergeben nämlich von dem, was wir selber für unser Recht erklären oder einmal dafür erklärt haben, nie nichts und beschützen jede unverhältnismäßige tierische Kraft, die im gesellschaftlichen Zustande in unserer Hand, mit aller Gewaltsamkeit und mit aller List, deren unsere tierische Natur fähig ist, verbinden aber mit aller dieser staatsbürgerlichen Verhärtung dennoch, wo wir nur immer können, das tierische Wohlwollen, das beim Besitz großer tierischer Kräfte vorzügliche Reize für unsere ebenso gemächliche als stolze, ebenso träge als kühne, ebenso sanfte sinnliche[2]) als blutdürstige Natur hat. Der Cyklop streichelt die Widder und Schafe, die er melkt und schlachtet,

[1]) unsrer Schwäche . . .
[2]) so matt sinnliche, . . .

und wenn der europäische Feudalherr das gerichtlich an seine Erdscholle angeschriebene Volk zu solchen Widdern und Schafen erniedrigt hat, so verbindet, wo nicht er selber, doch etwa seine Frau oder eine Tante das ernste Beharren auf allen, auch den kleinsten solcher Rechte zuzeiten mit einer Christenmilde gegen die Unglücklichsten unter ihren rechtlosen Leuten, die von den Lehrern und Predigern der Nachbarschaft von allen Kanzeln als unübertreffliche Muster der höchsten menschlichen Tugend angepriesen wird.

Unsere tierische Natur vermag es nicht, im Besitz unverhältnismäßiger gesellschaftlicher Kräfte, ihr wahres Verhältnis gegen unsere Mitmenschen nicht zu mißkennen. Solche Kräfte löschen das Gefühl unserer Personalschwäche und die dieser Schwäche angemessene Mäßigung unserer tierischen Ansprüche in unserm Innern aus. Das ist wahr, vom großen König bis auf den niedrigsten Büttel, der im Namen des Staates als ein Unmensch mit trotziger Geberde zu dem Unglücklichen kommt, der die drückenden Auflagen nicht erschwingen kann, und ihm sein kümmerliches tägliches Brot wegnimmt. Der Mensch ist beim vollen Leben der tierischen Grundgefühle seiner Natur unfähig, gesellschaftlich gut, das ist gesellschaftlich rechtmäßig[1]) zu regieren. Er wird es nur durch die Kraft der Gesetze, die ihn im Besitz unverhältnismäßiger gesellschaftlicher Kräfte in die Schranken des gesellschaftlichen Rechts hinein nötigen.

Das Bedürfnis dieser Einschränkung ist im gesellschaftlichen Zustand um so wesentlicher, da die Ansprüche auf den Besitzstand in demselben, im Innersten unserer Natur durch eben die Gefühle belebt werden, die die Ansprüche des einfachen Tierrechts und der einfachen Tierkraft im Verderben des Naturstandes beleben. Allenthalben spricht der Mensch im bürgerlichen Leben das Monopolium der Harmlosigkeit an. Lebe er in der sorglosen Kraft des Löwen oder als ein um seine Nahrung bekümmerter Wolf, oder habe er vor Alter und vor Gram den Wolf und den Tiger abgelegt und genuhe jetzt, sich als ein geladener Esel durch die Welt zu schleppen, in allen Fällen spricht er für sich selbst ein Recht an, das, wie das Bild der Ewigkeit, von ihm selbst ausgeht und in ihn selbst zurückkehrt.

Der Mensch geht, entweder durch tierische Unbehilflichkeit gezwungen oder durch den Besitz überwiegender Kräfte gereizt, freiwillig in den gesellschaftlichen Zustand hinüber. Im ersten Fall erscheint er in demselben furchtsam, kriechend, hinterlistig und niederträchtig; im andern Fall kalt, anmaßlich, mit Gewalt gelüstend, und wo diese Widerstand findet, trotzend, blutdürstig und grausam[2]). Dennoch erscheint er mitten in aller dieser Verschiedenheit, welche die zwei Grundquellen des gesellschaftlichen Zustandes über ihn verhängen, in demselben wesentlich als das nämliche Geschöpf, welches er im einfachen ersten Verderben des Naturstandes schon anfing zu werden.

[1]) gesellschaftlich rechtlich zu regieren.

[2]) Im andern Fall kalt, anmaßlich, nach Gewalt lüstern, und wo er hierin Widerstand findet trotzend, gewaltthätig, blutdürstend und grausam.

Alle seine gesellschaftlichen Angewöhnungen vermögen es nicht, die Neigungen seiner ursprünglichen blos tierischen Entwickelung in ihm auszulöschen. Auch da, wo König und Schwert, Gesetz und Beruf den Instinkt bis auf seine Wurzeln auszulöschen scheinen, auch da liebt der Mensch seine Marmotte, seine Gazelle, sein Kind, seinen Hund und sein Pferd. Leerheit des Geistes und das Versinken in taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens, und er liebt alles was neu ist, und alles was glänzt. Dem Fuchsjäger im Bergschloß ist Wald und Flur heilig, wie sie sein Gott schuf, die aufgeworfene Erde ein Fluch. Der Kaufmann führt den fremden Mann in sein Haus und frägt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, wie es in seinem Lande geht. In jedem Stand und in jedem Alter findest du Leute, die dir für den morgenden Tag heute nicht vom Stuhl aufstehen und das Glück eines künftigen Jahres nicht mit einer Pfeife Tabak kaufen, die sie eben im Munde haben.

Auch königliche Kunst ist nicht imstande, dem wesentlichen Geist des Naturlebens eine andere Richtung zu geben als diejenige, die er im Kot des Landknechts- und Gaunerlebens auch nimmt[1]). Der Mensch wird durch alle Vorteile und durch alle Nachteile des gesellschaftlichen Zustandes genau auf eben die Art modifiziert, wie ihn die Vorteile oder Nachteile des Natureinflusses selber modifizieren. Der Reichtum macht ihn schlapp, wie der Genuß der schwelgenden Natur. Monopolien und übel kalkulierte Standesrechte machen ihn barbarisch, wie die Riesenkraft, und die Mühseligkeit in der Wohnstube beugt seinen Nacken, wie die Mühseligkeit in Grüften und Höhlen, und wenn er im Besitz des Reichtums und der Macht gewaltsamer erscheint, als in Abhänglichkeit und Armut, so ist dieser Unterschied nicht wesentlich; ein lahmer Affe und eine sterbende Katze nähren in ihrem Innersten eben die Gefühle, die diese Tiere in ihrem gesunden Zustande beleben. Die Grundlagen der menschlichen Natur bleiben in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens immer die nämlichen. Der Mensch als Geschlecht ist nur tierisch, und als tierisch sich immer gleich. Deswegen ist auch die Selbständigkeit, auf die der Mensch im gesellschaftlichen Leben Ansprüche macht, allgemein mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner tierischen Naturgefühle belebt.

Das gesellschaftliche Recht sondert zwar freilich die Ansprüche meiner tierischen Natur von denjenigen meiner gesellschaftlichen Rechtlichkeit, aber meine Natur sondert sie nicht, und sowie die Kraft der Gesetzgebung meine Natur nicht bändigt, so verschlingt unsere tierische Selbstsucht allenthalben unsere gesellschaftliche Rechtlichkeit und führt uns mit starker Hand dahin, in allen Verhältnissen den Begriff unserer bürgerlichen Selbständigkeit an die selbstsüchtigen Gefühle unserer besondern Lagen anzuketten. Dadurch aber verengern wir unser Herz

[1]) die er im mühseligen Kot des sklavischen Bauernlebens und in der freien Gaukelpfütze des Gauner- und Bettlerlebens auch nimmt.

gegen alle wirkliche gesellschaftliche Wahrheit und gegen alles wirkliche Gesellschaftsrecht[1]), und werfen mitten unter den rasendsten Ansprüchen an die ausschweifendsten gesellschaftlichen Genüsse das Fundament des gesellschaftlichen Rechts, die gesetzliche Selbständigkeit des Bürgers, allgemein als ein nichtiges Zeug weg. Sie ist uns mit dieser Stimmung allgemein für jeden Sinnengenuß feil; der Arme gibt sie für sein Brot, der Reiche für Spielwerk, das noch weniger als Brot wert ist. Der Mann am Platz verhandelt sie in seinem Stimmengewerb, der Pfaff opfert sie seiner Kutte, und im Streit der Macht und des Rechts hilft das Volk immer der erstern gegen das letztere und schlägt für wenige Kreuzer des Tags im Dienst der Macht den rechtlichen Mann im Lande tot, sobald diese nur pfeift oder trompetet. Naturfreiheit und gesellschaftliches Recht sind in unserm Geschlecht ewig im Kampf.

Der Aufrührer und der König, der Edelmann und der Jud, der Patrizier und der Leibeigene streben alle nach den Monopolien der Naturfreiheit für sich und gegen alle andern.

Daher ruht das gesellschaftliche Recht und mit ihm die bürgerliche Selbständigkeit wesentlich auf einer die individuellen Ansprüche unserer tierischen Natur allgemein hemmenden Anordnung der Berufsbildung des bürgerlichen Menschen, diese aber auf der Kunst, die innersten Gefühle meiner tierischen Natur zugunsten des gesellschaftlichen Rechts und der gesellschaftlichen Ordnung umzustimmen und zu verstümmeln. Die Kunst dieser Verstümmelung aber ruht ganz auf den Gesetzen meiner tierischen Täuschung. Der Tiersinn deiner Natur muß es nicht ahnen, daß du ihn schwächst, er muß glauben, du gebest ihm, was du ihm nur läßt; er muß nicht wissen, was du ihm nimmst, er muß dir nicht zuschreiben, was du ihn leiden machst, er muß das selber wünschen, wozu du ihn hinlenkst, und das, was du ihm zur andern Natur machst, kaum von dem unterscheiden, was in seiner ersten schon da war. Anstrengung, Lebensordnung, das schlichte Wandeln im ewig gleichen Berufspfad muß ihm werden, was ihm sein Instinkt war. Er muß es nicht ausstehen können, il faut qu'il se dégoûte, wenn er außer dem Gleis seiner bürgerlichen Beschränkung wandelt. Jeder Lebensgenuß muß in seiner getäuschten Vorstellung am Verdienst hangen, wie die Blüte am Baum, und er muß gewohnt werden, den ganzen Sommer seines Lebens ruhig auf die Früchte seiner Arbeit zu warten, wie der Bauer seinen Sommer über auf das Reifen seiner Früchte wartet.

So, und nicht anders, machst du den Menschen zum Bürger. Es ist nicht leicht; die blutende Wunde, die du seinem Tiersinn beibringst, muß beinahe heil sein, ehe er weiß, was links oder rechts ist; wartest du, bis alle Gefühle seiner tierischen Selbstsucht und seines Trotzes in vollem Leben dastehen, mit dieser Täuschung, so hast du den einzigen sichern Zeitpunkt dieser Täuschung ungenützt vorbeigehen lassen und mußt dann unter Martern und Qualen zum Tode bringen,

[1]) gesellschaftliche Recht. . . .

was du mit einem leichten Hauch hättest auslöschen können. Und wenn du dann nach den Gesetzen deiner sittlichen Natur zu diesem Ziel kommen willst, so wirst du dieses nicht anders als mit unendlicher Mühe höchst unsicher erreichen. Tausendmal werden dich Mißmut und Not zu den Gesetzen deiner tierischen Natur zurücklenken, aber nur selten wird es nicht zu spät sein.

Diese Verstümmelung beim Menschen, der zum vollen Leben seiner tierischen Kraft greift, ist beinahe nicht mehr möglich, ohne daß sie ein Gift in seinem Innersten erzeuge, das selten anders als mit dem Tode seiner Menschlichkeit endet. Vollendest du sie aber durch eine weise menschliche Täuschung, ehe der Mensch weiß, was links oder rechts ist, so baut dann die Kraft seiner tierischen Natur selber ihr Werk auf das Fundament deiner vollendeten Kunst. Die Grundwahrheit der tierischen Natur, das ist, die Ansprüche meiner unverstümmelten tierischen Kraft, verschwinden dann im Menschen, soweit du ihm tierische Vorstellungen, die dieser Grundwahrheit seiner Natur entgegenstehen, unterschoben hast. Dann geht der Mensch im Joch des bürgerlichen Lebens einher, ohne die Wonne des Naturstandes gekannt zu haben, und ist durch seine Täuschung befriedigt und imstande, sich selber mitten durch alle Beschwerlichkeiten des bürgerlichen Lebens einen ihm befriedigenden Ersatz des nicht gekannten und nicht genossenen Naturstandes zu verschaffen und die bildende Kraft des gesellschaftlichen Zustandes mit allen ihren Vorteilen zu genießen, ohne durch das Bewußtsein des verlornen Naturstandes und seiner Reize sich immerwährend gequält und unglücklich zu fühlen. Sein Verstand ist gebildet; er erkennt in demselben einen sicherern Führer seines Lebens, als seinen Instinkt. Jedes Werk seiner Hände macht ihm Freude; was ihn schwer dünkt, befriedigt ihn höher; seine Lasten sind Sorgen für die, so er liebt; die Ruhe seines Alters ist sicher; sein Wille wirkt über sein Grab. Er schließt sein Eigentum mit einem Riegel und die Welt hat kein Recht gegen diesen Riegel.

Aber du hast ihn getäuscht. Was kannst du dafür, daß du ihn verstümmeln mußtest? Solltest du ihn durch seine Verstümmelung rasend machen, damit er nicht getäuscht werde? Oder solltest du ihn gar nicht verstümmeln? Könnte er da sein und leben im gesellschaftlichen Zustand ohne diese Verstümmelung?

Es ist nicht möglich; es bleibt keine Frage übrig, als diese: Muß sie nach den Gesetzen meiner tierischen oder nach denjenigen meiner sittlichen Natur erzielt werden? Erzielt muß sie sein, oder der Mensch wird kein gesellschaftliches Geschöpf und lebt in der bürgerlichen Gesellschaft als ein elender, verdorbener, unbrauchbarer Naturmensch. Aber wird der Mensch durch die Folgen dieser Verstümmelung vollendet? Wird er durch die Folgen seiner bürgerlichen Bildung und seines gesellschaftlichen Rechts in seinem Innersten beruhigt? Befriedigt auch der beste gesellschaftliche Zustand mein Geschlecht zuverlässig?

Wenn ich in meinem Stand und Beruf alles bin, was ich darin werden kann; wenn mein Glück durch mein Recht gesichert würde

und ich selbst dahin gelangte, wohin so wenig Sterbliche gelangen, daß die Art und Weise, wie ich als Bürger die Welt ansehe, mit derjenigen, wie sie mein Richter ins Auge faßt, die nämliche ist; selbst wenn ich den Irrtum und den Tiersinn der Macht, unter der ich stehe, vom Gesetz, wie den meinigen beschränkt sehe, und in jedem Streit meines unparteiischen Rechts sicher bin, kurz, wenn ich im vollen Sinne des Worts Bürger bin, und das Wort meiner Väter, das im Munde ihrer Söhne erstickt und durch mein Leben entweiht wurde, wenn das Wort meiner Väter: Freiheit — Freiheit — wieder laut schallen würde im Mund glücklicher, ungekränkter, rechtlicher Menschen, wäre ich dann in meinem Innersten befriedigt? Ich sollte es denken, aber es ist nicht wahr; der Traum ist verschwunden, der mein Leben verschlang; das gesellschaftliche Recht befriedigt mich nicht, der gesellschaftliche Zustand vollendet mich nicht; ich vermag es so wenig, auf dem Punkt meiner bürgerlichen Ausbildung beruhigt stehen zu bleiben, als auf demjenigen des bloßen tierischen Sinnengenusses; ich bin in jedem Fall durch seine Ausbildung verstümmelt, Mißtrauen, Schiefheit und Unruhe ist in meine Seele gekommen, die kein gesellschaftliches Recht je ganz auslöscht. Ich lebe als Tiermensch vollends unbefriedigt im gesellschaftlichen Zustand, der Genuß des Rechts ist für mein tierisches Wesen nur Schein. Für dieses ist nur die volle Kraft meines Instinkts und seiner unbeschränkten Freiheit wirkliches Recht. Dieses mangelt mir im bürgerlichen Leben ganz; ich finde mich deswegen in meinen tierischen Ansprüchen am Ende einer jeden bürgerlichen Laufbahn immer betrogen.

Der gesellschaftliche Zustand weckt in jedem Verhältnis Bedürfnisse, die er nicht befriedigt, und Neigungen, die er wieder erstickt. Er löst das Fundament meiner tierischen Harmlosigkeit, die Harmonie meiner tierischen Kräfte in meinem Innersten auf, und untergräbt dadurch das Fundament meiner tierischen Glückseligkeit in seinem Wesen. Ich gäbe Reichtum und Ehre, könnte ich diese tierische Harmonie und das Wohlwollen meiner selbst wieder herstellen. Ich kann es nicht. Der Staat geht zugrunde, wenn es da ist, und ich gehe zugrunde, wenn es mangelt. Freiheit! Freiheit! auch du bist ein Kind dieser geopferten Harmonie meiner tierischen Kräfte, auch du ruhest auf tiefem Verderben meiner Natur und auf dem ganzen Verlust meines Instinkts und meines Wohlwollens!

Wärest du rein auf Erden*), lebte man deinen Grundsätzen ganz konsequent, du wärest erschrecklich, ich würde mich vor dir fürchten,

*) (Anm. der ersten Ausgabe.) Auch der reinste gesellschaftliche Freiheitsbegriff, insofern er nur gesellschaftlich ist, ist blos an sich ein Regulativ meines tierischen Verderbens und ruht als solcher ganz auf dem Egoismus dieses Verderbens. Sein Recht ist aber an sich nichts weniger als reines Recht, und seine Mittel an sich selbst sind und müssen, wie die Mittel der Macht, insoweit bloße tierische Gewaltthätigkeit sein. Auch wirst du sie nie anders finden. Das aber ändert ihren bürgerlichen Wert nicht; der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen ein Gewaltszustand, und die Gewalt des gesellschaftlichen Rechts

wie vor einem Gespenst. Aber wo du auch bist, da bist du nirgends rein auf Erden, nirgends in deinen Grundsätzen ganz konsequent. Alle Folgen der bürgerlichen Freiheit beleben das tierische Wohlwollen wieder, auf dessen Grabstätte ihre Mutter, das gesellschaftliche Recht, gebaut ist. Allenthalben kommst du zu deinem Verderben mit allen Reizen dieses Wohlwollens belebt zum Vorschein. Allenthalben wirst du durch eben die Vorstellungen belebt, durch welche das sittliche Recht, das dem Wesen deiner Härte den Tod droht, in mir erzeugt wird. Es ist meine Bestimmung, daß ich mich auf dem Punkt meiner gesellschaftlichen Ausbildung so wenig vollendet glaube, als auf demjenigen des bloßen Sinnengenusses.

Die Lücke, die meine gesellschaftliche Verstümmelung in meine tierische Natur hineingebracht hat, fordert gebietend eine Ausfüllung, und hier ist es, wo sich die gesellschaftliche Kraft meiner Natur an die sittliche anschließt. Die höchste Zierde meines tierischen Daseins, die

---

ist bei allem seinem Verderben und bei allem seinem Nachstehen hinter der gewaltlosen Moralität, dennoch unendlich mehr wert, als die Gewalt der Rechtlosigkeit.

Indessen ist es gleich wahr: Ein konsequentes Freiheitsregiment und ein konsequentes Despotenregiment grenzen in den Gewaltsmitteln aneinander. Darum aber erscheint die bürgerliche Freiheit auf Erden nie rein; ich sage noch mehr, Freiheit, blos gesellschaftlich kalkuliert, ist für unser Geschlecht ein unmöglicher Zustand, auch erschien sie auf Erden noch nie in aller Blöße ihrer innern Wahrheit. Wie sie wirklich in der Welt erscheint, ist sie, wie alle wirkliche Formen der gesellschaftlichen Ordnung, nirgend ein Werk eines reinen Kalkuls, sondern immer ein Resultat des Gemisches meiner tierischen, gesellschaftlichen und sittlichen Zwecke, nur ein Werk des Zufalls, und die bürgerliche Freiheit, wie sie wirklich in der Welt ist, also diejenige, von der ich allein rede, ist wie alle wirklichen Formen der gesellschaftlichen Ordnung nirgends ein Werk der reinen Vernunft, sondern allenthalben ein Werk des Zufalls, und meistenteils die Wirkung von Augenblicken, die das freie Spiel der individuellen Gelüste der Menge gegen die individuellen Anmaßungen derer, die vor der Freiheitsepoche Meister im Lande waren, begünstigen.

Der Royalismus, der Aristokratismus und der Demokratismus sind deswegen in ihrem Ursprung sowohl, als in ihren Wirkungen auf die Gemütsstimmung und inneren Endzwecke der Gewalthaber eine und eben dieselbe Sache. Allenthalben lenken sie die Inhaber der Macht dahin, ihre individuellen Ansprüche an die Freiheit des Naturlebens so hoch zu spannen als möglich und den schwächern Mann im Lande zu zwingen, zu ihren Gunsten eben diesen Ansprüchen zu entsagen. Der innere Zweck des Royalismus ist also Naturfreiheit des Königs, seiner Familie und seines Dienstpersonals. Der innere Zweck der Aristokratie ist Naturfreiheit der Senatoren, ihrer Familien und ihres Dienstpersonals. Der innere Zweck der Demokratie ist Naturfreiheit der Menge und ihres Dienstpersonals, der Demagogen. Volksfreiheit, wie sie in der Welt wirklich zum Vorschein kommt, ist immer eine Folge der Volksherrschaft, des Demokratismus, dieser aber als Grundlage der Freiheit nichts anders als augenblickliche Belebung der aufgeschreckten Volkskraft gegen die Ansprüche der Macht[1]). Demokratismus ist als Regierungsform nicht Freiheit, sondern Re-

[1]) Der innere Zweck der Demokratie ist dem Schein nach Naturfreiheit der Menge, bewirkt und erhalten durch die Dienstleistungen der Demagogen, in der Wahrheit aber Naturfreiheit der Demagogen, bewirkt und erhalten durch die Dienstleistungen der Menge. Volksfreiheit, wie sie in der Welt als Staatsform zum Vorschein kam, ist beinahe fast ohne Ausnahme eine Folge der aufgeschreckten Volkskraft gegen die Ansprüche der Macht (E. A.)

Reinheit meines Instinkts und das auf demselben ruhende tierische Wohlwollen muß dahingehen, um der höchsten Würde meiner Natur, dem freien menschlichen Willen und der auf demselben ruhenden sittlichen Kraft meiner Natur, Platz zu machen. Der Mensch muß auf den Trümmern seines Instinkts durch die Anstrengung seiner verdorbenen Tierkraft die Erfahrungen sammeln, die ihn von dem Irrtum und dem Unwert seiner tierischen Natur allgemein überzeugen und dadurch zur Anerkennung des sittlichen Rechts hinführen. In diesem Zustand, von beiden Seiten gedrängt, ein unbefriedigtes Opfer meiner Selbstsucht und meiner Schwäche, entspringt in meinem Innersten ein neues Bedürfnis, dessen Befriedigung mich zur Anerkennung der Pflicht hinführt, alles Verderben meiner tierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhärtung in mir selbst auszulöschen und zu vertilgen.

---

gierungsform und wird daher bei den Teilhabern der öffentlichen Macht mit eben dem Gefühl belebt, die dem reinen Recht des Menschengeschlechts auf den Thronen, in den Rathäusern, in den Klöstern und selber in den Fabrikstuben allenthalben in den Weg stehen.

Die Folgen, die das Gefühl des tierischen Uebergewichts über meine Nebenmenschen auf das Verderben meiner gesellschaftlichen Rechtlichkeit hat, sind im Demokratismus, im Royalismus und im Aristokratismus die nämliche Sache. Allenthalben endet der physische Gewalthaber, sein Name heiße wie er wolle, seine Maßregeln zur Beschützung seiner individuellen Ansprüche, wenn er diese in Gefahr glaubt, mit dem Schreckenssystem und mildert sein Schreckenssystem wieder durch Inkonsequenzen gegen seine Grundsätze. Die von Gott befreiten Staaten erliegen unter dieser menschlichen Schwäche, wie die von Gott in seinem ewigen Rat zur Regierung der Völker bestimmten Fürstensöhne und Töchter. Jede Regierungsform steht, vermöge ihres Wesens, immer schwankend zwischen den selbstsüchtigen Ansprüchen unserer tierischen Natur und der Reinheit der öffentlichen Bedürfnisse und des öffentlichen Willens. Alle Regierungen taugen deswegen immer nur insoweit etwas, als sie dem reinen Willen des öffentlichen Bedürfnisses ein sicheres Uebergewicht über die tierischen Ansprüche der Macht, in wessen Hand sie sich auch immer befinden mag, verschaffen. Auch wird die Freiheit, oder welches ebensoviel ist, der wirkliche Genuß des gesellschaftlichen Rechts dem Menschengeschlecht nur durch die Kraft von Gesetzen, die den Privategoismus der Gewalthaber in jedem Staat mit Weisheit und Kraft im Zaum zu halten imstand sind, versichert.

Die Möglichkeit dieses zu thun, oder welches ebensoviel ist, das physische Uebergewicht des gesellschaftlichen Rechts gegen die physische Kraft gesellschaftlich unrechtmäßiger Ansprüche wird freilich fast immer nur im öffentlichen Getümmel erzeugt.

Es ist nichts anders möglich, die tierische Kraft des gesellschaftlichen Unrechts weicht dem gesellschaftlichen Recht nie, bis sie muß, das ist, bis sie tierisch dazu gezwungen wird.

Also ist die Geburtsstunde der Freiheit auf der ganzen Erde Mord und Gewalt.

Aber so lange diese dauert, ist die Freiheit freilich noch nicht da.

Sowie sie wirklich da ist, erscheint sie immer als die erste Feindin der bürgerlichen Verwirrung, unter welcher sie erzeugt worden. Aber ebenso erscheint sie, wie ne wirklich ist, als eine erklärte Feindin der vermummten List und der trügenden Ansprüche der sich so heißenden väterlichen Gewalt, nur denen der Tiersinn der Macht immer die ersten Schritte seiner wesentlichen unväterlichen Ansprüche umhüllet. P.

Erhaben stehst du in diesem Augenblick vor mir, du meine Natur, die ich jammernd beweinte! Auf den Trümmern meiner selbst lächle ich dir wieder und auf dem Schutt ihrer Ruinen baue ich mich selbst wieder auf zu einem bessern Leben. Auf dem Grabe meines tierischen Wohlwollens hebt das gesellschaftliche Recht stolz und stark sein hartes Haupt empor und baut auf dem Grabe meiner geschwächten liegenden tierischen Kraft sich selbst einen hohen Altar. Aber die Göttin, die in meiner Natur thronte, ehe das gesellschaftliche Recht auf der Welt war, lacht seines vermessenen Thuns. Von jedem Opfer auf seinem Altar fließt ein Balsam auf das Grab meiner geschwächt liegenden, aber noch lebenden Kraft, die dann von diesen Opfern selber gestärkt, zu einem neuen Leben wieder erwacht.

Es ist in Wahrheit nicht anders: Das gesellschaftliche Recht tritt mit aller Härte seines Wesens das geschwächte Wohlwollen meines verdorbenen Tiersinns vollends in Staub und baut auf das Fundament meiner zugrund gerichteten Instinkte sein Werk, ohne Rücksicht auf die geschwächten Grundkräfte meiner Natur; diese aber, die in meinem Innersten thronten, ehe das gesellschaftliche Recht auf der Welt war, stärken sich durch alle Folgen der bürgerlichen Ordnung in meinem Innersten wieder und erheben mich mitten im Anschein meines tiefsten tierischen Verderbens zu der Kraft, mich selbst wieder herzustellen aus meinem Verderben.

Zusatz zu diesem Abschnitt.

Der gute Zustand meiner tierischen Natur ruht wesentlich auf der Harmonie meiner tierischen Kraft mit meinen tierischen Begierden. Ich bin daher in meinem unverdorbenen tierischen Zustand ein freundliches, gutmütiges und wohlwollendes Geschöpf. Sobald ich dieses nicht mehr bin, bin ich nicht mehr tierisch unverdorben.

Ebenso ruht die wirkliche Freiheit meiner Natur auf dieser Harmonie meiner Kraft und meiner Begierde. Es mangelt mir daher die wirkliche Freiheit meiner Natur immer in dem Grad, als ich tierisch verdorben bin, oder als ich um dieses Verderbens (willen) aufhören muß, ein friedliches, teilnehmendes und gutmütiges Geschöpf zu sein.

Jede Notwendigkeit, irgend eine tierische Kraft unverhältnismäßig und erschöpfend anzustrengen, ist Quelle und Folge meines tierischen Verderbens und des daraus entspringenden Verlustes der wirklichen Freiheit meiner Natur. Schon das Gefühl des Bedürfnisses der Vereinigung fremder Kräfte mit den meinigen, schon dieses Gefühl ist Zeuge des Zurückstehens meiner tierischen Kraft gegen meine tierische Begierde. Sowie ich andrer bedarf und sowie andere meiner bedürfen, ist das Fundament der wirklichen Freiheit meiner Natur schon untergraben. Der Mensch ist daher im gesellschaftlichen Zustand der Beschaffenheit seiner selbst, die der wirklichen Freiheit seiner Natur wesentlich ist, nicht teilhaftig. Der gesellschaftliche Zustand kann in seinem Wesen nicht als ein freier, er muß wesentlich als ein rechtlicher Zustand angesehen werden.

Das, was wir in diesem Zustand Freiheit heißen, ist eigentlich nichts weniger als Freiheit, es ist nichts weniger als eine reine Folge der Harmonie meiner Kraft mit meinen Begierden, nichts weniger als eine Folge von Umständen, Lagen und Verhältnissen, durch die ich an sich selbst ein friedliches, gutmütiges und wohlwollendes Geschöpf werden kann. Würde das, was wir in diesem Zustand Freiheit heißen, die wirkliche Freiheit meiner Natur sein, so würde sie mich freilich an sich selbst friedlich, gutmütig und teilnehmend machen. Sie könnte nicht anders, sie würde auf der ungestörten Harmonie meiner Kraft mit meinen Begierden ruhen. Aber das, was wir in diesem Zustand Freiheit heißen, ruht gar nicht auf dieser Harmonie und hat an sich gar nicht diese Wirkung.

Die Grundstimmung der gesellschaftlichen Menschen als (einer) solchen ist wesentlich selbstsüchtig. Der gesellschaftliche Zustand als solcher ist wesentlich vom Gefühl einer von Selbstsucht reinen Teilnehmung entblößt. Der gesellschaftliche Mensch als solcher ist weder teilnehmend noch gerecht. Er wird weder das eine, noch das andere durch den tierischen individuellen Zweck seiner Gesellschaftlichkeit.

Die Freiheit, die der Mensch im gesellschaftlichen Zustand zu genießen imstande ist, ist nichts anderes, als gesellschaftlicher Spielraum, sich für die Ansprüche und Genießungen der wirklichen Freiheit seiner Natur einen befriedigenden Ersatz verschaffen zu können. Die Mittel zu diesem Zweck sind Erwerb, Eigentum und Verdienst. Alle diese Mittel aber sind als solche in ihrem Wesen von den Gefühlen der Teilnehmung und der Rechte gänzlich entblößt.[1])

Die Kunst der Gesellschaft und nicht ihr Zweck macht den Menschen gerecht und teilnehmend, ebenso ist es auch die Kunst der Freiheit und nicht ihr ursprünglicher Zweck, was beim Bürger Gemeingeist und Rechtlichkeit erzeugt. Die Kunst der Gesellschaft ist aber offenbar nicht eine einfache Folge ihres Zwecks, sondern im Gegenteil eine Folge der Verirrungen, zu welchen der individuelle Zweck des gesellschaftlichen Menschen ihn in diesem Zustand allgemein hinführt. Ebenso ist die Kunst des Eigentums, des Erwerbs und Verdienstes nichts weniger als eine Folge der Rechtlichkeit meines Geschlechts, sondern im Gegenteil der Verirrungen, zu welchen Erwerb, Eigentum und Verdienst den Menschen durch die ersten Gefühle seiner Natur, das ist, durch das Wesen der wirklichen Freiheit seiner Natur allgemein hinreißen.

Sowie es die ganze Weisheit einer tief wirkenden Gesetzgebung erfordert, beim gesellschaftlichen Menschen die Gefühle seiner verdorbenen Selbstsucht mit denjenigen seines abgeschwächten Wohlwollens zu vereinigen und ihn mitten in dem Verderben dieses Zustandes in einer freundlichen, gutmütigen und wohlwollenden Stimmung zu erhalten, so fordert es eben diese Weisheit einer auf Erwerb, Eigentum und

[1]) von dem selbstsuchtlosen Gefühl der wirklichen Teilnehmung und des anmaßungslosen Wohlwollens gänzlich entblößt.

Verdienst tiefwirkenden Gesetzgebung, um den Menschen durch den Besitz bürgerlicher Rechte und Freiheiten zum Gemeingeist, zur Rechtlichkeit und zur Teilnehmung zu erheben. Sowie die Gesetzgebung die Gefühle meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens im gesellschaftlichen Zustand in mir vereinigt, also ist sie in mir eine Quelle dieses Gemeingeistes, dieser Rechtlichkeit und dieser bürgerlichen Teilnahme. Sowie sie diese Gefühle in mir trennt, also ist sie in mir Quelle meiner tierischen Verhärtung gegen Rechtlichkeit, Gemeingeist und bürgerliche Teilnahme.

Wenn wir also fragen, inwieweit und wie befördert das, was wir bürgerliche Freiheit heißen, Gemeingeist, Rechtlichkeit und bürgerliche Teilnahme, so fragen wir, inwieweit und wie vereinigt das, was wir Freiheit heißen, die Gefühle unserer Selbstsucht mit denjenigen unsers Wohlwollens? Es erhellt aber aus der Natur des menschlichen Geistes, daß dieses ganz und gar nicht durch Freiheit oder die Belebung des individuellen Einflusses der Bürger auf die Verwaltung des Staats, wohl aber durch ein weises Anketten der Sicherheit des Verdienstes und des Rechts an alles, was den Herzen der Individuen im Staat lieb und wert ist, erzielt wird. Selbstsucht und Wohlwollen vereinigen sich nicht durch die Gewaltsamkeit des Berufslebens, nicht durch die Härte der öffentlichen Verwaltung, nicht durch den Dienst des Herrschens, nicht durch das Getümmel des öffentlichen Eifers, nicht durch den Ruf zu den Waffen, noch weniger zum schrecklichen Aufstand.

Freiheit als eifrige mißtrauische Selbsterhalterin einer gesetzlich schwankenden Staatskraft trennt das Wohlwollen von meiner Selbstsucht und gibt mir dadurch als Bürger zwar tierische und gesellschaftliche Kraft, aber schwächt dabei in mir selbst als Mensch das Fundament der Harmonie meiner selbst mit mir selbst. Freiheit, die an Haus und Hof, an Weib und Kind, an Freund und Nachbar und an das Vaterland kettet, die an Haus und Hof, an Weib und Kind, an Dorf und Stadt väterlich handelt und vermöge der Kraft weiser Gesetze nicht anders kann und nicht anders will als väterlich handeln, diese Freiheit ruht auf der Vereinigung der Gefühle meiner Selbstsucht mit denjenigen meines Wohlwollens und gibt mir als Bürger menschliche Kraft, indem sie die Fundamente der Harmonie mit mir selbst nährt und stärkt.

Rechte, Privilegien, Freiheiten machen mich daher immer nur insoweit teilnehmend und gerecht, als sie die Gefühle meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens in mir vereinigen; insofern sie dieses aber nicht thun, insofern sie nur die Kraft des tierischen Selbstgenusses in den Individuen der bürgerlichen Gesellschaft stärken, insofern machen sie auch allem Gefühl des Gemeingeists, der Teilnahme des Rechts und des Wohlwollens ein Ende und führen unser Geschlecht mit Kronen auf den Häuptern und mit Innungspapieren in den Händen zum gleichen Unrecht der bürgerlichen Verhärtung. Also im Innersten ent-

würdigt, leben Fürsten nirgend frei und nirgend wohl als im Schoß[1]) der Schmeichelei und der sorglosen Sicherheit ihrer Gewalt.

Aber die privilegierten Bürger haben auch ihre Heloten, und die Einwohner vieler Freistaaten teilen sich, eben wie die Einwohner vieler Königreiche, in rechtlose Leute und in privilegierte Ausnahmen[2]). Es ist wenig auf wirkliche Vereinigung der Gefühle der Selbstsucht und des Wohlwollens gegründete Freiheit auf Erden.

Das Gleichgewicht der Gewalten, worauf man die Freiheit gründen will, ist nicht möglich, es endet immer mit dem Uebergewicht der größern physischen Kraft; also kann das Recht der gesellschaftlichen Menschheit nicht auf demselben ruhen. Die Vereinigung des Wohlwollens mit der Selbstsucht ist nur durch das Uebergewicht des Wohlwollens möglich, also muß die bürgerliche Freiheit wesentlich auf dem Uebergewicht des gesellschaftlichen Wohlwollens, das ist, gesetzlich gesicherten und allgemeinen Veredelungsmitteln unsers Geschlechts ruhen. Die Harmonie meiner tierischen Kraft mit meinen tierischen Begierden ist im gesellschaftlichen Zustand ganz eine Folge der unterjochten tierischen Begierde unter das veredelte Wohlwollen meiner Natur.

Indessen ist freilich ebenso gewiß: Es läßt sich kein bürgerliches Recht denken, das ganz auf dieser Harmonie ruht. Es läßt sich kein gesellschaftlicher Zustand denken, in welchem der Bürger als solcher ganz ein friedliches, gutmütiges und wohlwollendes Geschöpf sein könnte. Der Mangel an gänzlicher Harmonie meiner Kraft mit meiner Begierde ist eine unausweichliche Folge der Grundschwäche meiner tierischen Natur und der auf derselben ruhenden Neigung zu immerwährender Vergrößerung meiner tierischen Kraft. Das bürgerliche Recht schwankt daher immer zwischen dieser Neigung und der Reinheit des öffentlichen Willens, zwischen dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung und dem Egoismus aller Bürger.

Es ist auch nicht möglich, diesen sich millionenfach durchkreuzenden individuellen Egoismus in irgend ein Gleichgewicht zu bringen. Alle Privilegien einzelner Menschen und einzelner Stände im Staat sind in ihrem Wesen physische Befriedigung der individuellen Gelüste[3]) dieser Menschen und dieser Stände.

Wenn die Freiheit eines Staats auf nichts anderem, als auf einer Sammlung sich also durchkreuzender individueller Befriedigungen ruht, so ist sie insoweit nichts anderes, als ein Resultat sich durchkreuzender kleiner und großer Monopolien und Gewalts- oder Kronrechte. Insoweit sind die bürgerlichen Handwerksrechte nichts anderes, als solche Monopolien und Gewaltsrechte. Jeder Privilegierte und Erbherr ist freiheitshalber für den Staat im kleinen eben das, was

[1]) lebt die tierische Macht nirgend wohl, nirgend befriedigt, nirgend sich frei fühlend als im Schoß . . .

[2]) in privilegierte Nutznießer der Rechtlosigkeit des Volks.

[3]) individuellen Bedürfnisse und Gelüste . . .

der König im großen. Ihre Privilegien zeugen nicht[1]) von der Freiheit des Staates, wohl aber vom Durchkreuzen unverhältnismäßiger Rechte in demselben. Sie trennen alle die Gefühle der Selbstsucht und des Wohlwollens; sie sind daher der reinen Entwickelung der Gefühle der Billigkeit, des Rechts, des Gemeingeists und des Wohlwollens und also der innern Veredlung unsers Geschlechts wesentlich entgegen; sie erschweren allgemein den Endzweck, uns durch den gesellschaftlichen Zustand in den wesentlichsten Bedürfnissen unserer Natur zu befriedigen und uns mitten im gesellschaftlichen Zustand als friedliche, wohlwollende und teilnehmende Geschöpfe zu erhalten.

Befördert aber die Aufhebung dieser Privilegien diesen Zweck? Ja — wenn es möglich ist, sie durch den Edelmut einer sich allgemein nähernden Mäßigung aller Stände zu erzielen. Nein — wenn dieses nicht möglich ist und die Selbstsucht der Individuen ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und ohne Wohlwollen darauf Ansprüche macht.

Was ich von der Aufhebung des Adels sagte, das sage ich jetzt allgemein: „Man mache einen Unterschied zwischen dem Recht des Adels als Eigentümer, und den Anmaßungen dieses Standes, die keinen Grund im Eigentum haben; man überlasse die letzteren dem Wurm der Zeit, der so kräftig an ihrem Irrtum nagt, und schütze die erstern, ohne welche kein Besitzstand, kein gesellschaftliches Recht sein kann." Ich füge hinzu: Man mäßige die Härte, die allen öffentlichen Gewalten wesentlich ist, mit gesetzlicher Anerkennung der Sicherheitsmittel des allgemeinen Wohlwollens oder des Uebergewichts der Veredlungsmittel unserer Natur über alle Gewalt.

Freilich muß mein Geschlecht einfältiger oder weiser sein, als es in der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts nicht ist, um für so etwas, auch beim auffallendsten Bedürfnis einen Sinn zu haben. Indessen ist es gleich wahr: Die mehr oder mindere Näherung zum Uebergewicht des Rechts über die Gewalt, des Wohlwollens über die Selbstsucht, der Teilnehmung über die Gierigkeit, ist der einzige wahre Maßstab der mehr oder minder großen Freiheit, die sich in einem Staat wirklich findet.

So sehr indessen der Individualitätsegoismus der Freiheitspatente der wirklichen Veredlung des Menschengeschlechts im Wege steht, so thut er dieses doch noch weit weniger, als die Allmachtsträume der Souveränitätsansprüche und des Sansculottismus. Daher ist die Festhaltung der Privilegien in einem Lande der Freiheit des Menschengeschlechts dennoch unendlich dienlicher, als die Gleichmachung derselben zugunsten der Naturfreiheit der Kronen oder derjenigen der Menge.

Die Gleichmachung der gesellschaftlichen Menschheit durch irgend eine Organisation, welche die Naturgelüste unserer sinnlichen Selbst-

[1]) . . . Gewaltsrechte. Jeder privilegierte Fabrikant, Handwerker und Krämer ist als ein blos sinnliches und ein blos sinnlich bürgerliches Wesen, eben wie der privilegierte Erbherr Freiheit halber für den Staat das nämliche Wesen. Alle Privilegien dieser Menschen und Stände zeugen nicht . . .

sucht unbeschränkt reizen und unbeschränkt befriedigen soll, ist in jedem Fall das äußerste Hindernis der gesellschaftlichen Zwecke und aller möglichen Veredelungsmittel unsers Geschlechts. Auch sind die Folgen dieses Fundamentalanstoßens gegen das gesellschaftliche Recht die nämlichen, wie wenn die Ansprüche an die Loslassung und Befriedigung des tierischen Instinkts für einen — für viele — für alle, und ebenso, wenn sie durch die Dragoner der Krone oder durch die Pikenmänner der Anarchie erzwungen werden oder erzwungen werden sollen.

3. Was bin ich im sittlichen Zustande?

Ich besitze eine Kraft in mir selbst, alle Dinge dieser Welt mir selbst, unabhängig von meiner tierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen gänzlich nur im Gesichtspunkt, was sie zu meiner innern Veredlung beitragen, vorzustellen und dieselben nur in diesem Gesichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen. Diese Kraft ist im Innersten meiner Natur selbstständig; ihr Wesen ist auf keine Weise eine Folge irgend einer andern Kraft meiner Natur. Sie ist, weil ich bin, und ich bin, weil sie ist. Sie entspringt aus dem mir wesentlich einwohnenden Gefühl: Ich vervollkommne mich selbst, wenn ich mir das, was ich soll, zum Gesetz dessen mache, was ich will.

Meine tierische Natur kennt diese Kraft nicht. Als tierisches Geschöpf vermag ich in mir selbst nichts gegen mein eigenes tierisches Wesen; als solches kann ich mir nicht vorstellen, daß ich mich durch irgend etwas auf Gefahr meines tierischen Wohlstandes und meiner tierischen Selbsterhaltung vervollkommnen kann[1]).

Als gesellschaftliches Geschöpf kann ich dieses ebensowenig. Das gesellschaftliche Zugrundgehen als Volk ist das Schrecklichste, wogegen ich mich gesellschaftlich stemme, wie das tierische Zugrundgehen meiner Individualität das Schrecklichste ist, wogegen ich mich tierisch empöre.[2]) Der Mensch bedarf der Sittlichkeit als gesellschaftliches Geschöpf so wenig, als er selbiger als tierisches Wesen fähig ist. Wir können im gesellschaftlichen Zustand ganz füglich ohne Sittlichkeit unter einander leben, einander Gutes thun, einander willfahren, Recht und Gerechtigkeit unter einander handhaben, ohne alle Sittlichkeit.

[1]) Wohlbefindens und meiner tierischen Selbsterhaltung vervollkommnen könne.

[2]) . . . ebensowenig. Das Zugrundgehen der Verhältnisse und Lagen, die ein Volk als die Fundamente seines Wohlstandes, als die Fundamente des Segens seiner gesellschaftlichen Verhältnisse ansieht, ist in den Augen des Volks in jedem Fall das Zugrundgehen des Staats, und dieses ist jedem Volk, das noch Volk ist, das Schrecklichste, das es sich zu denken vermag und dem es sich mit aller seiner Kraft und selbst auch in aller seiner Ohnmacht noch entgegensträubt. Aber ebenso ist auch das Zugrundgehen der Verhältnisse, Lagen, Vorteile und Genießungen, die jeder Einzelne im Volk, sei er groß oder klein, mächtig oder gewaltlos, wahr oder falsch, als die Fundamente seines individuellen Wohlstandes, als die Fundamente seiner häuslichen Befriedigung ansieht das Schrecklichste, das jeder Bürger individualiter sich zu denken vermag und wo

Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien. Kein Mensch kann für mich fühlen: Ich bin. Kein Mensch kann für mich fühlen: Ich bin sittlich. Wir müssen gesellschaftlich ganz ohne Glauben an gegenseitige Sittlichkeit unter einander leben, aber mitten durch diesen Unglauben bildet sich ihr Bedürfnis in meinem Innersten und erhebt mich zu dem Gefühl, daß es in meiner Hand ist, mich selbst zu einem edlern Geschöpf zu machen, als Natur und Geschlecht mich als blos tierisches und gesellschaftliches Geschöpf zu machen imstande sind.

Sinnengenuß, gesellschaftliches Recht und Sittlichkeit scheinen sich gegen einander zu verhalten, wie Kinderjahre, Jünglingsjahre und Männeralter.

Als Kind bin ich meiner tierischen Unverdorbenheit am meisten nahe, aber eben darum auch am meisten tierisch. Die Zwecke dieses Zustandes sind alle einfach; Sinnengenuß ist mein Alles. Aber ich vergehe durch den Irrtum meiner Lust, wie durch die Wahrheit meines Schmerzes.

Ich muß deswegen einer Kraft entgegen streben, durch die ich die Uebel beider, meiner Lust und meines Schmerzes, in meine Hand zu bringen vermag und ich suche diese Kraft in dem Mittelstand zwischen meiner Kinderlust und meinem Mannsrecht in meinem Lehrlingsstand. In diesem Stand verliere ich allen Reiz meiner Kindertage und genieße ebensowenig die Freiheit und das Recht meines Mannesalters. Der Mann, dem mich mein Vater anvertraut, zwingt mich mit seinem Meisterrecht, dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entsagen, um den sich meine Selbstsucht imgrunde weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick. In meiner jetzigen Lage ist kein Recht. Ich bin jetzt ein Geschöpf des Verkommnisses und des Vertrages, ich muß alles in dem Bezug des Verhältnisses gegen meinen Meister ins Auge fassen. Die Hoffnung meines künftigen Genusses von etwas, das man vielleicht aus mir macht und vielleicht auch nicht, diese Hoffnung muß in diesem Zeitpunkt der Ersatz der Freiheit und des Rechts sein, das ich in demselben beiderseits vermisse.

Es ist aber nicht möglich, daß der Traum dieser Hoffnung meine tierische Natur wirklich befriedigen kann; es strebt daher ein jeder Lehrling mit seiner ganzen Kraft, einer Lage los zu werden, die ihn vielmehr zu seiner Bestimmung als zu seinem Zwecke hinführt. Das Glück und die Sicherheit meines künftigen Lebens hängt aber ganz von der

---

gegen er sich auch individualiter mit aller seiner Kraft und auch in aller seiner Ohnmacht entgegensträubt. Man kann und muß sich aber auch nicht verhehlen, wenn sich das Urteil und die Sorge über die Gefahr des Zugrundgehens des Staats in einer einzelnen Klasse der Bürger mit ausgezeichnet sinnlicher Belebung ausspricht, so ist, wo nicht ganz gewiß, doch wenigstens in zehn Fällen gegen einen, die in diesem Stand wahr oder falsch geahnte Gefährdung der Vorteile und Lagen, die derselbe im Staat besonders genießt, die Hauptursache seiner diesfälligen, sich ausgezeichnet unterscheidenden Belebung. Der Bürger, als solcher, faßt weder das Blühen, noch das Zugrundgehen des Staats überwägend in sittlicher Hinsicht ins Aug.

gegenseitigen Wahrheit und gegenseitigen Treue in diesem Verhältnis ab und dieses fordert von meiner Seite standhafte Entsagung meiner Naturfreiheit und festen Gehorsam gegen alle Einschränkungen meiner Lehrlingsjahre.

Indessen geht diese Zeit wirklich vorüber, der Zustand meines Verkommnisses hat ein Ende, wie der des bloßen Sinnengenusses. Nun wirklich Meister, sehe ich jetzt alle Dinge in dem Gesichtspunkt ihres Einflusses auf mich selbst und auf den ganzen Zweck meines Lebens an und es ist offenbar: Freiheit, Selbständigkeit und eigenes Recht ist für mein Dasein das ausschließende Eigentum dieses Zeitpunktes.

Die zwei vorhergehenden Arten, alle Dinge dieser Welt anzusehen, sind augenscheinlich Folgen meiner Unwissenheit, meiner Kraftlosigkeit und eines bestimmten Mangels an Selbständigkeit und eigenem Recht; sie gründen sich also in ihrem Wesen auf Schein und nicht auf Wahrheit, auf Mangel von Recht und nicht auf Recht; und dennoch ist es wahr, daß ich nur durch den Traum ihrer Täuschung und durch das Joch ihrer Rechtlosigkeit zu meiner jetzigen Meisterwahrheit und zu meinem jetzigen Meisterrecht zu gelangen vermochte. Ohne die Täuschung meiner Kinderjahre und ohne die Rechtlosigkeit meiner Lehrlingsjahre mangelte mir der Drang der Anstrengung und die Kraft der Treue, ohne die der Mensch zu keiner Selbständigkeit in der Wahrheit und in dem Recht sich zu erheben vermag.

Um zu diesen beiden Grundkräften meiner gesellschaftlichen und meiner sittlichen Ausbildung zu gelangen, mußte ich notwendig die Täuschung meiner Unwissenheit und die Hemmung meiner Rechtlosigkeit in diesem Zeitpunkt für Wahrheit und Recht ansehen; sonst lebte ich jetzt ungebildet und verwirrt, nicht Mann, nicht Kind, nicht Lehrling, nicht Meister; ich stürbe dahin wie eine Frucht, die der Wind in ihrer zarten Blüte verletzt. Da aber Zwang und Täuschung dieses Unglück in mir verhütet, so ist auch wahr, daß die Eindrücke der Täuschung und der Rechtlosigkeit meiner Kinder- und Lehrlingsjahre nicht in mir verschwinden bis an mein Grab, deswegen auch meine Meisterwahrheit nie unabhängig von dieser Täuschung, folglich nie reine Wahrheit sein kann.

Alles, was von dem dreifachen Verhältnis des Kindes, des Lehrlings und des Mannes wahr ist, das ist es auch von den Verhältnissen meiner tierischen, meiner gesellschaftlichen und meiner sittlichen Natur. In meinem tierischen Zustande fasse ich ebenso alle Dinge nach dem einfachen Eindruck des Sinnengenusses ins Auge, ich vergehe wieder durch den Irrtum meiner Lust, wie durch die Wahrheit meines Schmerzes, ich muß wieder einer Kraft entgegen streben, durch die ich die Uebel beider, meiner Lust und meines Schmerzes in meine Hand zu bringen vermag, ich finde diese Kraft wieder in einem Mittelzustand zwischen meinem tierischen und meinem sittlichen Dasein im gesellschaftlichen Zustande. Ich verliere in demselben wieder allen Reiz meiner tierischen Freiheit und genieße darin ebensowenig die ganze Kraft der vollendeten Selbständigkeit, deren meine sittliche Natur fähig ist.

Ich bin jetzt ein Geschöpf des Verkommnisses. Der Staat, in den mich mein Schicksal hineingeworfen, zwingt mich mit seinem Meisterrecht, dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entsagen, um den sich meine Selbstsucht ebenfalls weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick. Indessen hängt alle Sicherheit und alles Glück meines Lebens an der gegenseitigen Wahrheit und an der gegenseitigen Treue in dem Verhältnis zwischen mir und dem Staat ab und dieser fordert von meiner Seite standhafte Entsagung meiner Naturfreiheit und feste Unterwerfung unter alle Beschränkungen meiner bürgerlichen Verhältnisse.

Es sind auch hier, wie in den Lehrlingsjahren, täuschende Hoffnungen von Dingen, zu denen ich vielleicht zu gelangen vermag und vielleicht nicht, was mir in diesem Zustand Ersatz meines[1]) Naturrechts und meiner Naturfreiheit sein sollte. Ich lebe daher wieder wesentlich unbefriedigt in demselben und sehne mich, von einer Lage los zu werden, in der Recht und Gesetz mich, wie ein harter Meister den Lehrling, mehr zu meiner Bestimmung als zu meinem Zweck hinführt.

Aber ich soll derselben so wenig los werden, als jener, bis ich in ihrem Erdulden zu einer höhern Selbständigkeit gereift, bis ich durch die Erfahrungen derselben von dem Trug und dem Unwert des tierischen Verderbens, auf welchem der gesellschaftliche Zustand ruht,[2]) ganz überzeugt, dahin gelange, alle Dinge dieser Welt im Gesichtspunkte ihres Einflusses auf meine innere Veredelung ins Auge zu fassen. Wenn ich aber den Sinnengenuß meiner tierischen Natur und das Joch meines gesellschaftlichen Zustandes für täuschend und unrecht angesehen hätte, ehe ich durch ihre Erfahrungen zur Anerkennung des sittlichen Rechts gereift wäre, so lebte ich wieder ungebildet und verwirrt, nicht Bürger, nicht Wilder, nicht glücklich, nicht sittlich[3]), weder durch Sinnengenuß noch durch Weisheit befriedigt[4]). Wenn aber Zwang und Täuschung dieses Unglück in mir verhütet, so ist hinwieder gleich wahr, daß ihre Eindrücke nicht in mir verschwinden bis in mein Grab, daß ich also so lange nicht rein sittlich, das ist ganz unabhängig von meiner tierischen Natur und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen zu empfinden, zu denken und zu handeln vermag. Meine Sittlichkeit streitet gegen die Wahrheit meiner Natur, in welcher die tierischen, die gesellschaftlichen und die sittlichen Kräfte nicht getrennt, sondern innigst mit einander verwoben erscheinen. So wie ich die Folgen nicht tragen könnte, die es auf mich haben würde, wenn ich alle Dinge dieser Welt blos als ein für mich selbst bestehendes Tier, oder blos als ein in bürgerlichen Verhältnissen stehendes Wesen ins Auge fassen würde, ebenso wenig könnte ich die Folgen tragen, die es auf mich haben

[1]) Ersatz der Ansprüche meines . . .
[2]) Zustand als solcher ruht, . . .
[3]) nicht glücklich, nicht rechtlich, nicht sittlich, . . .
[4]) noch durch Wahrheit, weder durch Rechtlichkeit noch durch Weisheit befriedigt.

müßte, wenn ich selbige einzig und ausschließend in dem Gesichtspunkt, was sie zu meiner innern Veredlung beitragen, und von meiner tierischen Natur und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängend ins Auge fassen wollte.

Ein solches ins Auge fassen würde mich reizen, beides, die tierische und die gesellschaftliche Kraft meiner Natur, sowie alle Formen des gesellschaftlichen Zustandes zu vernachlässigen und so das Fundament des Mittelstandes zu untergraben, durch dessen Drang und Erfahrungen ich allein zur Anerkennung der wahren, und das Ganze meiner Natur und meiner Verhältnisse umfassenden und vervollkommnenden Sittlichkeit zu gelangen vermag. Der Anspruch an eine ganz reine Sittlichkeit würde mich dahin bringen, mich der verlornen Unschuld meiner Natur näher zu glauben, als ich im Verderben des gesellschaftlichen Zustandes ihr nahe sein kann; sie würde mich mitten in den Leiden und den Hemmungen meines tierischen Verderbens dennoch in den Traum der Unkunde des Uebels einwiegen und zu aller Sorglosigkeit des Lebens hinlenken. Sorget nicht für euer Leben, würde mich eine solche Sittlichkeit lehren, noch was ihr essen oder was ihr trinken wollet. — Sie würde die Bande des Eigentums wegwerfen: Verkaufe was du hast. — Die Bande des Bluts würden vor ihren Augen verschwinden: Weib, was gehst du mich an? Wer sind meine Brüder und meine Schwestern? — Sie würde ihr Recht nur in der Kraft der Unschuld suchen: Habe ich unrecht geredet —. Sie würde unser ganzes Dasein an diese Unschuld anketten: Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder —. Sie würde auf die Menschennatur bauen, als auf einen Felsen: Seid gerecht, würde sie sagen, und die Menschen werden es nicht ausstehen können, ungerecht zu sein, wenn sie sehen werden eure guten Werke. — Sie würde gegen das Unrecht keine tierische Gewalt versuchen: Stecke dein Schwert in die Scheide —. Sie würde in Knechtsgestalt einhergehen: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel haben Nester —, aber sie fände nichts, wohin sie mit Sicherheit und Recht ihr Haupt hinlegen könnte.

Ganze Reinheit der Sittlichkeit muß notwendig auf den Punkt hinführen, von dem sie ausgeht, und dieser ist offenbar meine Unschuld, das ist, ich selbst ohne Kunde des Uebels, des Lasters und der Gefahr. Tierisches Wohlwollen, sorgenlose Ruhe, Abscheu vor dem Blut, Glauben an das Lächeln der Menschen, diese Merkmale der Unverdorbenheit meiner Natur, sind auch die ersten Kennzeichen, an denen ich die Beschaffenheit meines Geistes, von welcher meine Sittlichkeit ausgeht, wie in ihrer Knospe, ehe sich noch ihre Blüte entfaltet, zu erkennen vermag. Und wenn ich dann diese Beschaffenheit meines Geistes wieder bis an die äußersten Grenzen meiner sittlichen Vollendung verfolge, so finde ich auf den äußersten Punkten, auf denen ich die Vollendung der gereiften Früchte der Sittlichkeit zu erkennen vermag, eben diese Heiterkeit einer unumwölkten Stirn, eben diesen Frieden der Seele, eben diesen Abscheu vor dem Blut und eben diese Neigung zum Glauben

an das Lächeln der Menschen. Aber in der Mitte zwischen meiner tierischen Unschuld und meiner sittlichen Vollendung steht eine Welt, die weder die Unschuld der unentwickelten Knospe, noch diejenige ihrer gereiften Früchte zu ertragen vermag, ein Geschlecht, das ebenso unvermögend ist, in der Unschuld seiner tierischen Natur sich zu beruhigen, als in vollendeter sittlicher Reinheit auf Erden zu leben.

Der Unschuld unbeflecktes Eigentum ist nicht das Teil des sterblichen Mannes, er hat sie beim ersten weinenden Laut an dem Schoß seiner Mutter verloren und stirbt, ehe er sie in seiner Brust wieder hergestellt hat. Er sieht sie an den beiden Grenzen seines Daseins und lebt in ihrer Mitte, umhergetrieben vom Sturm seiner Schuld. Also sieht ein Schiffer in Süden und Norden eine glänzende Stelle hinter den Wolken, indessen er auf seinem Schiff vom Sturm des Meeres und des Himmels bis zum Versinken herumgetrieben wird.

Könnte ich das Wesen meiner Schuld und meines Verderbens entwickeln, so würde ich das Wesen der Unschuld erkennen. In den Wolken, die den Himmel der Harmlosigkeit meines tierischen Wohlwollens umhüllen, entkeimt das Verderben meiner schwachen Natur, das im gesellschaftlichen Zustand die letzten Spuren der geahnten Schönheit der Unschuld zerrüttet, aber in eben demselben entkeimt meine Kraft, mich selbst wieder herzustellen aus meinem Verderben. Brennende Gebirge verwüsten die unbeschreibliche Schönheit einer umherliegenden Gegend; aber wenn der grause Berg, seines Wütens müde, wieder still ist, so geht der Mensch aus seiner Höhle hervor und verwendet sein Leben, sein verbranntes Haus wieder aufzubauen und Feld und Flur von der grausen Verheerung zu reinigen. Also der Mensch. Wenn er im schuldvollen Leben sich verschüttet sieht, wie ein überworfenes Gebirg, so geht er aus seiner Höhle und verwendet sein Leben, sich selbst wieder zu reinigen von den greulichen Folgen seines tierischen Verderbens. Da ist es, wo ich auf den Trümmern meiner selbst, meiner Natur wieder lächle und auf dem Schutt ihrer Ruinen mich selbst wieder aufbaue zu einem bessern Leben.

Wir kennen von der Sittlichkeit unserer Natur eigentlich wenig außer dieser Arbeit an unserm verschütteten Selbst. Im Leib dieses Todes wallet die Sittlichkeit nur umwölkt von den Schatten, die ihren Ursprung umhüllen bis ans Grab. Die Sittlichkeit ist daher, vermöge ihrer Natur, nichts weniger als an reine Begriffe von Recht und Wahrheit gebunden. In seine Sphäre gebannt, kennt der Mensch allgemein nur die positiven Gegenstände, die ihm nach den unwillkürlichen Eindrücken seiner tierischen Anschauungsweise als wahr oder als falsch vorkommen: Die Richtigkeit und Unrichtigkeit dieser Begriffe kann also unmöglich das Fundament meiner Sittlichkeit sein, im Gegenteil, es ist immer unabhängig von dieser Richtigkeit oder Unrichtigkeit jede Handlung sittlich, die ein ernstes Bestreben, von aller Täuschung meiner tierischen Natur los zu werden, auf eine solche Art zum Grund hat, daß dieselbige, ohne die Anstrengung eines treuen, den tierischen

Trieben meiner Natur entgegenstehenden Willens mir nicht möglich gewesen wäre.

Meine Sittlichkeit ist eigentlich nichts anderes, als die Art und Weise, wie ich den reinen Willen, mich zu veredeln, oder in der gemeinen Sprache, recht zu thun, an das bestimmte Maß meiner Erkenntnis und an den bestimmten Zustand meiner Verhältnisse anfette und als Vater, als Sohn, als Obrigkeit, als Unterthan, als freier Mann, als Sklav, mir reine und aufrichtige Mühe gebe, in allen diesen Verhältnissen nicht sowohl meinen eigenen Nutzen und meine eigene Befriedigung als den Nutzen und die Befriedigung aller derjenigen zu suchen, denen ich nach meiner Ueberzeugung sowohl Obsorge, Pflege, Schutz und Recht, als auch Gehorsam, Treue, Dankbarkeit und Ergebenheit schuldig bin. Je näher die Natur mein tierisches Dasein an einen sittlichen Gegenstand ankettet, von je mehrern Punkten mich sein tierisches Wohl wie sein tierisches Weh berührt, je mehr finde ich in demselben Reize, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit. Je mehr die Natur mein tierisches Dasein von einem sittlichen Gegenstand entfernt, je weniger solche Reize, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit finde ich in demselben.

Daher die gesellschaftlichen Pflichten meine Sittlichkeit immer in dem Grad begünstigen, als sie von Gegenständen herrühren, die meiner Individualität tierisch nahe stehen. Und hinwieder reizen die gesellschaftlichen Pflichten meine Natur immer in dem Grad zur Unsittlichkeit, als die Beweggründe zu denselben von Gegenständen herrühren, die von meiner Individualität tierisch entfernt stehen.

Rein sittlich sind für mich nur diejenigen Beweggründe zur Pflicht, die meiner Individualität ganz eigen sind. Jeder Beweggrund zur Pflicht, den ich mit andern teile, ist es nicht; er hat im Gegenteil insoweit für mich immer Reize zur Unsittlichkeit, das ist, zur Unaufmerksamkeit auf den Trug meiner tierischen Natur und das Unrecht meiner gesellschaftlichen Verhärtung in seinem Wesen. Je größer die Zahl derer ist, mit denen ich meine Pflicht teile, je stärker und vielfältiger sind die Reize zur Unsittlichkeit, die mit dieser Pflicht verbunden sind. Hinwieder je weiter die Gegenstände, von denen sich meine Pflicht herschreibt, von meiner Individualität entfernt stehen, desto stärker wirken die Reize zur Unsittlichkeit, die damit verbunden sind, auf meine Natur. Alles, was ich als Glied eines Corps, einer Gemeinde, noch mehr, was ich als Glied einer Innung, einer Faktion zu fordern habe, das entmenschlicht mich immer mehr oder weniger*). Je größer das Korps, die Gemeinde, die Innung oder Faktion, von der sich mein Recht und meine Pflicht herschreibt, je größer ist auch die Gefahr meiner

*) (Erste Ausgabe.) Entmenschlicht, ich sollte sagen entsittlicht, da aber dieses Wort ganz ungewöhnlich ist, bediene ich mich des andern, und will damit sagen: es verhärtet mich gegen das Wesen meiner wirklichen Menschlichkeit, meiner sittlichen Veredlung. P.

Entmenschlichung, das ist, meiner gesellschaftlichen Verhärtung gegen alle Ansprüche der Sittlichkeit auf diese Pflicht und auf dieses Recht.

Das ist so wahr, daß mit dem Tage, an welchem die Welt einem einzigen Herrn unterworfen sein würde, alle tierischen Reize der Sittlichkeit von der Erde verschwinden würden. Und eine Koalition vieler Mächte[1]), welche zum Endzweck haben würde, die bürgerlichen Grundsätze eines ganzen Weltteils den Bedürfnissen ihres Dienstes, und dem Gelüsten ihrer Selbstsucht mit Gewalt entsprechend zu erhalten, müßte ihrer Natur nach, in Rücksicht auf die Stillstellung unsers Geschlechts, im Gebrauch aller möglichen Mittel seiner Veredlung, beinahe mit der Unterwerfung des Weltteils unter einen einzigen Herrn, ein und eben dieselbe Wirkung hervorbringen. Sollte indessen Europa auch nicht einmal fühlen dürfen, daß es eine solche Unterwerfung aller bürgerlichen Meinung unter die vereinigten Dragoner des Weltteils zu befürchten hat, wenn * * *·) noch lange im Fall bleiben wird, das gigantische Projekt forthin zu bezahlen? Und sollte eine solche Gefahr nicht dir und mir zurufen: Kaufe keinen * * * Faden, und keine * * * Schnalle u. dgl. m., bis dieses Reich wieder für sich selbst sorgt und aufhört, aus Sorgfalt für die Sicherstellung seines Monopols, mit der Humanität des Weltteils ein Spiel zu treiben, wodurch es entweder sich selbst mit dem Weltteil in Barbarei stürzen oder den letztern dahin bringen muß, wohin es J * * * ··) gebracht hat[2]).

Man muß, die Gefahr des Einflusses tierisch von unserer Individualität entfernt stehender Gegenstände auf unsere Sittlichkeit richtig zu beurteilen, die Natur der Mittel, durch welche der gesellschaftliche Zustand den Menschen seiner Veredlung näher bringt, fest in den Augen halten. Aus diesem Gesichtspunkt müssen wir auch beurteilen, wohin es unsern Weltteil führen konnte, wenn wir uns um der Macht willen gegen die Annahme aller mißfallender[3]) Meinungen würden verhärten müssen, wie der Aberglaube in dunkelsten Zeiten um des Molochsdienstes willen sich gegen die Wahrheit verhärten mußte.

Das gesellschaftliche Leben ist ganz eine Folge des Bedürfnisses einer allgemeinen und gegenseitigen Teilnehmung und in seinem Wesen eine Kette von Vorstellungen, die die Gefühle meiner Selbstsucht und diejenigen meines Wohlwollens in einem ewigen Wechsel bald vereinigen, bald von einander trennen. Sowie sie das erste bewirken, veredeln, und sowie sie das zweite bewirken, verhärten sie uns. Der gesellschaftliche Zustand ist deswegen immer in dem Grad ein Mittel zu unsrer

[1]) Anmerkung: Diese Stelle, bis in die Mitte des künftigen Blattes [S. 474, Z. 22 dieser Ausgabe] scheint mit der einfachen Rücksichtslosigkeit (?) dieser Bogen zu kontrastieren, aber ich bitte zu bemerken, daß sie 1797 also abgedruckt worden.

·) England? (Hz.)

··) Irland? (Hz.) Indien? (S.)

[2]) Diese Stelle kontrastiert mit dem einfachen Gang meines Buches, ich vermochte es aber doch nicht sie durchzustreichen. P.

[3]) aller ihr mißfallender . . .

wirklichen Veredlung, als sich die Rechte und Pflichten desselben von sittlichen Gegenständen herschreiben, die unserer Individualität tierisch nahe stehen. Er trägt hingegen immer eben also den Samen unsers sittlichen Zugrundgehens wieder in dem Grad in sich selbst, als die Pflichten und Rechte dieses Zustandes im Innersten unserer Gefühle von sittlichen Gegenständen belebt werden, die von unserer Individualität tierisch entfernt sind.

Ebenso wahr ist, wir genießen die wesentlichsten Veredlungsmittel unserer Natur im gesellschaftlichen Zustand immer in dem Grad und wir müssen uns in demselben gegen die Wahrheit und das Recht immer in dem Grad weniger verhärten, als die Pflichten, die uns in diesem Zustande obliegen und die Rechte, die wir in demselben ansprechen, von solchen uns tierisch und sinnlich nahe stehenden sittlichen Gegenständen herrühren und belebt werden. Daher hat auch Sittlichkeit im gesellschaftlichen Zustande immer nur in dem Grad statt, als die Gesetze und Sitten eines Landes sich rein und fest an diesen Maßstab der gesellschaftlichen Veredlung, den uns die Natur selbst anweist, anketten. Daher ist auch Sittlichkeit des gesellschaftlichen Menschen immer in dem Grad reiner, als die Gesetze und Sitten eines Landes sich rein und fest an diesen Maßstab, den uns die Natur anweist, anketten.

Dieser Gesichtspunkt herrscht vorzüglich in einer Zeitschrift, woraus ich folgende Stelle aushebe: „Ich glaubte zuverlässig, ihr suchet durch Freiheit nichts anderes, als einen ehrenfesten, gesicherten, beruhigten und ungekränkten häuslichen Zustand; ich dachte nichts anderes, als ihr suchtet durch sie Mittel, eure Armen besser zu versorgen, eure Waisen besser zu erziehen und euch selbst allgemein den Bedürfnissen eures erhöhten Wohlstandes angemessen und übereinstimmend einzurichten, um das Glück des Lebens, das ihr wirklich genießt, mit Sicherheit und Ehre euren Kindern und Kindeskindern hinterlassen zu können. Ich glaubte zuverlässig, euer Eifer und euer Unwille gegen Unrecht und Unterdrückung gehe wesentlich und vorzüglich gegen Umstände und Lagen, die euch auf irgend eine Art an solchen menschenfreundlichen, vaterländischen und frommen Endzwecken hinderlich sein könnten. Meine Vaterlands und meine Freiheitsliebe nahm deswegen voll Zutrauen und Unschuld oft selber an diesem Unwillen teil; ich sah freilich, die ersten Hindernisse eurer Wünsche und die ersten Quellen des Zurückstehens in vielen wahren Bedürfnissen liegen in eurer Mitte.

Das ist aber allgemein das Schicksal des gesellschaftlichen Menschen; sein größtes Verderben geht immer von seinen nächsten Verhältnissen aus und sein größtes Uebel entquillt immer in ihm selber. Daher ist die Kraft der Vaterlands und der Freiheitsliebe immer in dem Grad stark und sicher, als sie in jedem Ort vorzüglich gegen die Uebel gerichtet wird, die an diesem Ort selber entquellen; auch kann der Mensch durch feste Kraft gegen die einzelnen Uebel, die seine Brüder, seine Nachbarn und seine Dorfgenossen an seiner Seite leiden, am vorzüglichsten dahin wirken, den Grad der Freiheit, den ein Land genießt, zu erhöhen.

Ich hätte daher, wenn Lage und Umstände mich begünstigt hätten, unter euch gesucht, diese einzelne Kraft der Menschen gegen einzelne Uebel des Landes an einem jeden Ort zu verstärken. Ich hätte eure Wohlthätigkeit zu Erziehungsanstalten, eure Ehrliebe zu Verfeinerung eurer Sitten, eurer Gefühle und zur Ausdehnung eurer Kenntnisse, ich hätte eure Vaterlandsliebe zu Verbindungen eingelenkt, die den Wohlstand eines jeden einzelnen Dorfs auf seinen obersten Gipfel zu bringen und auf die späteste Nachwelt sicher zu stellen, geschickt gewesen wären; ich hätte getrachtet, euren Unwillen gegen Unrecht und Unterdrückung auf jede Art auf die Umstände hinzulenken, durch welche in euern Dörfern selber die Unschuld gekränkt, die Schwäche hintenangesetzt und der Verlassene unterdrückt wird.

Freunde, wenn Lage und Umstände mich begünstigt hätten, so hätte ich euer Glück und den großen Vorzug, den ihr vor dem bürgerlichen [1]) Handwerksstand [2]) genießt, in seiner ganzen Ausdehnung fühlen gelehrt, nicht euch still zu stellen auf dem Punkt, auf dem ihr steht, sondern um diesen Punkt richtig zu kennen, zu schätzen und in seiner ganzen Ausdehnung zu benutzen. Ich hätte den Endzweck, das Wesentliche eurer Wünsche zu begünstigen, unter euch auf den Grundsatz gebaut, daß ein Land, dessen Einwohner allgemein wirtschaftlich gut stehen, das Fundament der wahren bürgerlichen Freiheit unter sich selbst mit einer Sicherheit gelegt hat, die keine Gesetzgebung einem verschwenderischen, eiteln, unruhigen, nach fremden unbekannten Lagen lüsternen und sein Hauswesen vernachlässigenden Volk je erteilen kann. Ich hätte den Geist der Wirtschaft und der Ersparnisse in alle, vorzüglich aber in die untern Klassen eurer Einwohner zu bringen und Ehrliebe und wirtschaftliche Zwecke auch der ärmsten Jugend eurer Dörfer einzuflößen gesucht. Ich hätte den Lauf eurer alles Maß übersteigenden Bevölkerung zwar nicht zu hemmen, aber euch auf die Folgen aufmerksam zu machen gesucht, die eine augenblickliche Stockung der Gewerbsamkeit auf euch haben könnte.

Ihr müßt es wissen: Euer wirtschaftlicher Zustand ist gespannt, ihr bedürft zehnfach verstärkter Vorsehungsanstalten gegen Gegenden, wo Bevölkerung und Landeigentum noch in einem natürlichen Verhältnisse gegen einander stehn; aber euer Wohlstand und eure Hilfsquellen sichern euch genugsam gegen diese Gefahren. Europa hat kein Land, das euch gleich kommt, wenn ihr eure Vaterlandsliebe dahin erhebt, den Wohlstand eurer Dörfer allgemein und nach Grundsätzen zu sichern,

---

[1]) bürgerlichen, jetzt so gesunkenen . . .

[2]) Anmerkung: Die ganze Stelle ist beim Ausbruch der Schweizerischen Revolution in einer Flugschrift eingerückt gewesen, die an das Zürcherische Landvolk, besonders an seine Seegegend, gerichtet war, woselbst das Volk durch das Gewerbsmonopol, das sich die Hauptstadt des Kantons vermög' und in Kraft ihrer Zunfts- und Zunftrechte selbst gab, sich sehr beeinträchtigt fühlte. — (Die Schrift „An die Seegemeinden" findet sich in dieser Ausgabe Bd. VIII, 100—106, die hier angezogene Stelle mit wenigen Abweichungen S. 101. 102.)

wie ihr könnt und wie ihr sollt, wenn ihr die wahre Freiheit des Landes mit Thaten der Rechtschaffenheit in ihren Fundamenten gründen und eurem Vaterlande zeigen wollt, daß ihr den ehrenfesten Zustand, dem ihr entgegenstrebt, nicht blos als reiche Leute, die ihr einzeln seid, genießen wollt, sondern als Glieder von euren Gemeinden in euren Dörfern soviel möglich allgemein zu machen und auf Kind und Kindskind zu erhalten sucht."

Die tierische Näherung sittlicher Gegenstände und die Vereinigung der Gefühle meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens, zu welcher diese Näherung den gesellschaftlichen Menschen hinlenkt, macht mich zwar an sich nicht sittlich; ich werde gänzlich nur durch mich selbst, durch meine eigene Kraft sittlich. Diese Harmonie meiner Selbstsucht mit meinem Wohlwollen ist an sich selbst nichts anderes, als eine sinnlich tierische Einlenkung zu der Gemütsstimmung, in welcher die Sittlichkeit, das ist, das Uebergewicht meines gereinigten und erhöhten Wohlwollens über meine Selbstsucht meiner Natur möglich wird.

Die Religion ist die höchste meiner Natur mögliche Kraft dieser Einlenkung; aber auch das Aeußerste, was sie zur Begünstigung der Harmonie meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens als solche zu thun vermag, macht den gesellschaftlichen Menschen als solchen an sich selbst nicht sittlich, so wenig als alles, was der Staat zur Erhaltung des Gleichgewichts seiner Selbstsucht und seines Wohlwollens versucht, vermag, den gesellschaftlichen Menschen[1]) als solchen sittlich zu machen.

Das Gleichgewicht des Wohlwollens und der Selbstsucht ist im gesellschaftlichen Zustand nicht einmal möglich. Das, was wir in demselben dieses Gleichgewicht heißen, ist in seinem Wesen Einlenkung und Näherung zu der Gemütsstimmung, die dieses Gleichgewicht wesentlich aufhebt, indem sie gänzlich auf dem Uebergewicht des Wohlwollens und der Selbstsucht ruht. Auch wird mein Geschlecht immer nur durch dieses Uebergewicht sittlich, indem ich durch die Freiheit meines Willens die Grundlage der Harmonie meiner tierischen Natur selber aufhebe und mich selbst, mit allen Ansprüchen meiner tierischen Selbstsucht, der Freiheit meines Willens und seines gereinigten Wohlwollens unterwerfe. So lange dieses nicht geschehen, so nähern und trennen sich Naturansprüche und Sittlichkeit in mir selbst gegenseitig durch das schwankende Uebergewicht meiner Selbstsucht und meines Wohlwollens.

Daher sind auch häusliche und bürgerliche Pflichten, die offenbar auf den Fundamenten meiner tierischen Selbstsucht ruhen, insoweit keine sittlichen Pflichten. Sie können als solche geradezu meiner Sittlichkeit entgegenstehen und mich in meinem Innersten gegen alles Gefühl meiner wahren Veredlung verhärten; auch thun sie dieses immer, sobald sie meine Selbstsucht zum Nachteil der Freiheit meines Willens und seines Wohlwollens nähren und stärken.

[1]) vermag er durch alles, was er äußerlich und bürgerlich auf die Masse der gesellschaftlichen Vereinigung einwirkt, sie, die bürgerliche Gesellschaft, oder welches gleichviel ist, den gesellschaftlichen Menschen . . .

Das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes hebt die Harmonie meiner tierischen Natur ganz auf. Daher ist das Rechtsgefühl, das diesem Zustand als solchem zugrunde liegt, allgemein selbstsüchtig, mißtrauisch und gewaltsam, und erzeugt als solches notwendig eine Gemütsstimmung beim gesellschaftlichen Menschen, die derjenigen, die seiner sittlichen Veredlung zum Grund liegen muß, geradezu entgegensteht. Daher ist die Zwischenkunft einer weisen, nicht blos in den Schranken der tierischen Kraftwirkung stehen bleibenden, sondern höher und nach der innern Veredlung unsrer Natur hinstrebenden Gesetzgebung im gesellschaftlichen Zustande wesentlich notwendig, um das gänzliche Unterliegen meiner Natur unter mein tierisches Kraftgefühl und unter meine tierische Trägheit in diesem Zustande zu verhüten und mir mitten in seinem Verderben dennoch eine Gemütsstimmung zu erhalten, die mir wesentlich notwendig ist, um durch diesen Zustand[1]) meiner wirklichen Veredlung entgegenstreben zu können.

Je mehr daher eine Gesetzgebung in einem Lande die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahe stehenden Menschen verbindet und aller physischen Gewalt das Uebergewicht über das Recht erschwert, je mehr sie den Einfluß[2]) aller Staatshärte auf die Trennung sich nahe stehender Menschen vermindert und je mehr die Begriffe der Zeit, die Ruhe der Umstände, und die Mäßigung der öffentlichen Bedürfnisse eine Staatsverwaltung anspruchlos machen, desto mehr wird die Gemütsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, in einem Lande begünstigt. Im Gegenteil: Je anspruchvoller der Staat ist, je mehr er durch den Geist der Zeit und die Gewalt der Umstände genötigt ist, die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahe stehenden Menschen zu trennen und den Bürger mit der ganzen Härte seiner Kraft fühlen zu machen[3]), daß er um des Staats und nicht um seiner selbst willen in der Welt ist und daß sein Recht gegen die Ansprüche irgend einer Art von Gewalthabern ohnmächtig ist, desto mehr wird die Gemütsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, durch die Staatsverwaltung untergraben[4]).

---

[1]) die mir als Individuum um meiner wesentlich höhern, menschlichen Bestimmung willen notwendig ist, d. h. um durch den gesellschaftlichen Zustand . . .

[2]) die Bande des Bluts im Gefühl der Bürger als heilige Bande stärkt und ihnen den Boden der Wohnstube als einen heiligen Boden ins Aug fallen macht und ans Herz kettet, je mehr sie die wohlwollenden Verhältnisse aller sich physisch nahe stehenden Menschen belebt, je mehr sie der sinnlichen Selbstsucht der öffentlichen Macht einen störenden Einfluß in das Heiligtum des häuslichen Lebens der Bürger erschwert und den Einfluß . . .

[3]) trennen und den Landeinwohner auch in seiner Wohnstube auch an der Seite seiner Braut, an der Wiege seines Säuglings und selber in der Gebetstunde, in der er mit den Seinigen vor Gott kniet, fühlen zu machen, . . .

[4]) fühlen zu machen, daß alles Heiligtum seines menschlichen Daseins der Kunsthärte eines Staates untergeordnet ist, der dasselbe nicht achtet, desto mehr und desto gewaltsamer wird auch die Gemütsstimmung der Bürger, die

Die Nationalsittlichkeit ist daher immer eine Folge der mehr oder minder gesetzgeberischen Weisheit, die Gewalt dem Recht und die Selbstsucht dem Wohlwollen unterzuordnen. Hinwieder ist die Nationalunsittlichkeit immer eine Folge der gesetzgeberischen Verirrung, diesen Gesichtspunkt im Regieren der Bürger aus den Augen zu setzen, Kraft und Begierde in ihrer Mitte ein ungleiches Spiel treiben zu lassen und Zutrauen und Wohlwollen sowohl durch die Erschöpfung einer allzu gehemmten, als durch die Leichtfertigkeiten einer allzu privilegierten Selbstsucht verschwinden zu machen.

Nach gleichen Gesichtspunkten wirkt die Pflicht, die ich mir blos durch mein Urteil, durch meine Meinung, durch meine Grundsätze auflege, auf die Entwicklung der ersten Grundlagen meiner Sittlichkeit nicht auf die nämliche Weise wie diejenige, die mir durch den Eindruck von Gegenständen, die meiner Individualität sinnlich und tierisch nahe stehen, ans Herz geht. Alles, was ich als Demokrat, als Aristokrat, kurz, als Teilnehmer irgend eines *Grundsatzes* für meine Pflicht achte, befördert meine Sittlichkeit nicht in dem Grad, als das, was ich mir in Gefolg eines mir tierisch nahestehenden sittlichen Gegenstandes als meine Pflicht vorstelle. Selbst die Vorstellung meiner Vaterpflicht begünstigt die sinnlichen Grundlagen meiner Sittlichkeit nicht in dem Grad, wie das Lächeln oder die Thränen meines mir nahestehenden Kindes; ebenso[1]) begünstigt die Teilnahme an Vaterlandsnot und Vaterlandsfreuden die Grundlage meiner Sittlichkeit mehr, als irgend eine Vorstellung von meiner Vaterlandspflicht sie begünstigen konnte; keine auch noch so reinen Regierungsgrundsätze bewahren das menschliche Herz vor der gesellschaftlichen Verhärtung, wenn es nicht durch das sinnliche Naheſtehen reiner gesellschaftlicher Freuden und drückender gesellschaftlicher Leiden menschlich erhalten wird.

Die gesellschaftlichen Pflichten begünstigen meine Sittlichkeit immer vorzüglich in dem Grad, als die Beweggründe zu denselben nicht blos

---

ihrer innern Veredlung wesentlich ist, untergraben. Es ist wahr: Je mehr, je vielseitiger der Bürger in der Lage ist, täglich zu fühlen, daß ihm die nötigen Mittel, das Heilige seiner Verhältnisse gegen jeden Eingriff des Unheiligen und die ewigen, von Gott gegebenen Fundamente alles wahren Menschensegens sich und den Seinigen zu schützen und zu schirmen, je sicherer ist auch unter diesen Umständen die Wahrheit, daß in diesen Verhältnissen die ersten und ewigen Fundamente des sittlichen Lebens der Bürger, ich möchte sagen, auf Tod und Leben angegriffen sind, und sie individualiter gleichsam mit Gewalt von allem dem abgelenkt werden, wodurch sie dem wahren sittlichen Segen unsers Geschlechts wirklich nahe gebracht werden könnten und sollten.

[1]) Alles, was ich als Demokrat, als Aristokrat, kurz als Teilnehmer irgend eines *gesellschaftlichen Rechtsgrundsatzes* für meine Pflicht achte, befördert meine Sittlichkeit nicht auf die Weise und in dem Grad, als das, was ich mir in Gefolg meines Naturverhältnisses zu irgend *einem mir sinnlich nahe stehenden Gegenstand* als meine Pflicht vorstelle. Selbst die Vorstellung der Vaterpflicht begünstigt die sinnlichen Grundlagen der Sittlichkeit eines Manns, der von seinem Kinde fern ist, nicht in dem Grad, wie das Lächeln und die Thränen seines in der Wiege vor seinen Augen liegenden Säuglings, ebenso . . .

als Folge des Rechts und der Gewalt der gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht blos als König, Korporal, Schulze usw., sondern vielmehr als Folge der einfachen wohlwollenden Verhältnisse meiner Natur als Mensch, der für mich nicht Korporal, nicht Schulz und nicht König, sondern Mensch ist, auf mich wirken. Aber die selbstsüchtige Fratze der Staatskunst, die Staatsmännerkunst, setzt dieses alles aus den Augen und verengert dem Mann am Platz täglich den Spielraum, unter seinen Mitbürgern als Mensch gegen Mensch stehen zu können.

So weit sie dieses thut und das Menschengeschlecht also aller Härte ihrer wahrheits-, recht- und menschlichkeitslosen Staatstrunkenheit[1]) unterwirft, insoweit entfernt sie auch selbst die Möglichkeit von der Erde, unser Geschlecht durch den gesellschaftlichen Zustand seiner Bestimmung näher zu bringen.

In unsern Zeiten hat die Kunst, das Menschengeschlecht also unbedingt der physischen Staatskraft und allen Verirrungen ihrer tierischen Selbstsucht unterzuordnen, niemand mit mehr Konsequenz und Psychologie betrieben, als F***[2]), niemand mit mehr Ostentation und Inkonsequenz als J***[3]), niemand mit mehr Schlauheit als K***[4]), niemand mit mehr Spielerkühnheit und gesellschaftlicher Verhärtung als P***[5]).

Aber wer will die Zahl derer nennen, die dieses mit namenloser Personalschwäche betreiben, und wer will sagen, was aus diesem Gewirr der Schwäche und Kraft für die äußerste Entwürdigung unsers Weltteils endlich herauskommen wird?

Das Wesen meines Buchs.

Wenn ich nun zurückschlage und mich frage: Wo bin ich an dem Faden, an dem ich den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts verfolgte, endlich hingekommen? so finde ich in folgenden Sätzen das wesentliche Resultat meiner Nachforschungen:

Meine Natur vermag es nicht, auf dem Punkt des bloßen Sinnengenusses stehen zu bleiben; ich muß vermöge meines Wesens diesen Sinnengenuß zum Mittel meines Strebens und der Zwecke, worauf dieses Streben ruht, machen.

Daraus entstehen Verhältnisse, die ohne dieses Streben nicht in der Natur wären, die ich aber durch dasselbe und also durch meinen Willen, in die Natur hinein bringe.

[1]) menschlichkeitslosen Staatskünstelei und der aus ihrer Täuschung so natürlich hervorgehenden Staatstrunkenheit . . .

[2]) Friedrich II.?

[3]) Joseph II.?

[4]) Katharina II.?

[5]) Pombal? Diese Namen vermutet Hz. hinter den Anfangsbuchstaben. Der portugiesische Minister Pombal wird allerdings in unsrer Zeit viel günstiger beurteilt, als in Pestalozzi's Zeit.

So wie dieses geschehen, höre ich auf, das einfache Wesen zu sein, das ich aus der Hand der Natur in die Welt kam.

Ich kann nicht mehr als dieses einfache Wesen empfinden, denken und handeln.

Ich muß jetzt übereinstimmend sowohl mit den Verhältnissen handeln, die ich selbst in die Welt hineingebracht habe, als auch mit mir, insofern ich mich durch diese Verhältnisse verändert habe. Ich werde selbst Welt, und die Welt wird durch mich Welt; ich, ungesondert von ihr, bin ein Werk der Welt — sie, ungesondert von mir, ist mein Werk.

Aber ich habe eine Kraft in mir, mich von der Welt und die Welt von mir zu sondern! durch diese Kraft werde ich ein Werk meiner selbst. Ich fühle mich also auf eine dreifache Art in der Welt:

1. Als Werk der Natur.

Als solches bin ich ein Werk der Notwendigkeit, das gleiche tierische Wesen, das nach Jahrtausenden kein Haar auf seinem Haupt und keine auch die leiseste Neigung seines Wesens in sich selbst auszulöschen vermöchte. Als solches lenkt mich die Natur, ohne Kunde der Verhältnisse, die ich selber erschaffen, als lebte ich im schuldlosen tierischen Zustande, mit dem Gesetz ihrer Allmacht zum Sinnengenuß hin, wie der Adler zum Aas, das Schwein in die Pfütze, den Ochsen auf die Triften, die Ziege auf den Felsen und den Hasen unter die Staude.

2. Als Werk meines Geschlechts, als Werk der Welt.

Als solches bin ich ein Tropfen, der von der Spitze der Alpen in einen Bach fällt. Unsichtbar, ein nichtiges Wesen, falle ich belastet mit dem Staub seines Mooses von meinem Felsen, glänze bald in silbernen Strahlen der Sonne, fließe bald im Dunkel der Höhlen, stehe hier im reinen Wasser der Seen, dort im Kot der Sümpfe gleich still, falle aus Sümpfen und Seen dann wieder ins Treiben der Flüsse und schwimme in der Gewalt ihrer Wogen bald hell, bald trüb, bald sanftwallend, bald wirbelsprudelnd, bald zwischen reinen Gefilden, bald zwischen stinkenden Stätten, bald zwischen gräßlichen Ufern dahin, bis ich in den ewigen Meeren des Todes meine Auflösung finde.

3. Als Werk meiner selbst.

Als solches grabe ich mich selbst in mich selbst, ein unveränderliches Werk; keine Welle spült mich von meinem Felsen und keine Zeit löscht die Spur meines Werks aus, das ich als sittliches Wesen in mir selber vollende. Wenn brennende Klüfte den Moder der Meere trocknen und aus ihren Tiefen Berge aufthürmen, so graben sie also

die vergängliche Schnecke und den faulenden Fisch in die werdenden Steine; keine Welle spült jetzt die ewigen Tiere weg und keine Zeit löscht ihre Spur in dem festen Stein aus.

Also bin ich ein Werk der Natur.

Ein Werk meines Geschlechts.

Und ein Werk meiner selbst.

Diese drei Verschiedenheiten meiner selbst aber sind nichts anderes, als einfache und notwendige Folgen der drei verschiedenen Arten, alle Dinge dieser Welt anzusehen, deren meine Natur fähig ist.

Als Werk der Natur stelle ich mir die Welt als ein für mich selbst bestehendes Tier vor.

Als Werk meines Geschlechts, stelle ich mir dieselbe als ein mit meinen Mitmenschen in Verbindung und Vertrag stehendes Geschöpf vor.

Als Werk meiner selbst, stelle ich mir dieselbe unabhängig von der Selbsucht meiner tierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhältnisse, gänzlich nur in dem Gesichtspunkt ihres Einflusses auf meine innere Veredlung vor.[1])

Ich habe daher als Werk der Natur eine tierische, als Werk des Geschlechts eine gesellschaftliche und als Werk meiner selbst eine sittliche Vorstellung von Wahrheit und Recht.[2])

Mein Instinkt macht mich zum Werk der Natur, der gesellschaftliche Zustand zum Werk meines Geschlechts und mein Gewissen zum Werk meiner selbst.[3])

Als Werk der Natur sträube ich mich gegen das Werk meines Geschlechts und gegen das Werk meiner selbst, das ist: Ich habe als solches kein Gewissen und erkenne als solches kein Recht.

Als Werk meiner selbst erhebe ich mich selbst über den Irrtum und das Unrecht meiner selbst, insofern ich ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts bin, das ist: Ich erkenne durch die Kraft meines Gewissens das Unrecht meiner tierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhärtung. Als Werk des Geschlechts stehe ich schwankend und von beiden Seiten gedrängt zwischen dem Werk meiner Natur und dem Werk meiner selbst, das ist: Im gesellschaftlichen Zustand

[1]) Als Werk der Natur fühle ich mich in der Welt frei, zu thun, was mich gelüstet und berechtigt, zu thun, was mir dient.

Als Werk meines Geschlechts fühle ich mich in der Welt als durch Verhältnisse und Verträge gebunden, zu thun und zu leiden, was diese Verhältnisse mir zur Pflicht machen.

Als Werk meiner selbst fühle ich mich unabhängig von der Selbstsucht meiner tierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhältnisse; gleich berechtigt und gleich verpflichtet, zu thun, was mich heiligt und meine Umgebungen segnet.

[2]) Vorstellung von der Welt, ihrer Wahrheit und ihrem Recht, sowie von ihrer Täuschung und ihrem Unrecht.

[3]) Hier schließt die C. A. ein neues Lemma an:

Als Werk der Natur besitze ich physische Kraft, Tierkraft und Tiergewandtheit für tierische Ansprachen (Ansprüche). Als Werk meines Geschlechts besitze ich gesellschaftliche Kraft, Gemeinkraft, Geschicklichkeit und Gewandtheit für mein gesellschaftliches Recht.

als solchem mangelt mir sowohl die Reinheit meines tierischen Wohlwollens, als diejenige meines unverhärteten Gewissens.

Durch das Werk meiner Natur bin ich physische Kraft, Tier.

Durch das Werk meines Geschlechts bin ich gesellschaftliche Kraft, Geschicklichkeit.

Durch das Werk meiner selbst bin ich sittliche Kraft, Tugend.

Als reines Werk der Natur, als tierisches Geschöpf, bin ich in meinem unverdorbenen Zustand ein friedliches, gutmütiges und wohlwollendes Wesen. Meine Kraft steht in diesem Zustande mit meiner Begierde im Gleichgewicht, ich lebe in demselben in völliger Harmonie mit mir selbst. Mein Wohlwollen ist mit meiner Selbstsucht innigst vereinigt, ich kenne in diesem Zustande selbst die Schwächen meiner Natur nicht. Aber ich finde mein Geschlecht nirgend in diesem Zustande; das erste Leiden eines Uebels von meines gleichen hebt ihn auf. Ich finde es allenthalben tierisch verdorben und mißtrauisch, gewaltsam und nur insoweit wohlwollend[1], als es sich durch dieses Wohlwollen in der Befriedigung seiner Begierden, die mit seiner Kraft nicht mehr in Harmonie stehen, nicht zurückgesetzt glaubt.

Als Werk des Geschlechts, als gesellschaftlicher Mensch, als Bürger, lebe ich in vollkommner Anerkennung des Mißverhältnisses meiner tierischen Kraft mit meiner tierischen Begierde, folglich ohne Harmonie meiner Selbstsucht mit meiner Begierde; aber ich will durch eben diesen Zustand die Harmonie in mir selbst wieder herstellen. Die ganze Kunst desselben ist ein beständiges Streben nach diesem Zweck, aber freilich ein mit tausendfältigen Fehlgriffen gebrandmarktes Streben.

Nur als Werk meiner selbst vermag ich die Harmonie meiner selbst mit mir selbst wieder herzustellen. Ich erkenne als solches, daß kein tierisches Gleichgewicht zwischen meiner Kraft und meiner Begierde in mir selbst, wie ich wirklich bin, haltbar ist; daß meine Selbstsucht und mein Wohlwollen im gesellschaftlichen Menschen wesentlich nicht harmonisch existieren kann; daß ich in diesem Zustande aufhören müsse, selbstsüchtig unwohlwollend, um wohlwollend unselbstsüchtig existieren zu können. Also komme ich als Werk meiner selbst durch meinen Willen dahin, auf den Ruinen der zertrümmerten tierischen Harmonie meiner selbst das Wohlwollen meiner Natur auf die Unterjochung meiner Selbstsucht unter meine sittliche Kraft zu gründen und also mitten im Verderben eines Zustandes, der meine Selbstsucht wesentlich verhärtet, mich selbst dennoch wieder zu dem friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Geschöpf zu machen, das ich als Werk der Natur nicht bleiben und als Werk des Geschlechts nicht werden kann.

Ich bin als Werk der Natur, als Tier, vollendet[2].

---

[1]) Ich finde dasselbe auf der ganzen Erde, allenthalben außer das Gleichgewicht seiner Kräfte geworfen, mehr und minder mißtrauisch, gewaltsam, verwegen und kleinlaut und nur insoweit wohlwollend, . . .

[2]) vollendet und wäre in diesem Zustand als solchem nicht einmal, daß ich als Mensch unvollendet bin.

Als Werk meiner selbst strebe ich nach Vollendung.

Als Werk des Geschlechts suche ich mich auf einen Punkt, auf welchem die Vollendung meiner selbst nicht möglich ist, zu beruhigen.

Die Natur hat ihr Werk ganz gethan, also thue auch du das deine. Erkenne dich selbst und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewußtsein deiner tierischen Natur, aber auch mit vollem Bewußtsein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben. Wer du auch bist, du wirst auf diesem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir selbst in Uebereinstimmung zu bringen.

Willst du aber dein Werk nur halb thun, da die Natur das ihre ganz gethan hat? Willst du auf der Zwischenstufe deines tierischen und deines sittlichen Daseins, auf welcher die Vollendung deiner selbst nicht möglich ist, stehen bleiben, so verwundere dich dann nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scherenschleifer und ein Fürst bleibst und kein Mensch wirst. Verwundere dich dann nicht, daß dein Leben ein Kampf ist ohne Sieg, und daß du nicht einmal das wirst, was die Natur ohne dein Zuthun aus dir gemacht hat, sondern gar viel weniger, ein bürgerlicher Halbmensch.

Einige Resultate meines wesentlichsten Gesichtspunkts.

Der gute Zustand meiner selbst als Werk der Natur ruht auf dem vollen Leben meines Instinkts.

Der gute Zustand meiner selbst als Werk des Geschlechts ruht auf der Kraft meines tierischen Gedankens gegen meinen Instinkt oder vielmehr auf der Kraft meines durch diesen Gedanken erhöhten und gebildeten Tiersinnes.

Der gute Zustand meiner selbst als Werk meiner selbst ruht auf der Reinheit und Stärke meines Willens, die Kraft meines Gedankens nicht zur Verfeinerung meines Tiersinns, sondern zur Veredlung meiner selbst gegen meinen Tiersinn zu gebrauchen.

Ich erhalte mich selbst als Werk der Natur in dem besten Zustand, in welchem ich als solches zu leben vermag, durch tierische Kraft.

Ich erhalte mich als Werk des Geschlechts in dem besten Zustand, in welchem ich als solches zu leben vermag, durch gesellschaftliche Kraft.

Ich erhebe mich als Werk meiner selbst durch meine sittliche Kraft zu der höchsten Würde, deren meine Natur fähig ist.

Die Unschuld meiner Natur thront an den Grenzen aller dieser Beschaffenheiten meiner selbst.

Auf der ersten Stufe meines Daseins stehe ich ihrem Bilde am meisten, aber in kindischer Schwäche und nur träumend, nahe.

Durch mein tierisches Verderben entferne ich mich von ihr ins Unendliche.

Treue[1]) und Glauben bringen mich ihr im gesellschaftlichen Zustand mit gebildeter Kraft wieder entgegen.

Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, die meine Natur, nach Unschuld strebend, zu erreichen vermag.

Erziehung und Gesetzgebung müssen diesem Gang der Natur folgen. Sie müssen dem Menschen als tierischem Wesen durch die Erhaltung seines tierischen Wohlwollens das Bild seiner Unschuld in Kindesschwäche und gleichsam träumend vor Augen halten. Sie müssen in ihm als gesellschaftlichem Wesen durch Treue und Glauben die gesellschaftliche Zuverlässigkeit entwickeln, durch die er sich den Mangel der Unschuld, von der ihn der gesellschaftliche Zustand so gewaltsam entfernt, in demselben erträglich zu machen bestrebt. Sie müssen ihn endlich durch Selbstverleugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein imstande ist, das Wesen der Unschuld in sich selbst wieder herzustellen und sich selbst wieder[2]) zu dem friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Geschöpf zu machen, das er in der Unverdorbenheit seines tierischen Zustandes auch ist.

Fortsetzung dieser Resultate.

Ich erscheine im gesellschaftlichen Zustand als solchem immer als ein verwirrtes, verdorbenes Mittelding zwischen meiner tierischen Schuldlosigkeit und meiner sittlichen Reinheit. Ich will auf der einen Seite in demselben jeden tierischen Lebensgenuß, den ich in meine Hand zu bringen vermag, mir selbst mit aller Kraft sicher stellen. Auf der andern Seite will ich freilich auch, daß die Einrichtungen und Verkommnisse dieses Zustandes auf Regeln und Grundsätzen ruhen sollen, die dem Edelsten, das ich zu erkennen vermag, nicht widersprechen. Aber mein Zweck selber und meine tierische Natur, in welcher dieser Zweck mit der ganzen Kraft meiner stärksten Triebe belebt ist, setzt diesem Edelsten, Besten, das ich zu erkennen vermag, in diesem Zu-

---

[1]) nach „ins Unendliche" lauten die drei folgenden Absätze in der C. A: Im gesellschaftlichen Zustand verstärkt sich auf der einen Seite mein tierisches Verderben durch die rohe Härte der Gewalts- und Maßformen desselben, auf der andern Seite bringt mich derselbe durch die höhere Sicherung meines häuslichen Verhältnisses durch Treue und Glauben, die dieser Zustand, wenn auch nur gesellschaftlich begründet, von dieser Seite dem tierischen Wohlwollen meiner unverdorbenen Natur wieder näher.

Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, zu der sich meine Natur, nach ihrer Vollendung strebend [erheben kann], zur Kinderunschuld empor, zu der göttliche Kräfte und göttliche Gnaden meine Natur fähig machen.

Erziehung und Gesetzgebung müssen diesem Gang der Natur folgen. Sie müssen ihm das tierische Wohlwollen durch das häusliche Leben zu einem menschlichen Wohlwollen umwandeln und selbiges durch die Treue und den Glauben, die der gesellschaftliche Zustand anspricht, mitten in der Gewaltsamkeit, mit welcher der gesellschaftliche Zustand auf das Verderben dieses Zustandes einwirkt, dasselbe dennoch zu erhalten suchen. Sie müssen ihn endlich . . .

[2]) sich selbst durch seine sittliche Kraft wieder . . .

stand als solchem unabänderliche Grenzen, indem mein Wille, edelmütig und rechtlich zu handeln, in demselben immer dem tierischen Bedürfnis der Selbsterhaltung in meiner Lage als untergeordnet erscheint. Ich bin daher als Bürger immer aller Wahrheit und allem Recht entgegen, insofern es mir auch nur möglich scheint, daß die Sicherheit der wesentlichsten Vorteile meiner gesellschaftlichen Stellung durch dieselbe in Gefahr gesetzt werden könnte.

Die Repräsentation der Masse, die gesellschaftliche Gewalt, handelt hierin völlig wie die Individuen der Masse. Sie erscheint in jedem Fall, wo das Wesen ihrer gesellschaftlichen Stellung in Gefahr zu sein scheint, immer wie der Mensch fest entschlossen, selbige mit jedem Mittel, das die Vorsehung in ihre Hand gelegt, gegen jedermänniglich zu beschützen und zu erhalten. Sie ist als Gewalt, insofern sie nicht mehr ist, eben wie der Bürger, insofern er nicht mehr ist, unfähig, edelmütig, gerecht und menschlich zu handeln, sobald sie glaubt, daß eine solche Handlungsweise mit den Vorrechten, in deren Besitz sie sich nun einmal befindet, nicht bestehen könne.

Als gesellschaftlicher Mensch thue ich in allen Verhältnissen immer alles Unrecht, damit mir nicht Unrecht geschehen könne. Die sanften Gefühle meines Wohlwollens, die mir im beruhigten tierischen Zustande so natürlich sind, verlieren sich augenblicklich in mir, wenn die Sicherheit des Fortgenusses sinnlicher Reize, die mir nun einmal zu Bedürfnissen geworden sind, in Gefahr zu sein scheint. Das ist vom Demokraten wahr, wie vom Aristokraten, vom Könige wie vom Schneider, vom Schneider wie vom Gelehrten, und vom Gelehrten wie vom Bauer.

Die gesellschaftliche Menschheit tanzt den Zwischentanz ihrer tierischen Rohheit und ihrer sittlichen Veredlung allenthalben auf die nämliche Weise. Sie singt allenthalben ihr altes Lied: Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Der König kennt keine Wahrheit gegen sein Kronrecht, der Schneider keine gegen sein Nadelrecht, der Patrizier keine gegen sein Geschlechtsrecht, der Pfaff keine gegen seine Kuttenrechte. Mach' ihn so weise wie du willst, er wird nur weise werden für seine Kutte, für sein Geschlecht, für seine Krone und für seine Nadel, und wo nicht rasend, doch gewiß selbstsüchtig und schief handeln, wenn er seine Nadel, seine Krone, sein Geschlecht oder seine Kutte in Gefahr sieht. Darum findet auch der Narr, wo er immer hinkommt, es gehe allenthalben wie bei uns[1]. Allenthalben erscheint der gesellschaftliche Mensch, insofern er nicht mehr ist, als dem Werk seiner Natur unterliegend, und das Recht seines Geschlechtes nicht anerkennend.

[1]) Mach' ihn so vernünftig, so schlau, so gewandt, so pfiffig als du immer willst, er wird vernünftig, schlau, gewandt und pfiffig werden, aber immer überwägend für seine Kutte und für sein Kuttenrecht. Darum findet auch jeder Weise und jeder Narr, wo er immer hinkommt, es gehe daselbst wie da, wo er zuhaus ist.

Uebereinstimmung meiner wesentlichsten Grundsätze mit den einfachen Gesichtspunkten, die mir beim ersten ins Auge Fassen meines Gegenstandes auffielen.

Hiermit nähert sich mein Buch seiner Vollendung. Die Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, finden in der dreifach verschiedenen Art, alle Dinge dieser Welt anzusehen, deren meine Natur fähig ist, allgemein ihren Aufschluß. Sie sind alle in ihrem Wesen einfache, und in der Art, wie sie wirklich in mir erscheinen, mehr oder minder verwickelte Folgen dieser innern Verschiedenheit meiner Anschauungsart aller Dinge und der mir im gesellschaftlichen Zustand wesentlich einwohnenden und durch denselben millionenfach genährten und befestigten Neigung, auf der Stufe meiner gesellschaftlichen Ausbildung stehen zu bleiben und mich bei der Art und Weise, wie die Gegenstände dieser Welt im Verderben dieses Zustandes meiner Selbstsucht in die Augen fallen, zu beruhigen. Diese Widersprüche sind nichts anderes, als das Schwanken meiner selbst zwischen mir selbst als Werk der Natur und als Werk meiner selbst, zwischen meinen tierischen Ansprüchen und dem Recht meines Gewissens.

Der gesellschaftliche Mensch lebt und schwebt als solcher ganz in diesem Schwanken, und die Gewaltsamkeit, mit der die Menschen das Glück und die Ruhe ihres Geschlechts allgemein untergraben, ruht gänzlich auf der tierischen Neigung, auf dem Punkt der Ausbildung, auf welchem die Vollendung ihres Selbst nicht möglich ist, sich vollendet zu glauben und auf den Stufen dieser gesellschaftlichen Ausbildung stehen zu bleiben.

Der Mensch muß vermöge seiner Natur immer entweder unter diesen Punkt seiner Ausbildung versinken, oder sich über denselben erheben, das ist, er muß als Werk des Geschlechts entweder dem Werk seiner Natur unterliegen, oder sich über sich selbst als Werk des Geschlechts erheben. Und er rettet sich daher nur dadurch von dem Unglück, mitten im gesellschaftlichen Zustand dem ganzen Verderben seiner tierischen Natur zu unterliegen, wenn er als Werk seines Geschlechts in sich selbst geht und in sich selbst eine Kraft sucht, sowohl gegen das Unrecht seiner gesellschaftlichen Verhärtung, als gegen den Irrtum seiner tierischen Natur, das ist, er rettet sich im gesellschaftlichen Zustand nur als Werk seiner selbst vom Unterliegen als Werk des Geschlechts unter sich selbst als verdorbenes Werk der Natur. Da er aber als Werk seiner selbst nichts anderes ist, als sein inneres Urteil von der Wahrheit und dem Wesen seiner selbst, so ist es klar, er rettet sich nur durch eine Gemütsstimmung, die mit derjenigen, auf welcher das Wesen der Religion ruht, die nämliche ist, von der Gefahr, im gesellschaftlichen Zustand gegen das Verderben seiner tierischen Natur wesentlich kraftlos zu erscheinen, und findet nur durch eine solche Gemütsstimmung wirkliche Mittel, die Widersprüche, die in seiner Natur zu liegen scheinen, in sich selbst aufzulösen und unwirksam zu machen.

Ich finde mich hier also wieder vollends auf dem Punkt, auf welchem ich im Abschnitt „Religion" stand.

„Der Mensch findet in seiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht seiner tierischen Sinnlichkeit in sich selbst verdammt hat, gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht. Aber er scheint die Kraft nicht zu besitzen, diesem Bedürfnisse seines Wesens ein Genüge zu leisten. Die ganze Macht seiner tierischen Natur sträubt sich gegen diesen ihm so schrecklichen Schritt, aber er setzt die Macht seines Willens der Macht seiner Natur entgegen. Er will einen Gott fürchten, damit er nach dem innersten Urteil seiner selbst für sich selbst recht thun könne. Er fühlt, was er kann und macht sich das, was er kann, zum Gesetz dessen, was er will. Diesem Gesetz, das er sich selbst gab, unterworfen, unterscheidet er sich vor allen Wesen, die wir kennen. Ihm allein mangelt die Schuldlosigkeit des Instinkts, durch dessen Genuß das Vieh beruhigt auf dem Punkte steht, den dieser ihm anweist. Er allein vermag es nicht auf diesem Punkte stehen zu bleiben, er muß entweder unter denselben versinken, oder sich über denselben erheben."

Ich gehe weiter zu sehen, wie weit die einfachen Gesichtspunkte, die mir beim ersten Anblick meines Gegenstandes ins Auge fielen, mit den wesentlichsten Resultaten meiner Nachforschungen übereinstimmen.

Die Frage: Kommt der Mensch in dem nichtigen Lauf seines Daseins auf Erden dahin, daß ihm die einzelnen Vorfälle des Lebens nicht Zauberauftritte sind, die ihm allen innern Unterschied der Dinge wie mit einem ewigen Nebel umhüllen?

Diese Frage beantwortet sich jetzt ganz einfach: Als Werk der Natur kommt er nicht dahin, als solches verträumt er seine Tage; Leerheit des Geistes, Trunkenheit der Sinnen und taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens. — Als Werk des Geschlechts kommt er insoweit dahin, als er als solches sich selbst als Werk der Natur nicht unterliegt. — Als Werk seiner selbst, ist er Herr über sich selbst und über allen Zauber seiner tierischen Natur.

Die Untreue am gesellschaftlichen Recht, die den König zu tyrannischen, den Patrizier zu oligarchischen, den Edelmann zu standesmäßigen, den Kaufmann zu monopolischen, den Reichen zu eiteln, den Armen zu standeslosen (sansculottischen), den Geistlichen zu vielvermögenden, den Gelehrten zu armseligen, den Amtmann zu verschmitzten, den Bürger zu steifen Heillosigkeiten[1]) hinführt, ist allgemein nichts anderes, als das einfache Benehmen meiner selbst beim Unterliegen als Werk des Geschlechts unter mich selbst, als ein verdorbenes Werk der Natur;

[1]) den Reichen zu schimmernden, den Armen zu kotfarbigen, den Geistlichen zu sich einmischenden, den Gelehrten zu sonderbaren, den Amtmann zu einträglichen und den Bürger zu zunftmäßigen und engherzigen Heillosigkeiten hinführt, . . .

und das allgemeine Umtaufen dieser Heillosigkeiten in die hohen Namen: Souveränitätsrechte, Aristokratie, landesväterliche Sorgfalt, Menschenrechte, Freiheit, standesmäßige Aufführung, Liebe zur Wahrheit, Geistesprodukt, königliches Priestertum u. s. w. sind alle wieder nichts anderes, als einfache Folgen des Unterliegens meiner gesellschaftlichen Kraft unter das Verderben meiner tierischen Natur und der Täuschung, mit welcher das verdorbene Werk meiner Natur im gesellschaftlichen Zustand, sein Spiel mit mir selbst treibt.[1])

Mein Bild des Menschen, von dem Punkt an, wo er aus seiner Höhle herausgeht, bis auf denjenigen, wo die letzten Stützen der Staaten sinken und die Völker sich im Elend der Verwilderung auflösen, dieses Bild ist nichts anderes, als ein Schatten meines Bildes in dem dreifachen Unterschied meiner selbst.[2])

Als Werk meiner Natur gehe ich, ein Raub jeder Naturkraft, dahin und siege dennoch über alle Uebel der Erde.

Als Werk meines Geschlechts sehne ich mich nach der Vereinigung mit Menschen, die ich morde; als solches erkenne ich in meinem Wort den Grund meines Rechts und meiner Pflicht; ich mache daher alles aus demselben; ich will, daß es ewiglich lebe; ich grabe es in steinerne Tafeln und gieße es in ewiges Erz. Als Werk seines Geschlechts baut der Mensch seinen Weltteil.

Als Werk seiner selbst baut er sich selber, als solches weint die jungfräuliche Röte des pflichttreuen Weibes über ein kränkendes Wort, das ihren Lippen entschlüpft; als solches dient sie in dunkler Vergessenheit einem verworfenen Mann, dessen Bosheit die Ruhe ihrer Lippen nicht zu wandeln vermag.

Die Kennzeichen der nahenden Auflösung der Staaten sind nichts anderes, als einfache Folgen des Unterliegens der Masse des Volks und ihrer Repräsentation, der bürgerlichen Gewalt, als Werk des Geschlechts unter sich selbst als Werk der Natur.

Allenthalben erkennt in einem solchen Zeitpunkt das Volk und die Repräsentation des Volks, die Obrigkeit, kein gesellschaftliches Recht gegen sich selbst. Allenthalben mangelt in demselben dem Menschen-

---

[1]) als einfache Folgen der Täuschung, mit welcher das verdorbene Werk meiner Natur sein Spiel mit mir treibt und mich über mein ganzes Thun und Lassen in mir selbst in den tiefsten Selbstbetrug hineinstürzt.

[2]) . . . bis auf denjenigen, wo er das Verderben der gesellschaftlichen Verirrungen vollends bis an seine Grenzen durchlaufen, nun am Abgrund dieses Verderbens dasteht, wo alle Völker ihrer Auflösung, dem Ende ihrer Verwilderung und ihrer Abschwächung entgegengehen, mein Bild ist nicht anderes, als die Darlegung des endlichen Zustandes, zu dem das Unterliegen meines Geschlechts unter die Ansprüche seiner tierischen Natur im gesellschaftlichen Zustand dasselbe immer hinführt, es ist nichts anderes, als der Nachhall des Zustandes, zu dem der dreifache Unterschied meiner selbst mich im Krieg meiner selbst mit mir selbst hinführt, wenn ich mich nicht durch meine sittliche Kraft über die sinnlichen Ansprüche meiner tierischen Natur und meiner gesellschaftlichen Verhärtung erhebe.

geschlecht und seiner Repräsentation reine gesellschaftliche Kraft und die Gefahr, die dem Staat in demselben droht, ist nichts anderes, als das Vergehen desselben durch die Auflösung des Rechts meines Geschlechts und die Freilassung der Individuen und ihres verwilderten Instinkts gegen dieses Recht.

Göthes Lied sagt nichts anderes, als: Der Mensch als Werk der Natur sei unfühlend und tappe wie das Glück blind unter die Gegenstände, die seine Sinne berühren. Als Werk des Geschlechts vermöge er das Unmögliche, er unterscheide, er richte, er könne dem Augenblick Dauer verleihen.

Kenntnis und Wissen.

Die Quelle der Erkenntnis, an der sich der Mensch mit reinem Wasser labt, ist Unschuld. Aber er lebt im gesellschaftlichen Zustande nichts weniger als in der Unschuld. Das Wissen meiner Natur verwebt sich in diesem Zustand mit dem Wissen meines Geschlechts. Darum trinke ich als Werk der Natur im gesellschaftlichem Zustand nach Kenntnissen haschend, bald am Gestad wütender Ufer giftigen Schaum, wage mich bald in Untiefen, die ich nicht kenne, bald in den Strom, wo er Gebirge mit sich in den Schlund reißt, schweife ungefesselt von Verhältnissen, deren Recht ich nicht anerkenne, zwar ermüdet von vielerlei Wissen, aber dennoch mitten im Forschen ein Liebhaber des taumelnden Träumens und der Leerheit des Geistes, mit fremdem Wissen belastet, unwissend in den Notwendigkeiten des Lebens, ungeschickt zu jeder Pflicht, und unpassend in jedes Verhältnis, durch mein Wissen selber mein eigener Verderber und ein elendes Werk meines Geschlechts, an dem Gestade des Irrtums und des Unrechts herum; freilich als Werk meines Geschlechts ohne meine Schuld.

Beides, das unnatürliche Treiben unsers Wissens durch Akademien, Hörsäle und Schulstuben, und das unnatürliche Hemmen durch Edikte, Verbote, durch Schrecken, durch Ungnade, vorzüglich aber durch das Lügen insinuierende und Wahrheit erstickende Benehmen des guten Tons und des geist- und weltlichen Dienstes macht das Wissen der Masse des Volkes im alternden Weltteil bald zu allgemein stinkenden Sümpfen. In ihrem Moor thront die Guillotine des Wahns, in ihrem Nebel verbergen sich geistliche Menschenfresser[1]); fällst du ihnen

[1]) . . . Hörsäle und Schulstuben, deren Einfluß mit den Bedürfnissen der Wohnstube und dem Zustande des Haussegens eines Jeden im Mißverhältnis und selber im Widerspruch steht, und hinwieder das unnatürliche Hemmen der Ausbreitung des Segens guter Wahrheits- und Rechtskenntnisse durch Regierungsmaßregeln und Machtsprüche, die keine Rücksicht auf die Fundamente des Haussegens im Volk und seines Wohnstubenteils nehmen, beides, dieses unnatürliche Betreiben des Unnütz- und Vielwissens und dieses unnatürliche Hemmen des Gut- und Notwissens macht das Wissen des Volks im alternden Weltteil bald zum eiteln Luftgebild der Traumsucht unsrer kranken Einbildungskraft, bald zum stinkenden Sumpf, worin wir in unserm kranken Tiersinn versinken. In ihren Wolken thront die Guillotine des Wahns und hinter ihren Nebeln bergen sich Menschenfresser.

in die Hände, sie braten dir dein Herz und skalpieren dir deinen innern Schädel[1]).

Also bist du als Werk[2]) der Natur unwissend. Als Werk des Geschlechts ist es noch eine Frage, ob du dich durch dein Wissen allgemein in dem Grad gesellschaftlich besser setzest, als du dich durch dasselbe tierisch verdirbst. So viel ist gewiß: Tierisch ins Auge gefaßt, ist unter der Sonne kaum ein elenderes Geschöpf, als ein lesender studierender Mensch; und gesellschaftlich ins Auge gefaßt, ist er fast immer eine ziemliche Zweideutigkeit. Der Mensch geht als gesellschaftlicher Mensch in seinem Wissen selten einfach und rein von seiner Selbstsorge aus und kettet dasselbe selten an die Bedürfnisse seiner nächsten Verhältnisse; darum unterliegt er mit seinem schweifenden Wissen so allgemein dem Verderben seiner tierischen Natur.

Aber als Werk seiner selbst, das ist, wenn sein Wissen nicht von dem ausgeht, was er gelüstet, sondern von dem, was er soll, kann er dann durch sein Wissen sich selber veredeln und sein Geschlecht beglücken[3])?

Darum sprach Gott in Eden zu dir: Dein Wissen werde ein Werk deiner selbst; es werde nicht ein Werk der sinnlichen weiblichen Schwäche deines tierischen Verderbens und deines irre geführten und irre führenden Schlangengeschlechts[4]).

Erwerb.

Als Werk der Natur erkenne ich keinen; tierische Unschuld erwirbt nicht. Als Werk meines Geschlechts nimmt der Erwerb eine ungleiche Richtung, wenn ich den Zweck und das Recht der gesellschaftlichen Vereinigung anerkenne, oder wenn ich ihn nicht anerkenne.

Im ersten Fall geht der Anspruch auf sein Recht bei mir von einer in mir selbst in gesellschaftlich rechtmäßige Schranken eingelenkten Selbstsorge aus und führt mich innerhalb dieser Schranken zur Befriedigung meiner selbst in meinen nächsten Verhältnissen.

Im andern Fall mache ich auf ein Erwerbsrecht Anspruch, das ganz auf der Freiheit meiner tierischen Selbstsucht ruht, und erscheine in der bürgerlichen Gesellschaft ohne gesellschaftliche Kraft gegen mich selbst, ohne einen in gesellschaftliche Schranken eingelenkten gesellschaftlichen Willen, den tierischen Gefühlen meiner verdorbenen Natur, das ist, mir selbst als Werk der Natur, unterliegend[5]).

---

[1]) dir im Innern deinen Schädel.

[2]) Du bist als Werk . . .

[3]) Hier steht ein Schlußpunkt statt des Fragezeichens.

[4]) es werde nie ein Werk deines sinnlichen Verderbens und deines, im Kot der Erde sich mit Schlangengewandtheit herumtreibenden Tierums im gesellschaftlichen Zustand.

[5]) Anm. der ersten Ausgabe: Ich will diese Beschaffenheit meiner selbst, die Schwerfälligkeiten der Wiederholungen zu vermeiden, in den künftigen Abschnitten nur mit den Worten: „dem Werk der Natur unterliegend" bezeichnen. P.

Eigentum und Besitzstand.

Als Werk der Natur kenne ich keinen; tierische Unschuld besitzt nichts.

Dem Werk der Natur unterliegend, suche ich im Besitz des Eigentums mein Recht weiter auszudehnen, als es der Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung zu erlauben vermag; es kümmert mich in diesem Zustand meiner selbst gar nichts, die Lasten der mir durch mein Eigentum untergeordneten Menschen ohne Rücksicht auf wesentliche Befriedigung, die den Bewerbern des gesellschaftlichen Eigentums wie den Eigentümern gebührt, zu erhöhen. Es ist mir in diesem Zustand meiner selbst nicht genug, daß die mir untergeordneten Nutznießer meines Eigentums das ursprüngliche Unrecht des Besitzstandes gut und recht sein lassen, ich will noch, daß sie mir im Gebrauch derselben eben die tierische Freiheit gestatten, durch die das Eigentum in der Welt fast allgemein seinen Ursprung erhalten.

Wenn ich daher, das Recht meines Geschlechts anerkennend, das größere Eigentum mit der Notdurft des kleinern belaste, so belaste ich, dem Werk der Natur unterliegend, des kleinern Eigentum mit den Gelüsten des größern. Hinwieder, wenn ich, das Recht meines Geschlechts anerkennend, den Menschen, die keinen Teil an der Welt haben, keinen sie befriedigenden Ersatz ihrer Naturrechte zu geben suche, so verweigere ich ihnen, dem Werk der Natur unterliegend, ihr gesellschaftliches Recht.

Als Werk meines Geschlechts und sein Recht anerkennend[1]), ist Eigentum und Besitzstand die Grundsäule des gesellschaftlichen Zustandes und der Kräfte, die unser Geschlecht entwickeln und bilden. Dem Werk der Natur unterliegend ist es aber Pandorens Büchse, aus der alle Uebel der Erde entsprungen.

Als Werk meiner selbst, erkenne ich den Besitzstand eines Jeden; in meiner Hand aber, mir selber ist er soviel als nicht Besitzstand, sondern vielmehr ein Mittel, auch auf Gefahr meines Rechts und meiner Benutzung mich selbst zu veredeln und mein Geschlecht zu beglücken.

Recht.

Das Recht meines Instinkts ist in seinem Wesen nichts anderes als ein Gefühl meines tierischen Bedürfnisses und meiner tierischen Kraft, selbige befriedigen zu können. Das gesellschaftliche Recht ist in seinem Wesen ein Gefühl meiner gesellschaftlichen Bedürfnisse und meiner gesellschaftlichen Kraft, selbige befriedigen zu können. Das Recht der Besitznehmung ist in seinem Wesen eine einfache Folge meines Instinkts, ohne Rücksicht auf irgend eine Pflicht. Eigentum, Gesetz, Kultur, gesellschaftlicher Zustand sind in ihrem Wesen nichts anderes, als einfache

[1]) d. h., wenn ich ein Werk meines Geschlechts bin und sein Recht anerkenne; die Formel ist hier in den meisten weitern Stellen wie eine Art ablativi absoluti gebraucht. (Hz.)

Folgen der Besitznehmung, das ist, des selbstsüchtigen Gebrauchs meiner tierischen Kraft, ohne Rücksicht auf Recht oder Pflicht. Der Besitzstand und mit ihm der gesellschaftliche Zustand ruht also auf dem einfachen tierischen Gefühl, alle Mittel der Selbsterhaltung benutzen zu dürfen, und der tierischen Kraft, selbige benutzen zu können.

Daher ist auch der Anspruch an die freie Benutzung der Erde meiner tierischen Natur wesentlich; sie hat als solche keine Kraft in sich selbst, diesen Anspruch für sich selbst oder für ihr Geschlecht jemals zu veräußern. Das tierische Gefühl des Unrechts einer solchen Veräußerung bleibt daher in uns, so lange wir hungern, dürsten und frieren. Es hat in den ersten Bedürfnissen unserer Natur, sowie in ihren ersten Grundgefühlen seine unaustilgbare Kraft. Also wäre die Ungleichheit der Güter und alle Folgen der verteilten Erde an sich selbst ein positives Unrecht gegen unsere tierische Natur? Das ist gewiß; aber sollte um deswillen die Erde nicht geteilt sein und die Ungleichheit der Güter nicht stattfinden? — Das folgt nicht.

Unsere tierische Natur bewerkstelligt diese Verteilung vermöge eben der Grundgefühle, die uns hernach vermögen, über das zu klagen, was wir selbst gethan haben und augenblicklich wieder thun würden, wenn es noch nicht geschehen wäre. Diese Verteilung ist eine unausweichliche Folge unsers tierischen Verderbens, ein Uebel, das der Kampf unserer tierischen Kraft und unserer tierischen Ohnmacht vollendet, ehe wir zu wissen vermögen, ob ein Recht in der Welt ist oder ob eines darinnen sein soll. Sie ist eine einfache Folge der Ungleichheit meiner physischen Kraft; die Ohnmacht unserer Natur muß jeder größern Kraft weichen. Der Mensch muß vermöge dieser Natur notwendig der Kraft des Stärkern, der List des Schlauern und den Hilfsmitteln des Glücklichern unterliegen, und hiermit ist die Erde via facti geteilt.

Indessen ist es immer eine Thorheit, daß wir die Noteinrichtungen unsers tierischen Verderbens an sich selbst ein Recht heißen und Begriffe von so geheißenen unveräußerlichen Naturrechten auf das Fundament offenbar rechtloser tierischer Gewaltthätigkeiten gründen. Wir müssen den Besitzstand sicher respektieren; aber nicht darum, weil die ersten Besitznehmer ein Recht hatten, sondern weil der Mensch tierisch und rechtlos Besitz nimmt und Besitz nehmen muß, und weil wir die Folgen dieses tierisch eingelenkten und tierisch vollendeten Naturschritts weder durch ein gesellschaftliches noch durch ein sittliches Recht aufheben können und aufheben wollen.

Gesellschaftlicher Zustand.

Als Werk der Natur erkenne ich keinen; tierische Unschuld ist pflichtlos ungefesselt und unbestimmt; dem Werk der Natur unterliegend, will ich in demselben leben, wie im Stande der Wildheit. Ich hasse Gesetz und Recht, das mich einschnürt zu einer Wespengestalt. Also beschaffen, will ich nicht, daß der gesellschaftliche Zustand, soweit ich

darin wirke, anspreche und wandle, ein Recht habe; aber soweit jeder andere darin wirkt, anspricht und wandelt, soweit möchte ich dann freilich gern, daß er einem strengen Recht und einem harten Gesetz unterworfen wäre.

Wenn mein Geschlecht gutmütig und träge meiner tierischen Kraft weicht und sein gesellschaftliches Recht leicht und ohne Mühe in meine Hände kommt, wie die Frösche in den Schnabel des Storchen, so trage ich es, dem Werk der Natur unterliegend, mit mir in den Lüften herum, wohin es mir beliebt, oder verschlinge es mit meinen Lieblingen in meinem Nest. Ich muß im gesellschaftlichen Zustand, dem Werk der Natur unterliegend, beim Besitz unverhältnismäßiger Kräfte notwendig dahin kommen, das Recht meines Geschlechts nichts zu achten, im Gegenteil alles das zu untergraben, zu schwächen, zu zernichten und aufzulösen, was immer die von mir gekränkten und mißbrauchten Menschen dahin bringen könnte, in gesetzlicher Selbständigkeit Sicherheit gegen den Unfug und das Unrecht meiner Ansprüche zu suchen.

Macht.

Als Werk der Natur erkenne ich wohl die Gewalt der Macht, aber nicht ihr Recht.

Dem Werk der Natur unterliegend, lasse ich im Besitz der Macht die Frage nicht an mich kommen, was ich dem Volk schuldig sei, ich gebe ihm aus Gnade, was es braucht, sich in Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit eingewiegt einen guten Tag zu machen. Als solches verberge ich mich immer gegen den Anspruch des Volks auf irgend ein Recht, entweder hinter mein Militär oder hinter meine Gnadenlügen oder hinter meine Schreckenswahrheit.

Aber das Recht meines Geschlechts anerkennend, weiß ich, daß ich im Besitz der Macht, Gesetz und Recht und bindende Stricke gegen den Sirenengesang meines Tiersinns notwendig habe, eben wie das Volk. Als Werk meines Geschlechts soll ich im Besitz der Macht freilich kein Recht zur Gesetzlosigkeit suchen. Aber nur als Werk meiner selbst will ich keines suchen.

Ehre.

Als Werk der Natur kenne ich die Ehre nicht; tierische Unschuld lebt in einer namenlosen Ehrlosigkeit; aber im tierischen Verderben des gesellschaftlichen Zustands bringt mich die Neigung zur Ehre dahin[1]), daß ich in meine Haut, wie in ein hölzernes Brett schneide, daß ich Nasen und Ohren durchsteche, daß ich die Schleppe meines Kleides höher achte, als mich selber und für einen jeden Beinorden und für jeden Kreuzorden das Menschengeschlecht tot schlage.

[1]) bringt mich die Liebe zur Auszeichnung, die den Verirrungen des Ehrtriebs zugrunde liegt, dahin, . . .

Als Werk meines Geschlechts und sein Recht anerkennend, gibt sie mir Kraft gegen mich selbst und nährt in mir Gefühle, die mich durch Achtung meiner selbst, gegen mich selbst, gegen mein Geschlecht und dadurch zur Anerkennung des sittlichen Rechts hinführen.

Unterwerfung.

Als Werk der Natur kenne ich keine; tierische Unschuld und Unterwerfung neben einander gehören ins Reich der Träume, wo der Wolf und das Lamm nebeneinander auf einer Wiese weiden. Dem Werk der Natur unterliegend, sträube ich mich gegen ihr Recht und gegen ihr Unrecht. Das Recht meines Geschlechts anerkennend, sträube ich mich nur gegen ihr Unrecht; ich will nämlich in dieser Beschaffenheit meiner selbst, daß die Unterwerfung gesellschaftlich rechtmäßig sei. Dem Werk der Natur unterliegend, erkenne ich die Pflicht der Unterwerfung gar nicht.

Das Recht meines Geschlechts anerkennend, soll ich die Pflicht der Unterwerfung anerkennen. Als Werk meiner selbst will ich sie anerkennen.

Im ersten Fall verwildere ich durch den Zwang der Unterwerfung. Im andern durch das Unrecht der Unterjochung. Im dritten erhebe ich mich durch mich selbst über alle Gefahr, durch irgend einen Irrtum und durch irgend ein Unrecht des gesellschaftlichen Zustands in mir zu verwildern. —

Im ersten Fall empört sich mein Innerstes darüber, daß meine Lebensgenüsse und Lebensansprüche von irgend einer fremden Kraft abhangen. Im zweiten, daß selbige ohne gesellschaftliches Recht von einer fremden Kraft abhängen. Im dritten suche ich mitten in allem Unrecht der Gesetzlosigkeit mich selbst zu veredeln und meinem Geschlecht nützlich zu sein.

Im ersten Fall greife ich das Recht des Eigentums an; im zweiten das Unrecht seines Gebrauchs; im dritten suche ich den Zweck des Eigentums auch mitten im Chaos seines gesetzlosen, ungesellschaftlichen, unrechtmäßigen Gebrauchs mir selbst und meinem Geschlecht durch Weisheit und Mäßigung sicher zu stellen.

Wenn ich im ersten Fall tierische Selbständigkeit, im zweiten einen befriedigenden Ersatz derselben fordere, so gebe ich im dritten mir selbst dieses alles, indem ich den Hungrigen speise, den Gefangenen besuche, und mich nicht fürchte vor denen, die den Leib töten können[1].

[1]) so gebe ich mir im dritten Fall mehr, unendlich mehr als dieses alles, indem ich mein Eigentum und sein Recht dahin benutze, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu bekleiden, den Gefangenen, wo es erlaubt ist, zu besuchen, mein Weib, mein Kind, meinen Freund, den Sohn des Armen, der mir dient, zwischen den Wänden meines Hauses, von dem tierischen und gesellschaftlichen Verderben der Welt zu sondern und indem ich sie an das Heil meiner Wohnstube kette, zu veredeln und zu segnen.

Aber also über das Recht meines Geschlechts durch mich selbst erhaben, vergebe ich dennoch meinem Geschlecht als solchem gar nichts, ich trenne die innere Hoheit meiner Sittlichkeit von allen Verhältnissen, in denen die Menschen gesellschaftlich gegen einander stehen; ich weiß, daß diese Verhältnisse nicht auf Sittlichkeit gegründet sein können; ich weiß, daß wenn nur zwei Menschen zusammen stehen, um sittlich zu sein, sicher eine Lüge zwischen ihnen den Bund trennt.

Selbst ein sittliches Wesen, erkenne ich dennoch kein Land, keine Stadt, kein Dorf für sittlich, und fordere als solches, auch selbst in gesellschaftlichen Verbindungen lebend, dennoch von keinem Dorf, von keinem Land, von keiner Stadt, Sittlichkeit als gesellschaftliche Pflicht. Ich weiß in dieser Beschaffenheit meiner selbst, daß das gesellschaftliche Recht eine bloße Modifikation des tierischen Rechts ist, und halte deswegen Sittlichkeit, Zutrauen, Dankbarkeit, u. s. w., insofern selbige als Werk der Masse oder der Repräsentation der Masse zum Vorschein kommen, für nichts anderes, als für einen frommen Betrug.

Beherrschung.

Als Werk der Natur erkenne ich sie nicht; tierische Unschuld beherrscht nicht.

Dem Werk der Natur unterliegend, finde ich im Besitz der Macht einen unauslöschlichen Reiz, die Menschen, deren Lebensgenüsse von mir abhängen, als bloße Mittel zur Befriedigung meines Tiersinns anzusehen.

In diesem Fall kann es nie mein Wille sein, nach den Grundsätzen eines wirklich gesellschaftlichen Vertrags und dessen Recht selbst unterworfen, zu herrschen, so wenig als den Menschen, die keinen Teil an der Welt haben, mit Beschränkung meiner eignen großen Kräfte einen befriedigenden Ersatz ihres Naturrechts zu verschaffen. Aber das Recht meines Geschlechts anerkennend, und dem Werk meiner Natur nicht unterliegend, setze ich die Grenzen meines gesellschaftlichen Rechts weder bis an die Gewaltsgelüste übergroßer Herrn, noch bis an die Erschlaffungsdemütigkeiten überschwacher Knechte.

Als Werk meiner selbst, als sittliches Wesen, erkenne ich das Recht der Herrschaft nicht für mein Recht, aber brauche seine bestehende Ordnung zur Veredlung meiner selbst und zur Beglückung meines Geschlechts [1]).

---

[1]) Als Werk meiner selbst, als sittliches Wesen will ich nicht herrschen. Meine sinnliche Neigung zum Herrschen ist in diesem Fall der höhern Ansicht des Lebens, die sich im Brudersinn des Menschengeschlechts ausspricht, untergeordnet. Aber indem ich als sittliches Wesen die Herrschaft, zwar nicht als mein Recht, anspreche, benutze ich die diesfalls bestehende Ordnung der Welt zum Segen meiner Umgebungen.

Adel.

Tierische Unschuld kennt ihn nicht; er ist, wie das Eigentum, ein Werk meines tierischen Verderbens. Insofern[1] er Rechte fordert, die die Lebensgenüsse und den ganzen Zustand der seinem höheren Besitzstand unterworfenen Menschen prekär, ehrlos und rechtlos macht, ist er Werk des Geschlechts, dem Werk der Natur unterliegend, und insoweit gesellschaftlich unrechtmäßig.

Aber innerhalb gesetzlicher Schranken, die verhüten, daß der Zustand der sein Eigentum bearbeitenden Menschen nicht prekär, ehrlos und rechtlos werde, [ist er] Werk des Geschlechts, und sein Recht anerkennend, ist er gesellschaftlich rechtmäßig. Ein Edler, oder vielmehr ein Territorialeigentümer, der diese Rechtschaffenheit gegen die sein Eigentum bearbeitenden Menschen zeigt, ist ein sittlicher Mann[2].

Handlung.

Als Werk der Natur kenne ich keine; tierische Unschuld handelt nicht[3].

Der Kaufmann, der die von ihm abhangenden Arbeiter als bloße in seiner Hand befindliche Mittel zur Bearbeitung seiner Fonds ansieht, ist ein Werk des Geschlechts, dem Werk der Natur unterliegend. Der Kaufmann, der durch den Zwang der Gesetze genötigt wird, seine Arbeiter als selbständige, einen befriedigenden Ersatz ihrer Naturansprüche mit gleichem Recht fordernde Geschöpfe anzusehen, ist ein Werk des Geschlechts, das dessen Recht anerkennt. Der Kaufmann, der ohne Zwang der Gesetze sie also ansieht, ist ein sittlicher Mann.

Also ist Handlung mit monopolisch erblichen Rechten gesellschaftlich unrechtmäßig, wie der Adel mit gleichen Ansprüchen.

Handlung mit Gebräuchen, Gewohnheiten und Anmaßungen, welche den Zustand der von ihrem hohen Besitzstand abhängigen Menschen prekär, ehrlos und rechtlos machen, ist insoweit gesellschaftlich unrechtmäßig, wie der Adel mit gleichen Gewohnheiten und Anmaßungen. Handlung, innerhalb gesetzlicher Schranken, die dieses verhüten, ist gesellschaftlich rechtmäßig, wie der Adel innerhalb gleicher Schranken.

Kronrecht.

Tierische Unschuld weiß nicht, was dieses Recht ist; die Natur kennt keine Krone. Der Kamm auf dem Kopfe der Schlange ist so wenig eine Krone, als der auf dem Kopf des Hahns.

---

[1]) er ist als Folge des Eigentums, eben wie dieses, ein Werk meines tierischen Verderbens und als solches allen Gelüsten, allen Anmaßungen und allem Unrecht dieses Verderbens unterliegend; und insofern . . .

[2]) Menschen thatsächlich und freiwillig beurkundet, ist ein das Recht seines Standes durch Sittlichkeit erhöhender Edler.

[3]) Zusatz der C. A.: Sie kommt zwar schon an den Grenzen ihres goldenen Alters dahin, das Ueberflüssige, das in ihrer Hand ist, gegen etwas, das ihr besser dient, zu vertauschen; aber das, was wir handeln, Handlung und Handelsstand nennen, kennt sie durchaus nicht. Gewerb und Handlung ist ein Kunstzustand eines weit vorgerückten gesellschaftlichen Raffinements.

Als Anspruch auf den unbedingten Gebrauch der Staatskräfte und als Stand der erblichen Willkür ist es ein Werk des Geschlechts, dem Werk der Natur unterliegend und das Recht des Geschlechts nicht anerkennend, und ist insoweit gesellschaftlich rechtmäßig, wie alles, was in diesem Zustande das Recht und den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung gegen sich selbst nicht anerkennt. Innerhalb solcher Schranken, die vermögend sind, die gesellschaftliche Menschheit vor dem Gebrauch der Staatsmacht gegen das Recht und den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung zu verhüten, ist es gesellschaftlich unrechtmäßig, wie alles, was die Bande der Gesellschaft unter einander vereinigt und sichert.

Der König, der ohne Zwang der Gesetze das gesellschaftliche Recht gegen sich selber erkennt, dieser König wird angebetet werden, wenn er erscheint; aber seine Krondiener werden mit ihm handeln, wie die dreifachen Krondiener mit dem edelmütigen Papst. Vielleicht aber ist es nicht möglich, daß er jemal erscheint, vielleicht ist es nicht möglich, unter der Last der Krone nicht in den Sumpf der Rechtlosigkeit zu versinken[1]).

Gesetzliches Recht.

Dem Werk der Natur unterliegend will ich keines; also beschaffen, will ich Sanscülott, standeslos und gesetzlos sein[2]).

Mein Geschlecht wird nur durch den Zwang und die Zucht des Gesetzes zur Anerkennung des Rechts gebracht. Ohne Zwang wird es in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens dem Endzweck der gesellschaftlichen Vereinigung bei jedem Vorteil, den es dadurch erhaschen kann, ungetreu.

Freiheit.

Als Werk der Natur mache ich Anspruch auf tierische Freiheit, als Werk meines Geschlechts auf bürgerliche, als Werk meiner selbst auf sittliche.

Der tierische Anspruch an Freiheit ist ursprünglich nicht gewaltthätig. Tierische Unschuld kennt keine Gewaltthätigkeit.

Sobald dieser Anspruch gewaltthätig ist, ist er eine Folge des tierischen Verderbens, folglich ein Werk des Geschlechts, gesellschaftlich. Als solcher ist er entweder dem Werk der Natur unterliegend, Sans-

---

[1]) erscheint; aber jeder König ist Mensch und jeder Zeitkönig ist Zeitmensch; er hat schwer, sich über seine Zeit zu erheben und im Wirrwarr der Gesetzlosigkeit seiner Tage, mehr als gesetzlich, rein rechtlich und zwar freiwillig rein rechtlich zu handeln. Der sinnliche Mensch in Königshohen ist noch mehr als der Mensch im Schwulst des Reichtums an den Irrtum und das Unrecht der Welt gekettet und der göttliche Herzenskenner hat schon von dem Mann, der nur an Reichtum gekettet, ausgesprochen: Es ist schwer, daß ein Reicher in das Reich der rücksichtslosen Wahrheit und der selbstsuchtlosen Liebe, in das Reich Gottes eingehe.

[2]) will ich keines; als solches bin ich Sanscülott, gesetzlos, standeslos, herrenlos und rechtlos. Ich will auch als solches nichts anders sein.

culottismus; oder das Recht meines Geschlechts anerkennend, rechtlich. — In beiden Fällen spreche ich die Freiheit mit der ganzen Gewaltsamkeit meiner tierischen Natur an.

Als sittliches Wesen suche ich dem Tierischen dieses Anspruchs in mir selbst diejenigen Grenzen zu setzen, die das Wesen der Sittlichkeit ihm unabänderlich setzt.

Tyrannei ist Naturleben im Besitz der Macht; Sklaverei tierisches Dulden dieses Lebens; Aufruhr tierisches Widerstreben gegen dasselbe. Dem Werk der Natur unterliegend, bin ich immer entweder Tyrann oder Sklav oder Aufrührer. — Das Recht meines Geschlechts anerkennend, soll ich keines von allen sein. — Als Werk meiner selbst will ich keins von beiden sein.

Im ersten Fall überlasse ich mich im Besitz der Macht den tierischen Reizen der Trägheit, der Gewaltthätigkeit, der Windbeutelei und Gedankenlosigkeit, die einfache Folgen des freien Spiels meiner tierischen Selbstsucht sind. Der Macht selbst unterworfen aber trage ich in diesem Fall das gesellschaftliche Unrecht ihrer tierischen Selbstsucht mit der Gleichgiltigkeit meiner tierischen Entkräftung und suche, soviel mir möglich, selbst an den Sinnlichkeitsgenüssen ihres Verderbens teilzunehmen [1]); oder ich neige mich, wie sie, zur gesetzlosen Gewaltthätigkeit hin, suche mit ebenso verdorbenem Tiersinn das Unrecht, das sie mir thut, über ihren Kopf zu bringen, und setze zum Dienst meiner sinnlichen Gelüste die Ruhe und das Glück des Landes aufs Spiel, wie sie es darauf gesetzt hat [2]).

Im zweiten Fall soll ich das alles nicht thun. Ich soll weder Tyrann, noch Sklav, noch Aufrührer sein.

Im dritten will ich es nicht thun, als sittliches Wesen will ich weder Tyrann noch Sklav noch Aufrührer sein.

Aufruhr.

Er ist ein einfaches Benehmen meiner tierischen Natur beim allgemeinen Fühlen, oder auch beim allgemeinen Glauben des öffentlichen Unrechtleidens, Freilassung meines verdorbenen, verwilderten Instinkts beim Naturempfinden der Unerträglichkeit irgend einer gesellschaftlichen Lage.

Also ist auch Tyrannei einfaches Benehmen meiner tierischen Natur beim individuellen Gefühl des Uebergewichts meiner tierischen oder gesellschaftlichen Kraft über die tierischen und gesellschaftlichen Kräfte meiner Nebenmenschen; Freilassung meines verdorbenen, verwilderten Instinkts beim Naturempfinden der Möglichkeit, mein tierisches Wohl durch Unterjochung meines Geschlechts zu vergrößern.

---

[1]) Teil zu bekommen; . . .

[2]) die Ruhe, das Recht und das Glück des Landes aufs Spiel, wie sie ebenso das alles in ihrem Verderben darauf gesetzt hat.

Hinwieder ist Sklaverei das schiefe und falsche Benehmen meiner tierischen Entmannung beim Naturempfinden der Erträglichkeit, wohl auch der Behaglichkeit einer gesellschaftlich rechtlosen Lage, die Unterdrückung meines verdorbenen geschwächten Instinkts beim Fühlen des Mangels physischer Kraft[1]), mein tierisches Wohl durch Widersetzung gegen physische Gewalt, unter der ich stehe, zu befördern.

Mit dem Aufruhr ist die Neigung zum Freilassen meines verdorbenen, verwilderten Instinkts wesentlich verbunden. Diese Neigung aber lebt allgemein im erniedrigten rechtlosen Menschen; daher steht der Sklav immer an den Grenzen des Aufruhrs. Auch besteht die Kraft der Tyrannen wesentlich in der Kunst, die Vorstellung von der Unerträglichkeit einer rechtlosen Lage meinem Geschlecht aus seiner Einbildungskraft zu entfernen und ihm dagegen Vorstellungen von Glückseligkeit und sinnlichen Genüssen zu unterschieben.

Nebst Branntwein, Komödienhäusern, Bordells, Feldmusik, unverhältnismäßigen Taxen, Justizverdienst, so auch zweckmäßige Leitung des Bonton und des Dienstglanzes ist die Anpreisung von den Vorteilen eines blinden Gehorsams das beste Mittel zu diesem Zwecke. Wenn eine Regierung einer solchen Lobpreisung auch nur ein wenig Ehre anthut und den Glauben[2]) an die Vorteile der öffentlichen Blindheit der Bürger auch nur mit ein wenig Mäßigung begünstigt, so findet sie immer unzählige Mittel, die Völker, ohne Gefahr des Aufruhrs, zu ermüden, das ist, durch tierische Uebung an die Unterjochung so zu gewöhnen, daß die Gefühle der Unerträglichkeit ihrer Lage bei ihnen nicht rege werden, bis die Kräfte der Selbsterhaltung bei ihnen verschwunden. In diesem Fall freuen sich dann die Maitressen des Gouvernements über den Aufruhr; er wird dann ein Mittel, die Finanzen der Höflinge wieder herzustellen.[3])

Der Aufruhr ist nie recht.

Die Freilassung des verwilderten Instinkts schließt jeden Begriff eines Rechts aus. Aber es ist gleich wahr: Das Volk hat in Masse

[1]) physischer und gesellschaftlicher Kraft . . .

[2]) Branntwein, Komödienhäuser, Gassengaukeleien, Knechtsfreuden, Mädchentaumel, Spürhundslohn, Verrätersold, ferner zweckmäßige Leitung des Bonton's und des Dienstglanzes, ebenso katechetische Auseinandersetzung und volkstümliche Lobreden der heiligen und unnachäßlichen Vorbereitungsmittel zur Blindheit im Gehorsam sind alles vortreffliche Mittel zu diesem Zweck; und wenn das Verderben der öffentlichen Macht solchen Mitteln auch nur ein wenig Ehre anthut und den Glauben . . .

[3]) nicht rege werden, bis sie alles, was dem kraftvollen, an Leib und Seele gesunden Mann unerträglich ist und unerträglich sein muß, nun in der Kraftlosigkeit ihrer Entmannung erträglich finden und erträglich finden müssen, weil ihnen in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht die Kräfte mangeln, die unumgänglich erfordert werden, wo immer von einem Volk auch nur geahnt werden darf, daß es imstande sei, sich gegen irgend eine Art von Unrechtleiden würdig und mit Erfolg zu schützen.

beim allgemeinen Fühlen des gesellschaftlichen Unrechts nie einen andern Willen, als zum Aufruhr, und es kann, vermöge seiner Natur, als Volk, als Masse, in diesem Fall keinen andern haben.

Auch ist es eben um deswillen am Aufruhr höchst selten schuld, das heißt, der Grund, warum das Gefühl der gesellschaftlichen Rechtlichkeit in den Individuen der Masse verschwindet, liegt höchst selten in Umständen und Lagen, an deren Dasein diese Individuen als schuldtragende Ursachen können angesehen werden. Ebenso wird es gar oft mit sehr viel Unrecht für den Aufruhr bestraft, das heißt, es wird gar oft für die einfachen Folgen von Lagen und Umständen, in denen der Mensch in Masse keinen andern Willen haben kann, als zum Aufruhr, gestraft, als ob diese Umstände nicht[1] da gewesen wären und als ob sie ihrer Natur nach anders auf die Masse des Volks hätten wirken können, als sie wirklich gethan haben[2].

Die Herren-Knechte, die den Schlüssel, mit denen man das Volk aufzieht und stille stellt, in den Händen haben, diese sind gewöhnlich allein schuld, wenn es falsch schlägt oder falsch läutet[3], und diese sind es, die man nach meiner Meinung vor dem Aufruhr vorzüglich im Zaum halten und nach demselben vorzüglich bestrafen sollte.

Aber die Selbstsucht der Macht ist im Fall öffentlicher Gährungen immer auf die Bereitwilligkeit derber und arglistiger Menschen ängstlich aufmerksam und für die armselige Augenblickswirkung trügender Palliative schwachmütig dankbar; sie kommt deswegen auf diesem Wege natürlich immer auch dahin, Menschen, die ich wegen vorzüglichen Einflusses auf die Fundamentalquellen des Aufruhrs und namentlich wegen des Einflusses ihrer Derbheit und ihrer Arglist auf die Auslöschung der rechtlichen Gemütsstimmung der Landeseinwohner vorzüglich bestrafen würde, wegen vorzüglicher Dienstleistungen und Landestreue zu belohnen, ohne jedoch den kitzlichen Punkt, was sie eigentlich Landestreue heißen, gar zu heiter zu machen.

Soviel ist gewiß: Alles was die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, das ist immer die eigentliche und ursprüngliche Quelle des Aufruhrs.

Wer also in einem jeden Staat die meisten Sachen thut, durch die sich die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, der ist es auch, der in demselben den Samen des Aufruhrs am meisten aussät, und ich denke, der ihn am meisten aussäet, ist auch am meisten schuld,

---

[1]) in denen der Mensch als Bürger keinen andern Willen haben kann, als zum Widerstand gegen die wahren und vermuteten Ursachen seines Zustands, gestraft, als ob diese Ursachen nicht . . .

[2]) gethan haben; ferner, als ob sie nicht hätten verhütet werden sollen, ehe sie diese Wirkung gehabt haben und endlich ob sie nicht in ihrem Keim und zwar an ganz andern Menschen hätten bestraft werden sollen, als an denjenigen, die dem bösen Wachstum ihres Verderbens endlich unterlegen.

[3]) wenn seine Glocke in den Tagen der Landesverwirrung ihren guten Ton verliert, falsch schlägt und falsch läutet . . .

wenn er aufgeht. Ebenso, wer Umstände, Lagen in einem Lande einlenkt und beschützt, die dem Rechte des Volks seine reine Kraft nehmen; hinwieder, wer Verhältnisse in einem Lande ewig und allgemein erhalten wissen will, die den redlichen[1]) Mann im Land empören, der bereitet den Aufruhr.

Man muß freilich oft Menschenalter zurückgehen, um den ersten Säemann dieses letzten Uebels der Staaten zu entdecken und die erste Quelle zu finden, durch welche ein Volk nach und nach dahin gebracht worden ist, endlich in seiner Lage und in seinem Herzen gleich große Reize zum Aufruhr zu finden und zu der Stimmung zu gelangen, in welcher es dann die Staatsoberhäupter und das Gesetz für Spinnengewebe, das Recht für Betrug, die Ordnung für Unrecht und die Staatsdiener selbst, mittelbar oder unmittelbar, für Diebe an seiner Thür achtet und dahin kommt, die Vorteile von Glück und Ruhe zu mißkennen und sie als ein nichtiges Ding mit dir auf die Karten zu setzen.

Wenn das Volk einmal dahin gebracht ist, so hat dann Wahrheit und Recht keine Wirkung mehr auf dasselbe und kann in dieser Stimmung keine haben. Wenn du ihm dann schon predigst, es habe kein Recht zum Aufruhr, deine weisen aber für dasselbe zu spät und zur Unzeit kommenden Sprüche sind ihm dann ein Gallimathias, von dem es nichts versteht und nichts ahnt, als daß du um deiner Sorgen und um deines Unrechts willen ihm leere Worte hinwerfest und hinwerfen müssest.

Die menschliche Natur vermag es nicht anders, sie muß durch Rechtlosigkeit am Ende in diese Stimmung versinken. Wenn du deinem Nachbar sein Haus anzündest und er dir hernach deine Bäume umhaut, sich wieder ein neues zu bauen, was meinst du, was er dabei denke, wenn du ihm zurufst: Halt! halt, Nachbar! Du hast kein Recht zu diesen Bäumen. Wenn die Macht das Volk rechtlos gemacht hat, so ist kein Gefühl des Rechts mehr in seiner Brust, und in diesem Fall wirkt das Gefühl des Unrechtleidens auf die Individuen desselben als auf Geschöpfe, die den Zaum der Rechtlichkeit nicht mehr in ihrem Munde haben. Die Folgen sind klar: Rechtlosigkeit und Zaumlosigkeit gehen immer gepaart und der Zaum des Trugs und des Schreckenssystems, den man dem Volk dann anzulegen versucht, ist eine stählerne Kette, die dir am ersten zerspringt, wenn du sie am stärksten an dich zu ziehen genötigt bist.

Daß sich doch Europa nicht länger blende! Seine Kunst zu herrschen nährt den Sansculottismus, und seine Kunst zu zäumen die Zaumlosigkeit im innersten Busen der Menschen. Es macht mit seinem Herrschen und Zäumen das Volk in seinem Innersten lieblos, treulos, verwegen, stolz, erbittert und ehrlos; und wenn es einmal auf diesem Punkt ist, so braucht es dann nur einen Augenblick der Staatsschwäche

[1]) den erleuchteten eben wie den redlichen . . .

und der Staatsnot, so hast du kein Vaterland mehr und dein blendender Kunstzaum ist dann ein Spinnengewebe, mit dem du kein Kind mehr hältst. Und wäre er dann nur das! Er ist denn eine feurige Rute, mit der du den zaumlosen Gaul am Rande eines Abgrunds aufs Blut peitschest.

Du willst das Volk in deinem Dienst zu einer leidenden Rechtlosigkeit erniedrigen, aber es hat im Wesen seiner Natur die gleichen Zwecke, wie du; es lenkt vermöge seiner ersten Triebe dahin, den lustigen weiten Rock der Rechtlosigkeit zu wenden und ihn in seinem eigenen Dienst und dir zum Trotz anzuziehen. Der rechtliche Mann im Lande sieht die Gefahr dieser Wendung, sobald sie sich nähert, und dringt, sie zu verhüten, auf die Sicherstellung des gesellschaftlichen Rechts der Bürger aus allen Ständen. Aber die Macht, die als solche im gesellschaftlichen Zustand immer dem Verderben ihrer tierischen Naturansprüche, oder welches ebenso viel ist, sich selbst als Werk der Natur unterliegt und das Gesindel, insofern es das Werk einer solchen Macht ist, vereinigen sich in diesem Fall gar oft, den Wunsch der Landesrechtlichkeit zu hintertreiben. „Lieber gehe der Staat zugrunde, als daß die Frage an uns komme, wie weit das Mißvergnügen des Volks in seiner Rechtlosigkeit seinen Grund habe und wie weit ihm etwa durch Gesetze vorgebeugt werden könnte, die dem Tiersinn der Willkür und seiner gleich verderblichen Gnadenfülle und Gnadenlosigkeit Einhalt thun könnten." Also spricht der Heldensinn der Staatskünstler in Süden und Norden.

Aber der Mensch beugt sich unter den Geist dieser Rede nur wo er blind ist und wo er muß. Er nährt im bodenlosen Elend der Rechtlosigkeit allenthalben eben die Gefühle, die in der gesetzlosen Macht diese Grundsätze erzeugen und faßt gegen sie, eben wie sie gegen ihn, seine tierischen Ansprüche mit der ganzen Gierigkeit seines tierischen Verderbens ins Auge. Das Benehmen ihrer Gesetzlosigkeit kränkt ihn immer um so mehr, je deutlicher er es einsieht, was sie eigentlich will.

Wenn der Mensch einsieht, daß er durch sie rechtlos ist, so macht es ihm keine Freude mehr, für sie rechtlich zu sein. Ebenso wenn er einsieht, daß das gesellschaftliche Recht für ihn keine Kraft hat, so bekümmert er sich auch nicht drum, ob es für einen Andern Kraft habe, er nährt also unter diesen Umständen immer Gefühle, die ihn dahin lenken, wenn der Fall da ist, im Strom der Empörung mit zu schwimmen und in der Tierprobe, wer der Stärkste im Lande sei, seine Rolle mit zu spielen.

Nur als Werk seiner selbst, nur als sittliches Wesen lenkt sich der Mensch in dieser Lage nicht zum Aufruhr. Und wenn die Empörung dann doch ausbricht, so wird dieser fest stehen zwischen dem Unrecht der Macht und dem Toben des Volks, seiner Wahrheit getreu, der keiner Partei.

Es wird nichts nützen. Die Macht wird zu ihm sagen: Du mußt nur so reden, wenn du willst, daß wir alles, was wir nun ein

mal besitzen, verlieren. Und das Volk hinwieder: Du mußt nur so reden, wenn du willst, daß wir von allem dem, was uns von Gott und Rechtswegen gehört, nichts erhalten. Also wird er in der Mitte stehen zwischen Menschen, die seine Wahrheit auf beiden Seiten nicht wollen und gar leicht ein Opfer seiner Gutmütigkeit werden durch die Leidenschaften der einen wie der andern.

Staatsrecht.

Ganz ein Werk meines Geschlechts; in seinem Zweck tierisch, in seinen Mitteln vernünftig, ein Geschöpf der Masse ohne den Geist der Individualität und ohne ihre Gefühle, folglich in seinem Wesen ohne Sittlichkeit, dennoch aber dem Recht meines Geschlechts unterworfen; in seinen Folgen Quelle der bürgerlichen Ordnung und in der Hand der Individuen fähig, durch sich selber sich über sich selbst und über das Wesen seiner ursprünglichen Natur zu erheben. Aber die Gewaltordnung, die wir nicht einmal Tyrannenrecht nennen können, ist nichts anderes, als eine Folge des Erliegens des Staatsrechts unter das tierische Verderben der Staatsmänner.

Der Mensch, als Bürger, kennt die Sittlichkeit nicht; folglich ist sie nie Pflicht des Staatsmannes als eines solchen, aber wenn er durch innere Veredlung seiner Individualität als Mensch seiner Bestimmung näher kommt, so wird er dadurch unfähig, als Staatsmann auf dem Punkt der bloßen tierischen Kraftwirkung, auf der die ganze äußere Form des Staats eigentlich ruht, beschränkt zu bleiben; er wird als Mensch in sich selbst genötigt, für das Menschengeschlecht mehr zu sein, als er als Staatsmann eigentlich dafür sein soll. Er wird als solcher unwillkürlich durch sich selbst genötigt, seine Staatskunst den Grundsätzen, die ihm als Werk seiner selbst für das Menschengeschlecht die wichtigsten sein müssen, näher zu bringen. Er ist als sittliches Wesen in sich selbst unfähig, das für den Vorteil des Staats zu erkennen, was auf die Zerstörung der ersten Grundsätze der innern Veredlung unserer Natur gebaut ist. Er ist als solches unfähig, irgend etwas als Nachteil für den Staat anzusehen, was wesentlich geschehen muß, wenn dem Fortschritt der innern Veredlung seines Geschlechts nicht immer und ewig von Staatswegen unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt werden sollen.

Also ist es gleich wahr: Der Staatsmann als solcher kennt keine Sittlichkeit; aber wenn er ein sittlicher Mensch ist, so kann er dennoch in der Verwaltung des Staats nicht innerhalb der Grenzen der gesellschaftlichen Verhärtung stehen bleiben, auf welche der Staat als solcher gegründet ist.

Tierisches Wohlwollen.

Reiner Sinnengenuß deiner höchsten tierischen Befriedigung, Gefühl des Einklangs ihrer harmonisch tönenden Saiten, Werk der Natur

ewig und unveränderlich, meine Natur selber in der Wonne ihrer Harmlosigkeit ruhend. Als Werk der Natur verderbt sich dieses Wohlwollen durch den gesellschaftlichen Zustand. Aber in der Kraft dieses Zustandes entkeimt aus der Hülle seines Vergehens das Werk meines Geschlechts, die Liebe. Diese erhebt sich durch Treue zum Werk meiner selbst und entwickelt als solches die mein Wesen in meinem Innersten vollendende Selbstverleugnung.

Liebe.

Das Werk meiner Natur, der Einklang ihrer harmonisch tönenden Saiten, mein tierisches Wohlwollen, ist beim Sinnengenuß meiner tierischen Befriedigung allgemein. Die Liebe wählt sich den kleinen Ort, auf den sie scheinen will; alles übrige steht bei ihr im Schatten. Sie ruht als Werk meines Geschlechts auf meiner Kraft, dem Augenblick Dauer zu verleihen. Ohne diese Kraft erstickt sie im Verderben des tierischen Wohlwollens, aus dem sie entkeimt. Wie ich auch meinen Sohn liebe: wenn mein Leben seiner Wirtschaft schadet, das Band ist zerrissen. Wie ich auch mein Weib liebe: wenn ihr Leben um meinetwillen mühselig wird, das Band ist zerrissen. Auch wie du dein Vaterland liebst: wenn dir bürgerliche Geschicklichkeit und bürgerliche Kraft mangelt, so ist kein Band zwischen dir und ihm, das nicht schnell reißt.

Das ist freilich alles ganz anders, wenn die Liebe ein Werk deiner selbst ist: dann weint dein Sohn ob deiner zerrütteten Wirtschaft und dein Weib ob deinem Elend mehr als ob dem ihrigen. Das Unglück gibt deiner Selbstverleugnung Kraft und du gewinnst in deiner Liebe durch dein Elend.

Aber die Welt kennt deine Liebe nicht, insofern sie ein Werk deiner selbst ist, sie will nur durch deine bürgerliche Kraft und deine bürgerliche Geschicklichkeit von deiner Liebe; sie dankt dir nur, insofern du ein Werk des Geschlechts bist, für das Werk deiner Natur dein tierisches Wohlwollen; ohne bürgerliche Kraft ist dieses Wohlwollen in der Welt eine Armseligkeit, mit der du dir selbst und andern zur Last fällst, zu glücklich, wenn du die Verachtung der Welt nicht fühlst, bis du ihrer wert bist.

Religion.

Als reines Werk der Natur hat mein Geschlecht keine; tierische Unschuld opfert nicht, betet nicht, segnet und flucht nicht.

Als Werk meiner verdorbenen Natur ist die Religion Irrtum. Als Werk meines Geschlechts, als Werk des Staats ist sie Betrug. Nur als Werk meiner selbst ist sie Wahrheit.

Als Werk der Natur in ihrem ersten Verderben ist sie eine Gefährtin meiner Blindheit auf dieser Stufe meines tierischen Daseins, meiner ängstlichen und immer betrogenen Selbstsucht in diesem Zustand. Als solches ist sie ganz Aberglauben. Ihr Gott ist die Natur selber, insofern sie schauerlich, unerklärlich und wunderbar vor meinen Augen

steht. Meine Götter und meine Teufel sind in diesem Zustand meiner selbst Bilder der toten und schrecklichen Natur.

Als Werk meines Geschlechts ist sie ratgebend, helfend, kunsterfindend; als solches benutzt sie die Religion der Natur mit allem Verderben ihrer gesellschaftlichen Irrtümer und Ansprüche; dadurch aber wird sie nach den Bedürfnissen, Umständen und Vorteilen eines jeden Staats leicht selbstsüchtig, feindselig, rachgierig, gewaltthätig und betrügerisch. Ihre Götter sind alle eifrige Götter, und ihre Teufel alle eifrige Teufel. Je schauerlicher ein Naturgott, je größer ist er. Je eifriger ein Nationalgott, je größer ist er. — Als Werk meines Geschlechts ist die Religion Dienerin der Verhältnisse, die ich selber erschaffen, Dienerin des Mittelpunkts dieser Verhältnisse: der Staatsmacht. Als solche ist sie Mutter königlicher Mönchsmummereien und mönchischer Königsmummereien, selten Dienerin des gesellschaftlichen Rechts, allgemeine Hebamme des Unrechts der Macht; mit der Glorie des Heiligtums um das Gesicht der Selbstsucht, strahlt sie Bann und schwingt das Schwert über das Haupt derer, die dem Tiersinn ihrer Offenbarung unbedingten Gehorsam, das ist, göttliche Verehrung versagen[1]). Sie ist wilde Natur im Treibhaus der Kunst[2]), mit dem Zwang der Macht und der Kraft der Heuchelei in ihrer Hand.

Verwerfe ich damit die Religion, insofern sie ein Werk meines Geschlechts ist? So wenig als ich sie als Werk der Natur verwerfe. Als solches ist sie eine unausweichliche Folge meiner tierischen Beschränkung und der Eindrücke, die die Natur auf dieser Stufe meines Daseins auf mich machen muß; ich bin auf dieser Stufe meines Daseins keiner andern Religion fähig. Eben so wenig bin ich als Werk meines Geschlechts einer wahren Religion fähig.

. Aber ich bedarf als Werk der Natur und als Werk des Geschlechts sinnlicher, tierischer Beweggründe, Reize und Mittel, um zu der Gemütsstimmung zu gelangen, welche das Wesen der wahren Religion voraussetzt[3]).

---

[1]) Haupt derer, die dem Heidensinn lügenhafter Offenbarungen und prophetisch sein sollender Aufschlüsse aus der Geisterwelt, sowie dem Judensinn glauben-, liebe-, wahrheit- und rechtloser Worterklärungen und Wortanwendungen der wahren Offenbarung nicht im Gehorsam des Glaubens unbedingte Anhänglichkeit, d. i. göttliche Verehrung zu erweisen, sich blindlings geneigt zeigen.

[2]) Als Werk meines Geschlechts ist die Religion wilde Natur im unnatürlichen Treibhaus zur Kunst, . . .

[3]) auf mich machen muß; und als Werk meines Geschlechts ist sie hinwieder eine Folge meiner gesellschaftlichen Beschränkung und eine Quelle alles Trugs und alles Unrechts, das sie als solche über das Menschengeschlecht verhängt. Nur als Werk meiner selbst, nur als innere Wahrheit meiner selbst erhebt mich die Religion über den Trug und das Unrecht ihrer tierischen Beschränkung und ihrer gesellschaftlichen Verhärtung. Indessen bedarf der Mensch als Werk der Natur und als Werk des Geschlechts sinnlicher, tierischer Beweggründe, Reize und Mittel, um sich auch nur von ferne den Vorhöfen der Religion und einer Gemütsstimmung zu nähern, welche das Wesen der Religion voraussetzt. Ich bin auf dieser Stufe meines Daseins nur insoweit einer Näherung zum Wesen der wahren Religion fähig.

Als Werk der Natur finde ich diese sinnliche Einlenkung zur Religion in dem Irrtum des Aberglaubens. Als Werk meines Geschlechts finde ich dieselbe in dem Hofbetrug des Eiferglaubens und der Staatsreligion, die in ihrem Wesen als solche nie keine wahre Religion sein kann. Also ist auf Irrtum gegründeter Aberglauben, auf Betrug gegründeter Eiferglauben dem Menschengeschlecht in verschiedenen Stufen seines Daseins dennoch wesentlich notwendig. Sie verleihen beide dem Keime der Sittlichkeit und der wahren Religion allgemein seine erste Nahrung[1]). Wie der Mensch die Täuschung des Sinnengenusses und den Zwang der Lehrlingsjahre bedarf, also bedarf er auch die Täuschung des Aberglaubens und den Zwang des Eiferglaubens, bis Anstrengung, Treue und Gewalt über sich selbst ihm zur andern Natur geworden und die gereiften Früchte seiner Sittlichkeit an dem Stamm, an dem sie entkeimten, keine Nahrung mehr finden und keine Nahrung mehr brauchen.

Ich erkenne also die Schonung der Nationalreligion als die Pflicht aller gesellschaftlich vereinigten Menschen; aber ich erkenne zugleich die Grenzen dieser Schonung. Der Mensch muß die Nationalreligion um der wahren Religion willen schonen. Er muß das Unrecht des Mittels um der Wichtigkeit des Zweckes willen tragen. Aber er darf nicht den Zweck zugrunde richten, damit sich das Mittel erhalte.

Sowie ein Meister den Lehrling täuschen darf, damit er ein guter Meister werde, aber nicht damit er, durch seine Täuschung entkräftet, für sein Leben von dem Meister, der ihn also betrogen, abhänglich werde; hinwieder, wie der Staat die Naturfreiheit des Bürgers beschränken darf, damit er ihn dadurch gesellschaftlich frei, aber nicht damit er ihn bürgerlich ehrlos und rechtlos machen könne: also darf die Nationalreligion den Menschen durch Zwang oder Täuschung zu der Gemütsstimmung hinlenken, die das Wesen der Religion ist, aber sie darf ihn nicht durch Zwang oder Täuschung von dieser Stimmung ablenken. Der Mensch muß also den Irrtum der Naturreligion und den Betrug der Staatsreligion respektieren, insoweit durch dieselbe diese Gemütsstimmung erzeugt und erhalten wird, er muß sie aber nicht respektieren, insofern das Gegenteil dadurch erzeugt wird. Die Natur führt den Menschen selber auf diesen Pfad; sie gab ihm eine Kraft, jede Religion in sich selbst zum Werk seiner selbst zu machen.

Kennt er den Irrtum seiner Naturreligion und den Betrug seiner Staatsreligion nicht, so ist er insoweit unfähig, in irgend einer andern Form, als in dieser die sinnliche Handbietung zu genießen, die das Gottesdienstliche der Religion dem Menschen in tausend Gestalten gegen die Quelle seiner Sinnlichkeit anbietet. Kennt er aber den Irrtum des Aberglaubens und den Betrug des Eiferglaubens oder der Staats-

[1]) Also ist auf Irrtum gegründeter Aberglaube auf Betrug gegründeter Eiferglaube und mit beschränkter Verhärtung verbundener Sektengeist dem Menschengeschlecht in verschiedenen Stufen seines Daseins dennoch wesentlich dienlich.

religion und sieht, daß selbige dem Wesen der wahren Religion oder der innern Veredlung seines Geschlechts wirklich im Wege steht, so darf er nicht nur sein Geschlecht auf das Verderben einer solchen Religionsform aufmerksam machen, sondern er ist es noch zu thun schuldig, freilich aber auf eine Weise, die dem Wesen der Religion nicht etwa mehr schadet, als der Irrtum, den er dem Volk aufdeckt. Indessen ist die Religion, insofern sie wirkliche und wahre Religion ist, wie die Sittlichkeit, gänzlich nur die Sache des einzelnen Menschen; ihre Wahrheit geht den Staat eigentlich nichts an, als nur insofern er schuldig ist, das Recht der Individuen, ihrer Ueberzeugung auf jeden Fall getreu zu sein, zu beschützen und zu erhalten.

Die Religionsvorkehrungen im Staat sind deswegen an sich selbst und in ihrem Wesen nicht Vorkehrungen des Staats, sondern Vorkehrungen der Individuen, die das Recht, ihrer Ueberzeugung getreu zu sein, in demselben mit Freiheit ausüben sollen und wollen. Der rechtliche Staat oder das gesellschaftliche Recht begehrt auch nichts mehr, wohl aber das gesellschaftliche Unrecht, die willkürliche Gewalt. Diese gönnt dem Menschengeschlecht die Freiheit des Gewissens so wenig, als die Sicherheit des Brots und des Atems. Sie kann nicht; sie hat immer ein überwiegendes Interesse dafür, daß das Volk sich niemals von dem Geist der Barbarei entferne, in welchem es ihm allein möglich ist, die tierische Willkür der Macht als das Fundament irgend einer für das Menschengeschlecht schicklichen Regierungsform zu erkennen. Darum strebt sie auch allenthalben dahin, veraltete Regierungsformen lange über die Zeit hinaus zu erhalten, in welcher diese Formen, mit dem ganzen Zustand der Völker harmonisch, wirklich geschickt waren, dieselben dem Wesen der Religion und ihrer innern Veredlung in dem Grad näher zu rücken, als sie selbige jetzt wieder von demselben entfernen.

Aber wenn dieses Näherrücken zur innern Veredlung der Völker von dem Aberglauben und dem Eiferglauben gehindert wird, so wird selbiges durch den Unglauben soviel als ganz unmöglich gemacht. Dieser ist gänzlicher Mangel des Gefühls, daß die Erkenntnis der Irrtümer meiner tierischen Natur und des Unrechts meiner gesellschaftlichen Verhärtung, sowie das Dasein psychologischer Mittel, diese Erkenntnis in mir lebendig zu erhalten, meinem Geschlecht wesentlich notwendig seien. Er ist tiefes Versinken in sinnliche Gedankenlosigkeit[1]) und führt daher das Menschengeschlecht noch weit mehr als der Aberglaube und der Eiferglaube von der Gemütsstimmung ab, die das Wesen der Sittlichkeit und der auf derselben ruhenden innern Veredlung unsers Geschlechts ausmacht. Er ist Sorglosigkeit des Naturstandes, mitten in dem verfeinerten Genuß aller gesellschaftlichen Verbrechen.

Es ist daher etwas ganz anderes, wenn die tierische Unschuld nicht weiß, was Gott und was Sünde ist, als wenn der gebildete

[1]) Er ist, wie er jetzt erscheint, tiefes Versinken in sinnlich gedankenlose Sorglosigkeit, . . .

Bürger es ausspricht: Es ist kein Gott[1]). Die tierische Unschuld thut um ihrer Religionslosigkeit willen niemand nichts Böses und verliert um ihretwillen weder die Harmlosigkeit noch das Wohlwollen ihrer Natur. Aber der Bürger, der Gott leugnet, erklärt sich dadurch, daß er mitten in der bürgerlichen Gesellschaft die Freiheit seines Instinkts anspreche und diesen als den sichern Führer seines Lebens erkenne; damit aber stellt er jede Kraft, die die innere Veredlung seiner selbst, sowie die Sicherheit seiner gesellschaftlichen Ausbildung möglich macht, in sich selbst still. Ein solcher Unglaube setzt eine Gemütsstimmung voraus, die für alle Empfänglichkeit von Wahrheit und Recht eben das ist, was ein Acker, in den weder Pflug noch Samen gekommen, für die Hoffnung der Ernte; sein Zustand schließt sogar die Möglichkeit derselben ganz aus. Aberglaube und Eiferglaube sind hingegen in dieser Rücksicht, was ein schlecht bearbeiteter und unordentlich angesäter Acker. Sein Zustand schließt die Möglichkeit der Ernte nicht aus, sie beschränkt nur die Hoffnung derselben.

Ganz anders ist der Fall, wenn der Aberglaube beim Unglauben im Dienste steht und blos eine Staatsmanipulation zugunsten der Macht wider das Volk ist. Ein solcher Aberglaube ist dann freilich nicht mehr blos einem schlecht bearbeiteten, er ist einem Acker zu vergleichen, über den der Satan in einer Fürstenstunde Nesseln und Schierling gesäet[2]). Ein solcher manipulierter Aberglaube ist dann freilich das non plus ultra alles kirchlichen Verderbens[3]).

Die Religion muß die Sache der Sittlichkeit sein; als Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen nicht Religion, und das Finanzgeschrei der durch ihre philosophischen Irrtümer und durch ihre politischen Gewaltthätigkeiten bankerott gewordenen Staatskünstler, daß wir wieder zur Religiosität zurückgestimmt werden müssen, dieses Finanzgeschrei einer Staatskunst, die, nachdem sie das Menschengeschlecht aufs äußerste gebracht hat, sich nun auch selber auf diesem Aeußersten findet, wird uns, so wie es ist, weder zur Religion, noch zur Sittlichkeit, noch irgend wohin bringen. Wir sind durch die Gewaltsamkeit und das Naturleben ihrer Selbstsucht selber aller Empfänglichkeit für ihre Großmutterkünste beraubt worden und wären nun, wenn wir auch wollten, nicht mehr imstande, an diesem Seil, das sie uns selber verächtlich gemacht haben, für sie forthin zu tanzen und für sie forthin Brot zu verdienen. — Ich lenke wieder in meine Bahn.

Als Werk der Natur in ihrer Unschuld kenne ich Gott nicht[4]). Als Werk der Natur in ihrem Verderben diene ich ihm, berauscht

[1]) als wenn ein, ich möchte fast sagen, schwarz verkünstelter, großstädtisch gebildeter Bürger in der Fülle der Anmaßung seines Vielwissens oder gar seines Allwissens es ausspricht: Es ist kein Gott und die Sünde ist nichts.

[2]) zu vergleichen, in den der Satan in einer bösen Stunde seiner hohen Gewalt, Disteln, Nesseln und Schierling gesät.

[3]) alles götzendienstlichen Verderbens.

[4]) Die Natur des Menschen an sich ist nicht göttlich, trotz der religiösen Anlage, sie dient Gott nicht, vollbringt nicht Gottes Willen.

von meiner sinnlichen Natur, in seiner Furcht und in seinem Dienst[1]).

Als Werk meines Geschlechts eifere ich für das Gesetz meines Gottes wie ein tapferer, aber die Welt nur in seinen Mauern kennender Schildbürger für das Recht seiner Munizipalität[2]).

Als Werk meiner selbst ist meine Religion ebenso unberauscht von meiner Sinnlichkeit, als frei von jeder Schildbürgerhärte; als solches strebe ich in der vollen Kraft meines sittlichen Wesens nach dem Edelsten, das ich zu erkennen vermag.

Als Werk der Natur, oder vielmehr als Werk meines tierischen Verderbens führt mich die Religion zum Beten, zum Singen[3]), zum Opfern, zum Zaubern und zum Fluchen. Als Werk meines Geschlechts, oder meines gesellschaftlichen Verderbens, führt sie mich gegen die Ungläubigen in Streit. Als Werk meiner selbst führt sie mich zur innern Veredlung meiner selbst. Die Religion ist mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts und ein Werk meiner selbst, so wie ich in mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts, oder ein Werk meiner selbst bin. Göttlich ist die Religion einem jeden Menschen nur insoweit, als sie in ihm selbst ein Werk seiner selbst ist; — insoweit sie in ihm ein Werk seines tierischen und seines gesellschaftlichen Verderbens, insoweit ist sie nur gottesdienstlich, und insoweit mit sinnlichen Neigungen und tierischen Begierden innigst verwoben.

Die beste Religion für das Menschengeschlecht ist daher diejenige, die in ihrem Wesen am meisten göttlich, in ihrer Form aber am wenigsten und doch genugsam gottesdienstlich ist, um meinem Geschlecht in jedem Grad der Kultur, auf dem es stehen mag, dennoch durch ihre Sinnlichkeit Handbietung zu leisten gegen den Tiersinn seiner Natur[4]). Das ist ein aufrichtiges Opfer auf dem Altar Jesu Christi; aber ich muß ihm beifügen: Der Irrtum und das Unrecht der Juden und der Griechen mußten der Lehre Jesu Christi vorhergehen, um die Menschen für sie empfänglich zu machen.

---

[1]) Natur, mit Furcht und Zittern einen unwürdigen Dienst.

[2]) Munizipalstadt.

[3]) Beten mit den Lippen, zum Singen mit der Kehle, . . .

[4]) insoweit ist sie nur gottesdienstlich; sie wird aber, indem sie sich, sei es jetzt im Naturstand oder im gesellschaftlichen, mit den sinnlichen Neigungen und Begierden unsrer tierischen Natur innig verwebt, dadurch eigentlich und wesentlich götzendienstlich. Die Religionsform ist in jedem Fall nur das äußere Kleid der religiösen Erscheinung der Masse unsers Geschlechts; desnahen ist auch diejenige Religionsform die beste, die durch ihr Wesen das Innere, Göttliche der Religion am meisten belebt, in ihrer äußern Erscheinung aber, zwar genugsam gottesdienstlich, aber nicht durch sinnliches Blendwerk das Volk vom Wesentlichen der innern Kraft und Erhebung der Religion zu den Verirrungen des Götzendiensts und des Aberglaubens hinlenken könnte. In jedem Fall ist für jeden Staat und für jedes Volk diejenige Religionsform die beste, die mit dem Grad der Kultur, auf dem dieser Staat und dieses Volk steht, in Uebereinstimmung, dennoch auch durch die Sinnlichkeit ihrer äußern Erscheinung kraftvoll dahin wirkt, den Geist der Individuen in allen Ständen herrschen zu machen über das Fleisch.

Das Christentum ist ganz Sittlichkeit; darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltszweck. Wenn es das wäre, so müßte es in Eiferglauben ausarten und blind werden gegen alles Unrecht des Staats und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vorteil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrtümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten. Darum haben wir auch noch kein Christentum und werden und sollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu ihrer Staats- und zu ihrer Standesfarbe erwählt[1]) haben, diese Christentümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Aeußere des Christentums, Hostie, Tauf-, Priesterweihe, Prozessionen, Gelübde, sind wie das Kreuz und der Fischerring, Folgen der Religion, insofern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts ist.

Das wirkliche Christentum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrtümer verdrängt zu werden, die ihm bei seinem Ursprung im Wege standen. Es scheint, die Welt sei durch die Nationalunchristlichkeiten unserer Nationalchristentümer auf eben den Punkt gekommen, auf den sie durch die Nationalausartung der Juden und Griechen gebracht worden ist, ehe ein Galiläer den Versuch wagen konnte, die Masse der gesellschaftlichen Menschheit bald allgemein aus dem Kreis ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse herauszuführen und mit stoischer Kraft der innern Selbständigkeit durch den Glauben an ihn näher zu bringen. Glaube vermag es. — Aber nun nicht mehr, wir haben keine andere Hoffnung, als auf Wahrheit und Recht.

Wahrheit und Recht.

Ich hätte also durch alle Abschnitte, in welchen ich den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts verfolgt, gefunden: Wahrheit und Recht haben für den Menschen nur insoweit einen wirklichen Wert, als er sich aus Wahrheit und Recht etwas macht[2]).

Beides, Wahrheit und Recht, sind für mein Geschlecht nur Täuschung und Schein, insofern er*) blos tierisch handelt, blos physische Kraft ist.

[1]) Darum haben wir auch als Staaten, als Nationen noch kein Christentum und werden und sollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu den Staats- und Standesinsignien erwählt . . .

[2]) ehe ein Galiläer die Massa des Volks durch den Glauben an seine göttliche Lehre bald allgemein aus dem Routinezustand ihres sinnlichen Verderbens der heiligen Kraft ihrer innern Selbstständigkeit wieder nahe brachte. — Glaube vermochte es, — Glaube vermag es noch heute. — Es sind dem Glauben alle Dinge möglich, — aber heute vermag er es, wo er es immer vermag, nur an der Seite von Wahrheit und Recht, nur durch Wahrheit und Recht. Aber was ist Wahrheit und Recht?

*) „er", der Mensch, oder wohl richtiger „es", das Geschlecht.

Der freie menschliche Wille, das ist, die Kraft meiner innern Natur, mich durch eignes Streben von dem Irrtum und dem Unrecht meiner tierischen Natur los zu machen, ist also für den Menschen die einzige Quelle seiner wirklichen Wahrheit und seines wirklichen Rechts.

Als Werk der Natur habe ich diesen reinen Willen gar nicht, weder in meiner tierischen Unschuld noch in meinem tierischen Verderben. Ich erliege als Werk der Natur in jedem Fall der Gewaltsamkeit meines Instinkts, dessen Wesen der Empfänglichkeit meiner Natur für Wahrheit und Recht geradezu entgegen steht.

Als Werk des Geschlechts habe ich diesen Willen ebensowenig. Der gesellschaftliche Zustand ist eine bloße Modifikation des Naturstandes. Bürgerliche Anmaßungen treten in demselben an die Stelle des Instinkts; diese ruhen aber eben wie er auf tierischen Bedürfnissen und tierischen Zwecken, die der Reinheit aller Wahrheit und alles Rechts nicht weniger als er selber entgegenstehen.

Wahrheit und Recht sind daher für mein Geschlecht unzweideutig das ausschließende Eigentum seiner Sittlichkeit. Aber ich habe als tierisches Wesen eine Kraft in mir selbst, entblößt von aller wirklichen Wahrheit und von allem wirklichen Recht, mir als Wahrheit und als Recht vorzustellen, was meinem tierischen Sinn in der Zwanglosigkeit seiner tierischen Verwilderung und in der Gewaltsamkeit seiner bürgerlichen Verhärtung als Wahrheit und Recht vorkommt.

Zufolge der dreifach verschiedenen Art, mir alle Dinge dieser Welt vorzustellen, welcher meine Natur fähig ist, kann ich nicht anders. Das Faustrecht, der Machiavellismus, die willkürliche Gewalt, der Sansculottismus und der Terrorismus, ist mir Wahrheit und Recht, wenn ich mich für nichts anderes, als für ein tierisches Wesen erkenne und mich und mein Geschlecht bestimmt glaube, auf dieser Stufe meines Daseins stehen zu bleiben. Das gesellschaftliche Recht ist mir Wahrheit, wenn ich mich selbst als Geschlecht, und verbunden mit meinem Geschlecht, fähig und bestimmt glaube, das Recht meines Geschlechts, das nicht in meiner Natur liegt, von dem ich aber fühle, daß ich es durch meinen Willen in die Natur hinein bringen könne, wirklich in dasselbe hinein zu bringen. Das sittliche Recht ist mir Wahrheit, wenn ich mich selbst als Individuum und getrennt von meinem Geschlecht fähig und bestimmt glaube, das Recht meiner selbst, das nicht in meiner Natur liegt, von dem ich aber fühle, daß ich es durch meinen Willen in meine Natur hinein zu bringen vermag, wirklich in dieselbe hinein zu bringen.

Ich kann als Tier, oder als Bürger, oder als sittlicher Mensch leben; ich kann die Heerstraße der tierischen Verwilderung betreten; ich kann in den Schranken des gesellschaftlichen Rechts bürgerliche Selbständigkeit behaupten, und endlich mich zur Anerkennung alles Irrtums meiner tierischen Natur und alles Unrechts meiner gesellschaftlichen Verhärtung emporheben. Aber nur im letzten Fall ist Wahrheit und Recht das Teil meines Geschlechts, und es ist hinwieder gänzlich

nur durch Sittlichkeit möglich, die Widersprüche die in meiner Natur zu liegen scheinen, verschwinden zu machen.

Ach sie verschwinden so selten — Wahrheit und Recht sind so selten das Teil meines Geschlechts, es erhebt sich so selten dahin, die erste zu wollen und das zweite zu verdienen. Es geht lieber allenthalben irrend und rechtlos dahin, als sich über sich selbst zu einer wirklichen Veredlung seiner Natur zu erheben.

Von den Reizen seiner tierischen Natur hingerissen und von den Genüssen seiner gesellschaftlichen Vorzüge verhärtet, ist es meiner Natur in allen Verhältnissen des Lebens großer tierischer Selbstgenuß, täglich fortzuschwimmen im Meer der Sinnlichkeit und des Selbstbetrugs, der schweifenden Einbildungskraft ihr physisches Uebergewicht über die Vernunft ruhig zu lassen und das Unterliegen meiner selbst, als Werk des Geschlechts unter mich selbst als Werk der Natur, nicht zu ahnen. Mein Geschlecht wiegt sich in allen Lagen gern in diesen Schlaf ein, der in Rücksicht auf Wahrheit und Recht und wirkliche Veredlung sein Tod ist, und der sich mir beim ersten ins Auffassen meiner Gesichtspunkte also darstellte: „Voll Wohlwollen liebt er seine Gazelle, seine Marmotte, sein Weib, sein Pferd, seinen Hund, er weiß nicht, was Gott und was Sünde ist, einen Teufel fürchtet er leicht, Wald und Flur ist ihm heilig, wie Gott sie schuf; die aufgebrochene Erde ein Fluch; er wechselt seine Stunden zwischen Schlaf und Sinnengenuß; Trunkenheit des Geistes, Leerheit des Kopfes, und das Versinken in taumelndes Träumen ist ihm Wonne des Lebens; er liebt Spiel, Tanz, Wein, Mädchen und Märchen; den fremden Mann führt er in seine Hütte und fragt ihn, nachdem er gegessen und getrunken, woher er komme und wie es in seinem Land gehe. Für den morgenden Tag steht er dir heute nicht vom Stuhle auf und kauft dir das Leben des künftigen Jahrs nicht mit der Pfeife Tabak, die er im Mund hat."

Und im Bild des Menschen: „Sein Leichtsinn ist unaussprechlich. Wo ihm nichts mangelt, da schläft er, wo er nichts fürchtet, da sonnt er sich, und wo er sich nicht sonnt, da geht er auf den Raub aus; allenthalben trieft er von dem Blut seines Geschlechts, er schützt seine Höhle wie ein Tiger und thut unter der Sonne, was er will; er kennt kein Recht und keinen Herrn, und von der Sünde frägt er, was ist sie?"

Allenthalben sträubt sich mein Geschlecht mit der ganzen Kraft seiner tierischen Grundanlagen dagegen, aus diesem Schlaf zu erwachen.

Noch ist das Bild meiner bürgerlichen Verhärtung gegen Wahrheit und Recht nicht vollendet. Die Gewaltsamkeit, die dem gesellschaftlichen Zustand wesentlich ist, führt den Menschen in diesem Zustand zu einer Verhärtung, zu der er in der Unschuld des Naturlebens und in seinem anmaßungslosen Sinnengenuß nicht hingeführt wird. Was bei Diesem Schlaf seiner Unschuld ist, das wird beim Andern taumelndes Wachen eines berauschten Mannes; der Mensch versicht im gesellschaftlichen Zustand die Ansprüche seiner tierischen Natur mit der ganzen Fieberstärke seines Rausches, und die unschuldige Handlungsweise seines

unentwickelten tierischen Zustandes wird durch tierische Ausbildung im gesellschaftlichen zur Untreue und zum Verbrechen; sie kann nicht anders. Der Egoismus der gesellschaftlichen Kräfte ruht in seinem Wesen auf innerer Verhärtung gegen das tierische Wohlwollen meiner Natur und führt daher in seinen Folgen unausweichlich zur Untreue am gesellschaftlichen Recht.

Dadurch erscheint er in seinem Wesen als Quelle aller bürgerlichen Verbrechen, und es ist also ganz heiter, wie der Mensch im gesellschaftlichen Zustand durch die Beibehaltung seines Instinkts mit sich selbst nicht blos in Widerspruch kommt, sondern gänzlich der Härte und Gewaltsamkeit unterliegen muß, mit der er als Naturmensch in diesem Zustand lebend, heute Sinnengenuß für sein Recht und morgen sein Recht für Sinnengenuß dahingibt, heute das Wohlwollen seiner Natur verachtet, und morgen sich ihm unbedingt überläßt; mit der er in einem ewigen Wechsel heute Treue fordert und morgen sein Wort bricht, heute Recht und Vertrag für heilig erklärt, und morgen sie als unbedeutend und durch seinen Willen kraftlos unter den Tisch wirft. Die Vorstellungen von Recht und Pflicht wirbeln in diesem Zustande nur leidenschaftlich in seiner zerrütteten Einbildungskraft und haben weder in seinem Kopf noch in seinem Herzen einen reinen Gehalt. Ich finde mich hier noch einmal auf dem Punkt wie oben. „Die Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, sowie der Mangel von Wahrheit und Recht, dem mein Geschlecht im gesellschaftlichen Zustand als solchem allgemein unterliegt und unterliegen muß, sind beides Folgen meiner sinnlichen tierischen Neigung, auf einem Punkt der Ausbildung, auf dem ich nur ein Werk meines Geschlechts und nicht ein Werk meiner selbst bin, stehen zu bleiben und mich auf diesen Punkt, auf dem die innere Veredlung meiner selbst nicht erzielt werden kann, vollendet zu glauben." Daraus folgt nun ganz einfach

Das endliche Resultat meines Buches.

Der Mensch ist nur insoweit fähig, die Widersprüche, die in seiner Natur zu liegen scheinen, in sich selbst aufzuheben und die Folgen derselben, die ihn im gesellschaftlichen Zustand so vielseitig drücken, zu mildern, als er einsieht, daß dieser Zustand selbst seiner innern Veredlung wesentlich[1]) entgegensteht und als er seine Ansprüche als bloße Ansprüche seiner tierischen Natur erkennt und selbige insoweit verdammt, gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht.

Der Grundsatz: Menschenwohl und Menschenrecht ruht ganz auf der Unterordnung meiner tierischen und meiner gesellschaftlichen Ansprüche unter meinen sittlichen Willen, ist blos eine verschiedene Art, das obige Resultat meines Buchs auszudrücken. Menschenwohl und

[1]) daß dieser Zustand, sich selbst allein überlassen, der innern Veredlung der Menschennatur wesentlich . . . .

Menschenrecht ruht wesentlich auf der Unterordnung meiner selbst als Werk der Natur und als Werk des Geschlechts unter mich selbst, als Werk meiner selbst auf der Unterordnung meiner selbst als Tier und Bürger unter mich selbst, als Mensch. Menschenwohl und Menschenrecht fordert daher eben so bestimmt die Unterordnung der öffentlichen Willkür, — die nichts anders ist, als die Vereinigung der tierischen Ansprüche der Masse mit den Privatgelüsten derer, die die physische Kraft, die Ansprüche der Masse geltend zu machen, in ihrer Hand haben, unter die wesentlichen Mittel, mein Geschlecht mitten im Verderben des gesellschaftlichen Zustands für Wahrheit und Recht dennoch empfänglich zu erhalten, und ihm [es] dadurch seiner ursprünglichen Beschaffenheit, das ist, einer friedlichen, gutmütigen und wohlwollenden Gemütsstimmung wieder näher zu bringen.

Ich schließe mein Buch mit diesem Gesichtspunkt. Mein Zweck ist vollendet: Ich habe, so viel als ich es zu thun vermochte, in mir selbst erforscht, was der Gang meines Lebens, wie er war, aus mir gemacht hat, und dadurch zu erforschen gesucht, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlecht macht. Ich habe soviel als ich es zu thun vermochte, in mir selbst Aufschluß gesucht, von welchen Fundamenten mein Thun und Lassen, und von welchen Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen. — Ich habe, soviel als ich es zu thun vermochte, in mir selbst Aufschluß gesucht, von welchen Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts, und von welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen.

Männer meines Zeitalters, nehmt diesen Beitrag der Eindrücke, den die letzte Hälfte dieses Jahrhunderts auf die Wahrheitsliebe, auf die Menschenliebe und auf die Freiheitsliebe eines Mannes gemacht hat, dessen Lagen und Umstände auf eine seltene Art zusammentrafen, die Gefühle eines zwanglosen und ungebognen Naturlebens mitten durch eine gehemmte und unbefriedigte Thätigkeit bis an sein nahendes Alter lebhaft zu erhalten, für das auf, was er ist und sein soll. Und wenn ihr auf gebahntern Wegen in der Erkenntnis der Wahrheit und des Rechts weiter gekommen seid, als ich auf den dornigen Pfaden meines Lebens und in einem gänzlichen Mangel des Gebrauchs aller Zeitmittel der wissenschaftlichen Ausbildung, so gönnet meinem graden Sinn, gönnet meiner Offenheit dennoch eure Aufmerksamkeit und meinem Irrtum eure Widerlegung. Würdiget selbst meine Anmaßung, der Haufe der lebenden Menschen trage die Fundamente meiner Wahrheit und meiner Irrtümer mit gleichen Gefühlen belebt, wie ich, in seinem Busen, würdiget selbst diese Anmaßung, wenn sie unrichtig ist, eurer Widerlegung[1]).

[1]) Anmerkung: Diese Bitte ist nicht erhört worden. Es hat beinahe niemand von dem Dasein dieser Nachforschungen, die schon vor mehr als zwanzig Jahren im Publikum erschienen, Notiz genommen. Dieses Stillschweigen meiner Zeitgenossen ist mir aber nichts weniger als gleichgültig. Edle

Ich habe den Gang meines Lebens für mein Geschlecht redlich und ernst zu benutzen gesucht, ich werde jede Belehrung redlich und ernst zu benutzen trachten; und fasse zum Beschluß die drei Gesichtspunkte: Was bin ich als Werk der Natur? Was bin ich als Werk des Geschlechts? Was bin ich als Werk meiner selbst? noch einmal ins Auge.

Was bin ich als Werk der Natur?

Ist es wahr, daß ich als solches außer meinem Sinnengenuß weder Wahrheit noch Recht kenne und deswegen in den wesentlichsten Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustands als solches, als ein elendes, unbrauchbares, verächtliches und verachtetes Geschöpf erscheine? Ist es wahr, daß ich als solches in diesem Zustande durch mein Wissen selber zum Schurken, Bettler und Träumer versinke, daß ich im Besitz der Ehre die Menschen, die mich umschwärmen, wie das Licht trauliche Mücken, verbrenne, daß ich im Besitz der Macht den unterworfenen Mann auch rechtlos mache u. s. w.?

Das alles ist wahr; ich bin als Werk der Natur physische Kraft, Tier, als solches ein Werk der Notwendigkeit, ewig unveränderlich das gleiche tierische Wesen, das nach Jahrtausenden kein Haar auf seinem Haupt und keine, auch [nicht] die leisesten seiner Triebe, auszulöschen vermochte.

Ich bin als Werk der Natur ein reiner, aber ein roher und harter Marmor, tief in den Felsen meiner Tierart eingeschichtet; aber dennoch mit einer Kraft begabt, als Geschlecht und in Verbindung mit ihm, und als Individuum außer Verbindung mit ihm, mich von meinem Felsen los zu machen und von meinem Geschlecht als Geschlecht und von mir selbst als Individualität bearbeitet zu werden. Meine tierische Natur ist dieser gedoppelten Bearbeitung meiner selbst gleich entgegen. Aber die Welt bliebe eine Wüste ohne die erste und ich selbst das elendeste Geschöpf dieser Wüste ohne die zweite; darum lechzet mein Geschlecht allgemein nach den Genüssen, die Folgen dieser Bearbeitung meiner selbst sind, während meine tierische Natur derselben mit aller ihrer Gewaltsamkeit entgegen strebt.

Ich muß mich als Werk meiner selbst durch mich selbst zu jeder Vollkommenheit erheben, der meine Natur fähig ist. Ich muß mich als Werk der Welt passend machen für eine jede Ecke der Welt, in die mich mein Los wirft. Als Werk der Natur passe ich in keine Ecke

---

meines Zeitalters! Ich wiederhole meine Bitte: Würdigt die Ansichten dieser Bogen und würdigt selbst meine Anmaßung, daß der große Haufen der lebenden Zeitmenschen die Ansichten dieser Bogen mit mir gereift haben und noch mit mir teilen, euren Prüfung und wenn sie unrichtig sind, eurer Widerlegung. — Meine Ansichten gehen ins Leben und ich erkläre sie, wenn sie unrichtig sind, selber zwar nicht für gefährlich, aber dennoch einer volkstümlichen Widerlegung im höchsten Grad bedürftig.

der Welt, und findet mich die Welt also, ob durch meine Schuld oder durch die Schuld eines andern, das fragt sie mich nicht, genug, findet sie mich also, so zerschlägt sie mich wie der Maurer einen unbrauchbaren Stein mit seinem eisernen Hammer und braucht mich zum Lückenfüller zwischen die schlechtesten Brocken. Das ist das Schicksal des Naturmenschen im gesellschaftlichen Zustand; es kann ihn in demselben kein besseres treffen. In den Bau der Welt taugt nur der abgeschliffene Stein*).

Was bin ich als Werk meines Geschlechts?

Ist es wahr, daß ich als solches schwankend stehe zwischen dem Werk meiner Natur und dem Werk meiner selbst? Ist es wahr, daß ich als solches keinen festen Standpunkt finde, weder für meine tierische Befriedigung noch für meine sittliche Veredlung? Wahr, daß ich in meinen Grundlagen verhärtet, als ein verdorbener Naturmensch in die bürgerliche Gesellschaft trete? Daß dieser Zustand ganz auf der Verstümmlung meiner tierischen Natur ruht und daß mir in diesem Zustand als solchem beides, die Harmonie meiner tierischen Kraft und diejenige meiner sittlichen Veredlung gleich mangelt; daß ich in diesem Duodezzustand meiner selbst meine Menschlichkeit bald meinem Fürfell, bald meiner Nadel, bald meiner Hausfarbe, bald meiner Kutte, bald meiner Krone aufopfere und aufopfern müsse?

Das alles ist wahr; ich vermag so wenig auf dem Punkt meiner gesellschaftlichen Ausbildung stehen zu bleiben, als auf demjenigen des bloßen Sinnengenusses. Ich muß im gesellschaftlichen Zustand tief unter die Behaglichkeit des befriedigten tierischen Naturlebens versinken, oder mich hoch über das Verderben seiner gesellschaftlichen Verhärtung emporheben. Ich muß entweder im Verderben der gesellschaftlichen Verhärtung meine Menschlichkeit verlieren, oder in demselben auf den Trümmern meines Instinkts die Erfahrungen sammeln, die mich von allem Unrecht seiner Verhärtung überzeugen und auf dieser Bahn zu Anerkennung des sittlichen Rechts hinführen.

---

*) Der letzte Absatz findet sich in etwas veränderter Form, wahrscheinlich nach dem Entwurfe, in einem Notizbuche der Frau Pestalozzi, von ihr eigenhändig geschrieben. Die Stelle lautet dort: „Aus P. Schriften 1795. Ich muß mich durch mich als Werk der Welt vollend machen in jede Ecke der Welt, wo mich das Los trifft. Findet mich die Welt, daß ich in keine ihrer Ecken passe, — ob durch meine oder fremde Schuld das fragt sie nicht — genug, findet sie mich also, so findet sie mich unbrauchbar und zerschlägt mich mit ihrem eisernen Hammer, wie der Maurer einen unbrauchbaren Stein in tausend Stücke zum schlechten Gebrauch, die Fugen auszufüllen zwischen dem brauchbaren Stein. Das ist das Schicksal unbrauchbarer Geschöpfe im gesellschaftlichen Zustand. In den Bau der Welt taugt nur der abgeschliffene und zugeschnittene Marmor; was sich nicht abschleifen und zuschneiden läßt, das wird zerschlagen.“ Frau Pestalozzi hat dazu gesetzt: „probatum est“.

Was bin ich als Werk meiner selbst?

Ist es wahr, daß Naturzustand, bürgerliche Bildung und Sittlichkeit sich gegen einander verhalten wie Kinderzustand, Lehrlingsjahre und Männeralter? Wahr, daß ich ohne den Irrtum meines Sinnengenusses und ohne das Unrecht meiner gesellschaftlichen Ansprüche nicht zu der Gemütsstimmung gelangen würde, die die Sittlichkeit voraussetzt? Ist es wahr, daß Wahrheit und Recht das ausschließende Eigentum dieser Gemütsstimmung sind? Wahr, daß sie ganz ausschließend die Sache des Individuums ist, daß Sittlichkeit unter zweien, als Sache dieser zweien, nicht zu bestehen vermag, daß der Naturstand sie nicht kennt und der gesellschaftliche nicht auf ihr ruht? Wahr, daß die tierische Nähe und Ferne sittlicher Gegenstände die bestimmte Naturneigung zur wahren Sittlichkeit ist? Wahr, daß die bürgerliche Pflicht als solche mich nicht sittlich macht? Wahr, daß alles was ich als Zunft, als Masse, schuldig bin, in sich selbst Reize zur Unsittlichkeit für mich hat?

Das alles ist wahr! Die Sittlichkeit ist beim Individuum innigst mit seiner tierischen Natur und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen verbunden. In ihrem Wesen aber ruht sie ganz auf der Freiheit meines Willens, das ist, auf der Beschaffenheit meiner selbst, durch die ich mich selbst in mir selbst unabhängig von meiner tierischen Begierlichkeit fühle.

Als sittliches Wesen wandle ich ausschließend der Vollendung meiner selbst entgegen und werde als solches ausschließend fähig, die Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, in mir selbst auszulöschen.

Tausende gehen, als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr.

Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glauben an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen, sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur und Treu seine innigste Neigung.

Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken. Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigen Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können.

Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht, aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer: Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch

immer harmlos liebte, — er erhielt sie nicht. Leute, die sich zu seinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugnis, er sei allgemein und unbedingt unbrauchbar. Das war das Sandkorn auf der stehenden Wage seines Elends.

Er ist nicht mehr, du kennst ihn nicht mehr; was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins. Er fiel; so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüte verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum.

Wanderer, weihe ihr eine Zähre, sie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte und lispelte dem Horchenden hörbar: „Ich will dennoch auch in meinem Vergehen seine Wurzeln noch stärken.“

Wanderer, schone der liegenden sich auflösenden Frucht und laß den letzten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baums noch stärken, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte.[1])

[1]) Anmerkung: Ich muß zu der Stelle, mit der ich diese Bogen 1797 geschlossen, noch hinzusetzen: Der Mann, der damals dieses Klaglied angestimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verschiedenen Gestalten noch lange fort, aber sie sind ihm zum hohen Segen geworden und er schreitet jetzt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziel seiner Lebensbestrebungen entgegen.

LG
P476S
Pestalozzi, Johann Heinrich
Samtliche Werke.
Vol. 7.
98515

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED